SN

-

ung

iens

Ital. 197 ^pm^

<36617592920017
S
<36617592920017
Bayer. Staatsbibliothek

Ital. 197 pm

DIE

CULTURENTWICKLUNG

SÜD-ITALIENS

IN

EINZEL-DARSTELLUNGEN

VON

EBERHARD GOTHEIN.

BRESLAU.
VERLAG VON WILHELM KOEBNER.
1886.

189 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die

CULTURENTWICKLUNG

SÜD-ITALIENS

IN

EINZEL-DARSTELLUNGEN

VON

EBERHARD GOTHEIN.

BRESLAU.
VERLAG VON WILHELM KOEBNER.
1886.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Seit 12 Jahren, seitdem mich mein Lehrer und Freund Bernhard Erdmannsdörffer zuerst in die Studien italienischer Culturgeschichte eingeführt hatte, trug ich mich mit der Absicht einer Geschichte der Culturentwicklung Süditaliens als desjenigen europäischen Landes, welches die meisten und tiefsten Einwirkungen fremder Cultur-Elemente erfahren hat, in dem sich also auch die Wirkungsweise derselben wie an einem Experiment ergründen lässt. Wäre ich zur Ausführung dieses Planes gelangt, so wie ich ihn in seinen Grundlinien in dem einleitenden Aufsatz dargelegt habe, so würden die hier von mir mitgetheilten Vorarbeiten überflüssig sein. Aber die Einsicht, dass nur ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien mir eine so gründliche Kenntnis verschaffen könne, wie sie zu einer solchen Arbeit nöthig ist, hat mich von diesem Plane abgebracht. Mit Unterstützung des hohen preussischen Cultus-Ministerium hatte ich im Sommer-Semester 1882 eine neunmonatliche Studienreise nach Italien unternommen, die mir zwar mein wichtigstes Material, aber zugleich auch jene Einsicht verschafft hat.

Ich bin auf derselben rastlos bemüht gewesen, mir von Land und Leuten ein zutreffendes Bild zu verschaffen, wie ich denn auch fast alle Theile Süditaliens zu Fuss durchwandert habe. Als eine Art Rechenschaftsbericht über diese Seite

meiner Thätigkeit habe ich die Aufsätze „Volkssitte und Sage in den Abruzzen“ und die „Heimath Ovid’s“ in diese Sammlung aufgenommen. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass ich sehr wohl weiss, dass die Fragen, die in ihnen gestreift werden, wissenschaftlich anders behandelt sein wollen, als es hier geschieht. Das Material für die Aufsätze „Aus den Abruzzen“ verdanke ich grossen Theils der Freundlichkeit A. de Nino’s in Sulmona. Für die Abhandlung „Aquila“ bot mir das dortige Stadtarchiv, aus dem schon Antinori in seiner Ausgabe des „Buccio de Rainallo“ wichtige Urkunden mittheilte, die Grundlage. Am meisten neues Material brachte ich für die Geschichte der „Renaissance in Süditalien“ zusammen. Die Vaticana bot mir das Autograph der Briefe des Antonius Panormita und der an ihn gerichteten Briefe, die Gedichte des Elisius Calentius (ebenfalls in der Urschrift), von denen mir — den unbedeutenden Froschmäusekrieg ausgenommen — kein gedrucktes Exemplar zu Gesicht gekommen ist, und einige Sammelbände mit Briefen und Gedichten neapolitanischer Humanisten. Die kgl. Bibliothek von Neapel lieferte mir die Werke des Tristan Caraccioli, dessen ungedruckte Abhandlungen ebenso interessant sind, wie die von Muratori publicirten, die Gedichte des Antonius Panormita und den wichtigen Dialog des Galateus, Eremita. In der Laurentiana sah ich die ungedruckten Abhandlungen Manetti’s durch, um das Bild dieses merkwürdigen Mannes zu vervollständigen. Weitaus am wichtigsten war mir aber, dass ich auf dem königlichen Ministerium des Cultus die Sammlung, welche im Anfang des Jahrhunderts Arditi in Lecce für die Geschichte der Akademie Pontan’s gemacht hat, und die drei stattliche Quartbände füllt, benutzen durfte. Arditi wird von seinem Zeitgenossen Colangelo als der bedeutendste Kenner und Sammler auf dem Gebiet dieser Studien genannt, Arditi

muss aber mit seinen Schätzen sehr zurückgehalten haben, denn er hat Colangelo nicht einmal auf seine Bitten die Briefe, welche er von Pontan besass, mitgetheilt. So ist denn die wunderliche Rechtfertigung Pontan's als Politiker entstanden, die sich in den italienischen Schriften bis heute fortvererbt hat. Eben dieser reiche Briefwechsel Pontan's und der übrigen Akademiker, der nun eine kritische Geschichte des süditalienischen Humanismus erst möglich macht, bildet den Haupttheil der Sammlung Arditi, aber auch einzelne Schriften, die in ihr aufbehalten sind, wie die Rede Tristan Caraccioli's beim Krönungszug Alfonso's II., sind von Wichtigkeit.

So gebe ich denn meine Schrift als eine Sammlung von Bruchstücken heraus; aber auch so hoffe ich, dass jede der Culturepochen Süditaliens in einer maassgebenden Erscheinung geschildert ist, mit Ausnahme freilich der wichtigsten, der eigentlich welthistorischen, unter der normannisch-staufischen Herrschaft. Im Michael habe ich nicht nur die volksthümliche Religiosität der Langobarden schildern wollen, sondern überhaupt darstellen, in welcher Weise sich die supernaturalistische Weltanschauung des Mittelalters ausgebildet hat, ich habe an dem, wie ich glaube, geeignetsten Beispiel beweisen wollen, dass entgegengesetzt der gewöhnlichen Annahme die volksthümlichen Antriebe das Dogma überwucherten, es häufig sogar bestimmten. Im Januarius habe ich die innige Verschmelzung des religiösen Stadtcultus mit der politischen Entwicklung der Communen erweisen wollen und bin dabei einer der wunderlichsten Formen der Superstition in's Einzelne nachgegangen, ein noch genaueres Eingehen auf die Verfassungsgeschichte Neapels unter den Herzogen schien mir dagegen an dieser Stelle nicht statthaft. Die grosse Ausführlichkeit, mit der ich Aquila behandelt habe, möge man damit entschuldigen, dass es mir darauf ankam, das Leben einer

italienischen Mittelstadt bis in alle erkennbaren Einzelheiten zu verfolgen. Wenn man immer nur die grossen Brennpunkte des italienischen Lebens, Florenz und Venedig, vor Augen hat, wird man leicht verführt, manches für local bedingte Entwicklung zu halten, was in Wahrheit allgemein italienisch ist. Ausserdem beansprucht Aquila um seiner Entstehung willen zugleich als „Fürstenstadt“ und als „Bauernstadt“ besondere Aufmerksamkeit. Meine Liederhypothese habe ich vorgetragen, wie sie mir richtig scheint; Beifall wird sie bei der Abneigung der gegenwärtigen Philologie gegen solche Erklärungsversuche schwerlich finden.

Die Geschichte der Renaissance ist in sehr verschiedenen Zeiten unter mannigfaltigen Hindernissen geschrieben; als ich sie begann, kannte ich noch keinen höheren Ehrgeiz als an einem besonderen Fall die Züge des typischen Bildes zu verfolgen, wie es Jacob Burckhardt gezeichnet hat. Und wenn ich auch späterhin höheren Werth auf die genetische Entwicklung gelegt, als es der grosse Meister der Culturgeschichte bei seinem Zweck hat thun dürfen, so war doch in der Eintheilung des Stoffes der frühere Charakter nicht mehr zu verwischen. Mein Zweck war nun besonders, zu zeigen, wie sich unter Verhältnissen, die von denen des übrigen Italiens weit abweichen, die Renaissancecultur entwickelte und heimisch machte. Auf der Darstellung der socialen Verhältnisse musste bei mir deshalb der Nachdruck liegen; Niemand wird von mir eine bibliographisch vollständige Darstellung des süditalienischen Humanismus verlangen; ich will keine Gelehrtengeschichte geben, sondern eine Culturgeschichte, in der dieser nur ein einzelner Platz zufällt.

Eins glaube ich wenigstens versichern zu können: dass ich meine Studien weiter ausgedehnt habe, als ich zu schreiben gedachte, dass meine Charakterisirung des neapolitanischen

Humanismus auf einer Kenntnis der italienischen und deutschen Renaissance beruht, die ich so vollständig wie möglich zu machen gesucht habe. Was aber meine Auffassung der Renaissancecultur überhaupt anlangt, so bekenne ich mit Stolz, dass alle eigenen Studien mich immer nur noch mehr zum verehrenden Jünger Burckhardt's gemacht haben, und dass ich eine Erweiterung oder Ergänzung seiner culturgeschichtlichen Gesichtspunkte nur in der philosophischen Darstellung der modernen Geistesentwicklung, wie sie mein werther Lehrer W. Dilthey gegeben hat, sehen kann. Bei aller Hochachtung für G. Voigt's Verdienste — wer, der auf diesem Gebiete gearbeitet hat, könnte diese verkennen! — muss ich doch gestehen, dass die Gesinnung, mit der er schreibt, diese durchgängige Verdrossenheit, die allerungeeignetste ist für die Auffassung grosser historischer Erscheinungen; und unter diese werden wir doch den Humanismus wohl rechnen müssen. Wer G. Voigt unbefangen liest, wird sich immer sagen: er nimmt Partei für die Autorität. Keinem Katholiken wäre es zu verdenken, wenn er sich bei einer Kritik der Reformation auf die Grundsätze beriefe, welche Voigt gegenüber dem Humanismus geltend macht. Wir fragen uns aber einfach: Woher kommt es denn, dass diese scholastischen Universitätsprofessoren, die so sympathisch in Schutz genommen werden gegen die humanistischen Störenfriede, insgesammt vergessen sind, so vergessen, dass eigentlich auch ihr Beschützer nichts von ihnen weiss?

Jedoch jedes Wort wäre hier überflüssig, seitdem die Früchte einer solchen Auffassungsweise in Paulsen's Geschichte des gelehrten Unterrichts offen zu Tage liegen. Einen Mann von der gediegenen Gelehrsamkeit, von dem unbestechlichen, geraden Urtheil Voigt's, dem vielleicht nichts vorzuwerfen ist als eine Uebertreibung des Gerechtigkeitsgefühls, muss es wohl selbst betrüben, aus den Keimen, die er gesät, ein so leicht-

sinniges und tendenziöses Machwerk hervorgehen zu sehen. Ein Pamphlet verliert seinen Charakter nicht, auch wenn es als dickleibiges Werk auftritt. Hoffentlich findet wenigstens diese Art die Geistesgeschichte unseres Volkes zu behandeln auf deutsch-protestantischer Seite keine Nachfolge.

Karlsruhe.

Eberhard Gothein.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung. Seite

Die Culturentwicklung Süditaliens 1

Der Erzengel Michael, der Volksheilige der Langobarben.

I. Das Michaelsfest auf dem Monte Gargano 41
II. Die Verehrung der Engel in der alten Kirche 48
III. Das Dogma vom Erzengel Michael und seine Gestaltung im Volksglauben 54
IV. Der griechische Mythus vom Erzengel Michael 62
V. Der italienische Mythus vom Erzengel Michael . . . 67
VI. Der Erzengel Michael als Volksheiliger der Langobarden 76
VII. Mythus und Dienst Michaels ausserhalb Italiens . . . 97

Januarius, der Stadtheilige von Neapel . . . 112

Aus den Abruzzen.

I. Leonessa . 143
II. Die Heimath Ovid's 154
III. Aquila . 162
Beilage: Buccio di Rainallo's Lied von der Schlacht bei Tagliacozzo 243

Volkssitte und Sage in den Abruzzen 251

Die Renaissance in Süditalien.

Einleitung . 281
I. Die Barone 283
II. Die Seggi der Stadt Neapel 312
III. Das niedere Volk 345
IV. Fremde Elemente 391
V. Die Geistlichkeit und die religiösen Zustände 422
VI. Die Fürsten und die Humanisten 473

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung. [illegible]

[illegible] Mistral, der [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible], der [illegible] 113

Aus der [illegible].

[illegible]

[illegible]sitte und Sage in der [illegible] 131

Die Renaissance in [illegible].

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Die Culturentwickelung Süditaliens.

Wenn man vom Gipfel des Gran Sasso herabschaut auf das Gewirr von Bergen und Thälern, welche Süditalien erfüllen, dann erscheint die Halbinsel wie ein schmaler Streifen; endlos aber dehnen sich zu beiden Seiten die blauen Flächen, hier des adriatischen, dort des tyrrhenischen Meeres aus.

Es ist ein enges Land, welches man von hier übersieht, aber welche Fülle verschiedenartiger Naturscenen und Volksgruppen drängt sich auf diesem Raume zusammen! Wenige Tage genügen, um aus diesem rauhen Gebirgslande herabzusteigen in die üppigen Fluren Campaniens, zu den Palmengärten und Orangenhainen Neapels. Statt des kühnen, aber in sich gekehrten und träumerischen Bergvolkes sehen wir uns von einer lärmenden, genusssüchtigen, gutmüthigen Menge umgeben, — dort einsame Hirten, hier die geselligste aller Bevölkerungen, die den Ackerbau als Gartenbestellung treibt. An dem entgegengesetzten Meere wiederum dehnt sich die apulische Steppe aus, in der das Auge vergeblich nach festen Ansiedelungen der Menschen sucht, in der man halbe Tage lang nur dem berittenen, bis an die Zähne bewaffneten Hirten begegnet, — eine ungarische Pussta, versetzt unter einen südlichen Himmel, scheint das Land.

Dieser Mannigfaltigkeit der Natur entspricht eine solche der geschichtlichen Entwickelung. Griechen und Römer, Byzantiner und Langobarden, Araber und Normannen, Schwaben

und Provenzalen, zuletzt zwei Jahrhunderte lang Spanier, haben dieses Land besessen oder um seinen Besitz gekämpft. Keine dieser Völkerwogen ist spurlos vorübergegangen; von jeder lässt sich die Einwirkung auch heute noch verfolgen.

Nur der Süden der Halbinsel war es, der solche Wechselfälle durchgemacht hat; er hat deshalb auch stets eine besondere Stellung eingenommen. Man ist leicht versucht, zu glauben: die Rolle, die er in der politischen und Culturgeschichte gespielt, sei, verglichen mit der Toskanas, Roms, der Lombardei und Venedigs, unbedeutend und oft verhängnisvoll gewesen. Zumal jetzt schreibt man Alles, was in Italien schlecht und faul ist, auf die Rechnung der südlichen Provinzen. Selbst wohlwollenden Kennern erscheinen die Zustände und die Menschen dort unten ganz verzweifelt; der Anschluss des früheren Königreichs Neapel an den italienischen Einheitsstaat gilt Vielen geradezu als ein Unglück, und nur im unbedingten Uebergewicht des Nordens glauben sie noch eine Rettung für die Zukunft zu finden.

Dennoch wird nach gewissenhafter Erwägung wohl Niemand leugnen, dass diese südlichen Stämme zu der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Begabung, der Sitte, der Leistungen, einer Mannigfaltigkeit, wie sie ausser dem italienischen nur noch das deutsche Volk besitzt, fast das Meiste beitragen. Licht und Schatten aber werden wir gerecht vertheilen können nur nach Maassgabe der culturgeschichtlichen Einsicht. Wenn wir das Werden der Wirthschafts- und Bildungszustände erklärt haben, mögen wir auch die Bedeutung eines Theiles für die Gesammtheit einigermassen abschätzen. Wenigstens die Grundlinien dieser Entwickelung zu zeichnen möge hier versucht werden.

Die früheste Culturperiode Süditaliens ist auch seine glücklichste und glänzendste geblieben. Seine glücklichste: denn eine Fülle, eine Kraft, einen Wohlstand des Volkes, wie sie die oskischen Stämme aufwiesen, haben spätere Zeiten kaum wieder gesehen. Seine glänzendste: denn überreich war in den griechischen Ansiedelungen der Samen hellenischer Bildung ausgestreut. Es war nur ein dürftiges Landstädtchen an unwirthlicher Küste, jenes Elea, das unsterblichen philosophischen

Ruhm erworben hat. In den reichen sicilischen Handelsplätzen zumal hat sich die Kunst und später auch die Wissenschaft dem Mutterlande ebenbürtig entfaltet.

Auffallend bleibt es aber, dass schon damals sich hier alle Kräfte in einer kurzen Blüthezeit zusammendrängten und erschöpften. Alt-Hellas blieb das geistige Haupt der Welt, auch nachdem es seine politische Selbständigkeit verloren hatte; Sicilien und Gross-Griechenland traten nach der römischen Eroberung nahezu vom Schauplatze der Culturgeschichte ab.

Im Innern ward die Volkskraft zuerst durch die Samnitenkriege gebrochen, dann durch den Bundesgenossenkrieg zerrieben; auch hier galt fortan die Latifundienwirthschaft als Regel, bis sie durch den Colonat gemildert wurde. An der Küste ward das griechische Sprachgebiet und mit ihm die hellenische Bildung schrittweise eingeschränkt. Mitten unter den hellenischen Siedlungen am Golf erhob sich jetzt eine Handelstadt von rein italienischem Charakter, Puteoli. So haben die Römer die geistige Selbständigkeit Süditaliens geknickt und seinen Wohlstand tief geschädigt.

Demungeachtet hat die Erinnerung an diese Zeit jene an die vorangegangene bei den Nachkommen fast ausgelöscht. Auch im Süditaliener lebt heute der überlieferte Römerstolz. In seltsamer Weise — beim Deutschen würde man sie schlechtweg Eitelkeit nennen —, spiegelt er sich im Bild der Antike; jedem Bruchstück einer lateinischen Inschrift widmen dieselben Menschen ehrfurchtsvolle Betrachtung, welche die monumentalen Zeugnisse des Mittelalters verschleudern, vernachlässigen oder nach ihrem jeweiligen Geschmack umgestalten. Besonders an die Namen der grossen Dichter, an das Grab Virgil's zu Neapel, an den „Liebesquell" Ovid's zu Sulmona hat sich selbst im Mittelalter eine, wenn auch sagenhaft entstellte, Ueberlieferung vom römischen Alterthum geknüpft.

Leicht schlug jedes Volksthum in diesem nivellirten Boden Wurzel: dies zeigte sich erst recht am Beginn des Mittelalters. So wenig Geschick und Lust zum Colonisiren die Byzantiner besassen, es genügte doch die Thatsache ihrer Herrschaft, um

dem griechischen Element an den Küsten wieder zum Uebergewicht zu verhelfen. Griechische Sprache und Gebräuche herrschten wieder eine Zeit lang vorwiegend an beiden Meeren und sind wenigstens im Osten seitdem niemals ganz verschwunden. Bischöfe zweier Nationen mit getrennter Kirchensprache hatten ihren Sitz in der Stadt Neapel, die inmitten des Verfalles blühender Nachbarstädte durch die in ihr zusammenströmenden Flüchtlinge rasch wuchs und schon als Haupt Unteritaliens, soweit es nicht den Barbaren anheimgefallen war, gelten konnte. Schlechthin Griechen nannte der Langobarde seine Gegner an der Küste; und nicht um des lockeren Unterthanenverhältnisses willen, in dem die *duces* und Katapane zu Byzanz standen, hatte er diese Bezeichnung gewählt.

Kaum ein Jahrhundert nach der Einwanderung betrachteten sich die Langobarden schon als die eigentliche heimische Bevölkerung des Landes, die Griechen als fremde Eindringlinge. Diese Tendenz zieht sich durch die langobardische Geschichtsschreibung hindurch und findet sich noch in den unbedeutendsten Aufzeichnungen vertreten; frühzeitig erhielt sie durch die Verehrung des Erzengels Michael auf dem Monte Gargano, des Volksheiligen und Vorkämpfers der Langobarden [1]), auch einen religiösen Ausdruck. Zäher als irgendwo in fremdem Lande beharrte in den rauhen Apenninen das deutsche Wesen. Es hat sich eine Zeit lang hier sogar selbständig weiter entwickelt; und käme es in der Geschichte nur auf den Grad der Blutmischung an, so würde man die Süditaliener weit eher als ein germanisches Volk bezeichnen müssen, als uns Ostdeutsche.

Die Macht des Königthums beruhte zwar auf den nördlichen Provinzen, welche den Namen der Lombardei beibehalten haben, das germanische Volksthum aber war viel tiefer in den Herzogthümern, in Benevent und im Friaul, begründet. Als vom Königsthron herab zum letzten Mal gegen romanische Einflüsse und griechische Bedränger in schroffer

[1]) Siehe die Abhandlung: „Der Erzengel Michael“.

Weise das Germanenthum geltend gemacht wurde, geschah dies durch den früheren Herzog von Benevent Grimoald. Noch der Sohn dieses Mannes, sein Nachfolger in der Herzogswürde, war Heide; die Geschichte seiner Bekehrung durch den heiligen Barbatus giebt den merkwürdigsten Einblick in die geistige Verfassung des nordischen Volkes, das mehr als ein Jahrhundert im alten Samnitenlande heilige Haine gehegt, dem Wotan geopfert hat und in frommer Scheu den Stätten der Weissagung genaht ist.

Der Cult des Volksheiligen, des Erzengels, selber zeigt die Mischung morgenländischer Legende und nordischen Heidenthums. Das Mittelalter kennt überhaupt keinen heidnischeren Mythus als diesen des Feldherrn der himmlischen Heerschaaren, der zugleich Beschützer und Anführer der Völker ist, der im Gewitter daherfährt, der sich in tiefer Höhle seine Wohnung erbaut und selber geweiht hat, der in ihr schläft und seine Fussspur gleich der eines Zwerges eindrückt. Gerade um dieses abenteuerlichen Charakters willen besass der Cultus und seine ursprüngliche Stätte so viel Anziehendes für die Einbildungskraft des Mittelalters, wie kaum ein anderer. Bis in die Reformationszeit ist der Gargano ein Hauptziel der Pilger aller Nationen gewesen; und wer das süditalienische Volksthum in seiner merkwürdigsten Erscheinung kennen lernen will, der steige auch heute noch mit den Waller- und Büsserschaaren den steilen Berghang am achten Mai hinan, — es ist der Tag des Siegesfestes der Langobarden über die Griechen. In Brauch, Sitte und Sage der Gebirgsbevölkerung kann man neben dem antiken das deutsche Element überall verfolgen; zäher als in der ursprünglichen Heimath hat sich hier mancher Zug erhalten.[1])

Ein Land der Stämme und Dörfer ist seit der langobardischen Besiedelung das innere Unteritalien geblieben. In seinem Herzen, den Abruzzenlandschaften, hat sich erst seit dem 13. Jahrhundert wieder städtisches Wesen entwickeln können; und auch dann erhob sich dies auf der Grundlage einer bäuerlichen Gauverfassung. Um so schärfer schieden

[1]) Siehe den Aufsatz: „Volkssitte und Sage in den Abruzzen".

sich die griechisch-römischen Küstenstriche vom Binnenlande, denn in ihnen war, mehr als es selbst im Alterthum der Fall gewesen, die Volksmenge und die Volksenergie in den Städten zusammengedrängt. Die Küste Apuliens wird von einer Kette prächtiger altersgrauer Städte begleitet. Hinter ihnen dehnen sich die Steppe oder einförmige Olivenhaine aus, nur spärlich unterbrochen von den Häuschen einzelner Colonen oder den Hürden der berittenen Hirten; meilenweit erblickt man kein Dorf. Dieser Zustand ist ein uralter. Aus ihm erklärt es sich, weshalb Apulien bis an's Ende der Hohenstaufenzeit eine unverhältnismässig grosse Rolle spielte, warum dem Deutschen der Erbe der Normannenkönige als „der Vogt von Pülle“ galt. Nicht überwiegender Reichthum oder besondere Gunst der Lage, nur die Concentration ihrer Kraft in den Städten sicherte dieser Landschaft ihr Uebergewicht.

Dasselbe gilt von der so viel mehr als Apulien begünstigten, ihm entsprechenden Ebene an der Westküste, der *terra di lavoro,* nur dass hier auf dem üppigen, vulkanischen Boden das Leben des Einzelnen und des Volkes sich rascher und leidenschaftlicher als dort entwickelte. Der unverwüstliche Lebensmuth, die Genussfreudigkeit und der frevelhafte, nie vorausdenkende, nie zurückblickende Leichtsinn dieses Volkes sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Vom Meere her bedrängen es damals die saracenischen Seeräuber, vom Lande die Langobarden; nur widerwillig fügt es sich in den starren byzantinischen Beamtenmechanismus und entzieht sich ihm, so oft es nur irgend angeht; von den Mächten der Natur sieht es sich bald mit dem Untergang bedroht, bald verwöhnt, wie kein anderes Volk des Erdkreises, — in solcher Lage ist es immer das Klügste gewesen, den Augenblick zu geniessen und mit voller Liebe das Dasein zu umfassen. Dem Neapolitaner war von jeher seine Stadt die Welt, in ganz anderem Sinne, als dies etwa vom Römer gesagt werden kann: er bedurfte nie einer Ergänzung dieser kleinen Welt zur Glückseligkeit.

Der überschwängliche Localpatriotismus, der das Italien des Mittelalters dem alten Griechenland so nahe verwandt erscheinen lässt, fand in Neapel zuerst einen Ausdruck: Die

Geschichte seiner Bischöfe ist die früheste wirkliche Städtechronik; als einförmiger Catalog beginnend, endet sie mit lebhafter eingehender Schilderung. Da erscheint denn die Stadt wie ein lebendiges Wesen, dessen Schicksale erzählt werden sollen. Alles dreht sich um sie, ihre Geschlechter, Herzöge und Bischöfe, um ihre Prachtbauten, Kostbarkeiten, Reliquien; und wenn von Kaisern und Päpsten berichtet wird, so geschieht es nur um ihretwillen. Mit ihrem Lobe, mit einer für jene Zeiten tiefsinnigen Erwägung ihrer Vorzüge, beginnt die Lebensbeschreibung des heiligen Bischofs Anastasius; doch eben nur als Sohn seiner Vaterstadt sollte er dargestellt werden. So nannte auch der Neapolitaner mit Stolz den heiligen Januarius, den Patron der Stadt, stets seinen Mitbürger, und hielt eifersüchtig darauf, dass nur ihm und keinem andern dessen Schutz zukomme.[1])

Denn dieser hochgespannte Localpatriotismus verlangte auch nach einem ausschliesslichen Localheiligen, der nur für diese Stadt zu sorgen, nur ihre Verehrung zu empfangen habe, der innerhalb ihrer Mauern Alles, ausserhalb derselben Nichts sei. Ein persönliches Verhältnis — nicht einmal immer ein freundliches — ist es, was die Stadt und jeden Bürger an den Heiligen knüpft; frühzeitig begegnet der wunderliche Zug, dass der Heilige gescholten, bedroht und gezwungen wird, so oft er nicht helfen will. Seine Legende ist ganz dürftig; um so stärker war von jeher das Bedürfnis, dieselbe zu ergänzen durch die Fülle fortlaufender Wunder; und alle wichtigen Ereignisse der Stadtgeschichte, zumal die grossen durch Umwälzungen der Natur oder der Geschichte veranlassten Unglücksfälle, sind deshalb mit dem Dienste des Heiligen verknüpft.

S. Gennaro ist jedoch nur das Oberhaupt einer ganzen Schaar von Heiligen, die sowohl der Stadt als den Städtchen, deren Mittelpunkt Neapel darstellt, angehören. Ganz harmlos erzählen die Legenden von der Eifersucht oder vom Zusammenwirken der himmlischen Vertreter, nach denen sich

[1]) Siehe den Aufsatz: „Der heilige Januarius“.

dann auch das Verhalten der irdischen Mitbürger richtet; denn diese Städtchen, welche in dichter Reihe den Golf umgeben, der gleichsam einen belebten und bewegten, allen gemeinsamen Platz darstellt, fügten sich Neapels Leitung, so viel Eifersucht im Einzelnen auch vorhanden war.

Selbst die Langobarden der Nachbarschaft wurden nach und nach in diesen Lebenskreis hineingezogen, während zugleich die griechischen Städte wenigstens in einem Punkte, in der Rechtsentwickelung, von ihnen beeinflusst wurden. Der glänzende Fürst, der nach dem Untergang des langobardischen Königthums im Süden den Namen des Volkes aufrecht hielt, jener Arichis, an dessen Hofe Paulus Diaconus als Staatsmann und Geschichtsschreiber wirkte, hat seine Hauptstadt Benevent doch nach dem Muster der Byzantiner geschmückt. Als bald nach seinem Tode das Herzogthum zerfiel, erhoben sich in den einzelnen Städten Campaniens eine Menge kleiner Tyrannen, halb germanische Volksführer, halb städtische Parteihäupter, die in ihrem Wesen den Gewaltherrschern der Renaissancezeit auf's Haar gleichen. Insgesammt waren sie treulose Frevler, aber energische, originelle Gestalten, deren Bild uns selbst aus den dürftigen Aufzeichnungen dieser verwilderten Zeit deutlich entgegentritt. Als der zügelloseste unter ihnen, der Erzbischof Pandulf, sein neues Capua baute, geschah es in bewusster Anlehnung an die Antike, mit dichterischem Weihespruch: Wie das alte Capua nach Rom die zweite Stadt des Erdkreises gewesen, so solle das neue die erste werden. Der Hass zwischen den Abkömmlingen der uralt-griechischen und denen der neuen germanischen Colonisten bestand wohl noch; aber hier in Campanien waren dennoch die Unterschiede des Wesens fast ausgeglichen.

Nach Jahrhunderte langer Fehde fielen die beiden hadernden Stämme einem dritten fremden Einwanderervolk, den Normannen, zur Beute. Erst diese haben einen grösseren Staat geschaffen; und die Gruppe von Landschaften, welche ihre Könige zusammenbrachten, hat, von der zeitweiligen Trennung Siciliens abgesehen, seitdem auch diesen Zusammenhang gewahrt.

Für die Culturentwickelung Süditaliens war es von höchster Bedeutung, dass ein frisches und den bisherigen Bestandtheilen ganz ungleichartiges Volkselement eintrat, gerade in einer Zeit, als im übrigen Italien sich eine völlige Verschmelzung aller Gruppen anbahnte.

Die Normannen waren das jüngste unter den maassgebenden europäischen Völkern; als solches sind sie die Vermittler zweier Weltalter grosser Wanderungen geworden. Der letzte erobernde Stamm, der aus dem germanischen Norden vordrang, sind sie auch das belebende Element der Kreuzzüge gewesen; ein Wandervolk wie kein zweites, — die See war ihre Heimath — wurden sie auch das eigentliche Rittervolk. Sie haben das Abenteuer zum Kern des Ritterthums und durch Umformen der wüsten gälischen Stoffe auch zum Kern der ritterlichen Literatur gemacht; bei ihnen hatte das einen guten Sinn, während es bei allen anderen Nationen alsbald zur Karikatur ausartete. Dadurch, dass normannische Herrengeschlechter von England bis nach Syrien ihre Reiche gründeten und stets mit einander in regem Verkehr blieben, haben sie auch am meisten dazu beigetragen, dass das Ritterthum sich überall gleichartig entwickelte und sich mit dem Bewusstsein dieser Gleichartigkeit erfüllte.

In den wenigen Schriftdenkmälern, die aus der nächsten Zeit nach der Eroberung stammen, tritt uns das Volk, noch halb nordische Wickinger und schon halb französische fahrende Chevaliers mit voller Deutlichkeit entgegen, vor Allem aus dem grossen lateinischen Heldengedicht von ihren und ihrer Führer Thaten, das mit der Schilderung beginnt, wie von der Höhe des Gargano der verbannte Grieche Meles frommen Pilgern normannischen Stammes das weite Apulien als willkommene Beute zeigt.

Eine Zeit lang mochte das unteritalienische Reich als der wichtigste Besitz der Normannen erscheinen; auf ihm beruhte ihre Stellung im Mittelmeer, das in der Kreuzzugszeit wiederum Mittelpunkt der Geschichte war. Seine Herrscher, Robert Guiskard, dessen Söhne und Neffen, sind die kühnsten, am höchsten strebenden Köpfe gewesen, die das Abenteurervolk

je besessen; und der eine von ihnen, Tancred, hat Zeitgenossen und Späteren als der Spiegel vollendeten Ritterthums gegolten; als solcher lebt er in der italienischen Dichtung unsterblich fort.

Zu ihrer grossen Bedeutung und selbst zu einem Schein von Legitimität waren diese Männer dadurch gelangt, dass sie ihre Politik durchaus vereinigten mit der des Papstthums, das sich damals mächtig entfaltete. Sie waren die Schooskinder der Curie, aber auch deren stets kampfbereite Helfer und Beschützer. Es herrschte wohl eine innere Verwandtschaft zwischen der geistigen Grossmacht, die über den Nationen stehen wollte, und dem Volksstamm, der ausserhalb der alten Nationen stand, der in jedem Lande, wo er sich angesiedelt, einen Keil in das bisherige Volksthum getrieben hatte. Der Bund der beiden und sein Ausdruck, das unselige Lehnsverhältnis, ist eine der verhängnisvollen Thatsachen der Weltgeschichte geworden und ist dies für Italien noch länger als für das übrige Europa geblieben. Zunächst hatte er im 11. Jahrhundert auch die Folge, dass die Unterwerfung der süditalienischen Kirche unter Rom eine weit strengere wurde, als sie bisher gewesen war. Früher hatte Rom hier nur einen ganz zuverlässigen Stützpunkt besessen: Monte Cassino, das Mutterkloster der abendländischen Mönchsorden.

Die Gründung des heiligen Benedict, die von ihrer Bergkuppe so stolz das herrliche Liristhal überschaut, hatte inmitten aller Bedrängnisse nie auf die Stellung an der Spitze aller Klöster verzichtet, jetzt war sie wieder eine Grossmacht geworden, die hohe Schule der päpstlichen Diplomatie. Cassino's Klosterchronik, die in gleichem Sinne durch Jahrhunderte fortgeführt worden ist, beansprucht durch ihr Alter und ihren Werth die erste Stelle unter den Werken dieser Art; in dem Lande eines fortwährenden Wechsels legt sie Zeugnis ab von der unbeirrten, gleichmässig sich fortpflanzenden Sinnesart dieser Mönche.

Trotz ihres kirchlichen Eifers haben jedoch die Normannen die besten Stücke ihrer Cultur den hartnäckigsten Feinden des Glaubens, die zugleich ihre unversöhnlichsten Gegner waren,

den Saracenen, entlehnt. Sie haben das bereits furchtbar verwüstete Unteritalien zwar vor der mohammedanischen Herrschaft gerettet, sie haben Sicilien derselben wieder entrissen, aber sie haben sich doch der höheren Verstandesbildung, welche die Unterliegenden auszeichnete, beugen müssen; und sie haben sich angezogen gefühlt durch eine bis zum Raffinement getriebene Verfeinerung des Lebensgenusses. Während der ganzen Zeit der normannischen Könige und ihrer Erben, der Hohenstaufen, war dieser Einfluss in beständigem Wachsen. Eine Kunst, die fast mehr zum abstracten Verstand als zum Auge redet, und die doch im Stande ist, der ausschweifendsten Phantasie Genüge zu thun, fanden sie vor und bildeten sie fort. Wie sie dabei ihre Anleihen zugleich bei entgegengesetzten Kunstformen machten, wie sie dieselben zu einem zwar nicht ganz harmonischen aber höchst originellen Ganzen verschmolzen, zeigt ihr Königsdom von Monreale: eine lichtstrahlende Säulenbasilika, geschmückt mit dem vollständigsten Gestaltenkreis der byzantinischen Kunst und mit einer unübersehbaren Fülle maurischer Ornamente. Seines Gleichen findet dieses Gotteshaus wohl nur noch in Venedigs Markuskirche; auf die beiden Pole von Italiens mittelalterlicher Cultur weisen diese zwei Gebäude: dort das Schmuckkästchen der beharrlichsten aller Aristokratien, der Reliquienschrein ihres zum Staatssymbol erklärten Heiligen, von Generationen durch Jahrhunderte immer reicher geschmückt, hier das Ruhmesdenkmal eines einzigen Fürsten, durch seinen Herrscherwillen hervorgerufen und alsbald bis in's kleinste Detail wie kaum ein zweites Bauwerk vollendet.

In weit höherem Maasse bezeugen den arabischen Einfluss die Reste normannischer Paläste und Villen, die sich von Palermo bis Amalfi finden. Aus ihnen weht uns gleichsam der schwüle Hauch orientalischen Lebensgenusses entgegen. Auf den Höhen der geheimnisvollen, weitzerstreuten Bergstadt voll uralter Kirchen und verfallener Paläste, Ravello, liegt das schönste jener Landhäuser. Inmitten einer zauberhaften Landschaft mit dem Ausblick über das leuchtende Meer, über Gebirge und Thäler, umgeben von einem fast tropischen

Garten, mit seinen offenen Hallen und Höfen, seinem Schlingwerk von Säulen und Bogen, seinen plätschernden Brunnen, erzeugt es in unserer Seele einen völlig traumhaften Eindruck, gleich einem Feeenmärchen aus Tausend und einer Nacht. Von hier reicht der Blick bis zur Küste Calabriens: dort erheben sich voll schlichter Majestät in einer Landschaft einfach-grosser Formen die Tempel von Pästum. So kennzeichnen sich hier in ihren köstlichsten Resten die zwei verschiedensten Culturepochen.

Die Ergänzung zu dieser Phantasiefülle bildet in der arabischen Geistesanlage und Cultur der scharfe Verstand, die rationelle Behandlung des Lebens. Der Einfluss, den die Orientalen hierdurch ausübten, war von ungleich grösserer Tragweite, als jener andere ästhetische. Als Meister rationeller Bodenbestellung hatten sie Sicilien zu einer Blüthe gleich jener früheren in der griechisch-carthagischen Zeit erhoben; ihrem Einfluss ist wohl wesentlich die Umgestaltung der Vegetation Süditaliens zuzuschreiben, die erst damals den subtropischen Charakter annahm, der uns heute unzertrennlich von der Landschaft scheint. Rationeller, als der christliche Europäer damals im Stande war, betrachteten sie auch die menschliche Natur und gründeten auf diese Kenntnisse die Heilkunde; die Normannen traten in ihre Fussstapfen, und bald konnte ihre Mediziner-Schule zu Salerno bei dem Deutschen Hartmann von der Aue von abergläubischem Mythus umgeben erscheinen. So vorbereitet gewann auch bald das rücksichtslose zersetzende Denken arabischer Philosophen insgeheim Einfluss. Die Gebildeten, welche ihm nachhingen, wurden keine Ketzer — darüber waren sie längst hinaus — aber ein tödtlicher Ingrimm gegen die Kirche sammelte sich in ihnen auf: sie hätten sie gern nur verachtet und sahen sich gezwungen, sie zu hassen.

Unentbehrlich war den normannischen und hohenstaufischen Fürsten vor Allem die Kunst rationeller Verwaltung, die der Araber ihnen gelehrt hatte; durch dieselbe wurden sie in Stand gesetzt, regelmässige Einkünfte zu beziehen, welche den Quellen des Volkswohlstandes entsprachen, ohne sie

geradezu zu erschöpfen, während alle anderen europäischen Fürsten sich auf Privateinkünfte und auf die zufälligen unberechenbaren Ueberschüsse einer unbehilflichen Volkswirthschaft angewiesen sahen.

Es war ein glänzendes Gebäude, das die normannischen Könige und ihr hohenstaufischer Erbe auf diesen Grundlagen errichteten. Das Königreich Sicilien war unzweifelhaft der reichste und am scharfsinnigsten gelenkte Staat Europas, das erste „Staats-Kunstwerk“; aber Festigkeit konnte er unter diesen Umständen nicht besitzen. Ein germanisches Heerkönigthum in einem Lande mit vier grundverschiedenen Volkselementen durch Eroberung begründet, gestützt durch die Machtmittel orientalischer Despotien, geweiht und sanctionirt durch das Oberhaupt der christlichen Kirche, — das war dieser Staat. Solche Widersprüche mussten zu einer Katastrophe führen. Aber nicht von Innen kam sie; dieser abnorme Staat gerieth vielmehr in Gegensatz zu dem in Europa herrschenden System. Nun fügte es, — man darf nicht sagen der Zufall, sondern die planvolle Politik Kaiser Friedrich I., dass dieses Reich das Erbkönigthum des deutschen Kaisergeschlechtes wurde. Hiermit trat Unteritalien zum ersten und letzten Mal in den Mittelpunkt der Weltgeschichte; es handelte sich eine Zeit lang darum, ob jene Staatsweisheit, die im Königreich Sicilien galt, maassgebend werden sollte für die Christenheit. Der Existenzkampf Friedrich II. und seiner Söhne mit der Curie spannte erst recht die Energie dieser erfinderischen und rücksichtslosen Geister an; aber er entschied sich gegen sie, nachdem schon zuvor das Band gelöst worden war, welches die Geschicke des deutschen Reiches an die der italienischen Despotie band.

Wie gross der Einfluss Friedrich II. und seiner Gesetzgebung auf die weitere Entwickelung Italiens im Guten und Bösen gewesen ist, das lässt sich nur vermuthen, aber nicht abschätzen. Sein Bild ist in einer Zeit, als nur die antiken Erinnerungen gepflegt wurden, zwar den Gebildeten verloren gegangen; im Volke aber lebt es noch jetzt frischer als das irgend einer anderen historischen Gestalt, zumal in den Abruzzen,

die den letzten Act des hohenstaufischen Trauerspiels, die Schlacht von Tagliacozzo, gesehen haben. Der beste Gewinn, den die italienische Gesammtcultur aus jener bedeutsamen Zeit davontrug, war die Ausbildung des Volksdialectes zur Schriftsprache, die sich damals in Sicilien vollzog. Hier fühlte man zuerst diese grosse Lücke und suchte sie auszufüllen. Der Inhalt der Dichtungen war der conventionellen höfischen Bildung entlehnt und mochte zunächst noch dürftig sein; der Schriftsprache kam an sich schon ein Werth zu. Auch Dante, der inhaltreichste aller Dichter, hat dem sicilianischen Dialect neben dem seiner eigenen Heimath den ersten Platz zuerkannt.

Sicilien aber erlebte damals dasselbe Schicksal, wie im Alterthum: nachdem es den anderen Landschaften lange Zeit vorangeschritten, trat es plötzlich in den Hintergrund. Diesmal lag die Schuld an der politischen Losreissung in Folge der sicilianischen Vesper. Man mag diese und den ihr folgenden Freiheitskampf für eine nationale Grossthat halten, darüber nur sollte man sich nicht verblenden, dass die Trennung Sicilien zu einer isolirten, bedeutungslosen Provinz herabgedrückt hat; an der Geschichte der geistigen Cultur in Italien hat es seitdem kaum noch einen Antheil gehabt.

Unzweifelhaft ist für Unteritalien als Staat der Sieg der Anjous ein Unglück gewesen, denn er unterbrach wiederum die regelmässige Entwickelung; für seine Cultur war der Nachtheil geringer. Die Provence, deren Beherrscher nun auch die des Königreichs Neapel wurden, nahm eine, jenem völlig ebenbürtige Stellung ein. Sie gab den Ton an für die gesammte höfische Zucht, die noble Geselligkeit des Abendlandes; ihre Literatur war die einzige, die verstanden und überall nachgeahmt wurde. Jetzt ward Süditalien das Hauptland und Neapel der gewöhnliche Sitz der Dynastie, ohne dass dieselbe von ihren bisherigen Traditionen sehr abgewichen wäre. Die Staatsformen, die Geselligkeit, die Kunst bildeten sich in Kurzem nach französischem Vorbild um; und dieser Process vollzog sich, nachdem einmal die Anjous festen Fuss gefasst hatten, ohne besondere Schwierigkeit. Ja, seltsam genug,

die späteren neapolitanischen Geschichtsschreiber haben die Anjous im Gegensatz zu allen nachfolgenden Herrschern als ihre einheimische und angeborene Dynastie betrachtet.

So erlebte Süditalien zum dritten Mal eine Umgestaltung nach nordischem Muster, — es ist das nicht das letzte Mal geblieben — während das übrige Italien eine solche nur ein einziges Mal erlitten und längst verwunden hatte. Jedoch das war kein Schaden. Noch immer hatten die Italiener viel von den nordischen Völkern zu lernen: gerade damals lebten sie, obwohl schon im Besitz einer eigenen, höchst originellen Kunst, noch einmal auf ihre Weise die Gothik durch; selbst Dante's Stellung in der Weltgeschichte beruht zuletzt darauf, dass er den ganzen ungeheuren Gedanken- und Gestaltenkreis des Mittelalters, wie er sich in Italien nur zum geringsten Theil gebildet hatte, bewältigte, dann aber in einer durchaus neuen Weise und Sinnesart gestaltete, — ein Bild der Welt, wie sie das Mittelalter erkannte, aber ein Spiegelbild in seiner eigenen Seele.

Deshalb sank der Einfluss, den der Süden bisher auf die übrige Halbinsel geübt hatte, trotz seiner Französirung nicht sofort. Noch die Schöpfer der Renaissancecultur haben die engsten Beziehungen zu Neapel gepflegt. Jener König Robert, der als Jüngling der Gegenstand von Dante's Hass gewesen, ist als Greis der berühmte Freund Petrarca's geworden; und Fiametta, die noch berühmtere „Freundin“ Bocaccio's, soll seine Tochter gewesen sein. Ob sich diese Meister in Neapel recht heimisch fühlten, bleibt trotz Allem fraglich. Petrarca hat hier Bewunderung gefunden, wie in ganz Europa, aber keine Nachfolge[1]); und Bocaccio vollends ist überall echter Toskaner, mag auch Neapel den Schauplatz einzelner seiner Dichtungen bilden. Was lernt man auch aus denselben bezüglich Neapels! Vielleicht einige Aeusserlichkeiten des täglichen Lebens und im Uebrigen — wenn es behagt, Dichterwerke daraufhin zu lesen — ein gut Stück Skandalchronik.

[1]) Dass in der nächsten Zeit auch in Neapel einige Sonette geschmiedet werden, will für sich allein nicht viel besagen.

Je mehr nun weiterhin das nördliche Italien in der Wiedererweckung des Alterthums, in der Umgestaltung des Lebens nach diesem Vorbild, seine Aufgabe erkannte, um so mehr musste Neapels Einfluss sinken; zu gleicher Zeit brach auch seine politische Bedeutung zusammen. Die Regierung der drei ersten Anjous war in beiden Hinsichten eine Periode des Glanzes, die der späteren eine solche des Verfalles. Eins war durch das andere bedingt: der unlösbare Zusammenhang der politischen Verfassung und der culturellen Entwickelung eines Volkes zeigt sich auch hier offenbar.

Wesentliche Stücke der hohenstaufischen Verwaltung hatten die Anjous beibehalten; — welcher Fürst hätte diese Mittel auch leichthin aus der Hand gegeben? Die Stadt Neapel war jetzt nach langer Vernachlässigung der Mittelpunkt einer noch immer concentrirten Finanz- und Gerichtsverwaltung geworden; rasch gestaltete sich ihr Geschlechteradel zu einem Beamtenadel, einer Art französischer *noblesse de robe*, um. Die reichen Geldmittel, welche jetzt nicht mehr in gleichem Maass wie früher durch Zwecke der Vertheidigung erschöpft wurden, konnten zum grossen Theil auf die Verschönerung der Königsstadt verwandt werden. Karl II. und Robert haben der Stadt ihr dauerndes künstlerisches Gepräge aufgedrückt. Die Reste der frühesten Perioden muss man mühsam in dem Häusermeer aufsuchen; die Hohenstaufenzeit hat nur das finstere Castell im Meere hinterlassen; spätere Jahrhunderte haben Grabmäler und Bilder, viele langweilige Paläste und noch mehr unsinnigen barocken Putz ergeben; aus jener Zeit aber stammen die gewaltigen Dome und Klosterkirchen der Altstadt, und sie bestimmen noch heute den Eindruck.

Sie sind das getreue Abbild der angioinischen Culturepoche. Alles Detail entstammt der nordischen Gothik und ist so rein festgehalten, wie man es in Toskana hätte thun können; aber im Aufbau, in der Raumwirkung sind diese Kirchen so völlig ungothisch, wie wiederum kein anderes italienisches Bauwerk; nirgends ist man weniger im Stande gewesen, aus verschiedenen Elementen ein harmonisches Kunstwerk zu gestalten. Eine

Ausnahme hiervon machen die pomphaften Königsgräber, die den Hauptschmuck des Inneren bilden; in ihnen ist, meinem Gefühl nach, das Problem, welches jedem Styl obliegt, die Verschmelzung von Architektur und Skulptur, für die Gothik mustergiltig gelöst. Diese gewaltigen Hochbauten mit ihrer Fülle stattlicher Figuren, ihren geharnischten tragenden Rittern, ihren Engeln und allegorischen Frauen, ihren Reliefscenen, ihren thronenden Königspaaren und Reiterstatuen, mit allem ihrem Schmuck von Symbolen und Wappen, sie sind das eigentliche Monument des glänzendsten Lehenhofes, der sich um die Person eines Oberhauptes, — nicht eines Selbstherrschers —, gruppirt, der ihn trägt und ihn verherrlicht. Diese Art monumentaler Kunst hat noch lange fortgewirkt, die Renaissance hat ihr Zugeständnisse machen müssen, und im Barockaltar ist sie wieder aufgelebt.

Die Stellung der Hauptstadt, die binnen Kurzem dem gesammten Königreich den Namen gab, inmitten des Lehenstaates war nur ein Widerspruch mehr in dem an Widersprüchen reichsten Lande. Der Feudalismus war selbst durch Friedrich II. Gesetzgebung nicht bewältigt worden; jetzt wurde er wieder die Grundlage der Verfassung und des Wirthschaftslebens; und so consequent wurde er durchgeführt, dass dies noch nach 200 Jahren die Verwunderung des Franzosen Commines, der doch mit ähnlichen Verhältnissen vertraut war, erregte. Die Beziehung des Besitzes zum Amt, des Amtes zum Hofdienst wurde überall streng festgehalten. So ward der Grund zu jener Titelwirthschaft gelegt, die seitdem in Neapel beständig wuchs und schon den Humor der frühesten Novellisten erregt hat. An die Stelle der eisernen Fessel der Staatszugehörigkeit war jetzt das lockere Band persönlicher Verhältnisse getreten; öffentliche Rechte waren zum Privatbesitz geworden, das Amt war erblich verliehen, mit bestimmtem Grundbesitz verbunden, und zu alledem war den so Ausgestatteten eine maassgebende Stellung am Hofe eingeräumt. Die Entwickelung, die ein solcher Lehenstaat nehmen muss und die mit völliger Zerrüttung schliesst, liess nicht lange auf sich warten.

Sie trat sogar wider Vermuthen schnell ein, denn das Lehenswesen war schliesslich doch eine leere Form, eine Lüge, geblieben. Nur in den Gebirgsstrichen, wo trotzige Barone theils patriarchalisch über wehrhafte Bauern geboten, theils übermüthig arme Hintersassen bedrückten, entsprach ihm die Wirklichkeit. Hier erhielt es jetzt neue Kräftigung; in Campanien hingegen blieb nach wie vor der Colonat, der Theilbau freier Leute, die herrschende Wirthschaftsform. Vollends auf den höheren Stufen war der Lehensverband, sofern er einen erblichen Treueverband darstellen sollte, geradezu eine Lüge.

Die angesehensten Baronenfamilien waren eben jene, die auch im übrigen Italien eine selbständige Rolle spielten, die sogar vermöge überlieferter Beziehungen zum Papstthum eine europäische Bedeutung besassen: jene Stadtrömer Colonna, Orsini, Gaëtani. Auch einheimische Geschlechter, wie die Sanseverinen in Salerno, dünkten sich mindestens den kleinen Dynasten der Romagna ebenbürtig. Für sie alle war das Lehenswesen nur eine Form, und nicht einmal eine lästige; sie suchten dieselbe möglichst zu ihrem Vortheil zu wenden; gerade so wie im übrigen Italien war auch im neapolitanischen Reich Jeder bestrebt, auf Kosten aller andern, zumal aber seiner legitimen Obrigkeit, Macht für sich zu erringen. Deshalb gewährleistete die Verleihung auch keine Dauer des Besitzes. Familien, die zeitweise die glänzendste Rolle spielen, wie die Orsini als Herzöge von Tarent, Bari, Tagliacozzo und Nola einmal mehr als ein Drittel des Königreichs besassen, treten schon in der nächsten Generation vom Schauplatz ab.

Die Dynastie selber ward gleich nach Robert's Tode in diese Wirren mit hinein gerissen, in ähnlicher Weise, wie dies wenig später in England geschah. Ihre Seitenlinien waren auch die hauptsächlichen, mithin unbotmässigsten Lehensleute der Krone; sie wurden Parteihäupter und gaben dadurch den Bürgerkriegen auch noch die Färbung des Familienzwistes. Alsbald ward die Geschichte Neapels ein Tummelplatz ungezügelter Leidenschaften und verworrener Intriguen, so dass zuletzt kein Zeitgenosse mehr im Stande war, sich einen

Ueberblick über dieses Chaos zu verschaffen. Das beste Schriftwerk jener Tage: die Chronik des Gravina, die das Werden dieses Zustandes unter Johanna I. anschaulich und präcis schildert, verliert sich schliesslich, der Wirklichkeit entsprechend, in eine Fülle unerspriesslicher Einzelheiten. Eine Zeit lang schien Unteritalien sogar von der Fremdherrschaft eines wirklichen Barbarenvolkes, das sich als solches sofort ankündigte, der Ungarn, bedroht. Diese Gefahr ging vorüber, ohne dass es darum im Innern besser geworden wäre. In den wüsten Gräueln, die das Frevlergeschlecht auf dem Throne häufte, erlosch zuletzt sogar der Funke der Originalität; eine stumpfsinnige Messalina, die Königin Johanna II., schloss die Reihe der Anjous.

In dieser düstersten Epoche der Culturgeschichte Süditaliens fehlt es immerhin nicht an einigen merkwürdigen Neubildungen. Im Zerfall aller Staatsordnung konnte sich die einzelne energische Natur frei entwickeln; der Glücksritter, der durch keine Rücksicht gebunden ist, war der Mann des Tages. So wurde das Königreich zugleich mit der Romagna, wo die Zersplitterung in lauter kleine, einander feindselige Stadtrepubliken ähnliche Zustände erzeugt hatte, das Land der Condottieren. Zumal aus der kriegerischen Bevölkerung der Abruzzen, jener Schweiz Italiens, gingen diese Kriegsunternehmer hervor. Einige derselben sind Oberhäupter alter Herrengeschlechter, so die Caldora, die im ererbten, engen Zusammenhange mit dem Landvolk ihrer Gaue ihre Kraft finden. Neben ihnen stehen die Parteiführer der Stadt Aquila, die Franchi und Camponeschi; auch sie besitzen grossen Einfluss bei den freien Bauernschaften und haben sich förmlich Clientelen aus ihnen gebildet; selbst von der Stadt werden ihre Unternehmungen mit Credit gestützt. Auch schlichte Landleute, wie der sagenberühmte Gentile von Leonessa, ringen sich zu bedeutender kriegerischer Stellung empor; durch das Fehde- und Blutrachewesen, in dem sie gross geworden, sind sie weggetrieben worden aus der Heimath und hängen ihr doch im Herzen noch immer an.[1])

[1]) S. den Aufsatz: „Leonessa".

Diese abruzzesischen Condottieren gehören zu den besseren ihres Standes. Sie haben sich nicht so völlig wie die Mehrzahl ihrer Berufsgenossen vom festen Boden der Heimath losgelöst; und den Zusammenhang mit diesem zu wahren, ist für den Italiener stets weit mehr als für irgend einen anderen Volksstamm sittliches Bedürfnis gewesen. Gerade diese beste Seite ihres Wesens hat sie vielleicht gehindert, bedeutende Rollen in der grossen Politik zu spielen. Nur auf das Königreich erstreckte sich meistens ihr Ehrgeiz; hier aber wachten sie auch mit Eifersucht über ihrem Einfluss.

Die Stellung dieser Männer hängt zusammen mit der eigenthümlichen Verfassung, die sich kurz zuvor die Abruzzenlandschaften gegeben hatten.[1]) Von Alters her wohnte in den Hochthälern des Velino und Aterno, auf den Terrassen der Bergstöcke und in den versteckten Schluchten, die südlich vom Fucinersee das marsische Gebirge erfüllen, ein Bauernvolk ohne städtische Mittelpunkte, selbst ohne jene dichtgedrängten Dörfer, die für das übrige Italien charakteristisch sind. Sonst ist überall im Süden, so weit man auch zurückblicken mag, städtische Ansiedlung und bürgerliches Leben, wenn nicht das Ursprüngliche, so doch frühzeitig das Maassgebende gewesen. Aber schon im früheren Alterthum bildeten die sabellisch-samnitischen Cantone eine Ausnahme, und so viel auch die römische Herrschaft an den Zuständen geändert haben mag, durch die langobardische Siedelung wurden diese Striche wiederum der Wohnsitz richtiger Bauerngemeinden. So blieben sie bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts: nur in dem tiefeingesenkten, wasserreichen Kessel von Sulmona und in dem langgestreckten Thal von Tagliacozzo, der natürlichen Heerstrasse im Innern, fand sich in bescheidenen Ansätzen städtisches Leben. Damals aber, genau zur gleichen Zeit, als sich in Deutschland die grosse wirthschaftliche Umwandlung vollzog, vermöge deren überall Städte die Mittelpunkte des Wirthschaftslebens wurden, die Reste der alten Volksfreiheit an sich zogen und eine neue Bürgerfreiheit

[1]) S. die Aufsätze: „Leonessa“ und „Aquila“.

schufen, geschah ein Gleiches in den Gebirgen des unteren Italien. Der Zusammenhang dieser Städte mit der sie umgebenden Landschaft wurde hier aber viel strenger gewahrt, als es irgendwo in Deutschland, die Schweiz selber nicht ausgenommen, der Fall war: die Städte blieben die Vororte von Bauernschaften.

Mit mancherlei Sagen hat schon im 14. Jahrhundert das Volk diese Uebergangszeit umgeben, mit Sagen, die ebenso viel poetische Wahrheit und ebenso wenig historische Glaubwürdigkeit besitzen, wie die entsprechenden der Schweizer. Sie erzählen, wie sich gegen den unmenschlichen Druck der Barone geheime Verschwörungen der Unterthanen bilden, wie diese nach Verabredung an einem Festtage zugleich losbrechen, wie die Ueberwältigung gelingt, die Burgen gebrochen und ihre Besitzer erschlagen werden, und wie man, um die neuerrungene Freiheit zu schützen, Eidgenossenschaften bildet, die ihre Mittelpunkte in befestigten Städten — gemeinsamen Burgen Aller — finden.

Die sichere Geschichte hingegen führt dazu, dass diese Concentrirung der Volkskraft gerade von dem despotischen Friedrich II. ausging und in seiner Hand ein wohlberechnetes Mittel des Kampfes war. Dass sie aber ein zweischneidiges Schwert sei, erwies sich schon an ihm und seinen Söhnen. Der ererbte bäurische Trotz wandelte sich rasch zum republikanischen Stolze um. Diesen bei den Abruzzesen zu dämpfen, sah sich schon König Manfred veranlasst, das neu gegründete Aquila wieder zu zerstören. Um so eifrigere Guelfen wurden dessen Bürger nach dem Wiederaufbau. Unter der lässlichen Regierung der Anjous stärkte sich der republikanische Sinn immer mehr und trieb als Blüthe eine eigenartige Cultur, wie man sie im übrigen Süditalien vergebens sucht.[1]) Nähme man allein auf die Königsurkunden Rücksicht, so möchte man meinen: es sei doch nur ein bescheidenes Maass von Rechten der Stadt zugestanden worden. In Wirklichkeit aber war sie so gut wie unabhängig, und

[1]) S. die Abhandlung: „Aquila“.

von den Herrschern selbst ward ihr Beistand, der in dem zerklüfteten Königreiche von hoher Bedeutung war, begehrt gleich dem einer selbständigen Macht. Sie hat, sogar im Bunde mit dem König und trotz dessen Fürwort, Dienstleute desselben — Häupter ihrer verbannten Adelsgeschlechter, welche die Rückkehr in die Heimath erzwingen wollten —, öffentlich hinrichten lassen. Auch auswärtigen Fürsten dienten ihre stolzen Aristokraten, denen die Regierung vorwiegend zustand, und die Stadt unterstützte sie dabei mit ihrem Credit.

Gern verglichen sich die Aquilaner mit den freiesten aller Bürger, den Florentinern; aber auch darin ähnelten sie ihnen, dass sie beständig die Stadt mit Parteikämpfen erfüllten. Gestützt auf ihre Anhängerschaft konnten einige Adelsgeschlechter sogar zeitweise eine Art Tyrannis ausüben; doch gewährte diese ihnen wenig mehr, als die Möglichkeit, einzelne Gewaltsamkeiten ungestraft zu begehen.

Selbst die Kirche schützte nicht vor der Rache der Faktionen; nicht nur Einzelmorde, sondern völlige Metzeleien haben in den geheiligten Räumen stattgefunden.

Den Fluch von der Stadt hinwegzunehmen, wurden dann Busspredigor herbeigerufen. Die merkwürdigsten, welche Italien besessen, haben zu Aquila in den nächsten Beziehungen gestanden. Die beiden am höchsten verehrten, S. Coelestin und S. Bernhardin, haben hier ihr Grab gefunden, und der letzte von europäischer Wirksamkeit, Johann Capistrano, war ein echter Sohn ihrer Landschaft. Aber der religiösen Erschütterung beugte sich der starre Nacken dieser Bauern nur für Augenblicke.

Die Macht der Adligen beruhte darauf, dass sie die Häupter freier Bauernschaften waren, die rings im Thal und in den Schluchten des Gran Sasso und Velino-Gebirges sassen. Alle diese Gemeinden, 99 wollte man zählen, hatten Antheil am Bürgerrecht; sie waren in die Quartiere, wie einst die römische Plebs in die Tribus, eingeschrieben; sie besassen Kirchen in der Stadt, die nach ihrem Namen hiessen. Der grosse Brunnen, am Abhang in den lebendigen Fels gehauen, sprudelte zum Zeichen dieser Verbindung sein Wasser aus 99 Köpfen in

ein gemeinsames Becken hervor. Wenn die Sturmglocken von dem Hügel der Adlerstadt, die stolz in der Mitte des erhabensten Bergcircus der Halbinsel thront, in den Bergen ertönten, dann strömten die wehrhaften Männer von allen Seiten zum Schutze der Bedrohten herbei.

Auch innerhalb der Ringmauer besass Aquila in Kaufleuten und Handwerkern eine sesshafte, tüchtige Bevölkerung, die, wie es öfters in den italienischen Republiken sich findet, unbekümmert um die wilden Zwistigkeiten der Regierenden, sich ihrer Selbstverwaltung erfreute und nur, wenn jene es zu toll trieben, ihr gewichtiges Wort mitsprach, die im Nothfall wie ein Mann zusammenstand. Vor Allem die Zunft der Wollenweber verband hier wie in Florenz und den Niederlanden mit grossem Reichthum und dem stolzen Gefühl ihrer Bedeutung einen lebendigen Gemeinsinn und viel Kunstinteresse. Erst durch ihr Gewerbe war Aquila zum Wirthschaftscentrum der Abruzzen geworden, deren Reichthum stets in den grossen Schafheerden bestand, die allherbstlich unter dem Schutz königlicher Freibriefe die Wanderung in die apulische Steppe antraten.[1]) An den Tuchhandel knüpfte sich mancher andere Gewerbszweig, zunächst die Färberei, deren kostbarstes Material, der Saffran, hier für halb Europa gebaut und gehandelt wurde; 9 Saffranmärkte wurden jährlich in Aquila abgehalten, und auch jetzt noch erblickt man weite Felder mit den zierlichen Kelchen des Crocus bedeckt.

Wo in Italien ein kräftiges Bürgerthum sich gebildet oder erhalten hatte, da hat sich auch stets eine gesunde Kunst entfaltet; wo ein solcher Untergrund fehlte, ist sie nach glänzender Blüthe immer rasch verwelkt. Auf's reichste ist in das Gemüth des phantasievollen und liebenswürdigen Bergvolkes die Kunstbegabung gelegt, so selten auch unter diesem rauhen Himmel die Saat fröhlich aufspriessen konnte. Im 15. Jahrhundert waren auch hier die Vorbedingungen ihrer Entwickelung gegeben: eine reiche, gewerbfleissige, selbstbewusste städtische Bevölkerung in engem Verband mit

[1]) Siehe den Aufsatz: „Die Wanderungen der abruzzesischen Hirten nach Apulien“.

wohlhabenden, freien Bauerngemeinden, ein bedeutender Verkehr mit den entlegenen Gebieten der Halbinsel und treue Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle.

So erwuchs hier eine höchst originelle Kunst: die Abruzzen durchlebten ihre Renaissance auf eigene Hand. Die Künstler waren meist Bauern der Umgegend, wie die Meister der Florentiner Frührenaissance zum Theil auch. In kleinen Dorfkirchen haben sie bisweilen ihre schönsten Fresken gemalt; und eine besondere Zuneigung bewahrten sie stets der eigentlichen Bauernkunst: der Holzschnitzerei. Meines Erachtens ist der unedle Stoff niemals wieder so geadelt worden, wie in den Holzstatuen des Silvestro dell'Aquila. Dieser Künstler, der den Abruzzen ihren Kunstcharakter aufgeprägt hat, dessen herrliche Marmorgräber mit dem Besten der Frührenaissance wetteifern, ist auch der Hauptmeister des eigenartigsten Kunstwerkes gewesen, das die Stadt Neapel besitzt, des Triumphbogens König Alfonso's am Castel nuovo zu Neapel.

Das Aquila des 16. Jahrhunderts können wir freilich nur vor den Augen unseres Geistes wieder erstehen lassen: Die Fülle von Kunstwerken, die es zierte, ist durch Erdbeben, durch Brände und — vor allem von den kostbaren Silberarbeiten gilt dies — durch die Plünderungen der Spanier und Franzosen decimirt worden. Noch die spärlichen Reste, zumal jene wunderbare Façade, die Cola d'Amatrice für das Grabheiligthum S. Bernardinos schuf, die auf mächtiger Terrasse hoch über dem Aternusthal der grünen Brustwehr des Velinogebirges gegenüber sich erhebt, und die Werke des Pinsels und Meissels, die eben dieses Haupheiligthum der Abruzzen in seinem Innern einschliesst, erregen unsere Bewunderung. Sie sind mehr werth als alles, was sonst Süditalien aus der eigentlichen Renaissance besitzt: Sie sind echtes Landesgewächs, und das mundet immer besser, als eingeführte Waare, wie wir sie sonst in Neapel finden.

Ihre Sonderstellung behaupteten die Abruzzen bis in's zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts; erst nach hartem Kampf haben sie sich den Spaniern gebeugt und lange nur widerwillig ihre Herrschaft ertragen: Das Castell, mit dem Toledo

seine Macht sicherte, trug die Aufschrift: *ad refrenandum Aquilanorum superbiam.* Wieder in späterer Zeit hat die Schwester Philipp's II., jene berühmte Margarethe von Parma, einen glänzenden, durch die Künste verschönten Hof zu Aquila gehalten und bei diesem republikanischen Volke mit besserem Erfolge als in den Niederlanden ein kluges Regiment der Milde geübt. Dagegen hat unter der Verwahrlosung der folgenden Jahrhunderte kaum eine Provinz so schwer leiden müssen als die Abruzzen, gilt doch noch heute ihr Name für manche als Schreckbild, während Volkskraft und echte Poesie der Sitte und des Lebens nirgends in Italien heimischer sind, als eben hier. Von den übrigen süditalienischen Stämmen unterscheiden sich aber die Abruzzesen in Folge ihrer besonderen Vorgeschichte noch heute merklich.

In Aquila hatte sich gezeigt, dass sich unter der Gunst der socialen Verhältnisse auch eine eigene Renaissance-Cultur bilden könne; im übrigen Königreich sind Humanismus und Renaissance verpflanzte, lange Zeit künstlich genährte Gewächse gewesen; erst allmälig haben sie feste Wurzel geschlagen; dann aber sind sie freilich auch fröhlich emporgeschossen, so dass in der Geschichte der Renaissance-Cultur Neapel, wenn es auch zumeist etwas vernachlässigt wird, doch einen Ehrenplatz einnimmt.[1])

Es war ein einzelner Mann, der diese Verpflanzung, zunächst nur für seinen eigenen Bedarf, vollzog; er war nicht einmal ein geborener Italiener, sondern ein Spanier. Als König Alfonso von Aragonien nach langem Ringen seine Herrschaft in Neapel gesichert, da hatte das übrige Italien einen Vorsprung von mehr als 50 Jahren vor dem Königreiche voraus, und in diese 50 Jahre fiel die Wiedererweckung des Alterthums. Damals, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war der Humanismus, wenn nicht auf dem Höhepunkte seiner Leistungen, so doch auf dem seiner Hoffnungen angelangt; und diesen entsprachen die Erwartungen, die man

[1]) Ein Versuch, diese Bedeutung darzustellen, ist die Abhandlung: „Die Renaissance in Süditalien“.

der neuen Bildung allerseits entgegenbrachte. Niemals ist der Traum, dass das Ideal einer ästhetisch-schönen und durchaus rationell geordneten Welt einmal wirklich dagewesen sei, dass es nur des Lernens und des Entschlusses bedürfe, um diese glückliche Zeit alsbald wieder hervorzuzaubern, ehrlicher geträumt worden als damals; und vielleicht hat sich niemand mehr in ihm berauscht, als König Alfonso. Für seine Person wenigstens hatte er die Wahrheit dieses Ideals erprobt: ihm, dem Spanier, war in Italien ein neues Leben aufgegangen; je mehr er alte Vorurtheile hatte überwinden lernen, um zu ihm durchzudringen, um so glücklicher fühlte er sich in seinem Besitze.

Der Grundgedanke jenes Zeitalters, dass nur das dem Menschen Werth verleihe, was er sich selber erworben, hätte einen illegitimen Emporkömmling wie Franz Sforza nicht mehr beseelen können als ihn. So oft er konnte, sprach er ihn aus, bezeugte er seine Verachtung gegen Reichthum, Herkunft, Königswürde; Condottieren, die auf unsere Achtung durchaus keinen Anspruch erheben dürften, galten ihm den grossen Helden des Alterthums für ebenbürtig. Jener wunderliche Humanist, der, als er ihm Kriegsberichte senden sollte, Sforza und Picinnino in Hannibal und Scipio umtaufte, hat sicherlich in seinem Sinne gehandelt. Alfonso aber durfte sich diesen Cultus der Individualität schon erlauben, denn obwohl er durch die Geburt ein König war, verdankte er seine Erfolge doch zumeist seiner Persönlichkeit. In seinen Kriegen erscheint er deshalb bisweilen wie ein Glücksritter; aber im Augenblick der tiefsten Erniedrigung, als Gefangener, hat er es verstanden, seinen Besieger, den misstrauischsten aller italienischen Fürsten, Filippo Visconti, für seine Partei zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln. Ein Sieg, der ihm selbst im Italien der Renaissance nur noch einmal von Lorenzo Medici nachgemacht worden ist. Im Norden musste noch 50 Jahre später Commines den Diplomaten als erste Klugheitsmaassregel einschärfen, ihre Fürsten nie persönlich zusammen zu lassen, da sie als ungebildete und eigenwillige Menschen sich doch immer zankten und so die Absichten ihrer Staatsmänner zum Gegentheil verkehrten.

Seine umfassende Bildung stellte Alfonso so hoch: er suchte zu lernen, wo er nur konnte. Hierbei war er durchaus nicht in einseitiger Bewunderung des Alterthums befangen; die scharfsinnige Dialektik der scholastischen Philosophen besass fast ebenso viel Anziehendes für ihn, wie die geglättete, wohlklingende Diction der Humanisten. Deren Schönheit musste er bei seinen immerhin mangelhaften Sprachkenntnissen wohl überhaupt auf Treu und Glauben annehmen; um so eifriger hatte er sich den Sachinhalt des Alterthums angeeignet, und mit allem Ernst war er bestrebt, an die noch übrig gebliebenen Trümmer seine Vorstellungen anzuknüpfen. Die für jene Zeit besonders wichtige Uebersetzungsthätigkeit fand an ihm den freigebigsten Förderer; gleichmässig war sein Interesse auf die Geschichte und auf die Dichtkunst vertheilt. Die Sulmonesen, bei denen die Erinnerung an ihren Landsmann Ovid nie ganz erloschen war, wenn er auch im Mittelalter ebenso wie Virgil die Verwandlung zum Zauberer hatte durchmachen müssen, und die jetzt den klassischen Dichter fast wie einen Stadtheiligen verehrten, hat er besonders belobt, weil sie als Stadtwappen das S. M. P. E., d. h. die Anfangsbuchstaben des Ovidischen Verses: *Sulmo mihi patria est* angenommen hatten.[1]) Von dem Gemäuer des vermeintlichen Landhauses des Dichters konnte er sich stundenlang nicht trennen, „als ob etwas Göttliches an demselben hafte", wie der ihn begleitende Humanist bemerkt.

Ein Genussmensch, wie so viele bedeutende Männer jener Zeit, verstand Alfonso doch in der edelsten Weise zu geniessen: die heitere Liebenswürdigkeit ebenso wie die pomphafte Grossartigkeit — letztere freilich eine spanische Eigenschaft —, die er hierbei bewahrte, erregten gleichmässig die Bewunderung. Zu geben hat jedenfalls Niemand in so vornehmer Weise verstanden, und zu verschwenden Niemand in so bezaubernder, wie er.

So geschah es denn, dass ein Spanier der Musterkönig der Renaissance wurde, dessen Bild als solches noch lange

[1]) S. den Aufsatz: „Die Heimath Ovid's".

Zeit fortgewirkt hat; nur wenige Zeitgenossen, unter ihnen freilich Cosimo Medici, wollten Züge des Barbaren, Ueberhebung und Wankelmuth, an ihm erkennen. Zum Vorbild für die Nachwelt hat ihn vor Allem das Werkchen seines Lieblings-Humanisten und literarischen Berathers Antonius Panormita gemacht, das dieser über seine Aussprüche und Thaten schrieb. In zwangloser Form, scheinbar nachlässig und doch wohlberechnet, sind hier eine Reihe von Zügen aus Alfonso's Leben zusammengestellt, bedeutende wie bedeutungslose, bei denen doch immer der Mensch interessirt, der uns in so wechselnden Scenen entgegentritt. Nur eine ausgeführte Schilderung ist den Aperçus eingefügt, die des Einzugs in Neapel, eines echten Stücks wiedererwachten Alterthums, mit dem Alfonso den Prunk der antiken Imperatoren heraufzubeschwören gedachte, und dessen bleibendes Denkmal der Triumphbogen am Castell ist. Panormita redet freilich die Sprache der Schmeichelei, aber auch ein schärferer und unbestochener Beobachter, Papst Pius II., spricht mit kaum geringerer Begeisterung von dem schon verstorbenen König. An den Schluss seines bedeutendsten Werkes, der Europa, hat er eine Schilderung Alfonso's gesetzt, als wolle er, nachdem er so mancher Völker Sitten und Gebräuche gezeichnet, mit dem glänzendsten Gemälde vollendeter menschlicher Bildung enden.

Dieser König nun sammelte um sich einen Hof von Gelehrten, weil er ihrer bedurfte; seinen persönlichen Zwecken sollten sie dienen, und nur in so weit sie dies thaten, konnten sie wohl auch an der Staatsverwaltung einen Antheil gewinnen. Ganz anders, als in der Republik Florenz oder an der römischen Curie, war hier von vorn herein die Stellung der Humanisten. Sie standen nur in lockerem Zusammenhang mit der Stadt und der Landschaft; der Grösste unter ihnen, Lorenzo Valla, hat in Neapel seine besten Jahre verlebt; seine bedeutendsten Werke sind hier entstanden; aber, wem möchte es einfallen, ihn den neapolitanischen Humanisten beizuzählen?

Valla's erbitterter Gegner Facius war, obwohl des Königs Geschichtsschreiber, doch ebenso Genuese wie jener Römer.

Vollends die Florentiner Humanisten, allen voran Poggio haben den neapolitanischen Hof nur als grosse Geldquelle angesehen, die sie vermittelst zeitweiliger Besuche und fortwährender Briefe nach Möglichkeit ausschöpften. Nur einer von ihnen, den wir als den geistig bedeutendsten anerkennen müssen, so wenig uns seine Werke heute noch behagen, Gianozzo Manetti, ist gegen das Ende seines Lebens, als ihn ungerechte Bedrückung der Medicäer erst an den Bettelstab gebracht, dann aus der Heimath gedrängt hatte, ganz nach Neapel übergesiedelt. Alfonso hat ihn bewundert wie keinen andern; aber seine Kraft war schon gebrochen, und wie hätte der letzte stolze Republikaner unter den Humanisten im feudalen Neapel überhaupt Einfluss gewinnen können!

Das Wirken dieser Männer ist spurlos an Süditalien vorbeigegangen; nur der leichtsinnigste, oberflächlichste aller Humanisten, jener schon genannte Antonius Panormita, ist nicht nur zeitweis in den Kreis der grossen Sonne Alfonso getreten, sondern dauernd ihr Trabant geblieben; gerade an ihn, dem wissenschaftliche Schöpferkraft fast völlig abging, hat sich die Fortentwicklung der Renaissance in Neapel geknüpft. Von Geburt ein Sicilianer, also ein angestammter Unterthan Alfonso's, zudem von vornehmer Herkunft, war er gross geworden in den Anschauungen der ritterlichen Geselligkeit, war ihnen aber durch seine humanistischen Studien auch frühzeitig entwachsen. Eine durch und durch kalte, beobachtende Natur, besass er doch in Auftreten und Ausdruck eine vollendete Eleganz und einen scharfen Sinn für das Lächerliche; beides hielt ihn stets von den wunderlichen Ausschreitungen fern, die dem Rufe der Humanisten, damals wie heute, so viel Eintrag thaten: er war weder zanksüchtig, noch anmaassend, noch kriechend, nur hin und wieder impertinent, wo er es ohne Gefahr sein durfte. Alles, was er gelernt hatte, stand bei ihm im Dienst des einen grossen Studiums: mit möglichst geringem Arbeitsaufwand sein Glück zu machen; da sich aber mit seinem Egoismus und seiner Spottlust viel Gutmüthigkeit vertrug, so war er ein angenehmer Gesellschafter und ein bequemer College. Von vorn herein hatte er auf

zwei Karten gesetzt: auf den ritterbürtigen Hofmann und auf den vers- und redegewandten Humanisten; dass er stets beide auszuspielen, eine mit der andern zu unterstützen wusste, war das Geheimnis seines Glückes.

Schon als ganz junger Mann hatte er die Doppelrolle, wie er sie begehrte, am Hofe des Visconti zu Mailand gespielt, Bewunderung genossen und ein Einkommen bezogen, das den Neid manches alten verdienten Mannes erregen konnte. Damals dichtete er den berüchtigten Hermaphroditus, eine Sammlung von Epigrammen, deren platte Unanständigkeit, die nicht einmal einen Funken Sinnlichkeit birgt, uns blos abstösst, während selbst die ernstesten Humanisten entzückt waren über die Anmuth des Verses und über die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, der so echt antik war, dass er sogar der üblichen antiken Floskeln ganz entrathen konnte. Allen frommen Leuten war das Buch ein schweres Aergernis, aber Panormita selber blieb sein Leben lang in bestem Einvernehmen mit einflussreichen Herren der Geistlichkeit.

Dieser Mann besass mithin Alles, was man in Neapel brauchte, und was den anderen Humanisten zum grossen Theil fehlte. Er verstand die Verhältnisse, die er hier vorfand, und wusste sich in sie zu schicken; er machte mit der neuen Bildung gerade so weit Ernst, dass sie nicht unbequem wurde; er besass die Quintessenz derselben, die sich im Auftreten und im Gespräch zeigen musste; er konnte auf die angenehmste, weil leichteste, Weise den Neapolitanern dazu verhelfen, die übrigen Italiener trotz ihres Vorsprunges einzuholen. So hat es denn Panormita, ohne alle Mühe seinerseits, zu Wege gebracht, dass die humanistische Bildung in Neapel Mode wurde. In Florenz haben ihr Staatsmänner die Bahn gebrochen, in Rom stylgewandte Schreiber, in Venedig vornehme Herren, die ihre Musse mit der Wissenschaft ausfüllten, an den kleinen Fürstenhöfen zu Mantua und Ferrara tüchtige Schulmeister, in Neapel brauchte sie einen Hofmann.

Für Alfonso war Panormita unentbehrlich als Vorleser, der mit seinem Geschmack völlig vertraut war, an den man keine Frage so leicht umsonst richtete, und als literarischer

Geschäftsträger von ausgebreiteten Verbindungen. Schon während der Kriegszeit erscheint er auch im Rathe des Königs und nicht nur für die Formgebung der Beschlüsse verwandt; als Greis unter König Ferrante war er ein angesehenes Mitglied der Regierungsbehörde und als ältestes deren Wortführer; freilich erforderte damals die harte Zeit eine weniger behagliche Behandlung der Geschäfte, als er sie gewöhnt war.

Solche Stellung öffnete ihm auch den Kreis der gesellschaftlich maassgebenden Classe, die sich damals schon eifersüchtig gegen fremde Elemente abschloss, des Stadtadels der Seggi. Durch Heirath trat er in denselben ein und stiftete eine eigene angesehene Familie. Rasch sammelte sich nun um den Mann, der nicht mehr fahrender Gelehrter, sondern einflussreicher Adliger war, ein Kreis gleichgesinnter Männer, sicherlich die besten Köpfe der geistreichen und witzigen Bevölkerung; auch einige Spanier, deren kaustisches, herbes Naturell gut zu verwerthen war, gehörten ihm an. Man kann nicht sagen, dass diese Vereinigung irgend eine wissenschaftliche Leistung hervorgebracht hätte, nicht einmal, dass sie gemeinsame Studien gepflegt hätte; die humanistische Bildung war nur das geistige Medium, in dem sie sich bewegte, die Luft, die sie athmete, sie war ihr binnen Kurzem zum Lebensbedürfnis geworden.

Vor Allem eine Lieblingsthätigkeit der Humanisten übten die Neapolitaner mit Behagen: die ironische Betrachtung der Welt. Für eine solche ist Neapel jederzeit der köstlichste Gegenstand gewesen, die Stadt, in der das Leben selber zur Komödie wird, wo jeder Einzelne darauf bedacht ist, sich eine möglichst lustige Rolle in derselben zu sichern, wo sogar der Tod zur phantastischen Maskerade Anlass giebt. Zumal aber das Neapel des 15. Jahrhunderts, wie viel bunter als selbst das heutige ist es gewesen! ein grosser Maccaronikessel, in dem die Brocken vom Schmause aller Jahrhunderte zusammen geworfen waren, lustig durcheinander brodelten und zuletzt eine Speise ergaben, die, wenn man sie nicht eigensinnig auf ihre Bestandtheile prüfen will, recht wohlschmeckend war.

Noch in den letzten Jahren Alfonso's trat derjenige Mann in den neapolitaner Kreis ein, der diese Art reflectirender Beobachtung auf's Höchste ausbildete, der aber mit ihr eine seltene schöpferische Kraft vereinigte, und an dessen Namen sich der süditalienische Humanismus recht eigentlich knüpft: Jovianus Pontanus. Als Jüngling war er, ein armer Schreiber, in Neapel eingewandert. Als Autodidakt hatte er mühsam zugleich sein Brod und seine Bildung erwerben müssen. Sein hervorragendes Talent für Geschäfte jeder Art brachte ihn rascher vorwärts als seine wissenschaftlichen Leistungen. Er war ein geschmeidiger und fügsamer, aber doch ein ehrlicher und bis zu einem gewissen Punkt unabhängiger Mann. So vielseitige Menschen, wie er werden selten feste Charaktere sein; es ist schon genug, wenn sie lautere Naturen sind.

Er war Italiens vielseitigster und mithin auch am meisten bewunderter Humanist. Nach einander hat er als Kriegscommissär, als Diplomat, als Präsident des obersten Gerichts- und Verwaltungshofes gewirkt. Er stand schon in höheren Jahren, als ihn die Katastrophe der grossen Baronenverschwörung, in welche seinen Vorgänger, den greisen Petrucci, die eigene Angst verwickelt hatte, an die Spitze der Geschäfte brachte.

Es war ein unheimliches Amt, das dieser Humanist, der vom Leben ausser einer bedeutenden Thätigkeit auch noch Behaglichkeit verlangte, auszufüllen hatte. Ihm zur Seite stand der rastlos thätige, lauernde König Ferrante, ein Mensch, der mit hoher Geistesbildung die Tücke des Raubthieres vereinigte, dessen Seele nicht zu ergründen war, und dessen Gedanken doch der Minister entdecken und ausführen sollte. Einst hatte Pontan die Jugend dieses Mannes, seinen Kampf mit den aufrührerischen Baronen, in dem er so geworden war, wie ihn jetzt sein Volk fürchtete, glänzend beschrieben; nun war er der Berather des Greises, der voll Angst die drohenden Geschicke seines Hauses sich vollenden sah. Wenn nicht dem Manne so doch seinem Systeme gab sich Pontan mit ganzer Seele hin.

Es war dasselbe System, welches auch Lorenzo Medici verfolgte: die Fremden von der Halbinsel fern zu halten und innerhalb derselben das Gleichgewicht zu bewahren. Nie ist es glänzender dargestellt, unermüdlicher verfochten worden, als von Pontan in seinen politischen Denkschriften und Depeschen. Dennoch wurde Neapel das erste Opfer, als Ehrgeiz und Phantastik dieses wohlausgedachte System durchbrachen. Der Augenblick, als Karl VIII. von Frankreich in Neapel einzog, wurde auch der verhängnisvolle Augenblick in Pontan's Leben. Hatte der allgemeine Taumel, den jener vermeintliche politische Messias erregte, für einen Augenblick auch seinen Kopf verrückt? Oder waren es, wie er später versicherte, ausschliesslich die Bitten der Bürgerschaft, die ihn bestimmten? Genug — er, der erste Minister, der alte Vertraute, der Lehrer der entflohenen Aragonesen ging dem französischen Könige an der Spitze eines Festzuges entgegen, hielt die feierliche Begrüssungsrede. Er hat nur zu sehr seinem grossen Vorbild Seneca geglichen!

In Italien erregte dieser Schritt des philosophischen Ministers doch das grösste Befremden. Jedem Anderen hätte man ihn eher verziehen, nur eben nicht Pontan. Und es liegt in der That ein unlösbarer Widerspruch darin, dass der erste Philosoph seiner Zeit sich so ängstlich an eine praktische Wirksamkeit klammerte, dass er ihr zu Liebe sogar seine persönliche Würde wegwarf. Doch diesen Fehler theilte nun einmal Pontan mit seinem ganzen Stande. Er konnte auch später seine Entfernung von der Staatsverwaltung nie verschmerzen; noch als 80jähriger Greis trug er sich mit der eitlen Hoffnung, von Gonsalvo, dem grossen Capitän, wieder zu derselben zugezogen zu werden. Und doch war die Zeit der unfreiwilligen Musse für Pontan keine unfruchtbare: damals ist die Mehrzahl seiner Schriften entstanden. Diese rastlose Sehnsucht nach praktischer Bethätigung dürfen wir nicht einen kleinlichen Zug schelten.

Durch Pontan ist Neapel eine, Florenz und Rom ebenbürtige, Humanistenstadt geworden. Als lateinischer Dichter ist er vielleicht an die erste Stelle unter seinen Zeitgenossen zu setzen. Er kam als solcher Bembo und Sadolet an

kunstfertiger Behandlung und Durchbildung der Sprache gleich, übertraf sie aber weit an Gestaltungskraft. Sehen wir auch ab von seinen einst viel bewunderten, naturwissenschaftlichen und astrologischen Lehrgedichten, so stellt sich doch gleich in den Hesperiden das einzige Werk dar, das sich allenfalls mit Virgil's Georgika messen kann. Es war ein wirklich edler Wettkampf, nach dem grossen Dichter, der einst den alten römischen Landbau dargestellt hatte, nun das veränderte Bild einer anderartigen Bestellung, das Bild der Orangen- und Citronenhaine, zu zeichnen. Noch anmuthiger hat er in einem umfassenden Festgedicht, das die Erklärung eines der grossen Aufzüge, wie sie die Renaissance liebte, bildet, die Umgebung Neapels, ihre Berge, Bäche und Quellen, allegorisch, aber mit feinstem Sinne für die Eigenthümlichkeit der Landschaft geschildert. Ein Meister des ernsten wie des beissenden Epigramms, ist er zugleich hervorragend als Odendichter; scheint es doch, dass selbst Raphael die Anregung zur Galatea durch eines seiner Gedichte empfangen hat.

Es schadet Pontan nichts, wenn man ihn neben seinen antiken Vorbildern betrachtet. Selbst nach Catull's Epithalamien wird die flackernde Gluth der seinigen noch zünden. Als Greis dichtete er sein Meisterwerk, die Hendekasyllaben, eine Sammlung anmuthiger, aber höchst lockerer, neckischer Gedichte, die das frivole und medisante Badeleben von Bajae zum Gegenstande haben. Ihr Hauptreiz liegt in der durchgängigen Selbstironie, mit der sich der Alte, der dem ausgelassenen Treiben nicht mehr so recht nachkommen kann, betrachtet.

Diese Art eines gebildeten Hohnes, der, weil man sich selbst nicht schont, auch keinen Anderen zu schonen braucht, ist auch die Grundstimmung mehrerer Dialoge Pontan's, während andere mit herberer Satire die Schwächen der Zeit geisseln oder auch tiefsinnige Untersuchungen über die Theorien der Geschichtschreibung der Dichtkunst anstellen. Diese Dialoge sind rein schriftstellerisch wohl für das Bedeutendste zu erklären, was der neapolitanische Humanismus hervorgebracht hat. Wenn sie auch hinter denen Lucian's an prickelndem Witz, hinter denen Hutten's an hohem und herbem Pathos

der Satire zurückstehen, so sind sie dafür unvergleichlich als Abbilder eines bewegten Lebens, als auf's Feinste componirte Kunstwerke, in denen das Höchste und das Unbedeutendste so reizvoll gemischt sind, wie im Leben selber. Hier zunächst hat Erasmus von Rotterdam, einer der entschiedensten Bewunderer Pontan's, die Anregung zu seinen Colloquia empfangen.

Schwieriger ist die Bedeutung Pontan's als Philosoph zu schätzen. Denn dass seine Philosophie auf den Fortgang der wissenschaftlichen Speculation ebenso ohne Einfluss gewesen ist, wie die der Florentiner Platoniker, liegt auf der Hand. Nicht einmal den negativen Ruhm, den man Jenen zugesteht: die Autorität des Aristoteles geschwächt zu haben, kann Pontan beanspruchen; denn sein Streben ging dahin, den unentbehrlichen Meister des Wissens so wiederzubeleben, wie es die Renaissance überhaupt mit dem Alterthum vor hatte. Die Philosophie lässt sich nun aber nicht blos wie eine regelrecht von Aufgabe zu Aufgabe voranschreitende Wissenschaft betrachten; ihre Hauptbedeutung wird immer darin liegen, dass sie den einzelnen Zeitaltern im Gesammtbilde klarer das zur Anschauung bringt, was tausendfach zersplittert die Einzelgedanken und die Einzelexistenz bestimmt. In diesem Sinne ist Pontan in der That ein Philosoph und vielleicht der bedeutendste der Renaissancezeit gewesen.

Bei Aristoteles hielt er sich an die ethischen Schriften, in denen ihn der reiche psychologische Inhalt vorzugsweise anzog. Ihm entlehnt er sein Moralprincip: die zweckbewusste Wahl zwischen den Extremen verblendender Leidenschaften; die Klugheit gilt ihm folgerichtig als die grundlegende Tugend. Auch seine Methode, die er mit prächtiger Durchsichtigkeit handhabt: die Begriffe zusammenzusetzen, einzuschränken, in ihrer Tragweite zu prüfen, ist aristotelisch. Was ihn aber zum originellen Denker macht, ist die Wahl seiner Aufgaben. Eine Theorie des Lebens in allen seinen Aeusserungen, in seiner mannigfaltigen Gestaltung will er geben; die ethischen Begriffe will er verfolgen, wie sie sich im wirklichen Leben kundgeben.

Drei umfassende Schriften über den Gehorsam, die Tapferkeit, die Klugheit, die drei Tugenden, welche die menschliche

Gesellschaft zusammenhalten, bilden die Grundlage. Schon sie sind durch eine Fülle interessanten, der Zeit entnommenen psychologischen Stoffes ausgezeichnet. In noch höherem Maasse gilt dies von jener Schriftengruppe, die gewissermaassen eine Theorie des äusseren Lebens giebt, indem sie die Lieblingstugenden der Renaissancezeit prüft und beschreibt: die Freigebigkeit, den Glanz, das hochsinnige, vornehme Handeln (magnificentia), die Kunst des Verkehrs (conviventia). Ihnen schliessen sich die Bücher über die Rede an, Pontan's Theorie des Gespräches und des Witzes. Ebenso wichtig wie diese Schriften für unsere Kenntnis des Lebens und Treibens der Renaissancezeit sind einige andere über das Glück und das Geschick für die innerste Gesinnung derselben. Freilich zeigen sie zugleich, wie wenig diese Zeit im Stande war, zwischen dem Cultus der losgebundenen Individualität und dem einer verhängnisvollen Herrschaft des Naturgesetzes zu einer einheitlichen Weltanschauung durchzudringen.

Worin besteht nun Pontan's Bedeutung? Abgesehen von seiner dichterischen Virtuosität finden wir uns überall zurückgewiesen auf seine Fähigkeit, zu beobachten und über das Beobachtete zu reflectiren. Hier aber steht er ganz auf neapolitanischem Boden. Wenn wir nun gerade diese Richtung weiterhin in Süditalien immer mehr um sich greifen sehend, bis zu Telesio und bis zu Giambattista Vico, so werden wir wohl auf den Ausgangspunkt, den sie genommen, doppelt hohen Werth legen dürfen.

Ein Kreis gleichgesinnter Männer umgab Pontan; er nannte sich, ohne dass eine feste Verbindung und ausgesprochene Ziele bestanden hätten, seine Akademie. Als meisterhafter Beobachter der Zustände aller Klassen, aber nicht minder durch seine herbe, leidenschaftliche Satire zeichnet sich der klassische Novellist Neapels, Masuccio, vor seinen Kunstgenossen aus. Vor Allem aber ist der grösste Historiker, Tristan Caraccioli, als tiefsinniger Beobachter ausgezeichnet. So gering der Umfang seiner Schriften, so reich ihr Inhalt. Die Geschichte ist ihm ein ethisches Problem; an dessen Lösung arbeitet er, um dessentwillen geht er den

verworrenen Pfaden menschlicher Leidenschaften nach. Immer ist die Schilderung in den Dienst dieses Gedankens gestellt, mag er nun das Wogen und Gähren, die convulsivischen Zuckungen der hauptstädtischen Massen schildern, mag er mit der Feder und der Gesinnung eines Tacitus das düstere Schicksal beschreiben, das ganze Häuser, glänzende Geschlechter wie Frevler, herabzieht, mag er die bedeutende, aufstrebende Individualität in ihrem Entwickelungsgange verfolgen (in seiner Biographie Spinelli's), mag er endlich mit strengster Selbstprüfung die eigenen Lebensschicksale berichten. Seine Selbstbiographie ist fast die interessanteste seiner Schriften. Wir sehen aber auch aus ihr, wie schwer es war, aus den mittelalterlich befangenen, verknöcherten gesellschaftlichen Zuständen Neapels heraus zur Freiheit humanistischer Gesinnung sich aufzuschwingen. Aber was so dem Schicksal abgerungen ward, haftete um so fester.

Anmuthiger als in dem Bild, das der tiefsinnige und düstere Geschichtsschreiber gegeben, lebt das Neapel an der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts fort in den Werken seines liebenswürdigen Dichters Giacomo Sannazaro. Den Dichternamen Actius Sincerus hatte ihm Pontan gegeben; und Lauterkeit der Seele ist in der That der Alles bestimmende Charakterzug des Mannes. Pontan war als Dichter vielseitiger als Sannazaro, aber er war nicht wie jener eine echte Dichternatur. Inmitten der geräuschvollen Gassen steht Pontan's Denkmal, das zierliche Oratorium mit den zahlreichen Weisheitssprüchen; draussen auf der Meeresklippe, wo sich der herrlichste Blick über den Golf öffnet, an der damals noch einsamen Quelle Mergellina erhebt sich die schlichte Kirche, die das Marmorgrab Sannazaro's birgt. Das süsse Träumen, welches so leicht vom Gemüth des Menschen an diesem Gestade Besitz ergreift, hat in Sannazaro's Elegien unvergänglichen Ausdruck gefunden. Dann aber ist es auch wieder das Treiben der Fischer, ihre Sitte, ihre Feste, ihr Aberglauben, was die heiterste Staffage in ihnen bildet. Sie gleichen den sonnigen Bildern Claude Lorrain's.

Als Kunstwerk der Sprache und des Verses haben die Zeitgenossen besonders das geistliche Heldengedicht über die Geburt der Jungfrau bewundert, an dem Sannazaro sein Leben

lang gefeilt, und das er noch eifersüchtiger bewacht hat, als Virgil seine Aeneis. Päpste und Cardinäle haben sich umsonst bemüht, vorzeitig Einsicht von ihm zu erlangen. Sogar eine sachliche Bedeutung ersten Ranges wies man dem Werke zu. In einer Zeit, da die biblische Geschichte durch die bildende Kunst auf's Höchste verklärt wurde, musste es auch als hohes Ziel erscheinen, sie durch die Dichtkunst zu veredeln.

Wir aber haben bei Sannazaro wie bei Tristan Caraccioli auch den einen Trost, dass die Begeisterung, welche die reine klassische Bildung bei ihren Vertretern von Anfang an erzeugt hatte, schliesslich doch eine Stählung des Charakters nicht nur nicht ausschloss, sondern selber erzeugte. So rücksichtslos muthig wie Caraccioli in seinen Schriften war, ist er auch in seinem öffentlichen Auftreten gewesen. Sannazaro aber ist dem unglücklichen König Friedrich, dem letzten Aragonesen, der als Opfer der treulosen Politik Spaniens fiel, in Gefangenschaft und Verbannung nachgefolgt. An der Mündung der Loire sind einige seiner schönsten Gedichte entstanden. So hat er in einem Augenblick allgemeiner Schmach den einen Flecken wieder ausgelöscht, den einst Pontan auf den Ruhm der Humanisten gebracht hatte.

Das Beispiel der höheren Kreise der Hauptstadt blieb in den Provinzen nicht ohne Nachahmung. Unter den Herzögen trifft man sogar ausübende Humanisten; fast alle suchten sich bei den tonangebenden Kreisen Italiens einen guten Namen zu machen; sie nahmen Humanisten in ihre Dienste, und es gab unter ihnen solche, welche über ganze Universitäten verfügen konnten, wie die Sanseverinen von Salerno. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts wurde die Stiftung von Akademien selbst in den kleinsten Ortschaften Modesache. Schon ein Freund Pontan's, Galateo, ein Arzt und Naturforscher, als scharfer kritischer Kopf auch durch rücksichtslose Angriffe auf das Kirchenwesen ausgezeichnet, hatte eine solche in Lecce begründet. Als Pflegstätten, wenn nicht der Wissenschaft, so doch eines freieren geistigen Lebens, sind diese Vereine den Spaniern bald bedenklich erschienen und zeitweise von ihnen unterdrückt worden.

So wurde auch in Süditalien die neue, auf der klassischen Grundlage beruhende Bildung zu einem Gemeingut der höheren Klassen; aber doch hat sich immer bemerklich gemacht, dass sie nicht in Neapel selber entsprossen war. Die grosse Masse des Volkes blieb völlig unberührt von ihr. Während sich neue Regsamkeit in einem Theil der höheren Schichten geltend machte, verschlechterten sich die socialen Verhältnisse im Allgemeinen zusehends. Dass von den ersten spanischen Vicekönigen, zumal dem mächtigen Statthalter Karl V. Toledo, die Macht der Barone gebrochen wurde, wäre von Nutzen gewesen, hätten nur jene mit der Selbständigkeit nicht den Funken der Originalität verloren. Der Stadtadel von Neapel, die *seggi*, konnten kaum noch mehr versteinern, als sie es schon waren; ein zur Zeit der Aragonesen neben ihnen aufgeblühter Bürgerstand verlor auch bald wieder seine anfängliche Spannkraft. Dafür treten nun jene Pöbelmassen auf, die fortan auf Jahrhunderte hin allein Bewegung in die Geschichte Neapels bringen — die Bewegung wüster und sinnloser Aufruhrscenen, die unberechenbar entstehen und vergehen.

Schon in dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts hatte sich diese Bevölkerungsklasse in ihrer ganzen Gefährlichkeit gezeigt. Man war in den Kreisen der alten, ehrbaren Stadtbürger der Ansicht, dass die Schuld an der fortschreitenden Demoralisation hauptsächlich die seit Alfonso beständig zunehmende Einwanderung von Spaniern trage. Jedenfalls nahm unter ihrem Einfluss die Frömmigkeit immer mehr einen abergläubisch fanatischen Charakter an, und wurde bereits vor der Gegenreformation in den besseren Ständen Modesache. Während König Ferrante und sein ältester Sohn geradezu ungläubig waren, die Humanisten ausnahmslos den Aberglauben bekämpften, war derselbe doch nicht einzudämmen. Um so tiefer grub sich Abneigung und Misstrauen gegen Priester und Mönche bei den eigentlichen Vertretern der humanistischen Bildung ein; bei Masuccio verdichtet er sich zu unauslöschlichem Hass, und auch Pontan war, wenigstens in jüngeren Jahren, nicht weit von einem solchen entfernt. Aber auch der Mariendichter Sannazaro hat in schonungslosen Epigrammen

die Oberhäupter der Kirche und den Aberglauben des Volkes gegeisselt.

So nahte das 17. Jahrhundert. Wie es das süditalienische Volk vorfand, als eine chaotische, träge und doch gährende Masse, ist aus der Geschichte des Masanielloaufstandes zur Genüge bekannt. Das Studium dieser Zeit bietet nur noch ein Interesse: es zeigt, in welchem Maass die gesellschaftliche Ordnung eines Volkes zerrüttet sein kann, ohne doch ganz auseinander zu fallen.

Die Kraft aber, welche echter Geistesbildung innewohnt, zeigt sich um so glänzender darin, dass ihr Same dennoch nicht durch das wuchernde Unkraut erstickt wurde. Neapel bewahrte sich dauernd die Stelle in der italienischen Geistesgeschichte, die es im 15. Jahrhundert erworben hatte. Kaum ein anderer Theil der Halbinsel ist im 17. und 18. Jahrhundert reicher an fruchtbaren, eigenartigen Denkern als der Süden. Steht auch Giordano Bruno, der grösste unter ihnen, ausserhalb seiner engeren Heimath, so gehören ihr Telesio und Campanella um so enger an. So waren auch die beiden tiefsten Köpfe Italiens im vorigen Jahrhundert, Vico und Filangieri, Neapolitaner. Welche Fülle von Talent und Begeisterung zeigt allein die kurze Spanne Zeit, in der die parthenopäische Republik bestand! Die Blutgerichte der Bourbonen haben diese letzte Blüthe roh geknickt und Süditalien unersetzlichen Schaden zugefügt.

Wer nun heute mit diesem Volke lebt und verkehrt, dem giebt es ein Räthsel auf, so schwierig zu lösen, wie das Räthsel seiner Geschichte. So bereitwillig man auch seine Begabung schätzen, seine Liebenswürdigkeit anerkennen und seine offenkundigen Schwächen entschuldigen mag, immer wird man doch zu dem Urtheil gedrängt: dieser Stamm ist schlecht ausgerüstet zum Kampf um's Dasein, wie er im 19. Jahrhundert sich abspielt. Um so deutlicher predigt die Gegenwart wie die Vergangenheit des Landes die Lehre, die schliesslich aller Culturgeschichte zu Grunde liegt: Zwei Dinge können dieses Land retten — befreiende geistige Bildung und entsagende wirthschaftliche Arbeit.

Der Erzengel Michael, der Volksheilige der Langobarden.

I. Das Michaelsfest auf dem Monte Gargano.

Der Fremde, der zum ersten Mal von Neapel und Benevent her die Schluchten und Engpässe des Apennin durchwandert und sein Auge an engbegrenzte malerische Landschaftsbilder gewöhnt hat, rastet erstaunt auf den letzten Hügeln am Rande der apulischen Steppe. Ein Anblick ohne Schönheit aber von eigenthümlicher ernster Grösse bietet sich ihm dar. Eine ungeheuere öde Fläche dehnt sich ihm zu Füssen aus; das Auge gleitet über sie hin, ohne an einem einzigen Gegenstande haften zu bleiben. Keine Erhöhung, keines jener dichtgedrängten italienischen Dörfer, nicht einmal eine Baumpflanzung unterbricht die Einsamkeit der Steppe. In weiter Ferne zieht sich der flache Strand hin, der mit Fischerhütten und Salinenschuppen wie mit weissen Punkten besät ist, dahinter das tiefblaue adriatische Meer, das in weiter, schön geschwungener Bucht — dem Golf von Manfredonia — tief in das Land eingreift. Ihr zur Seite erhebt sich aus der Ebene, gleich einer zinnengekrönten Mauer, ein langer, einförmiger Bergzug; nur etliche kahle Kuppen wölben sich über den graden Kamm empor: es ist der Monte Gargano, Italiens heiliger Berg.

Steigt man hinab in die Ebene, so erstaunt man, wie wenig sich hier das Leben seit den Zeiten geändert hat, da die alten Samniten mit ihren Heerden herabzogen und dem

apulischen Ackerbauer lästige Gäste waren. Ihre Nachkommen, die abruzzesischen Hirten, sind jetzt die eigentlichen Herren des Landes. Auf ihren kleinen gedrungenen Pferden, gehüllt in den weiten Mantel, die Flinte auf dem Rücken, den zottigen Wolfshund an der Seite, umkreisen sie die grossen Schafheerden, die von den Baronen oder den reichen Bauern ihrer Heimath ihrer Obhut anvertraut sind; in der Nacht lagern sie dann in deren Mitte unter freiem Himmel. Nur im Winter, vom October bis Mai, sieht sie die Steppe als Gäste, und sie selber fühlen sich als Söhne eines anderen Landes, als Kinder der unzugänglichen und unbezwinglichen Gebirgskantone, wo einst Marser, Samniten und die sabellischen Eidgenossen hausten. Von der Steppe an, durch das blühende Kesselthal von Sulmona aufwärts bis in's Herz der Abruzzen nach Aquila zieht sich der *tratturo*, ein 60 Schritt breiter, unbebauter Streifen, der den Heerden Weg und Weide zugleich bietet: auf ihm auf- oder abwärts im Frühjahr und Herbst geht die Wanderung.

Sind die Hirten in die Berge zurückgezogen, dann verbrennt die schattenlose Ebene; das Gras verschwindet beinahe; nur die trockenen Schäfte mannshoher Doldenpflanzen harren aus und täuschen von Ferne das Auge mit dem Scheine einer Waldpflanzung; der Boden klafft in Spalten, und braune Staubwolken wirbelt der Scirocco auf. Auch die Flüsse und Bäche, die sich im Winter seeartig ausbreiten, trocknen dann aus, ihr flaches Bette macht sich nur als grüner Streifen in der grauen Fläche bemerklich. Monate lang bleibt der Regen aus, aber doch versucht nun der arme Pugliese auf einigen zerstreuten Feldern, die er den Heerdenbesitzern abpachtet, dem Boden eine dürftige Ernte abzugewinnen. Angsterfüllt blickt er dann hinüber nach dem Gargano und fleht zu dessen Schützer und Bewohner, dem Erzengel Michael, um ein Gewitter. Von dem Meere steigen braune Nebel auf, sie sammeln sich an der Bergkette, die Kuppen umhüllen sich; aber immer wieder wird die Hoffnung getäuscht: an kahlen sonnendurchglühten Felsen zehren sich die Wolken auf, nur dünne Nebelschleier werden hinübergesandt nach dem Apennin von Lucera,

bis dann im Herbst der Berg reichliche Regenschauer auf das dürstende Land herabsendet.

Vor Alters mag schon der Heide zum Donnergotte, der dort oben die Wolken vereinte und zerstreute, gebetet haben, bis an dessen Stelle der christliche Donnerer trat; dann ward der apulische Hirten- und Bauerncult zum Nationaldienst eines ganzen Volkes, die Kirche selbst zollte ihm ihre Anerkennung, und bald zog der einsam zwischen Steppe und Meer ragende Berg wie durch geheimnisvollen Zauber die Pilgerschaaren des ganzen Abendlandes an sich. Jetzt naht sich dem Monte Gargano nur selten ein Fremder, aber noch ist er der religiöse Mittelpunkt Süditaliens geblieben; und die beiden Michaelstage, welche die Kirche zu hohen Festen für die Gesammtheit ihrer Gläubigen gemacht hat, entsprechen genau den Perioden, in denen sich von jeher das Leben dieser Landschaften bewegte. Wenn die Hirten wieder Besitz ergreifen von der Steppe, am Ende des September, fällt der eine, der ursprünglich nur der Gedenktag an die wunderbare Weihung der Grottenkirche auf der Bergeshöhe war; Anfang Mai, wenn die Rückwanderung beginnt, wenn zugleich das Getreide in die Aehren schiesst und die Hoffnung des Bauers sich entscheiden soll, der andere. Besonders zu diesem Frühlingsfeste, einst dem Volksfeste der Langobarden, sammeln sich die frommen Schaaren auf der breiten Hochfläche des Berges, und erstaunt sieht der Historiker, wie die Züge, die er aus Legenden und Annalen mosaikartig zusammengestellt hat, sich zum lebendigen Bilde zusammenschliessen.

In den sonst öden Strassen der Hohenstaufenstadt Manfredonia, schnurgerade und regelmässig nach moderner Weise von ihrem Gründer angelegt, drängt sich eine buntgemischte Menge, denn aus allen Strichen Unteritaliens haben die einzelnen Dörfer ihre Pilgerzüge gesendet. Ernsthaft schreiten die benachbarten Baresen in mönchsartigen braunen Kutten einher, an denen die Kapuze ellenlang herabhängt, neben ihnen stehen schlanke Peligner aus dem Thal von Sulmona, die über das weisse Beinkleid die breite rothe Schärpe geschlungen haben. Auf ihren bunten Karren in unglaublicher

Weise zusammengepfercht ziehen Neapolitaner einher; in ihr lärmendes Jubelgeschrei tönen die Glöckchen, die auf reich gravirten Thürmen die phantastisch aufgeputzten Pferde tragen. Daneben schreiten die zierlichen Töchter der Provinz Avellino in leichtem purpurnen Rock, die geschnürten Aermel locker an das knappe Mieder geknüpft; in breiten Körben tragen sie auf dem Kopfe die Säuglinge, — seit 12 Tagen sind sie bereits auf der Wanderung. Von einem Häuflein zum andern eilt geschäftig der schwarzröckige Pfarrer, der seine Heerde hierher geführt und ihre geistlichen Uebungen geleitet hat. Auf dem geräumigen Grasplatze vor der meerumrauschten Hohenstaufenburg lagern sie sich des Abends, ohne zum ruhigen Schlaf eine andere Lagerstatt als den harten Erdboden zu bedürfen.

Hinauf zu dem hohen und steilen Bergrücken führt eine vielgewundene Fahrstrasse; Kletterpfade, die der Naturfreund lieber aufsuchen wird, bringen durch enge, eingerissene Schluchten zwischen schroffen Klippen und wunderlich geformten Kalksteinfelsen unmittelbar zur Höhe; der ganze Abhang des Berges aber ist durchschnitten von vielen abkürzenden Wegen, die für das sicher schreitende Maulthier noch gangbar sind, mögen sie auch unbequem genug über abschüssige Platten und unregelmässige Stufen führen. Sie alle sind heute von Tausenden belebt; vom Fuss zum Gipfel, überall bewegen sich die kleinen Trupps auf- und abwärts; nur vor jedem Heiligenbilde machen sie Halt und stimmen ihren monotonen Gesang an; die, welche schon zurückkehren, tragen lange weisse Stäbe mit einem Pinienzweig geschmückt zur Erinnerung in die Heimath.

Unter sie mischen sich noch immer einzelne Büsserschaaren. Diesen geht der Vorbeter, beständig seinen Hymnus recitirend, voran; ein hohes Crucifix wird neben ihm getragen; ihm folgen Männer in Ketten, die mit ihren geschlossenen Füssen hastig gleichen Schritt zu halten suchen; Andere entgürtet lassen in bestimmten Zeiträumen schwere Geisselhiebe auf ihren Rücken fallen. Erschreckt blieb ich vor einer Gruppe stehen: Ein eisgrauer Mann schleppte ein riesiges scharfkantiges Kreuz

auf der nackten Schulter, die blau und schwielig angelaufen war, — den Unglücklichen hielt sein Glaube bis zur Höhe des Berges aufrecht.

Tritt man nun auf die Hochfläche, so sieht man am Rand derselben unter einer flachen Kuppe ein kleines, düsteres Städtchen, S. Angelo nach dem Schützer benannt, um dessen Heiligthum die Bewohner sich zusammengedrängt haben: eine byzantinische Taufkapelle, etliche gothische Kirchen, im Uebrigen enge Gassen mit Häusern aus Bruchsteinen aufgeführt. Aus den offenen Thüren tönt überall der eintönige und doch so reizende Schall des Tambourin; davor stehen dichtgeschaart die stattlichen jungen Burschen im Festtagskleid, schwarzen Jacken und ledernen Gamaschen; keck sitzt ihnen die niedere Zipfelmütze mit dem zerzupften blauen Wollenbüschel auf dem steif in die Höhe gekämmten Haar. Auf dem Hausflur, aber auch draussen auf den freien Plätzen wogt die Tarantella auf und ab, jener schönste aller Tänze, der seine berauschende Kraft noch immer ungeschwächt bewahrt.

Die Menge aber drängt nach dem Mittelpunkt, zur Höhlenkirche. In einem Vorhof haben Verkäufer von allerlei Waaren ihren Kram aufgeschlagen; mancherlei fromme Erinnerungen werden hier feilgeboten: Alabaster- und Thonfiguren des Erzengels, bunte Bilderbogen, die seinen Kampf mit dem Satan schildern und noch dunkel an Raphael und Guido Reni gemahnen; auch St. Nicolaus von Bari und die Madonna im Kirschbaum von Foggia fehlen nicht. Die wenigen Schriftkundigen erstehen wohl auch eines der gedruckten Volkslieder, in denen die Nachklänge der *legenda aurea* tönen; in ungelenken Stanzen erzählt das eine mit wunderlichen, scholastischen Wendungen den Wortstreit des Erzengels mit Lucifer um die arme Seele, während ein anderes in volksthümlichen Rythmen berichtet: wie Michael einer Wöchnerin überirdischen Beistand geleistet, nachdem ihr Mann „mit einigen seiner Verwandten" ihn darum auf dem Gargano angegangen habe.[1])

[1]) Vi comincio da una donna
Che non poteva sgravare

Eine zierliche Façade ist vor dem Felsen gebaut. Ihre Inschrift zeugt von dem alten Gegensatz des Volkscultes zu der kirchlichen Religionsübung: es sind die Worte der Legende, in denen der Erzengel verkündet, dass er selbst seine Kirche geheiligt habe, und dass dieselbe keiner anderen Weihe bedürfe. Von der Pforte führt ein schlüpfriger, halbdunkler Höhlengang abwärts; überall stehen in ihm die Pilger, spreizen ihre Hand an die Felswand, während ein Gefährte die Umrisse mit dem Messer in das weiche Gestein ritzt, — so lassen sie hier ihr Malzeichen zurück. Am Ende des Ganges öffnet sich eine Felskluft, in die von oben noch ein Stückchen blauen Himmels hineinschaut. Wir stehen vor dem Eingang des eigentlichen Heiligthums. Fühlen wohl noch die Schaaren, die in die gähnende Höhle sich drängen, etwas von dem dumpfen Grausen, das den Pilger des Mittelalters erfasste, wenn er die Inschrift las, die über der düsteren Pforte eingegraben ist: *terribilis iste locus est, hic est porta coelorum et domus dei?*

Die Stille wird fortwährend unterbrochen durch das Klappern der Erzringe, die an der schönen byzantinischen Pforte hängen: jeder Eintretende erfasst sie und schlägt sie drei Mal an; viele fallen wohl auch nieder und küssen die Schwelle. Die Höhle selbst hat fromme Scheu in ihrem alten Zustand gelassen. Nur der Schein der Wachskerzen erleuchtet sie matt und zeigt rauhe Felsen, von denen an einzelnen Stellen das Wasser tropft. Der Fussboden ist kaum geglättet; da, wo er in die Höhe steigt und die Höhlung verengt, befindet sich eine Art Hochaltar. Dort oben biegen und neigen sich die Priester hin und her und reichen die geheiligte Statuette des Erzengels zum Kusse dar; von da schiebt sich die Menge

Al Santo venne a pregare
Di farle carità.

S'inviò il marito
Con alcuni suoi parenti
In Chiesa in quel momento
Al Santo venne a pregar etc.

langsam nach der linken Seite hin; dort ist in dem Steine die Fussspur des Engels abgedrückt, eine Vertiefung kaum wie ein Handteller gross; sie mit den Lippen zu berühren gilt als das letzte Ziel der Wallfahrt.

Keinerlei geregelter Gottesdienst wird hier innegehalten, stets ist die Höhle gedrängt voll, die Pilgerschaaren kommen und gehen und jede für sich stimmt ihr Gebet an; dann folgt wohl eine Pause, im nächsten Augenblick bricht wiederum von einer Ecke der eintönige Gesang hervor und pflanzt sich wie im elektrischen Schlage durch die versammelte Menge fort. Das Brausen der Stimmen, das Geschrei der Säuglinge, die auf den Armen ihrer Väter dem Erzengel dargestellt werden, der Qualm der Kerzen und die dicke lastende Atmosphäre machen bald den Aufenthalt unerträglich; die Brust athmet auf, wenn man zuerst wieder an's Tageslicht emportritt.

Unterdessen ist der Abend genaht. Grössere Gruppen vereinigen sich jetzt an den Rampen über den Felsabstürzen, von denen der Blick ungehindert über die Bergterrassen, über Apuliens Steppe und über die leuchtende Fläche der Adria schweift. Wenn das Dunkel hereingebrochen ist, ertönen plötzlich auf den Absätzen des Berges einzelne Pistolenschüsse, andere in der Ferne antworten, und mit einem Schlage lodern überall flammende Feuer in die Höhe. Vor den Höhlen, in denen troglodytenhaft der Kleinpächter am Gargano haust, beleuchtet ihr flackernder Schein die nackten Felsen; in langer Reihe ziehen sie sich am Meeresgestade hin bis gegen Bari und werfen breite Lichtstreifen hinaus in die See; — so dehnen sie sich aus über die Ebene bis hinüber zum Apennin, wo die letzten wie kleine Funken verglimmen. So huldigt Apulien in alter germanischer Weise dem Heerführer des Himmels, dem Beschützer seines Volkes.

II. Die Verehrung der Engel in der alten Kirche.

Die orthodoxe Kirche hatte nach hartnäckigem Geisteskampfe den Gnosticismus überwunden, die platonisirende heidnische Speculation verdrängt. Beide gefährlichen Feinde hatten mit Vorliebe die Vorstellung von Mächten, die zwischen der Gottheit und den Menschen die Mitte halten, gepflegt; für beide hatten die alten den orientalischen Völkern angehörigen Mythen von Engeln und Dämonen den Ausgangs- oder doch Anknüpfungspunkt gegeben; beide wussten mit den plastischen, klaren Gestalten der antiken Volksgötter wenig anzufangen.

Diese seltsamen Gebäude von Systemen, an denen gleicher Weise verworrene Phantastik und grüblerische Pedanterie gearbeitet hatten, schwebten von vornherein in der Luft. Mochten sie auch grossen Kreisen der kränkelnden Gesellschaft ein willkommener Ausdruck des eigenen zerfahrenen Gemüthszustandes sein, so entbehrten sie doch alles Dessen, was ihnen einen dauernden Einfluss auf die breite Masse des Volkes hätte verschaffen können, und an diese wendete sich die Weltreligion doch zunächst. Ihre Engel und Aeonen blieben Ausgeburten einer wüsten Speculation; und sie konnten später einen vorübergehenden Einfluss nur da wiedergewinnen, wo sich gleich ungesunde Zustände, wie die, aus denen der Gnosticismus erwachsen war, zeigten.

Die Kirche aber war sich in diesem Kampf erst recht bewusst geworden, dass sie dem überirdischen Reich menschenähnlicher Wesen nicht gar zu grossen Einfluss auf das Gemüthsleben der Bewohner des Diesseits verstatten dürfe. Während man dem einstweilen noch ziemlich harmlosen Heiligen- und Märtyrerdienst allen Vorschub leistete, verwahrten sich die Kirchenlehrer gegen jede äussere Engelverehrung. Der bedeutendste unter ihnen, Augustinus, spricht sich wiederholt sehr scharf hierüber aus[1]: „Wir ehren die Engel durch Liebe, aber wir bauen ihnen keine Tempel,

[1]) August. d. vera relig. opp. I, p. 588.

denn sie wollen nicht so von uns verehrt sein, weil sie wissen, dass wir selbst, wenn wir fromm sind, Tempel des höchsten Gottes sind"; und mit deutlicher Wendung gegen die Gefühls-Schwärmereien der Sectirer ruft er emphatisch in seinen Selbstbekenntnissen aus[1]): „Wen sollte ich wohl finden, der mich mit dir versöhnte? Sollte ich mich an die Engel wenden? Aber mit welchem Gebete, mit welchen heiligen Gebräuchen? Viele, die sich bemühten, zu dir zurückzukehren und durch sich selbst es nicht vermochten, haben dies versucht, sind aber in die Begierde nach Visionen gefallen und haben es verdient, bethört zu werden."

Unterdessen hatte die Dogmatik sich des Gegenstandes bemächtigt und in üblicher Weise aus den verstreuten Bibelstellen ihr Lehrgebäude gezimmert. In der Schrift des sogenannten Dionysius Areopagita über die himmlische Hierarchie lag bereits ein recht detaillirter Grundriss vor. — Ein fast genaues Abbild dessen, was man auf Erden vor sich sah, ward hier in den Himmel übertragen; ein byzantinischer Hofstaat, ebenso complicirt und ebenso überflüssig, wie der am Bosporus, umgab den Thron Gottes. Auf die bildende Kunst, die sich frühzeitig auf die Darstellung himmlischer Räume angewiesen sah, haben die hier gegebenen Schemata später einen gewissen Einfluss geübt[2]); ebenso wiederholen sie sich in den Visionen, die den Verzückten einen Einblick in das Jenseits gewährten; aber selbst in solchen sind alle diese Rangordnungen der Engelschaaren doch nur zur Decoration der unendlichen Räume verwandt; niemals richtet sich auf sie ein besonderer Affect des Schauenden. Wie viel weniger noch konnten sie eine religiöse Stimmung des Volkes erwecken, ein Gemüthsbedürfnis desselben befriedigen! Diese Seraphim und Cherubim blieben Gattungsbegriffe, ganz abgesehen davon, dass die letzteren die Umwandlung zu blossen Symbolen der vier Evangelisten erlitten.[3])

[1]) August. Conf. X, c. 41.

[2]) Ueber den einfachen früheren Engeltypus de Waal in Kraus, Encyclopädie der christl. Alterthümer I, 417 f.

[3]) Ueber die Entwickelung des Engel-Dogmas berichten die Dogmengeschichten, bes. Hagenbach, sehr genau. So weit dieselbe nur der

Weit eher konnte das überirdische Reich Einfluss auf die Herzen gewinnen, wenn es mit den irdischen Angelegenheiten in unmittelbare Berührung trat. An den ältesten Beruf der Engel, Boten Gottes zu sein, erinnerte ihr Name beständig, und wenn auch mit der Zeit für die Botschaften aus dem Jenseits die Heiligen — einstmals selbst Menschen, — mehr und mehr herangezogen wurden [1]), so verschwand doch im Volksglauben diese Seite des Engels-Wesens niemals ganz. Wird doch im deutschen Volksepos selbst der Schwan, der zu Kudrun als Bote der Ihren kommt, zum Engel, den Christ ihr sendet.

Nun bot die Bibel selber die bestimmte Gestalt eines göttlichen Boten und eine Scene, die vor allen wohl geeignet war, Empfindung und Phantasie der Gläubigen anzuregen: den Erzengel Gabriel und die Verkündigung. Wenn man erwägt, wie unzählige Male dieser Augenblick von der Kunst dargestellt wurde, wie das tägliche Gebet des Christen, das Ave Maria, in den Begrüssungsworten eben jenes Engels bestand, so setzt es einigermassen in Erstaunen, dass trotzdem die Verehrung dieses überirdischen Wesens eine ganz geringfügige blieb. Gabriel hat nur eine kleine Anzahl Kirchen geweiht erhalten und ist niemals der Gegenstand einer eigenen Legende geworden. Die Gestalt der heiligen Jungfrau setzte

eigenen Consequenz folgte, blieb sie ganz einflusslos auf das religiöse Leben, ebenso wie es die späteren scholastischen Spitzfindigkeiten — bekanntlich war für akademische Disputation das Wesen der Engel ein Lieblingsthema — blieben. Wie letztere unvermittelt neben den Volksvorstellungen einhergehen konnten, zeigt recht krass die *Legenda aurea*, 29. Sept., welche beides, Volksglauben und Scholastik, enthält. Sonst mag noch ein Beispiel genügen. Eins der vielen Privathirngespinnste des Origenes war gewesen, dass Michael der Engel des Gebets, Gabriel der des Krieges, Raphael der der Pest sei! Diese Ansicht schleppte sich nun im Dogma weiter und tritt im sogenannten cod. sacram. Gregorii Magni sogar in die Messe ein, sie findet sich auch bei Hraban. Maur. Hymne 14; und doch läuft sie den Volksanschauungen, die von der Kirche anderweitig selbst recipirt waren, schnurstracks zuwider. Dogmengeschichte und Religionsgeschichte sind eben zwei verschiedene Dinge.

[1]) So schon in den Dialogen Gregor's d. Grossen.

in jenem Augenblicke die des göttlichen Boten zu sehr in Schatten. Selbst in seiner Eigenschaft als Vermittler göttlicher Aufträge trat ihm für alle furchtbaren und grausenerregenden Botschaften der energischere Gefährte Michael zur Seite.

Schon im 9. Jahrhundert war die Gestalt Gabriel's für das lebendige religiöse Gefühl so abgeblasst, dass der fromme Einhard [1]) sie wie eine allegorische Figur behandeln und ihr eine politische Tendenzschrift in den Mund legen konnte. Mit dem Erzengel Michael, zu dessen „Orakeln", den Stätten seiner Erscheinungen auf dem „heiligen Garganus" [2]), die gläubigen Pilgerschaaren wallfahrteten, und zu dessen Kirche — Michelstadt im Odenwalde — er sich selbst zurückgezogen hatte, würde Einhard kaum ein Gleiches gewagt haben.

Mit weit grösserer Wärme, als sie die Vorstellung von den Engeln als Boten Gottes gepflegt hatte, war die älteste Kirche auf die nah verwandte von ihnen als begleitenden Genien der Menschen, als Schutzengel, eingegangen. Die patristische Literatur bietet hierfür überall Beispiele. Nicht nur sah man deshalb gleich Anfangs darüber hinweg, dass das Buch Tobias zu den Apocryphen gehörte, sondern es verhielten sich auch gerade die ersten Apologeten mit wahrer Harmlosigkeit gegen übereinstimmende Anschauungen der Heiden. Das dem Genius des Kaisers darzubringende Opfer mahnte sie zwar beständig an die Unterschiede und kostete manchem Märtyrer das Leben, aber es kam ihnen die antike Ansicht von den doppelten Genien, dem guten und bösen, selbst da zu Hilfe. Der alte lateinische Uebersetzer des „Hirt" des Hermas überträgt als ganz selbstverständlich *ἄγγελοι* im Sinne von Schutzengeln mit Genii.[3]) Die ständige Verwendung nackter Geniengestalten auf christlichen Sarkophagen

[1]) Monitio Gabrielis angeli.

[2]) So z. B. Ogerius in M. G. SS. XVIII, p. 127.

[3]) Pastor des Hermas. II, 6, 2. *δύο γάρ εἰσιν ἄγγελοι μετὰ τοῦ ἀνθρώπου, εἷς τῆς δικαιοσύνης εἷς δὲ πονηρίας.*

zeigt zwar zunächst nur, dass man die heidnische Decoration anstandslos hinnahm; aber wenn sie Siegespalmen und Kränze reichen[1]), so beweist dies augenscheinlich eine Verschmelzung der religiösen wie der ästhetischen Auffassung des alten und des neuen Glaubens. Es hat denn auch später die Kunst, so oft sie nur etwas neues Leben von der Antike empfing, sich stets dieses Typus für ihre Engeldarstellungen bemeistert.

Hier lag also jedenfalls ein starker Gemüthsaffect vor: diese Schutzengel, die beständigen Begleiter und Berather der Menschen, waren für die ersten Christen reelle Wesen, wie sie Gedanken und Empfindungen in hohem Maasse beschäftigen konnten. Mehr als ein Katechumene dankte die Bekehrung seinem Engel, mehr als ein Märtyrer sah ihn bei seinen Qualen ihm zur Seite stehen.

Es hat vielleicht die Kirche die Verehrung dieser so ganz persönlichen, individuellen Engel gefördert gerade im Gegensatz zu den verschwommenen, unfassbaren Phantasiegebilden der Gnostiker. Das älteste den Engeln gewidmete Kirchenfest knüpft sich eben an die Schutzengel. Die Feier des Genius am Geburtstage war schon von dem Heiden Horaz in der anmuthigsten Weise geschildert worden[2]), die christliche Kirche setzte einen bestimmten Tag fest, an dem jeder einzelne für sich das Fest seines Schutzgeistes begehen mochte.[3])

So verwerthbar nun auch in ethischer Hinsicht diese ganze Vorstellungsreihe war, so konnte sie doch leicht zur süsslichen Tändelei werden; und wie viel bald naive, bald raffinirte Schwärmerei hat sich nicht bis auf Klopstock's und bis auf unsere Tage gerade an sie geknüpft! Schon Gregorius Thaumaturgos, der Lieblingsschüler des grossen Origenes, stets geneigt, der Philosophie und dem anmuthigen Gottesdienst der Heiden Zugeständnisse zu machen, leistet in

[1]) Piper, Mythologie und Symbolik der christl. Kunst, I, p. 345, dem ich glaube folgen zu müssen, obwohl de Waal a. a. O. mit Uebergehung dieser Anführung das Gegentheil behauptet.

[2]) Hor. Od. III, 17.

[3]) Augusti, Feste der alten Christen, III, p. 280.

wortreicher Emphase hier das Aeusserste; er widmet seinem unsichtbaren Begleiter eine wahrhaft brünstige Liebe; dieser ist sein „Pädagog", der Alles für ihn thut, „wir selbst" — sagt er — „sind in Wahrheit Knaben und stammelnde Kinder". Und während man so tändelte, übte man an dem *δαιμόνιον* des Sokrates eine missliebige Kritik!

Mit der Zeit trat, wie das Gefühlsmoment im Christenthum überhaupt, so vor allem diese Engelsidee in den Hintergrund. Ganz aufgegeben hat man sie freilich nie, doch man schränkte sie ein: es war fortan ein besonderes Merkzeichen der Heiligen, sich einen Schutzengel zu verdienen. So berichtet die schöne Legende von einer sonst im hellen Licht der Geschichte stehenden Persönlichkeit, von Gregor dem Grossen. Der Arme, dem der Papst alles hingegeben hat, enthüllt sich als ein Engel und verkündet ihm, dass er durch jene Aufopferung ihn fortan als seinen besonderen Schutzgeist und Begleiter erworben habe; was Gregor durch ihn bei Gott erbitte, werde geschehen.[1]) Später haben dann S. Meinrad und S. Majolus himmlische Beschützer, und die heilige Hildegund wird auf ihrer Pilgerreise gar durch einen Schutzengel zu Pferde begleitet; Mystiker pflegten nach wie vor die alte Vorstellung, im Volke war sie beinahe verblasst.

So erklärt es sich, dass das Urbild des Schutzengels Raphael später in der Volksphantasie ganz zurücktritt, aber auch, dass die Kirche auf ihr altes Fest völlig vergisst.[2]) Der gesammte Engelcultus wird absorbirt durch den Dienst derjenigen Gestalt, die in den biblischen Schriften mit den unsichersten Zügen umrissen war: durch den heiligen Michael. Nicht die von der Welt geschiedene Herrlichkeit der Himmel, nicht die Vermittelung der Rathschlüsse Gottes durch seine Boten, nicht einmal das innige persönliche Vertrauen zu einem verwandten Geist gab für die mythenbildende Einbildungskraft

[1]) Joan. Diac. vit. Greg. Magn.

[2]) Jacob a. Voragine weiss noch, dass einst ein solches Fest der *memoria angelorum* gefeiert wurde, kann aber nicht einmal mehr den Tag angeben.

des Mittelalters die Anknüpfung, sondern die düstere Kampfessage, die am Beginn der Welt stand und einen symbolischen Sinn für Gegenwart und Zukunft barg. Die über Völkerkriege entscheidende, in unerklärlichen Naturerscheinungen sich offenbarende, überirdische Gewalt des Halbgottes bestrickte die Geister eines kriegerischen und wundergläubigen Zeitalters.

III. Das Dogma vom Erzengel Michael und seine Gestaltung im Volksglauben.

Das Christenthum hat von Anfang an seine Grundlage, von der es sich nie scheiden kann, im Supranaturalismus gehabt. Der Schwerpunkt des Lebens war aus diesem selbst verlegt, hinaus in die Ewigkeit; das irdische Dasein des Einzelnen, wie der Welt überhaupt, erschien nur als Glied in einer unendlichen Kette; in eine unvordenkliche Vergangenheit und in eine nie absehbare Zukunft waren die Blicke gelenkt, aber mit diesen beiden die vorübergehende Gegenwart zu verknüpfen war ein unabweisliches Bedürfnis des Gemüthes.

Frühzeitig suchte man sich deshalb einen grossen dramatischen Zusammenhang der Welt- und Heilsordnung, gruppirt, um „das Werk“ der Erlösung herzustellen; die Gegenwart war in ihm nur eine Scene, und es wirkten maassgebend in dieser dieselben Personen, die von Ewigkeit zu Ewigkeit walteten. Wenn die Kunst, die bildende wie die dichtende, ihren höchsten und umfassendsten Gedanken Ausdruck leihen wollte, griff sie nach dieser Idee; zwar wandte sie hierbei die unvollkommensten Mittel an, aber sie suchte mit ihnen doch stets ein Weltbild zu geben. Jederzeit war ein solches eingerahmt durch den Sturz der Engel einerseits und das Weltgericht andererseits. So hat noch zuletzt der grösste aller Künstlergenien auf den Wänden der sixtinischen Kapelle endgiltig bis auf das Anfangsglied der Reihe das gestaltet, was ein Jahrtausend hindurch erstrebt worden war.

War nun Auge und Phantasie des mittelalterlichen Menschen vor Allem auf diesen Gang des überweltlichen Dramas gerichtet, dann musste ihm eine überirdische Persönlichkeit von grösster Wichtigkeit sein: der Erzengel Michael. Als ἀρχιστρατηγός, als höchster Führer der himmlischen Heerschaaren, hatte er einst jenen Kampf begonnen, der sich beständig fortsetzte. Je mehr die Kirche sich in der symbolischen Deutung und Anwendung der heiligen Ereignisse gefiel, — in dem Fortwirken der Wunderkraft, in der Tradition bestand ja ihre innere Beglaubigung — um so mehr musste auch jeder Kampf, den sie und die Gläubigen unternahmen, an Aehnlichkeit mit jenem typischen Vorbild gewinnen. „So oft etwas von wunderbarer Kraft geschieht, ist es glaublich, dass Michael gesandt werde, wie man aus seiner Wirkung und aus seinem Namen sehen kann, [sc. מִיכָאֵל = *quis ut deus?*] weil Niemand thun kann, was Gott zu thun vermag.“ So sagt Gregor in einer seiner Predigten [1]), und alle Späteren wiederholten die Worte des grossen Papstes. Ist gleich in ihnen in gnostischer Weise mit Begriffen und Allegorien gespielt, so sorgte schon die Volkssage dafür, dass dieses hier aufgestellte Schema einen persönlichen Inhalt erhielte.[2])

Auch die kirchliche Tradition that das ihre. Es war nach einer ungereimten Stelle des Buches Daniel ausgemachte Sache für die Dogmatik, dass der Erzengel Michael Schutzheiliger des jüdischen Volkes gewesen sei. Unter Zugrundelegung dieser Stelle hatte man dann überhaupt den Erzengeln das Patronat über einzelne Völker zuertheilt, wobei es freilich nicht geringe Schwierigkeit machte, den Wettkampf derselben zu Gunsten ihrer Schutzbefohlenen zu erklären. Scheinbar lag hier nichts Anderes vor als eine Ausdehnung der Idee von

[1]) Greg. magn. homil. 34. cf. die Zusammenstellung solcher Stellen in A. SS. Sept. VIII (29. Sept.) § 2.

[2]) Auch gegen die Kirche wendet sich wohl einmal die Deutung. Der schmeichlerische Bischof Benzo stellt Heinrich IV. nicht nur unter M's. besonderen Schutz, sondern vergleicht auch ihn mit dem Engel und seinen Kampf gegen den Papst mit dem Streit M's. gegen den Teufel.

persönlichen Schutzgeistern auf weitere Kreise, aber durch diese Ausdehnung musste gerade das Wesentliche, musste die Empfindung für den persönlichen Schützer völlig verändert werden. Uebrigens ist diese Vorstellung von verschiedenen Engeln als Vorstehern der Völker niemals aus den Lehrgebäuden der Dogmatik in den lebendigen Volksglauben übergegangen.[1]) Es kannte dieser vielmehr nur einen einzigen Völkerbeschützer: Michael. Denn seitdem sich die Juden der Ehre eines solchen Patronats unwürdig gemacht hatten[2]), oder nachdem sie mit der Zerstörung Jerusalems aufgehört hatten, ein Volk zu sein[3]), hatte er das gleiche Amt über die Heiden erhalten; ja! wie der Teufel der Widersacher des Menschengeschlechts war, so galt sein Erbfeind wohl auch als Schützer desselben schlechthin.

Er hatte nach einer kirchlichen Legende[4]) schon Adam, wenigstens nach dem Sündenfall, vor weiteren Anfechtungen des Satans geschützt, und ihm sogar den Ackerbau gelehrt; nach einer der wenigen volksmässigen gnostischen Anschauungen hatte er den Juden sogar das Gesetz, die einstweilige Schutzwehr der Menschen, gegeben.[5]) Diese Ansicht (gewissermaassen eine Ergänzung zu Justin's Meinung vom Entstehen der Philosophie) musste freilich die Kirche verneinen, als aber später der Erzengel sich in der Volksphantasie immer grösseren Raum erkämpfte, schrieb sie ihm wenigstens die wunderbaren Naturerscheinungen zu, welche den Auszug der

[1]) Eine Sammlung aller hierher gehörigen Stellen der Kirchenväter A. SS. a. a. O., § 2, anderes bei Piper II, S. 585 ff. Bezeichnend ist, dass kaum zwei Kirchenväter dieselbe Ansicht von diesen Vorstehern der ἔθνη haben. Sie schwanken von Justin, der durch sie den Heiden die Philosophie gegeben sein lässt, bis zu Tertullian, der in ihnen die gestürzten Engel sieht. Anlehnung an die antike τύχη, wie etwa an den genius, ist nirgends nachweisbar.

[2]) Jac. a. Voragine. Leg. aur. Sept. 29.

[3]) Apparitio S. M. in monte Tumba A. SS. Sept. VIII, p. 74 ff.

[4]) Michaelslegende von Chonae in der Bearbeitung des sog. Metaphrastes bei Surius Sept. 29.

[5]) Theodoret comm. in ep. Pauli ad Coloss.

Israeliten begleiteten, so die Plagen Aegyptens, den Durchgang durch das rothe Meer, die geleitende Feuersäule.[1]) Jedenfalls lag es nach allem nahe, Michael einen ähnlichen Schutz über die Völker der gegenwärtigen Gläubigen ausüben zu lassen, wie über das ehemalige auserwählte Volk.

Hatte man auf solche Weise die Gegenwart mit der Urzeit verknüpft, so durfte auch das Ziel, zu dem die ganze Entwickelung hindrängte, durfte das Weltende nicht fehlen. Und dieses spiegelte sich ab in dem Ende eines jeden Menschen, im individuellen Tod. Für beides, Tod und Weltuntergang, legte man Michael eine entscheidende Rolle bei. Um ihn als Todesengel aufzufassen, bot die Bibel nur einen schwachen Anknüpfungspunkt, der zudem vielfacher Deutung fähig war, in der abenteuerlichen Stelle der Epistel Judae vom Zank des Teufels mit Michael über dem Leichnam Mosis. Wie dieselbe aus orientalischer Phantastik entsprungen war, wirkte sie auch vorwiegend im orientalischen Märchen nach.[2]) Ehe Michael im Abendlande zum Todesboten und Seelengeleiter wurde, bedurfte es sogar geraumer Zeit. Zwar sah während einer grossen Pest Papst Gregor einen, gleich dem homerischen Apollo Pfeile schiessenden Engel[3]), dass es aber Michael gewesen sei, sagt er wenigstens nicht ausdrücklich; erst die spätere Volkssage bezeichnet als Ort der Erscheinung die Engelsburg, wo Michael dann am Ende der Pest dem Papst noch einmal, sich entwaffnend, erschienen sei.[4]) Und in den Dialogen Gregor's, diesem grundlegenden Werk für die Mirakelerzählungen des Mittelalters, findet sich unter der grossen Anzahl wunderbarer Todesfälle niemals ein Eingreifen des Erzengels erzählt.

[1]) Leg. aur. 29. Sept. Dazu für die griechische Kirche Menolog. Basil. 1 Sept.: Josua sieht ihn hier zu Gibeon kämpfen, wirft sich vor ihm nieder, worauf er die Sonne still stehen lässt.

[2]) Nur im Menolog. Basil. 4 Sept. ist auch noch das Begraben Mosis durch Gott auf Michael übertragen *καὶ ἐτάφη ἐν ὄρει τινὶ τῆς ἐρήμου ῾παρὰ Μιχαὴλ τοῦ μεγάλου ἀρχιστρατηγοῦ τοῦ Θεοῦ.*

[3]) Greg. mag. Dial. IV, 368.

[4]) Leg. aur. a. a. O., diesen Moment stellt die Statue M's. auf der Engelsburg dar.

Meistens sind es hier bestimmte Heilige, es ist wohl auch Jesus selbst, und in einer der lieblichsten Legenden Maria, umgeben von einer Schaar kleiner Mädchen, die den Sterbenden zur Seligkeit abholen; wenn Engel erscheinen, dann bereiten sie als zweigetheilter Chor mit ihrem Gesang dem Scheidenden einen Vorschmack der himmlischen Herrlichkeit und geleiten ihn insgesammt vor den Thron Gottes. Erst ein Jahrhundert später erscheint bei Beda der Erzengel am Krankenbett des heiligen Wilfried, jedoch nicht um ihn abzuholen, sondern um seine schon geschiedene Seele wieder in den Körper zurückzuführen.[1]) Dieser Zug wiederholt sich dann in den Erzählungen zum Leben wiedererwachter Visionäre.[2]) Für gewöhnlich führt nun aber Michael die Seelen der Frommen in das Paradies, so bei Vincenz von Beauvaix sogar die der Maria.[3]) In der nordfranzösischen, an die seeumflossene Kirche von St. Michel sich knüpfenden Legende aus dem 9. Jahrhundert wird er geradezu der Vorsteher des Paradieses genannt, der die Seelen der Erlösten sammle[4]); als solchen kennt ihn auch die goldene Legende, und kaum haftete irgend ein Zug fester auch in der deutschen Volkssage, als eben dieser.

Michael empfängt die Seelen als Engelsfürst auf dem Schlachtfelde, wo um ihn die Schaaren der guten Geister walten, die auch hier den Streit mit den bösen erheben. Er richtet seine Wage auf, um die Seelen zu wägen, an die sich der Teufel vergebens hängt[5]); „Trost aller Seelen" nennt ihn deshalb das Lied vom König Rother, das aus langobardischen Sagen entsprossen ist. Ohne Weiteres setzte ihn der Volksaberglaube an die Stelle des Thorr, des unversöhnlichen Feindes der Riesen, die jetzt dem Teufel ihre Züge leihen müssen. Aber auch Thorr beherbergte Seelen, und so heisst

[1]) Beda vita S. Wilfr. 120.

[2]) Hugo Flav., Chr. II, M. G. SS. VIII, p. 381—391.

[3]) Vinc. Bell. spec. hist. IV, 7, 7.

[4]) A. SS. Sept. VIII, p. 76.

[5]) So auch in einer deutschen Urk. des 13. Jahrh., Grimm II, 698. Conrat v. Dankrotsheim namenbuch 118.

es in christlicher Zeit: „Etliche sprechen: wenn sich die Seele von dem Leichnam scheidet, so sei sie die erste Nacht bei S. Gertraud, die zweite bei S. Michael, die dritte da, wo sie hin verdienet habe.“ S. Gertraud ist hier die alte Göttin Freia.[1])

Unwillkürlich musste der Engel, der die Seele abruft und geleitet, auch Aehnlichkeit mit ihrem ewigen Richter gewinnen. Nicht nur mit Schwert und Lanze stellte ihn die Kunst dar; sie leiht ihm auch die Wage, in der er entweder die Seelen selbst oder deren Verdienst und Schuld abwägt; an ihn richten deshalb auch die um das Sterbebett Stehenden ihr Gebet, und nicht selten finden sich die Kirchhöfe seinem Schutze unterstellt. Natürlich war es, dass er auch bei diesem Amte mit seinem alten Widersacher, dem Teufel, beständig zusammengerieth. Bei Karl's des Grossen Tode, so erzählt ein späterer Berichterstatter[2]), hörte ein Einsiedler eine Schaar Teufel über seine Zelle hinwegfliegen. Sie waren mit Steinen beladen — den Sünden des todten Kaisers, die sie in eine Wagschale warfen; aber S. Jago legte die Verdienste in die andere, und so führte Michael die Seele in das Paradies. Hier ist der Erzengel der unparteiische Wäger, der des Ausganges wartet, ein anderes Mal tritt er dem Teufel, einmal sogar S. Petrus, dem strengen Pförtner des Himmels, Partei nehmend entgegen.[3]) Uebrigens hat man diese Vorstellungen besonders im Norden gepflegt; aus Italien ist mir, abgesehen von der internationalen „goldenen Legende“, nur aus Monte Casino eine Vision bekannt[4]), in der der Erzengel „in der Gestalt, wie ihn die Maler darstellen“ als *ψυχοπόμπος* auftritt.

Ueberall hingegen legt man Michael eine grosse Bedeutung für den letzten Act des Weltdramas, das jüngste Gericht, bei. Die goldene Legende überträgt ihm hierbei die verschiedensten Aemter. Auf dem Oelberg, der Stelle der

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., II, 698. IV, 249, 258.
[2]) Richeri gest. epp. Senon. M. G. SS. XXV.
[3]) Hugo Flav. a. a. O.
[4]) Chron. Cassin. M. G. SS. rer. Lang.

Himmelfahrt, wo sich Irdisches und Ueberirdisches am nächsten berühren, überwindet er den Antichrist und endet so den Kampf, den er einst mit Lucifer begonnen hat. Dann ruft seine Stimme die Todten zur Auferstehung, und am Tage der Verklärung wird er die Siegesinsignien: Kreuz, Nägel, Lanze und Dornenkrone zeigen. Während mit diesen beiden letzteren Aemtern die bildende Kunst untergeordnete Engel betraute, erscheint Michael in den typischen Darstellungen des Weltgerichts, wie sie in der späteren byzantinischen Kunst die Basiliken und Baptisterien zierten, jederzeit in der Mitte des Bildes unter dem Weltenrichter und vollzieht dessen Spruch; er hält dann entweder die Wage oder er scheidet mit dem gezückten Schwert zwischen den Verworfenen und Erkorenen, — eine Stellung, in der ihn Fra Angelico so schön wie Memling in der anderen als zürnenden Wäger gewaltig gebildet hat.

Durch alle diese Sagen, die der Volksglaube aus den Andeutungen des Dogmas herausspann, geht ein gemeinsamer Zug. Der gewöhnliche Heiligendienst genügte den Gemüthsbedürfnissen nicht durchweg; man suchte ein Wesen, das mit dem Irdischen nichts gemein haben und doch von dem göttlichen Wesen noch entfernt sein sollte. Gabriel und Raphael waren schon zu sehr an bestimmte, auf der Erde verlaufende Ereignisse geknüpft, als dass sie dieser Anforderung hätten genügen können; gerade das Geheimnisvolle, Vieldeutige, was ihrem Genossen Michael anhaftete, machte ihn der Einbildungskraft des Volkes werth. Doch aber suchte man für dies Bedürfnis nach einer festen Gestalt; — zu gnostischen Spielereien hat kein Volk des Abendlandes je Neigung gehabt; — es wählte deshalb jene individuelle, wenn auch in der Bibel nur schattenhaft gezeichnete Person des Himmels. Der Dienst des Erzengels war mithin der Gipfelpunkt, die höchste Steigerung des Heiligendienstes überhaupt; so sagt schon die früheste Legende, die sich mit Michael ausschliesslich beschäftigt[1]):

[1]) A. SS. Sept. VIII, p. 38 ff. (Legende von Chonae) *ὅσης χρη λογίζεσθαι τῆς δυνάμεως τοὺς ἀσωμάτους λειτουργοὺς τῆς ἄνω λαμπρότητος τοὺς δ ι'ὧν κἀκείνοις ἐνσώμασι γεγόνασιν αἱ τῶν θαυμάτων ἐνεργεῖαι.*

„Von wie hoher Kraft, sollen wir meinen, sind die körperlosen Vollstrecker der überirdischen Herrlichkeit, da durch sie sogar den in den Körpern weilenden ihre Wunderkräfte zu Theil werden.“

Nun sind überhaupt mit dem Heiligendienste die antiken und nordischen heidnischen Elemente in breitem Strome in die Kirche eingedrungen; es musste dies bei einer solchen Gestalt, wie es der Erzengel war, noch besonders der Fall sein. Hier war von vornherein ein Halbgott gegeben. In seinem unsichtbaren und doch tiefgreifenden Wirken entsprach er den Heidengöttern auf's Genaueste, was ist begreiflicher, als dass, wie früher auf diese, so jetzt auf ihn auch geheimnisvolle Naturerscheinungen zurückgeführt wurden? Nichts konnte zwar ursprünglich dem Wesen des „unkörperlichen Geistes“ ferner liegen, aber doch ist es sicher, dass die Verehrung sich gerade an diese Wirksamkeit am eifrigsten hielt, dass erst durch sie der Erzengel seine rechte Bedeutung als Völkerbeschützer erhielt, und dass er in dieser doppelten Rolle dann erst wieder die Anerkennung der Kirche für seinen Cult erwarb.

Erst durch die Fesselung an bestimmte Oertlichkeiten und bestimmte Begebenheiten erwuchs aus der Sagenfülle, die sich bisher nur an die Persönlichkeit hielt, ein Mythus; und erst ein solcher gab die rechte Grundlage für einen dauernden Cultus.

Eine Thatsache, die wohl geeignet ist, auf den Gang der religiösen Entwickelung im Mittelalter ihr Licht zu werfen! So kam man beständig vom verfeinerten Supranaturalismus zum naiven Naturalismus zurück; auf der vollständigen Verschmelzung des Jenseits und Diesseits, auf der Verwischung aller Grenzen, die der Verstand ziehen könnte, beruht überall die Weltanschauung eines Zeitalters der Gemüths- und Phantasieantriebe. Den Verlauf dieses Processes können wir aber gerade in unserem Falle noch bis zum ersten Markstein, den das Christenthum setzte, verfolgen.

IV. Der griechische Mythus vom Erzengel Michael.

Der dem Apostel Paulus zugeschriebene Brief an die Gemeinden von Colossae und Laodicea enthält mitten unter Polemik gegen judaisirende Auffassungen des Christenthums eine Warnung vor abergläubischem Dienst der Engel. Niemals habe ein Mensch solche gesehen, meint der Verfasser, und weist damit deutlich einen Ortsglauben zurück[1], der ein solches Schauen wohl nicht nur für möglich, sondern auch für wirklich ausgegeben hatte. Der durch Localkenntnis beachtenswerthe Commentator des Briefes, der Kirchenhistoriker Theodoret, hat aus jener Verbindung auf einen jüdischen Ursprung des heterodoxen Cultus geschlossen; vielleicht mit Recht; wahrscheinlicher ist aber nach dessen späterer Gestaltung, dass es sich hier um einen heidnischen Local-Dienst handelt, der rasch ein Verhältnis zu der neuen christlichen Religion zu gewinnen gewusst hatte.

Die Ermahnung des Apostels hat wenig gefruchtet; das Concil von Laodicea hatte noch gegen denselben Missbrauch am Orte seiner Versammlung zu eifern[2], und wieder ein Jahrhundert später konnte Theodoret[3]) berichten, dass sich noch immer Capellen des Erzengels Michael vielfach in jener Gegend vorfänden. Er behandelt dies fast wie ein interessantes historisches Factum, das ihm zur Erläuterung einer nicht ganz klaren Stelle der Epistel dienen kann; noch hat er keine Ahnung davon, dass sich von hier aus ein Michaelsdienst, der dem Apostel ein Gräuel gewesen sein würde, in

[1]) Colosser 2, v. 18—20: *μηδεὶς ὑμᾶς καταβραβευέτω θέλων ἐν ταπεινοφροσύνῃ καὶ θρησκείᾳ τῶν ἀγγέλων, ἃ ἑώρακεν ἐμβατεύων, εἰκῆ φυσιούμενος ὑπὸ τοῦ νοὺς τῆς σαρκὸς αὐτοῦ, καὶ οὐ κρατῶν τὴν κεφαλὴν, ἐξ οὗ πᾶν τὸ σῶμα διὰ τῶν ἁφῶν καὶ συνδέσμων ἐπιχορηγούμενον καὶ συμβιβαζόμενον αὔξει τὴν αὔξησιν τοῦ θεοῦ.*

[2]) § 35 der Acten bei Mansi II, p. 570. *ὅτι οὐ δεῖ χριστιανοὺς ἐγκαταλείπειν τὴν ἐκκλησίαν τοῦ θεοῦ καὶ ἀπιέναι καὶ ἀγγέλους ὀνομάζειν καὶ συνάξεις ποιεῖν ἅπερ ἀπηγόρευται* weiterhin wird das eine *κεκρυμμένη εἰδωλολατρεία* genannt.

[3]) Theodoret comm. in ep. ad Colos. 2 v. 18.

Kurzem verbreiten sollte. Und doch war schon zu Theodoret's Zeit der Boden hierfür wohl zubereitet. Mehrfach zeigte sich bereits in der orthodoxen Kirche die Neigung, heidnische Gottheiten in den Erzengel Michael umzudeuten.

Man mag auf die Nachricht des seltsamen arabischen Eutychus, dass der heilige Cyrillus ein Götzenbild in Alexandria erst zertrümmert und dann dem empörten Volk kluger Weise den Erzengel untergeschoben habe, Werth legen oder nicht, jedenfalls zeigt sie, dass man eine Verwandtschaft zwischen dem Heidenthum und diesem Engeldienste witterte.

Unzweifelhafter als in Alexandria tritt solche Verwandtschaft hervor in der neuen, christlichen aber mit heidnischen Auspicien erbauten Hauptstadt des Ostreiches: in Constantinopel. Am Bosporus, da wo der Seefahrer den ungastlichen Pontus verlässt, erhob sich von Alters her ein Tempel, der ihm ein Zeichen sein sollte, dass er sich nun dem häuslichen Herde nahe. Der Ort selbst hatte von diesem den Namen Ἑστιαῖον erhalten und war wohl nicht allein der Hestia, sondern auch dem Asklepios geweiht, dem ja von jeher Opfer nach glücklich überstandener Gefahr gebracht wurden. Auf Asklepios weist wenigstens die am Orte haftende besondere Wunderkraft seines Besitznachfolgers, des Erzengel Michael, hin. Dass der schirmende und kämpfende Engel an diesem stürmischen Vorgebirge seinen Platz erhielt, ist leicht erklärlich; auch erhob sich bald gegenüber auf der asiatischen Seite eine gleiche Kirche.

Hier, glaubte man nun, erscheine der Engel selber; zunächst aber nur, genau wie die Götter der späteren Heidenzeit, weissagend im Traume. Den durch seine Curträume berühmten Tempel des Asklepios in Aegae[1]) hatte Constantin, wenn auch wohl aus politischen Rücksichten, schliessen lassen; hier in der Nachbarschaft seiner Residenz lebte der Cult unter dem Mantel des Christenthums wieder auf. Der Kaiser selbst, so berichtet eine spätere Sage, sollte, in dieser Kirche entschlummert, eine Vision des Heiligen gehabt haben: ihm

[1]) Burckhardt, Zeitalter Constantin's, p. 362.

freilich erschien er, dem Augenblicke des Entscheidungskampfes zwischen Christen- und Heidenthum entsprechend, als der Drachenbesieger. Später aber wurden im Michaelion auch geringere Leute, die in der Kirche entschlummerten, mit der Erscheinung des Engels begnadigt, und derselbe befasste sich wieder ausschliesslich mit ärztlichen Rathschlägen, — nicht etwa mit den Heilungen selbst. So erzählt es ausführlich der gläubige Sozomenus, der aus der grossen Anzahl der Wunder etliche hervorhebt[1]); Sozomenus aber ist ein sogar etwas älterer Zeitgenosse des Theodoret.

Jedoch auch dieser aus dem Volksglauben geschöpfte Cult hat keine weitere Entwickelung genommen; es haben sich weder spätere Legenden an ihn geknüpft, noch ist er Anlass zu einem Fest geworden; ja das alte Heiligthum verfiel sogar zusehends, und erst eine Petition der Umwohner gab dem stets baulustigen Justinian Anlass, an der Stelle der beiden alten Kirchen glänzende Bauten zu errichten, die dann Procop in seiner officiellen Geschichtsschreibung mit gewohnter Zierlichkeit geschildert hat.[2])

Als sich dies ereignete, hatte der Michaelsdienst schon jene Form angenommen, die er dann im Morgenland behielt, und diese ging aus von dem ältesten Platz der Verehrung, von Colossae oder, wie es damals mit Bezug auf das überirdische Wunder schon genannt wurde, Chonae. Schon damals war das Michaelsfest des 6. September, das der Erinnerung an eben dieses Wunder geweiht war, ein Hauptfest der griechischen Kirche geworden[3]), und es erhoben sich wohl

[1]) Sozom. hist. eccl. II, 3 aus ihm ist die Erzählung dann in die historia tripartita gekommen, dadurch im Abendland bekannt geworden und auch von Jacob a Voragine aufgenommen worden, während die Legende von Chonae trotz ihres anfänglichen grossen Einflusses später durch die vom Gargano hier verdrängt wurde.

[2]) Procop. d. aed. I, 8.

[3]) Menologium Basilianum am 6 Sept. daneben der Erinnerungstag des Engelsturzes, 8 Nov. Das Menol. legt hier Michael eine emphatische phrasenhafte Rede an die Engel in den Mund; eigentliches Kirchenfest war aber der Tag nicht.

schon überall im Reiche die noch heute unzählbaren Kirchen des heiligen Erzengels. Wie der halbheidnische, lange von der Kirche bekämpfte Cult einer entlegenen Ecke Phrygiens so rasch zu solcher Anerkennung kommen konnte, darüber giebt uns die Legende[1]) keinen Aufschluss, wohl aber zeigt sie deutlich, dass sein alter Charakter keineswegs verwischt war.

Absichtlich betont dieselbe, dass schon vor der Predigt des Christenthums die Macht des heiligen Engels diese Gegend beschattet habe, und dass die ihm geweihte Capelle, sowie die nachbarliche Quelle bei Colossae schon um ihrer Wunder willen berühmt gewesen seien, ehe noch die Apostel Philippus und Johannes das Christenthum in diese Landschaft gebracht hätten. Eine Erzählung, die sich mit diesen Beiden beschäftigt, wird ohne allen weiteren Zusammenhang eingefügt, um wenigstens eine äussere Anknüpfung an die orthodoxe Religion herzustellen; die Gestalt des zweiten Gründers des Christenthums aber, der dem Namen der Colosser durch einen Brief an sie Weltberühmtheit verliehen hat, war zu gross, als dass sie je Gegenstand der erbaulichen Legende hätte werden können.

Als sich das Heiligthum des Engels immer grösserer Wunder und wachsender Verehrung erfreut, — berichtet die Legende weiter — erhebt sich der Hass der Heiden von Colossae und Laodicea, und sie beschliessen, das Heiligthum vom Erdboden zu vertilgen. Nachdem sie einen asketischen Einsiedler Archippus, der sich hier niedergelassen hat, vielfach gequält, stürmen sie gegen die Capelle an, aber eine Flamme, die ihnen drohend entgegenweht, schreckt sie weit zurück; nun suchen sie durch Aufstauen des vorüberfliessenden Wassers den Quell — an diesen muss sich die Verehrung besonders geknüpft haben — mit unheiligem Wasser zu vermengen, aber der Bach theilt sich und fliesst um die kleine Erhöhung herum.

Jetzt sinnen die Heiden auf Verwüstung der ganzen Gegend: dieser christliche Gräuel soll weggeschwemmt, soll

[1]) A. SS. Sept. VIII, p. 40 ff.

mit Schutt und Schlamm überdeckt werden. Sie leiten zwei reissende Bergströme zusammen und richten ihren Lauf so, dass die Wildfluthen ihren Weg über das Heiligthum nehmen müssen. Der fromme Archippus hat, selbst ohne Hoffnung, die Nacht im Gebet zugebracht, und will hier den Tod erleiden; da, als sich die schlammigen Fluthen heranwälzen, erscheint unter Donner und Blitz der beleidigte Erzengel selbst; als Feuersäule steigt er vom Himmel herab und tritt auf den nackten Felsen neben der Capelle. Es wird nicht ausdrücklich gesagt, ist aber als Vermuthung nicht ausgeschlossen, dass man dort den Gläubigen später die Spuren seiner Anwesenheit zeigte.

Nach wenigen ermuthigenden Worten an den erschrockenen Archippus, der aus dieser furchtbaren Erscheinung schliessen möge, wie vernichtend erst der Anblick des Weltenrichters selbst den Bösen einst sein werde, erhebt Michael seinen Stab (*ῥάβδος*)[1]) und drängt langsam die Fluthen zurück. Sie weichen vor ihm bis zu einem gähnenden Felsenspalt, in diesen stürzen sie sich, und erst weit jenseits des Heiligthums treten sie wieder an das Tageslicht. Nachdem er so sein Werk vollführt hat, erhebt sich der Engel wieder gleich einer Flamme zum Himmel.

Es ist klar, dass der wunderbare Schlund — eine sogenannte Katabothre — den Anlass zum ganzen Mythus gegeben hat. Diese Kluft selber ist das Werk des Halbgottes; und den Eindruck, dass es sich hier um einen Naturdienst[2]) handle, macht auch alles Weitere: der heilige Quell und die Feuergestalt des Engels. Es ist charakteristisch, dass erst die spätere kirchliche, auf den Namen des Metaphrastes gehende, Umformung der Legende ihn die Fluthen mit dem Zeichen des Kreuzes bändigen lässt.

[1]) Mit einem solchen, statt mit dem späteren Schwerte resp. der Lanze, stellt auch die ältere Kunst Michael dar. Kraus, Encycl. a. a. O.

[2]) Selbstverständlich verstehe ich unter Naturdienst hier nicht die Vergötterung einer Naturkraft, sondern die Verehrung einer Persönlichkeit, die veranlasst ist oder Nahrung findet durch eine einzelne seltsame Naturerscheinung.

Das Volk hat sich aber bei der Weiterbildung der Legende, wie wir bald sehen werden, auch später niemals das Stück Heidenthum entziehen lassen, es hat dasselbe vielmehr immer noch schärfer betont. Gerade die persönliche Gewalt des Engels und sein eigenmächtiges Umgestalten der Natur, wodurch er mehr als irgend ein menschlicher Heiliger dem göttlichen Wesen nahe trat, war für die Einbildungskraft des Volkes das Anziehende. Der Erzengel mochte schon vorher in derselben eine bedeutende Stelle einnehmen, aber er hatte noch nicht recht feste Gestalt gewonnen. Um ihm diese zu geben, und ihn damit zum wichtigsten Heiligen des Volkes zu machen, bedurfte es noch dieser persönlichen Offenbarung, dieses persönlichen Eingreifens in den Gang der Natur.

So ist es erklärlich, dass diese unbedeutende Legende von Colossae für das allgemeine Fest der Kirche selbst maassgebend werden konnte. Wo sich griechische Herrschaft erhalten hatte, finden wir Michaelskirchen in grösserer Anzahl, als die irgend einer anderen heiligen Person, — die Jungfrau selbstverständlich ausgeschlossen. Auch in den italienischen Besitzungen, zunächst in Neapel, sind sie, wenngleich erst aus späteren Urkunden, zahlreich nachweisbar.[1]) Hier in Italien gewann aber der Dienst eine weit höhere selbständige Bedeutung, eine so eigenartige, dass wir auf die ursprüngliche Verknüpfung mit der griechischen Legende nur als sehr wahrscheinlich schliessen können.

V. Der italienische Mythus vom Erzengel Michael.

Entsprechend dem älteren Dogma hatte sich die abendländische Kirche lange Zeit ziemlich kühl gegen den Engeldienst überhaupt und gegen den des anerkannten Oberhauptes der himmlischen Heerschaar insbesondere verhalten. Eine

[1]) Im cod. dipl. Cavensis zu Dutzenden.

Nennung in der Messe, eine Anrufung in der Liturgie zugleich mit den übrigen Engeln, war von Alters hergebracht; aber gerade die ausführlichen Formeln, die man hierfür aus der Zeit Leo's des Grossen besitzt, zeigen auf's deutlichste, wie ängstlich man bemüht war, jeder heterodoxen Neigung von vornherein den Lebensfaden abzuschneiden. Im codex sacramentalis [1]) wird eine Festlichkeit (nicht das spätere Michaelsfest) erwähnt, aber ausdrücklich verneint, dass es sich um eine Verehrung dabei handle; in den jüngeren auf Gregor den Grossen zurückgeführten, grossentheils aber späteren Formeln erhalten wir aus einer Zeit, da der Michaelsdienst schon volksmässig war, nur dürre Reminiscenzen aus der Dogmatik. [2])

Frühzeitig gab es allerdings Kirchen des heiligen Michael in Rom selbst; zu einer derselben, einer Vorstadtkirche an der via Salara, baute schon Papst Symmachus Stufen [3]) und restaurirte sie auch sonst; sie muss also damals schon baufällig gewesen sein; von einer anderen Michaelskirche war eine Parochie und später ein Cardinalat benannt; die berühmteste derselben, die später der Engelsburg den Namen gab, war jedoch erst späteren Ursprungs.

In einem Gebiete, in dem die mannigfaltigsten Volkselemente zusammentrafen, finden wir zuerst einen Dienst, der dem griechischen entspricht: in Apulien; und dieser Landstrich ist in der Folgezeit auch die besondere Heimath dieses Dienstes geblieben. Es kommt nun zunächst darauf an, die Zeit der Entstehung und sodann die der Niederschrift der apulischen Legende zu bestimmen.

Die Bollandisten mit ihrer üblichen, sich an der Oberfläche haltenden, die gröbsten Unwahrscheinlichkeiten stutzenden Kritik haben sich viele Mühe gegeben, das Jahr der „Erscheinung“ des Engels selbst zu fixiren. Bei ihren Versuchen haben sie mit Zuhilfenahme der werthlosen Angabe

1) Im Liber pontificalis. ed. Bianchini.

2) S. oben 4. A. 1.

3) Lib. pontif. Symmachus.

des liber pontificalis, dass die Erscheinung unter Papst Gelasius erfolgt sei, sich vorwiegend auf die Lebensbeschreibung des Bischofs Laurentius von Siponto[1]), der unter dem Ostgothen Totila lebte, gestützt. Jedoch dieselbe ist, wie ihr Verfasser selbst angiebt, von ihm aus zerstreuten Nachrichten und aus Tradition, wie sie sich an Reliquien, an Bauten und Bilder heftete, zusammengestellt. In der Legende vom Erzengel Michael spielte ein Bischof von Siponto eine grosse Rolle, benannt war er aber nicht; und was war nun für einen Legendenschreiber des Mittelalters natürlicher, als dass er in jenem Bischof den Schutzheiligen seiner Kirche, den Helden seiner Biographie erkannte? Für uns aber kann kaum ein Zweifel obwalten, dass die Uebereinstimmungen der *vita* mit der erhaltenen Legende von der Erscheinung des Engels aus einer Benutzung der letzteren zu erklären sind. Für die Entstehungszeit der vita Laurentii fehlt jeder Anhaltepunkt; als abgeleitete Quelle hat sie für die Zeitbestimmung der Entstehung des Michaelsmythus keinen Werth; wir werden also jedenfalls nicht auf ihre Autorität hin die „Erscheinung" d. h. in unserem Sinne die Ausbildung des Mythus unter die Ostgothenherrschaft setzen dürfen.

Wir sehen uns also auf die Legende „apparitio S. Michaelis in monte Gargano" verwiesen.[2]) Diese ist nun aber ganz unbekümmert um irgend welche historische Anknüpfung; sie setzt für ihren Gegenstand nur überhaupt eine weit entlegene Vorzeit voraus, in der der Berg Garganus sogar noch nicht einmal diesen seinen Namen empfangen hatte, in der die Neapolitaner noch Heiden sind, u. s. f. Wir werden also weiter fragen müssen, wann die Niederschrift dieses Berichtes stattgefunden hat. Die meisten Handschriften stammen aus dem 9. Jahrhundert, der Zeit der raschesten Ausbreitung des Michaelscultus; die Abfassung ist aber bedeutend älter, denn schon in der Mitte des 8. Jahrhunderts wurde sie von Ado

[1]) M. G. SS. rer. Lang. p. 543.

[2]) A. SS. Sept. VIII, p. 56 ff. und SS. rer. Lang. M. G. ed. Waitz, p. 540 ff.

von Vienne für sein Martyrologium ausgeschrieben. Der Schreiber der jetzigen Fassung beruft sich bereits auf eine ältere Aufzeichnung, die an Ort und Stelle, auf dem Gargano, aufbewahrt wurde. Nun bemerken schon die ältesten Martyrologien [1]) zum 29. September: *dedicatio basilicae S. Michaelis in monte Gargano*; und dies zeigt, dass der Inhalt der Legende im wesentlichen Punkt, der wunderbaren Weihung der Wohnung des Erzengels auf dem Berge, schon im 7. Jahrhundert feststand. Auch keins der weiteren Martyrologien spricht etwa von einer blossen *dies festus S. Michaelis*. Den allen gemeinsamen Grundzug spricht vielmehr der metrisch abgefasste Heiligenkalender des Wandalbert aus, worin es heisst:

Aeternaque virtute potens, principsque supernae
Militiae Michael terno sibi templa sacravit.

Alles weist darauf hin, dass schon damals der kirchliche Cultus mit diesem einen mythischen Zuge auf's Engste verschmolzen war.

Andererseits kann vor der Mitte des 7. Jahrhunderts die Legende nicht ihre jetzige Gestalt erhalten haben, denn in dieser setzt sie durchweg ein enges Verhältnis zwischen Benevent und Siponto voraus. Ein solches stellte sich aber erst durch die Vereinigung der beiden Bisthümer unter König Grimoald im J. 663 her.

Innere Gründe weisen, wie wir bald sehen werden, auf die Zeit dieses Königs als die der endgiltigen Ausbildung des Mythus hin; die Grundlagen müssen etwas früher gesucht werden, können aber bei der Abhängigkeit unserer Legende von der von Chonae, keinesfalls vor der Zeit der erneuerten Griechenherrschaft liegen. In der That konnte eine Zeit, wie der Anfang des 7. Jahrhunderts, als Griechen und Langobarden fast beständig um den Gargano und die apulische Steppe kämpften, konnte eine historisch dunkle Epoche wie diese den recht geeigneten Boden für die Mythenbildung abgeben.

[1]) Martyr. Hieron. 29. Sept.

Fassen wir nun die Legende selbst genauer in's Auge! Dem reichsten Grundbesitzer der Gegend, Garganus mit Namen, — dem ἥρως ἐπώνυμος des Berges — hat sich der Leitstier seiner Heerde auf dem Gebirge verlaufen. Nachdem er ihn lange gesucht hat, findet er ihn ruhend vor dem Eingang einer ihm bis dahin unbekannten Höhle. Zornig schiesst er einen Pfeil auf das Thier ab, doch dieser fliegt, zurückgeweht gleich einer Flamme, auf ihn selbst. Von frommer Scheu ergriffen berichtet er nun seinen Landsleuten das Wunder, und nach den nöthigen geistlichen Vorbereitungen erscheint der Erzengel Michael dem Bischof von Siponto. Er verkündet ihm, dass er sich diese Grotte als seinen Wohnsitz auf Erden auserwählt habe, und dass er die Bewohner dieses Bezirks fortan besonders schützen werde.

Niemand wagt es, die in solcher Weise geheiligte Höhle zu betreten; bald aber giebt der Erzengel ein noch deutlicheres Zeichen seiner wirksamen Wunderkraft. Die heidnischen Neapolitaner, heisst es, wollen die Bewohner von Siponto und zugleich die von Benevent angreifen. Die Bedrohten sind in grosser Sorge, doch werden sie von Michael durch Vermittelung des Bischofs ermuthigt, sich ausschliesslich auf seinen Schutz zu verlassen. Am Tage der Schlacht, zu der sich die Heiden durch scenische Spiele, die Christen durch Bussübungen vorbereitet haben, umzieht sich plötzlich der Gargano zu der von dem Engel vorherbestimmten Stunde mit finsterem Gewölk, aus dem Blitze auf die Neapolitaner zucken. Diese geben die Flucht und werden zugleich von den menschlichen Gegnern und von dem im Ungewitter daherfahrenden Engel des Zorns in einem Lauf bis vor die Thore ihrer Stadt verfolgt. Die Mehrzahl der Erschlagenen ist durch die Blitze, nicht durch Menschenwaffen, entseelt.

Als man am nächsten Tage, den Dank abzustatten, von Siponto in Procession zur Grotte zieht, sieht man, dass der Erzengel ein neues Wunderzeichen seiner Anwesenheit zurückgelassen hat. In dem Felsen, auf dem er gestanden hatte, ist seine Fussspur, „wie die eines ganz kleinen Kindes“, eingedrückt.

Nach diesem Zeichen wird die ganze Grottenkirche fortan *ἁ ποδόνια* — die Fussspur genannt.[1])

Erst jetzt erheben sich Zweifel, wie man es fernerhin mit dem heiligen Aufenthaltsorte des Engels halten solle, ob man ihn zur Kirche weihen müsse oder ihn in dem bisherigen Zustand lassen dürfe. Man wendet sich an den Papst; aber auch dieser lehnt die Entscheidung ab: der Erzengel, der sich hier offenbart hat, möge auch selbst jene treffen. So gebietet denn Michael in einer neuen Traumerscheinung dem Bischof, getrost in die Höhle einzutreten. Er selbst, der Engel, habe sie gebaut und geweiht, eine weitere Heiligung sei ihr nicht mehr nöthig. Wie die Legende nun mit anerkennenswerther Schlichtheit mittheilt, findet man freilich nur eine doppelte, spärlich erleuchtete Höhle. Rauh, uneben und unregelmässig war Boden und Decke; an einer Wand träufelte das Wasser herab und bildete eine Art Quelle. Erst später hat die Phantasie in der Bauart selbst noch neue Wunder entdeckt; als die Legende niedergeschrieben wurde, gab man sich noch damit zufrieden, dass sie aus gemeinem Stoff gebaut sei; habe sie doch dafür der Erzengel mit eigener Hand gegründet. „Ich glaube, er wollte damit zeigen, dass man nicht den Schmuck der Steine, sondern Reinheit des Herzens suchen und lieben solle", meint am Schlusse der Berichterstatter.

Der erste Blick lehrt, dass wir es hier mit einem Mythus zu thun haben, der sich selbst von der Nothwendigkeit, irgend welche geschichtliche Wahrscheinlichkeit zu besitzen, losspricht, der mit Zeit und Raum nach Belieben spielt. Die Frage ist nur: Wie, aus welchen Elementen ist derselbe entstanden? Auf eine alte Localsage könnte jene Erwähnung des eponymen Garganus hinweisen, auch haben Grotten, namentlich wenn sie durch ihre Lage ausgezeichnet waren, als geheimnisvolle Pforten in den sonst verschlossenen Schoos der Erde überall und in den verschiedensten Zeiten religiöse Ehrfurcht bei den Umwohnern in Anspruch genommen. Deutlicher sind

[1]) Diese Erklärung scheint mir der Stelle entsprechender als Waitz's Vermuthung einer Ableitung von *ἀποδίδωμι*.

aber doch die Berührungspunkte mit der Legende von Chonae. Hier wie dort ist der Erzengel Michael nicht nur überhaupt der Held der Erzählung, sondern äussert er seine Kraft in Naturwundern, die er aus eigener Macht vollführt. Die Katabothre, in die sich der Bergstrom stürzt, und die Felsenhöhle am Gipfel des Gargano selbst sind einander unverkennbar ähnlich. Noch mehr! Wiederholte feindliche Angriffe vereitelt der Engel durch sein Eingreifen: Schlägt in Chonae den Andringenden zuerst eine Flamme entgegen, so wendet sich hier der Pfeil wie eine vom Wind gewehte Flamme auf den zornigen Hirten. Zur eigentlichen Vertheidigung des Heiligthums steigt Michael dort in der Feuersäule, hier in der Donnerwolke herab, vielleicht ist selbst der Zug, dass er eine Spur seines Auftretens hinterlassen habe, der griechischen Legende nicht ganz fremd gewesen.

Jedenfalls ist die Haupttendenz beiden Mythen gemeinsam: den Dienst des Halbgottes an ein Naturphänomen zu knüpfen. Aber freilich: in der griechischen Sage schirmt der Engel nur seine Capelle und deren Hüter: in der abendländischen tritt er sofort mit allen Zügen eines volksschützenden Heiligen, eines nationalen Vorkämpfers, auf. Und zwar welches Volkes! Nicht der Griechen, sondern ihrer erbitterten Feinde, der Langobarden. Von Anfang an hat die Legende eine Wendung gegen diejenigen genommen, die sie doch allem Anschein nach zuerst auf italienischen Boden verpflanzt haben.

Man möchte demnach versucht sein, schon in dieser Fassung der Legende — von späteren Zusätzen und Erweiterungen ganz abgesehen — manchen eigenartigen Zug aus der Phantasie der germanischen Fremdlinge herzuleiten und so zu erklären. Aber wer möchte das mit einiger Gewissheit thun? Dass es der Leitstier der Heerde ist, welcher die Grotte findet und dem Heiligen zuerst eine Art Anbetung widmet, erinnert an das vielfache ähnliche Auftreten von Thieren in deutschen Legenden, die sich an germanischen Volksglauben angelehnt haben [1]), aber ebenso darf man hierbei

[1]) Wie derselbe auch immer neue Sprosse trieb, zeigt die vita Leonis IX. bei Watterich vitae paparum.

an so manche antike Mythe und, was bei einer Legende, in der ein Engel auftritt, doch immer zunächst liegt, an Bileam's Eselin denken. Merkwürdiger ist doch die Angabe, dass die Fussspur des Engels, deren sacrale Bezeichnung dann allerdings wieder dem Griechischen entlehnt ist, der eines ganz kleinen Kindes gleich gewesen sei. So trat kein antiker Gott auf, und der Engel von Chonae war auch eine riesige Flammenerscheinung; wohl aber sind der deutschen Sage unzählige Fussspuren, und gerade Zwergenspuren, in Höhlen bekannt. Sind im Norden viele derselben dem Teufel zugeschrieben worden, so konnte in Italien eine solche auch einmal auf dessen Erbfeind zurückgeführt werden.[1])

Vor allem könnte ein an sich schon merkwürdiges Sachverhältnis auf langobardischen Einfluss führen: Die Legende legt besonderen Werth darauf, dass der Erzengel seine Kirche nicht nur selber gebaut, sondern auch selber geweiht habe, und wenn alle ältesten Quellen das Michaelisfest eben als das der Weihung jener Kirche bezeichnen, so zeigt dies, dass auch weiterhin gerade die Abweichung vom sonstigen Gebrauch der Kirche den meisten Eindruck machte.[2])

Wenn nun die Verehrung der Grotte von den Griechen ausging, so ist durchaus nicht einzusehen, weshalb dieses kirchlich gesinnte Volk sich damals eine solche Unregelmässigkeit hätte erlauben sollen (bei dem Cult zu Colossae — Chonae, der älter als das Christenthum war, lag die Sache

[1]) Auch an die bei den norditalienischen Langobarden sagenberühmte Fussspur des König Liutprand, die seinem Volke als Grundlage des Maass-Systems galt, sei wenigstens erinnert.

[2]) Sehr amüsant ist das Verhalten des Bollandisten Stirling in diesem Punkte. Er will es durchaus nicht Wort haben, dass dieses berühmte Heiligthum gar keine richtig geweihte Kirche sei, und kommt nach vielen gewaltsamen Interpretationen zuletzt auf einen verzweifelt klugen Einfall, der dem Jesuiten wie dem Sohn des rationalistischen 18. Jahrhunderts — beides war er — gleichmässig Genüge that: die alten Christen hätten ja in Katakomben und ähnlichen Orten ihre Gottesdienste abgehalten. Wahrscheinlich sei auch die Grotte ein solcher, also geweihter, Platz gewesen, an den sich weiterhin eine sagenhafte Verehrung schloss. A. SS. Sept. VIII, § 19.

anders). Den halbheidnischen Langobarden lag eine solche viel näher. Auch können wir aus der Erzählung noch schliessen, dass die Kirche nicht ohne Weiteres ihre Zustimmung zu dem seltsamen Naturcult gegeben hat. Die Bewohner von Siponto selber zweifeln der Legende zu Folge und schicken zum Papst, der, da er keine Entscheidung giebt, für die Erzählung ganz überflüssig ist. Genau so waren es Philippus und Johannes für die von Chonae; man hat sie dort, den Papst hier nur hereingemengt, um dergestalt einen auch irdischer Weise legitimen Rechtsgrund für den Cultus zu erlangen.

Der Wirklichkeit entsprach diese Darstellung gewiss nicht, aber dass man später die Sachlage so darzustellen für angezeigt hielt, ist charakteristisch. Uebrigens konnte man sich darauf berufen, dass, gemäss der echt mittelalterlich-kirchlichen Auffassung, wonach jede geistliche Handlung auf Erden das Abbild einer gleichen überirdischen sei, die Engel beständig priesterliche Functionen ausüben. Zahlreiche Bilder und Legenden — auch spätere Erweiterungen der unseren — legen dafür Zeugnis ab.

Nach allem möchte ich schon für die Entstehung der Legende von Monte Gargano ein Zusammenwirken griechischer und germanischer Phantasie annehmen, der Art, dass die unter den Griechen überall verbreitete Legende von den Langobarden aufgenommen, zu ihrem Eigenthum gemacht, an einem bestimmten Platz fixirt wurde. Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiss: gewirkt hat der Mythus und der Dienst als langobardischer Volksglaube und Volkscult. Stammte die Legende auch aus dem Orient, so fühlte sich der Germane doch durch sie an seine heimische Göttersage gemahnt; sie entsprach seinen Gemüths- und Phantasiebedürfnissen, und diese unzweifelhafte Thatsache ist für die Culturgeschichte auch fast die einzig wichtige.

VI. Der Erzengel Michael als Volksheiliger der Langobarden.

Zäher als irgend ein deutscher Volksstamm, der die alte Heimath verlassen hatte, haben die Langobarden an heimischem Recht und heimischer Sage festgehalten; fruchtbar haben sie beides sogar in dem neu gewonnenen Vaterlande fortgebildet. So verhielten sie sich auch dem alten Glauben gegenüber. Das Heidenthum wurzelte noch fest unter ihnen, und niemals war der Arianismus, dem sie so wenig als Gothen und Vandalen sich ganz entzogen hatten, seiner Herr geworden. Das älteste Denkmal der nationalen Geschichtsschreibung, das als Prolog mit dem Edict eines eifrig arianischen Königs verbunden ist, knüpft gläubig die Urgeschichte des Volkes an Wodan und Frigga.

Bekannt ist die wiederum etliche Jahrzehnte später spielende Erzählung von dem Bischof von Benevent, dem heiligen Barbatus: wie er den Herzog Romuald, den Sohn König Grimoald's, von heidnischem Aberglauben zu strengem Bekennen des Christenthums brachte. Der orthodoxe Bischof arbeitete hier Hand in Hand mit einer Frau, — der Herzogin, die ihm das silberne Schlangenidol ihres Gemahls zur Zerstörung auslieferte. Dies ist erklärlich bei einem Volke, das sein erstes christliches Nationalheiligthum, Monza, aus der Hand einer Königin empfangen hatte; ebenso knüpfte sich auch die Bekehrung der Franken an die Gestalt der Clotilde. Aber noch bezeichnender ist es, dass dem Germanen die Kraft der bisher gleichgiltig betrachteten Religion in der Stunde der Gefahr einleuchtend wurde. So blieb ihm auch später die Kampfesbegeisterung durch den Glauben an übernatürliche Hilfe, an einen persönlichen Schutz der Gottheit, der Angelpunkt für seine Ueberzeugung. Wie dies einst bei Chlodwig der Fall gewesen war, so geschah es bei Romuald, als der heilige Barbatus ihn und seine Langobarden durch Verheissungen, die er mit der Macht eigener Ueberzeugung aussprach, zum Widerstand gegen die Griechen ermuthigte.[1])

[1]) Vit. S. Barb. M. G. SS. rer. Lang., p. 577 ff.

Bei einer mächtigen Eiche, an deren Aesten die Felle der geschlachteten Opferthiere aufgehängt wurden, hatte der Beneventaner bisher seine Gelübde vollzogen und war dann rücklingsgewandt, den Speer hinter sich werfend, in frommer Scheu davongejagt. Solcher Naturgottesdienst konnte fortan für sich allein die Gemüther nicht mehr fesseln; aber noch hatte er tiefe Wurzeln in sie geschlagen. Als die Tage des Langobardenreiches schon gezählt waren, ereignete es sich noch, dass zu dem Mönche Ratchis, dem früheren König, ein Hirt kam und ihm berichtete: er habe in nächtlicher Zeit auf einer hochgelegenen Bergwiese drei Flämmchen auf einem besonders schönen Baum hin und her hüpfen sehen. Der alte Heidenglaube musste sich jetzt der Deutung einer Erscheinung von nichts Geringerem als der heiligen Dreieinigkeit selbst anbequemen: noch heute erinnert das Kloster Monte Amiato in seiner herrlichen Lage an das religiöse Naturgefühl der langobardischen Hirten.[1])

Diesem doppelten Bedürfnis: einen besonderen kriegerischen Schutz zu besitzen und ihn in den Erscheinungen der Natur verehren zu können, kam die Sage vom Erzengel Michael durchaus entgegen.

Sie leistete dasselbe besser, was bisher der Glaube an Wodan und Donar geleistet hatte. Ganz unmerklich muss dieser Uebergang gewesen sein, denn jene Verehrung hatte schon begonnen, ehe diese noch geendet hatte, und daraus erklärt sich, wieso in den Händen der Germanen der griechische Mythus womöglich noch heidnischer wurde, als er es ohnehin schon gewesen war. Grimoald, gegen dessen Sohn der heilige Barbatus noch einen so schweren Stand hatte, und der selber als König noch einmal das unvermischte Germanenthum in schroffer Weise zur Geltung brachte, war doch schon als Herzog von Benevent zur Vertheidigung des Monte Gargano nach Apulien geeilt — und zwar gegen einen Ueberfall der Griechen.[2])

[1]) Fundatio monast. M. Amiati M. G. SS. rer. Lang., p. 546 f.
[2]) Paul. IV, 46, p. 135.

Als dann im weiteren Kampf mit dem griechischen Kaiser Constans sein Sohn die religiöse Hilfe des heiligen Barbatus angerufen hatte, erbat sich jener als Lohn die Vereinigung seines Erzbisthums mit dem von Siponto, eben wieder um der Grottenkirche des Engels Michael willen. Darnach darf man vermuthen, dass auch bei der vorhergehenden, vom Himmel geförderten, Vertheidigung der Herzogsstadt der Führer der himmlischen Heerschaaren seine gebührende Rolle gespielt habe.

Obgleich die Bisthümer doch ziemlich weit auseinander liegen, blieben sie Jahrhunderte hindurch mit einander vereinigt, und dies hat vor Allem dazu geholfen, die politisch nationale Bedeutung des Cultes zu fördern. Von jenem ersten Eingreifen in die Geschichte an behielt derselbe einen Charakter, der ihm ursprünglich unmöglich anhaften konnte: den der Feindseligkeit gegen die Griechen. Das hat auf den Mythus selbst seine Rückwirkung geübt: Die Feinde, die in ihm gegen das Heiligthum andringen, sind die Neapolitaner, also die Vertreter des Byzantinerthums in Unteritalien; in seltsamer, aber bei Mythen gewöhnlicher Verkehrung der Dinge werden sie nun auch als Heiden aufgefasst; gegen sie stehen vereinigt Sipontiner und Beneventaner. Es ist wohl kaum angezeigt, in der Legende eine sagenhafte Verbrämung des wirklichen Kampfes Grimoald's zu suchen — sie steht der Zeit Grimoald's noch zu nahe, als dass sie ihren Gegenstand in eine graue Vorzeit verlegen könnte, in der nicht einmal der Gargano seinen Namen hatte —, gewiss aber spricht sich die Stimmung jener Tage, die Begeisterung des Kampfes gegen die Byzantiner, in der Legende aus. Dieser Stimmung hat sie einen dauernden Nachklang gegeben.

Jener Zug des Kaisers Constans II. bildet in der That einen Wendepunkt der langobardischen Geschichte; in Wirklichkeit vielleicht, in der Tradition gewiss. Die Annäherung der verschiedenen Bevölkerungselemente Italiens an einander und ihr Zusammenhalten gegen den gemeinsamen Gegner, das ausländische Griechenthum, knüpft sich an diese Ereignisse; und es ist bedeutsam, dass gerade König Grimoald, der

Römerfeind, doch der gemeinsame Vertheidiger sein muss. Kaum wird später eine Aufzeichnung, sei sie noch so dürftig, zu bemerken vergessen, wie Constans schlimmer als je die Barbaren mit den Denkmälern von Roms Grösse verfahren sei, wie er selbst die eherne Bedachung des Pantheon mit fortgeschleppt habe. Man wollte eben immer wieder daran erinnern, dass dem Byzantiner Italien und das *imperium Romanum* selbst nur ein gleichgiltiger Besitz, nur ein Gegenstand der Plünderung geworden waren.

Am deutlichsten spricht sich diese Empfindung in einer, gewiss noch sehr frühen Erweiterung einer Erzählung des Paulus aus.[1]) Paulus hatte berichtet, dass ein Einsiedler, den Constans um Aufschluss über den Erfolg seines Unternehmens gebeten, ihn nach einem Traume gewarnt habe: Seit Theodelinde dem heiligen Johannes den Dom von Monza erbaut habe, sei der Täufer Fürsprecher der Langobarden geworden und schreite beständig zu ihren Gunsten ein. — Es folgt hierauf die berühmte Weissagung, welche das Schicksal des Reiches an die Kirche von Monza knüpft, und die von einem düsteren Behagen zeugende Bemerkung des Paulus von der Erfüllung derselben. Jene Erweiterung nun führt den Traum des Eremiten des Genaueren aus. Es erscheinen, um jene Weissagung zu spenden, drei heilige Gestalten, deren erste der Erzengel Michael, die zweite der Täufer Johannes, die dritte der heilige Petrus ist. Nicht bedeutungslos stehen diese drei hier zusammen: der Schützer Roms, der des Königthums und der Heilige des eigentlichen Volkes vereinigen sich, den Griechen von Italien abzuweisen.[2])

Bisher kann der Michaelscult nur im Herzogthum Benevent seine Stätte gehabt haben, eben durch König Grimoald wird er erst nach Oberitalien gekommen sein. Auch hier wurde der Erzengel mit der Zeit zu dem Schutzheiligen, mit welchen die grossen geschichtlichen Ereignisse zu verknüpfen man sich

[1]) SS. rer. Lang. praef. Nach Waitz gehören die beiden codd. der ältesten Gruppe an, stammen selbst jedoch aus dem 11. Jahrh.

[2]) SS. rer. Lang. Paul. lib. V, 6.

gewöhnte; zuerst ward dies dadurch erschwert, dass bereits Johannes der Täufer — wie wir soeben sahen — dort eine ähnliche Stelle einnahm. Doch neben dem Heiligen blieb immer noch ein Platz für den Halbgott. Die Kirche von Monza war freilich ein historisch bedeutsamer Punkt und hatte es sich dadurch verdient, ein politisches Symbol zu werden. Zu ihrer Gründung und Verherrlichung hatten zum ersten Mal Königthum und Papstthum zusammengewirkt; eine fromme Frau hatte sie unter einem theils heidnischen theils ketzerischen Volke dem Täufer geweiht und sie war der Ausgangspunkt der Bekehrung zur Orthodoxie geworden; — es war nur natürlich, wenn den Patrioten, namentlich den geschichtskundigen wie Paulus, dieser Königsdom als das Palladium des Reiches erschien. Dennoch stand diese Kathedrale zu sehr im hellen Licht der Geschichte, als dass sie Menschen des frühen Mittelalters recht ehrwürdig hätte erscheinen können. Die Phantasie des Volkes verlor sich lieber in dem Halbdunkel der Grotte am Monte Gargano.

Der prunkvolle Bilderschmuck, die Diptychen und Briefe des grossen Papstes Gregor, die Reliquien der heiligen Theodelinde, die geheiligten Krönungsinsignien selbst, haben Monza nie zum Wallfahrtsort machen können, während das ganze Mittelalter hindurch unzählbare Schaaren herbeigeströmt sind, um die Fussspur des Engels, die von ihm eigenhändig gebauten Altäre und die von ihm selbst gestiftete Decke anzubeten. Auch die grösste, auch die geheiligte historische Erinnerung hat für das Mittelalter niemals die Bedeutung, wie sie das Traumbild eines Herabsteigens des Jenseits auf die Erde besitzt. Eher wird man mit dem Mythus auch geschichtliche Traditionen verschmelzen, als der historischen Erinnerung Wunderkraft leihen. An die zahlreichen, in den italienischen Städten dem Täufer geweihten Baptisterien schloss sich später gern die patriotisch-religiöse Empfindung des Bürgers als an den Platz, wo seine Ahnen, er selbst und seine Kinder die Taufe empfangen hatten. — Dante bietet hierfür in seiner Andacht für S. Giovanni in Florenz das grösste Beispiel; aber die Nachbildungen der Grottenkirche in Apulien wurden wieder Plätze des Wunders und der Wallfahrten.

Aus diesem Grunde konnte auch in der Lombardei der Dienst des Erzengels in Kurzem sehr populär werden; er empfing auch hier bald die staatliche Sanction. Auf den langobardischen Münzen steht — ein untrügliches Zeichen hierfür — Michael's Bild; vielleicht darf man aus einer Stelle des Paulus schliessen, dass dasselbe auch in der Reichsfahne wehte.[1]) Fast alle mächtigsten Kirchenbauten jener frühen Zeit sind ihm geweiht (Lucca Siena, Pavia) in späterer Zeit zählte allein die Stadt Pavia nicht weniger als 7 Michaelskirchen, eine Zahl, die dort die heilige Jungfrau übertrifft.[2]) Was noch wichtiger ist: diese Kirchenbauten haben eine nationale Bedeutung. Nicht nur in Benevent ist eine Michaelskirche in Verbindung mit dem Herzogspalast gebracht, selbst in Monza, der Stadt des heiligen Johannes, gewann dessen Nebenbuhler festen Boden. Ueber den Hergang einer langobardischen Königskrönung haben wir aus späterer Zeit den Bericht des Ludolph von S. Paulo[3]), der, wie er sagt, bei derjenigen Konrad's III. selbst nicht faul war, — er trug bei der Procession dem Könige die bischöflichen Insignien voran. Darnach fand die Krönung selbst in der Michaelskirche statt, und erst hierauf begab sich der König in feierlichem Zuge nach dem Dom zum Hochamt. Die sämmtlichen Berengare haben sich, was der dürftige Königskatalog nie zu erwähnen vergisst, in der Michaelskirche zu Pavia krönen lassen.[4]) In jener kurzen Zeit einer Wiedererweckung des italienischen Königthums war also Monza und sein Heiliger zurückgetreten gegen die Hauptstadt und den Heiligen des Volkes.

[1]) Muratori antt. I, p. 369, giebt dies unter Berufung — jedoch nicht specieller — auf Paulus an. Es kann nur die Erzählung von der Vision des Alahis gemeint sein. Dass der Verräther durch das Bild in der Reichsfahne erschreckt und an seine Schuld gemahnt wurde, ist allerdings eine sinnreiche und ansprechende Deutung.

[2]) d. laudd. Paviae IX, Mur. SS. XI.

[3]) M. G. SS. 20. Lud. d. S. P. c. 53.

[4]) Catal. reg. cod. Ambros. SS. rer. Lang., p. 217.

Auch diese Kirche zu Pavia hatte zum alten Königspalaste, dem Mittelpunkt der langobardischen Herrschaft, gehört; bei dessen Zerstörung durch die Bürger unter Heinrich II. hatte man das Heiligthum geschont, und als die Pavesen Friedrich I. in ihre Stadt einluden, trug er zuerst in dieser Kirche die Krone.[1]) Sollte auch nach dem deutschen Hofceremoniell dies nur ein Kirchgang unter der Krone und erst die weit spätere *coronatio* in Monza[2]) die wichtigere, eigentliche Krönung gewesen sein, so zeigt doch die Erwähnung der Thatsache in Friedrich's an Otto von Freising gerichtetem Briefe ebenso, wie die Ausführung in diesem Schriftsteller, dass die Pavesen dem Act eine hohe Bedeutung beimaassen, und dass der König ihnen beipflichtete.

Von Alters her muss diese Kirche den Langobarden als besondere Königskirche gegolten haben. Dafür bürgt eine Erzählung des Paulus.[3]) Als dem aufrührerischen Herzog von Friaul, Alahis, sein Verrath zum zweiten Mal verziehen worden war, liess ihn der König Pectarit einen besonderen Eid der Treue, der mehr galt als ein blosser Vasallitätseid, in dieser Kirche schwören. Als trotzdem Alahis denselben später gebrochen hatte, erblickte er am Tage der Entscheidungsschlacht den hierdurch herausgeforderten Erzengel, der auch hier wieder für sein Volk stritt, vor den Speeren seiner Gegner; und dem Verräther sank das Herz. Ein Freigeist unter seinen Anhängern fuhr ihn freilich rauh an: „Aus Furcht siehst du Dinge, die nicht da sind“; aber die Niederlage und der Tod des Empörers bezeugten dem Volke die Wahrheit der Erscheinung.

Am volksthümlichsten blieb begreiflicher Weise der Michaelsdienst in seiner engeren Heimath Benevent, wo sich überhaupt das nationale Staatsleben und Rechtsleben am längsten erhielten. Der glänzendste der beneventanischen Herzöge, Arechis, der seine Residenz durch prachtvolle Kirchenbauten

[1]) Otto Fris. G. Fr. II, 20.
[2]) Radev. G. Fr. III, 44.
[3]) Paul. V, 41.

und Anhäufung von Reliquien in deutlicher Anlehnung an das Vorbild von Constantinopel, zum Centrum seines Staates machen wollte, und der dies Streben in Vers und Prosa feiern liess, wie nur irgend ein Medici oder Este, — er hat sich freilich selber mit dem Erzengel nicht befasst; das Verhältnis der Stadt und Kirche Benevent zu Siponto und S. Angelo war längst so wie so das engste; wohl aber nennt unter den Verdiensten seiner Schwiegermutter Ansa, der Wittwe des Desiderius, die von Paulus gedichtete Grabschrift auch die Vorkehrungen, welche sie für die Pilger getroffen habe, die aus allen Ländern zu dem geheiligten Platze am Garganus zusammenströmten.[1]) Zwei spätere Fürsten, Radelgis von Benevent und Siginulf von Capua, die ihre Zwistigkeiten durch einen Vertrag beenden, schliessen in denselben die besondere Bestimmung ein, dass in jedem Falle die beiderseitigen Unterthanen, die nach dem Gargano wallfahrteten, unbehindert bleiben sollten.[2])

Gerade in Süditalien lebte im Volk auch noch die Tendenz fort, mit dem Cult einen Gegensatz zu den griechischen Nachbarn zu verbinden. Eine der halb-volksmässigen Geschichtserzählungen lässt schon die heidnischen Langobarden unter der Führung des Erzengels in Italien eindringen und das Land den Griechen entreissen.[3]) Neben dem allgemeinen kirchlichen Michaelisfest, das sich auf die Einweihung der Grotte durch den Erzengel bezog, feierte man hier den Tag des angeblichen Sieges über die Neapolitaner. Und fast scheint es, als ob man auf dieses ausschliesslich heimatliche Fest grösseren Werth gelegt habe, als auf die allgemeine Kirchenfeier. An einem Punkte entbrannte nämlich der alte Kampf immer von Neuem: in der campanischen Ebene, wo das halb-griechische Neapel und das langobardische Capua Nachbarstädte waren. Da traf es sich, dass die capuanischen Grafen einen grossen Sieg über die Neapolitaner gerade am Tage

[1]) Epitaph. Ansae SS. rer. Lang. 192 f.
[2]) M. G. legg. II, p. 222, § 8.
[3]) Chron. S. Bened. Casin. c. 2 SS. rer. Lang.

jener sagenhaften Schlacht davontrugen, — ein Umstand, den die zeitgenössischen Geschichtschreiber nicht zu erwähnen vergessen[1]: „Zum zweiten Mal wurden an diesem Tage die Quiriten von den Langobarden besiegt“, sagt der Casinate, der, obgleich Benedictinermönch, seinen Nationalstolz nicht unterdrücken kann.

Als dann später die Saracenen schlimmere Feinde wurden, als die Griechen je gewesen waren, übernahm der Erzengel auch gegen diese Kinder des Satans die Vertheidigung seiner Schutzbefohlenen. Die älteste Sage, welche darauf hindeutet, ist, da sie nicht von einem Langobarden sondern von einem Neapolitaner niedergeschrieben wurde, freilich etwas verdunkelt[2]: Ihr zu Folge kam der saracenische Heerführer auf seinem Zuge gegen Rom in eine Kirche des heiligen Michael und übernachtete in ihr. Im Traum erschien ihm ein Mann, der ihm sein nahes Verderben ankündigte und zuletzt seinen Stab gegen die Hüfte des Schlafenden schleuderte. Der Erzähler meint: Die Traumgestalt sei der heilige Petrus gewesen; aber die Oertlichkeit ebenso wie der Lanzenstoss zeigen, dass hier ursprünglich der Erzengel gemeint war.

Selbst in Familien langobardischer Abstammung wurde bisweilen der Dienst des Engels wie ein Gentilsacrum gepflegt. Aus einer Urkunde des neunten Jahrhunderts[3]) erfahren wir, dass eine reiche langobardische Frau auf ihrem Gute eine Michaelskirche erbaut hatte; der Hof gehörte jetzt einem ihrer Enkel, während ein anderer das Priesterthum an jener Kirche verwaltete; und diese Nachkommen entziehen sich nicht der Pflicht, selbst mit Opfern an Grundbesitz den Glanz des Familienheiligthums zu erhalten. Gerade in Unteritalien begegnen wir an jedem Ort einer Kirche, einem Kloster, oder einem Landgut, das den Namen S. Angelo führt[4]) (unter

[1]) Erchempert. c. 27, Chron. S. Bened. Cap. 14.

[2]) Transl. S. Severini auct. Jo. diac. SS. rer. Lang., p. 454.

[3]) cod. dipl. Cav. I, p. 139.

[4]) Der cod. dipl. Cavensis ist überreich an Beispielen. Ich erlasse mir die Aufzählung. Aus den wenigsten Urkunden ist etwas religionsgeschichtlich Merkwürdiges zu entnehmen. Ausnahmen: I, p. 139 (I, p. 821, p. 230 griechische Kirchen in Neapel) II, p. 155, p. 185, p. 335, VI, p. 243.

S. Angelus schlechthin, ist immer Michael zu verstehen). Mehrere Flecken und Städtchen tragen denselben; ein am adriatischen Meer gelegener Ort, der später Bischofssitz wurde, führt den charakteristischen Beinamen: S. Angelo dei Lombardi.[1]) Auch sind bekanntlich die Vornamen Michele und Angelo, sowohl einzeln wie in der Zusammenstellung, gerade beim niederen italienischen Volke von Alters her besonders beliebt.

Unter den vielen Michaelskirchen giebt es aber auch einige, die ein besonderes Interesse als Abbilder des ursprünglichen Gargano-Heiligthums beanspruchten, denn noch mehr als es sonst bei einer Wallfahrtskirche der Fall war, knüpft sich gerade in unserm Falle an die Oertlichkeit die Verehrung. So sehr auch der Erzengel den Charakter eines Volks- und Nationalheiligen angenommen hatte, — es ruhte doch ein grosser Theil des Zaubers, den er ausübte, auf dem Eindruck, den sein Tempel machte; diese seine wunderbare irdische Wohnung liess ihn immer wieder als eine Art Naturgottheit erscheinen. Wenn auch die Menschen dieses Zeitalters wenig begabt für die anschauliche Schilderung einer Oertlichkeit waren, so machten sie doch in unserem Falle öfters Versuche, die Einzelheiten treu wiederzugeben.[2])

Die Grotte selbst hatte sich im Laufe der Zeit nach und nach etwas verändert. Um sie herum hatte sich ein Städtchen angesiedelt, in dem ein langobardischer Graf wohnte; an ihrem Eingang war später eine Vorhalle erbaut worden; in dem engen Gang, der abwärts führte, waren Stufen gehauen und einige Luken in den Felsen gebrochen worden. Auch war man später nicht weiter der Ansicht, dass die Unebenheit und Rauhheit des Fussbodens ein vom Erzengel beliebtes Symbol sei; man hatte den Boden mit Steinfliessen ausgelegt. Sonst aber war die Höhle wie bisher: die natürlichen Felsbänke, welche die Altäre vorstellten, nur

[1]) Ughelli-Coleto VI, p. 829.

[2]) Ausführliche Beschreibungen aus dem frühen Mittelalter in der Legende selbst und im Itiner. Bernard. Mabill. A. SS. Ben. saec. III, p. 474.

wenig geglättet, die Felsdecke an einer Stelle so niedrig, dass sie mit der Hand erreicht werden konnte, an anderen hoch empor gewölbt. Den Tag über erleuchteten Kerzen die Grotte, beim Einbruch der Dunkelheit verliess sie Jedermann, denn nun, glaubte man, ziehe der Erzengel selbst in seine Wohnung ein.

Eine Volkssage, die weit durch Deutschland verbreitet war, erzählt, wie Kaiser Heinrich II., der als Heiliger sich wohl vertraulich mit den Geheimnissen des Himmels einlassen durfte, sich einst über Nacht in der Kirche einschliessen liess. Die Vision, die ihm hier zu Theil ward, ist selbst in der Erzählung des widerwilligen und zweifelnden Berichterstatters[1]) eine der farbenprächtigsten, die das Mittelalter uns hinterlassen hat. Die Räume der Höhle dehnen sich vor den Blicken des Kaisers in's Unendliche aus; Schaaren jugendlicher singender Engel ziehen zuerst vorüber; gerüstete, strahlend gleich dem Blitz, erscheinen dann; in ihrer Mitte führen sie, wie im Triumphzug, ihren Feldherrn, — den Herrn des Ortes, Michael. Dann kündet eine neue Schaar die Gottheit selber an, die sich auf dem Hochaltar niederlässt: Die Engel führen nun das gesammte Hochamt durch, gleich menschlichen Priestern, wie es uns auf Gemälden und in Legenden öfters begegnet, wie es einem Glauben natürlich erscheint, der selbst in den täglichen Gottesdienst ein überirdisches Wunder verlegt.

Auch der Kaiser wird in die Feierlichkeit mit hineingezogen, indem ihm Gott durch einen Engel die Bibel aus seiner Hand zum Kusse reichen lässt. Zum Zeichen aber rührt ihm der Engel gleich Jacob die Hüfte; und seitdem hinkt der Kaiser. — So manche Höhlen waren in heidnischer und christlicher Zeit dem Volke als Eingang in eine düstere Unterwelt erschienen, diese, auf Bergeshöhen über den Wolken gelegen, galt ihm als die Pforte des Himmels.

Ueber der Grotte stieg noch die kahle runde Kuppe des Berges empor; nur der nächstliegende Absatz war mit einem dichten uralten Eichenwalde bedeckt; — auch das galt Manchem

[1]) v. S. Heinrici addit. M. G. SS. IV, p. 818.

als Wunder, erklärt sich aber leicht durch die Mauer, mit der der heilige Hain umgeben war, um ihn vor den Ziegen zu schützen, die den Waldwuchs des Gebirges schon im 16. Jahrhundert völlig vernichtet hatten. An den Aesten der Bäume hingen überall Steine, welche die Pilger, ihre Busse oder ihre Andacht zu vermehren, am Halse hinaufgeschleppt hatten.[1]) Ein Mönch aus Farfa, der seinen Abt vergiftet hatte und hier seine Schuld büssen wollte, verweilte ein ganzes Jahr am Fusse des Berges, ohne ihn besteigen zu können, — der Engel nahm seine Busse nicht an — später verschwand der Unglückliche, ohne dass man je erfuhr, wohin er gekommen sei[2]); wahrscheinlich hat ihn ein solcher Stein am Aufstieg verhindert. Kostbarere Weihgeschenke zierten verstreut die Felszacken des Innern; und frühzeitig ward es Sitte, an dem durch den Ruf der Heiligkeit geschützten Platz Geldsummen und Kostbarkeiten niederzulegen, wie es einst im delphischen Tempel geschehen war.[3]) So wiederholen sich auf denselben Culturstufen auch dieselben wirthschaftlichen Vorkehrungen.

Den tiefen Eindruck, den ein solches Heiligthum auf das gläubige Gemüth macht, konnten die unzählbaren sonstigen Michaelskirchen nicht ersetzen; ja, in einem Punkt schienen sie sogar den Kirchen der Heiligen nachzustehen. Es war verhältnismässig leicht, durch Reliquien diesen einen Antheil an der persönlichen Gegenwart ihres Schützers zu sichern; das musste bei dem körperlosen Engel[4]), der nur zu flüchtigem Verweilen sich den einen Wohnsitz erkoren hatte, weit schwerer sein. Jene Aushilfe wenigstens, die man auf

[1]) Gegenwärtig habe ich in dem noch vorhandenen uralten Eichenhaine diese Weihegaben nicht bemerkt, während am Eingange der Höhle die üblichen gelobten Gegenstände massenhaft hängen.

[2]) Hugo. hist Farf. a. a. 952, M. G. S. S. XI.

[3]) Ann. Saxo a. a. 1137 M. G. SS. VI. Jov. Pontanus de bello Neapol. opp. II. p. 277.

[4]) ἀσώματος incorporeus ist sein ständiges Beiwort.

dem Michaelsberge bei Zabern im Elsass traf: eine Schwungfeder des Engels aufzubewahren, die ihm der Teufel im Kampfe ausgerissen hätte[1]), hat in Italien nur einen heiteren Nachklang gefunden in der lustigen Novelle Boccaccio's von Fra Cipollo und seiner Pfauenfeder, der Reliquie, mit welcher er seine Predigt verbrämt. So brachte es denn die Sache mit sich, dass man sich an eine genaue Nachbildung des heiligen Ortes selbst hielt. Wo eine ähnliche Scenerie wie am Monte Gargano dem entgegenkam, erwachte dann wohl auch in dem Erzengel seine alte Neigung für waldige Berggipfel, und er beglaubigte alsdann durch seine Erscheinung die Heiligkeit des Ortes.

Das erste und zugleich interessanteste Beispiel dieser Art bietet uns Rom. Von den Zeugnissen für eine frühere Verehrung Michael's in der ewigen Stadt habe ich gesprochen; dieselbe entsprach noch durchaus der ursprünglichen Stellung der Kirche; jene mythologischen Elemente, die für den späteren Cult die Hauptsache ausmachen, fanden sich in ihr noch nicht; ja man war bemüht, dergleichen abzuweisen. Es wäre gewiss sehr interessant, zu erfahren, wenn die Kirche ihren Pact mit dem Volksheiligen ihrer bittersten politischen Feinde gemacht hat. Es erfolgte diese Sanction durch Einführung oder allgemeine Anerkennung des Michaelisfestes; unter welchen Umständen aber sich dieselbe vollzog, darüber berichten die Quellen natürlich nichts.

Eines der ausführlichsten Martyrologien, wenn auch von einem durch seine Flüchtigkeit berüchtigten Verfasser herstammend, das des Ado von Vienne, enthält zum 29. September nach einem ausführlichen Excerpt aus der Legende vom Monte Gargano die merkwürdige Nachricht:[2]) „Nicht lange Zeit nach dieser Erscheinung baute auch Papst Bonifacius auf dem höchsten Gipfel des Circus dem heiligen Erzengel eine Kirche in Weise

[1]) W. Menzel, Christl. Symbolik, II, p. 127.

[2]) Add. Martyr. 29. Sept. nach Ado dann Martyr. Corbej. und Rom. parv.

einer Crypta, die in wunderbarer Ausführung hoch emporragt. Deshalb wird auch der Ort, der auf seinem Gipfel die Kirche enthält, „zwischen den Wolken" genannt." Dass es sich hier um ein Heiligthum von ganz besonderer Art handelt, dass die Erbauung durch das ebenso eigenartige am Monte Gargano veranlasst wurde, lässt sich nicht verkennen. Dass es jenem Wallfahrtsort der Langobarden zur Seite treten, ihn womöglich überstrahlen sollte, ist darnach wahrscheinlich.

Schon Baronius hat jene Kirche in der Engelsburg gesucht; dass die dort liegende Michaelskirche noch im Beginn des 11. Jahrhunderts zwar nicht *intra nubes*, aber doch ganz ähnlich *usque ad coelos* wegen ihrer hohen Lage genannt wurde, ist bekannt[1]); und dass Ado das kreisrunde Gebäude für einen Circus erklärt, ist nicht die schlimmste Flüchtigkeit, die er sich hat zu Schulden kommen lassen. Der Papst, den er nennt, kann nur Bonifacius III. oder IV. gewesen sein; beide lebten in der Zeit, als der Cult des Erzengels den höchsten Aufschwung nahm, und es stimmt völlig zu der Politik Roms, dass es ebenfalls seinen Antheil am Gewinne jener religiösen Leidenschaft nehmen wollte. Diesmal bot eine halb heidnische, niemals geweihte Kirche das Vorbild für eine Nachahmung, mit der man gleiche oder ähnliche religiöse Erfolge, wie sie das Urbild aufzuweisen hatte, zu erreichen dachte.

Ein Naturwunder, wie es das wilde Gebirge bot, besass die verfallende Weltstadt freilich nicht, aber um so viel mehr Wunder der Kunst; und unter diesen war nächst dem Colosseum das Mausoleum des Hadrian wohl das berühmteste. Bergartig erhob sich damals noch über dem Mauercylinder die kegelförmige Bedachung; das Innere barg eine verwirrende Menge von Sälen, Kammern und Gängen. Manche dieser Räume waren schon zu kirchlichen Zwecken benutzt[2]), der höchste „unmittelbar unter der Spitze, einer Crypta gleich", wurde

[1]) Rod. Glab. (bei Gelegenheit Otto III.) Liutprand antapod. III, 44 M. G. S. S. III, 313.

[2]) Bened. Chronic. M. G. SS. III, p. 715.

zur Kirche des Erzengels geweiht; und alsbald erhielt diese vom Volk phantastische Beinamen „zwischen den Wolken“ oder „bis zu den Himmeln“, Bezeichnungen, die freilich nur sehr uneigentlich auf die am Tiberufer gelegene *moles Hadriana* passten. Die Aehnlichkeit mit der Berghöhle, die in der That über den Wolken lag, ist unverkennbar, und eine absichtliche Nachahmung kaum zweifelhaft.

Vielleicht hatte schon früher die Volkssage die bereits erwähnte Vision Gregor's des Grossen hierher verlegt. Ueberdies war das kaiserliche Grabmal die Festung Roms geworden; so konnte man kaum einen geeigneteren Punkt für das Heiligthum des Führers der himmlischen Heerschaaren finden, als auf deren höchster Spitze. Hier hat es dann noch die Thaten einer Marozia, die sich in den unteren Räumlichkeiten abspielten, und den Aufstand des Crescentius gedeckt; aber die vielen kriegerischen Stürme, in denen das alte Mausoleum schliesslich seine Bedachung verlor, haben zuletzt selbst den streitbaren Erzengel vertrieben; und heute erinnert nur noch der Name Castello S. Angelo[1]) — Engelsburg — an die seltsame Kirche des Papstes Bonifacius.

Auf den gleichen Gedanken wie in Rom kam man auch an anderen Stellen. Wo es irgend anging, errichtete man die Michaelskirchen auf Bergen[2]), nicht selten deshalb auch inmitten kriegerischer Veranstaltungen. Nicht überall lag der Wunsch, die Garganokirche nachzuahmen, zu Grunde, wohl aber überall das Gefühl: man sei dort oben dem Bewohner des Himmels, dessen Bild nur flüchtig und kaum fassbar vorüberrauschte, näher. Die berühmtesten jener Heiligthümer weisen aber auch gleich der römischen Engelsburg auf eine bewusste Anlehnung hin.

Nirgends hatte man weniger Anlass, Legende und Dienst

[1]) Castellum S. Angeli schon bei Joh. diac. Chron. Venet. M. S., SS. 9.

[2]) Stengelius de Michaele archangelo (Jesuit des 17. Jahrhunderts) spricht gläubig von einem „innatum Michaeli montium desiderium“ und zählt eine lange Reihe solcher Bergkirchen des Erzengels auf, — das einzig Brauchbare in dem ganzen Buche.

des Erzengels, so wie sie auf dem Gargano gepflegt wurden, mit günstigen Augen anzusehen, als in dem griechisch gebliebenen Theile von Süditalien. Aber selbst hier übte dieser Cult auf das Volk seine Zugkraft aus; und es war nicht mehr Eifersucht, sondern Wetteifer, was hier ein ähnliches Heiligthum schaffen liess. Dieses lag auf dem mons aureus bei Sorrent[1]); und der Punkt war so geschickt zu diesem Zwecke ausgewählt, dass er lange Zeit seinem Vorbild ebenbürtig erachtet wurde. In dem Leben des heiligen Antoninus, eines Abtes und späteren Schutzpatrons von Sorrent, ist uns ein anziehender Bericht über die Gründung erhalten. Kaum spricht noch aus einem Werke des Mittelalters so viel, nicht nur Naturgefühl, sondern, was mehr werth ist, Naturanschauung; die Gabe, den äusseren Eindruck festzuhalten und zugleich mit der Seelenstimmung das Bild der Natur selbst in seinen charakteristischen Zügen wiederzugeben, äussert sich hier, wie einst im Alterthum.

Wo hätte sich wohl auch früher der Sinn für die Schönheit der Natur und der Wunsch derselben mit den Worten einigermaassen nachzukommen, entwickeln können, als am Golf von Neapel, auf der Halbinsel von Sorrent! Dieser überwältigende Eindruck der Natur war es denn auch, der hier ein Heiligthum entstehen liess, denn dem Erzähler zu Folge stieg man schon in seiner Zeit auf diese Höhe, um das Meer und die weiten Gefilde Campaniens mit ihren unzähligen Städten und Dörfern zu betrachten.

Da, wo der waldige, scharfkantige Bergrücken, welcher die Halbinsel von Sorrent vom Festlande scheidet, in den beiden scharfen, weithin sichtbaren Zacken gipfelt, um dann jäh in's Meer abzustürzen, war die Kirche erbaut, — auch sie, um die Aehnlichkeit mit der Grotte des Gargano vollständig zu machen, als Krypte.[2]) Ein Bischof, der sich in frommer Beschaulichkeit noch lieber den Eindrücken der Natur, als den Pflichten seines Amtes hingab, hatte sie dem heiligen Michael geweiht;

[1]) Der Name aus dem antiken Gaurus entstellt, jetzt Monte S. Angelo. A. SS. Febr. II. 87 ff.

[2]) Dies erfahren wir aus dem Itiner. Bernard. a. a. O.

in Kurzem war sie für die Umgegend ein hochverehrter Ort geworden, aber auch aus dem Ausland finden wir öfters Wallfahrten zum „goldenen Berge" erwähnt. Das Itinerar des Benedictinermönches Bernhard, das dem neunten Jahrhundert angehört, zeigt, welche Ausdehnung damals der Cult des Erzengels gewonnen hatte. Ausser den Stätten des heiligen Landes, dem eigentlichen Ziel seiner Reise, und Rom, der heiligen Stadt, nennt Bernhard nur noch Michaelskirchen als bemerkenswerthe Pilgerziele: den Gargano, den goldenen Berg und die berufenste der Nachbildungen: die Felseninsel S. Michel an der Küste der Normandie.

In geringer Entfernung vom monte S. Angelo bezeugte das stark befestigte Kloster Michael's auf dem schroffen Cilento, das zu La Cava gehörte, den Naturdienst des streitbaren Engels.[1]) Merkwürdiger als dieser Punkt ist wiederum in altem langobardischen Gebiete eine Wallfahrtskirche, die später entstand, und zwar im Zusammenhang mit einer Begebenheit, welche den alten Hass zwischen Neapolitanern und Langobarden sammt seinem religiösen Ausdruck wieder auffrischt: mit dem Siege des Erzbischofs Landulph von Capua.

Man mag Landulph die früheste originelle Tyrannengestalt Italiens nennen. In ihm fanden sich die verschiedenartigsten Züge zusammen, und dies rief die Lust zu tiefergehender Charakterschilderung schon bei den Zeitgenossen wach. So arbeitete er auch für seine Zwecke mit den verschiedenartigsten Mächten, wie sie sich ihm eben als brauchbar darboten. In antiker Weise liess er seine Schöpfung, das neue Capua, mit dichterischem Segensspruche weihen und ihm das Prognostikon zukünftiger Grösse stellen; die Wendung, dass, wie das alte Capua das zweite Rom genannt worden sei, so das neue noch über Rom ragen solle, erinnert überraschend an die Gesinnungen und die Ausdrucksweise der Humanisten; und es erkannte der eine der mönchischen Berichterstatter in dem Gedichte

[1]) Ann. Cav. M. G. SS. III. p. 191, Chron. Salern. ib. p. 519, Cod. dipl. Cav. VI, p. 243.

sehr wohl die altheidnische ὕβρις. Dieser selbe Mann aber, der in Wuth gerieth, wenn er einen Mönch ansichtig wurde, war doch ein eifriger Verehrer des Erzengels. Nach dem grossen unter Michael's Schutz erfochtenen Siege erfuhr Landulph oder wollte erfahren haben, dass auch in seinem Gebiete ein Berg mit Höhle und Quelle wie der Monte Gargano liege, und dass auch in diesem sich schon Wunder des Erzengels gezeigt hätten. Jedenfalls zeigten sie sich fortan, sobald die Höhle zur Kirche umgeschaffen worden war. Der Erzbischof, in dem Bestreben, sein Capua zu einer kleinen, von ihm abhängigen Welt zu machen, brauchte auch einen besonderen Wunderort des nationalen Heiligen, dessen Schutz den Langobarden noch immer so wirksam erschien.[1])

Auf manchem alten Opferberg mag der heilige Michael der Nachfolger eines Heidengottes geworden sein; bisweilen erhob sich an solchem Ort nicht einmal eine Kirche, sondern es haftete nur eine Volkssage an ihm, dass man von hier aus zu Zeiten in den Himmel sehen und die Engel hören könne; so war es der Fall mit jener Stelle bei Assisi, zu der sich der heilige Franciscus zurückzog, um ungestört seinen Verkehr mit dem Jenseits pflegen zu kennen.[2])

Schon seit dem 11. Jahrhundert tritt der Dienst des Engels in Italien, wenigstens für die höheren Schichten der Gesellschaft, wenn auch gewiss noch nicht so bald für das Volk, zurück. Vergebens sucht man nun in den Schriftstellern nach den beiläufigen Erwähnungen, die man in der früheren Zeit so zahlreich trifft. In dem grossen Dichterwerke, welches den Supranaturalismus des Mittelalters in der reinsten und tiefsten Weise noch einmal darstellte und zugleich abschloss, in der göttlichen Komödie, ist der Erzengel nicht einmal ausdrücklich genannt. Zwar ist es wohl das Natürlichste, die erhabene Stelle, in der eine himmlische Gestalt Dante und Virgil die verschlossenen Thore der Höllenstadt durch die

[1]) S. S. rer. Lang. Cron. S. Bened. Cas. c. 14.

[2]) Wo sich jetzt der schöne Kuppelbau von S. Maria degli Angeli erhebt.

Berührung mit seinen Stab öffnet und die zornigen Teufel plötzlich verstummen lässt, auf den Drachenbesieger zu deuten. Dann ist es aber nur um so bezeichnender, dass Dante diesem Engel Worte in den Mund legt, mit denen er an den Sieg des Herakles über den Cerberus erinnert.[1])

Sonst ist den Engeln in dem göttlichen Gedicht nicht besonders viel Raum gelassen; wen die hohen, idealen und doch so völlig der Wirklichkeit angehörenden Gestalten Virgil's und Beatrice's führen, der bedurfte ihrer Leitung und Vermittelung nicht. Die Erzengel vollends werden in einer Stelle, die sich genau an Dionysius anschliesst, fast als die geringste Stufe in der überirdischen Rangordnung betrachtet; sie sind die nächsten an dem grossen Haufen der die Himmelsräume erfüllenden namenlosen Engel.[2]) Da ist es nun um so merkwürdiger, dass alle charakteristischen Merkmale, die den Engeln des Purgatoriums beigelegt sind, — die des Paradieses sind völlig wesenlos — von Dante dem Volksbild des Erzengels Michael entlehnt wurden. Mit der ganzen Gestalt wusste Dante nichts anzufangen, er zerlegte sie und braucht nun, je nach Bedürfnis, die einzelnen Theile.

Wie Michael nach dem Volksglauben, sammelt der himmlische Steuermann im zweiten Gesange des Purgatorium die Seelen der Abgeschiedenen und führt sie über das unendliche Meer.[3]) Die beiden gerüsteten Engel, welche am Eingang des Thales der Ruhe auf halber Höhe des Reinigungsberges die Seelen vor der alten Schlange schützen, entsprechen dem geharnischten Drachenbesieger[4]); aber auch für jenes unvergleichliche Bild des auf den Stufen des Fegefeuers ruhenden Pförtners haben die Volksmeinungen von dem Erzengel, dem Vorsteher des Paradieses, dem Seelenrichter, die Farben gegeben — mag er auch zunächst hier ein Symbol des Priesterthums sein.[5]) Wie Michael führt er das Schwert,

[1]) Div. Com. Inf. 10, 61—103.
[2]) Div. Com. Par. 28, 125 f.
[3]) Div. Com. Purg. 2, 13—43.
[4]) Div. Com. Purg. 8, 19—37; 94—109.
[5]) Div. Com. Purg. IX.

mit dem er hier die Stirne des Dichters zeichnet, und wie jener entscheidet er über die Zulassung der Seele.

Bei dem Gange, den demnächst die italienische Cultur nahm, ist es selbstverständlich, dass man den alten Volksheiligen ganz vergass; irdische Heilige erhielten doch wenigstens hin und wieder von einem Humanisten eine zierliche lateinische Ode geweiht, Michael ging vollständig leer aus. Nur in der Kunst behauptete er noch fernerhin seinen alten Ehrenplatz [1]), aber auch da nicht unangefochten. Als Michel Angelo endlich in seinem Weltgericht der höchsten Kunstidee, die ein Jahrtausend lang die Einbildungskraft der Menschen beschäftigt hatte, ihren endgiltigen Abschluss gab, da verlor sich in dem Gewühl von Märtyrern, Engeln und Verdammten die Gestalt dessen, der sonst als der eigentliche Vollstrecker des Gerichts die Mitte eingenommen hatte. Den Engelsturz aber, der nach altem Brauch das Gegenstück zum Weltgerichte zu bilden hatte, und in dem sich Alles um den Erzengel hätte gruppiren müssen, hat der Meister nicht einmal in Angriff genommen. — Ein Michaelsbildchen aus Raphael's Jugend ist von geringer Bedeutung; dass er am Ende seines Lebens für König Franz I. das berühmte grosse Bild schuf, gilt mit Recht als das erste Zeichen des Einflusses der Gegenreformation auf die Kunst. Diese Geistesrichtung hat denn auch später zahlreiche Michaelsbilder als ein leicht verständliches Symbol für den Kampf der Kirche mit der Ketzerei hervorgerufen.

Im 17. Jahrhundert, der trüben Zeit der italienischen Culturgeschichte, ist während einer Pestzeit noch einmal die Höhle des Gargano für den Umkreis des Königreichs Neapel in Aufnahme gekommen. [2]) Weiter als der meer- und steppenumgebene Berg wie ein mächtiges Wahrzeichen gesehen wird, brechen noch heute am 29. September und 8. Mai Schaaren von Landleuten auf, das alte Volksfest auf seinem Gipfel zu

[1]) Jetzt namentlich in Gruppirung mit anderen Heiligen auf Altarbildern und in sacre conversazioni, so am frühesten und vielleicht schönsten auf Orcagna's Altarbild in S. Maria Novella zu Florenz.

[2]) Hierüber ausführlich A. SS. Sept. VIII, p. 67 ff.

feiern, so wie es Anfangs geschildert wurde. — Die Gebildeten haben den Gargano seit Jahrhunderten fast vergessen.

Nichts spricht deutlicher für diese Thatsache, als gerade die ausführlichste Schilderung, die uns von der Grotte noch aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts erhalten ist. Auf seinem Feldzug gegen die Angiovinen überfiel König Ferrante von Neapel Stadt und Kirche S. Angelo; alle Gräuel der Plünderung, wie sie in früheren Zeiten nur die Saracenen hätten üben können, wurden über die unglücklichen Einwohner verhängt. Damals begleitete den König als sein Geheimschreiber der berühmte Humanist Jovianus Pontanus, der die vielen wechselnden Scenen des Krieges später einem Geschichtswerk einverleibt hat. Nachdem der gelehrte Diplomat die ganze Verwilderung einer Condottierentruppe mit brennenden Farben geschildert hat, führt er uns zum Eingang des altehrwürdigen Heiligthums, um — „wie er es für seinen Zweck brauchen könne“, sagt er — eine Schilderung desselben einzuflechten zugleich mit einer Bearbeitung der alten unbehilflichen Legende zu einer anmuthigen phantastischen Erzählung im zierlichsten Latein.[1]) Sein Zweck ist eben nur: die Schilderung des Kriegsgetümmels mit einem friedlichen Idyll zu unterbrechen, das die Gedanken aus der rauhen Gegenwart weit hinaus leitet in die Stille der Natur und in die Welt der Fabel.

Er hat denn auch die Stimmungen, die sich des Besuchers der dämmernden Grotte bemächtigen, mit eben so viel Kunst als Raffinement beschrieben; bezeichnend für das Kind des 15. Jahrhunderts ist es aber, dass er überall nur von dem Natureindruck spricht, — jeder Gedanke an ein wirkliches Wunder liegt ihm weit ab. So musste denn damals die alte Legende einem historischen Künstler das Material zu einem besonderen Effectstück bieten, musste die so oft mit frommer Scheu betretene Grotte einem humanistischen Beobachter zu einem Stimmungsbilde dienen.

[1]) Ponan. opp. ed. Aldina II, p. 277 ff.

Aber in jenen selben Tagen übte der einstige Volkscult des germanischen Stammes der Langobarden jenseits der Alpen noch immer seinen alten Zauber aus. Neben den Jakobsbrüdern zogen damals noch durch ganz Deutschland in kleinen Genossenschaften die Michaelspilger, und auf allen Strassen ertönte ihr altes Wallfahrtslied:

Wöllent ir hören gerne
Von Sanct Michels Wunn?
In Gargan ist er gesessen,
Drei Meilen im Meeresgrund.

VII. Mythus und Dienst Michael's ausserhalb Italiens.

Wohl hatte unter den Langobarden der Dienst des Erzengels besonders feste Wurzeln geschlagen, so dass man hier allein von Michael als einem Nationalheiligen sprechen kann; aber die geistigen Zustände, die diesem Cult seine Nahrung zuführten, waren nicht Italien ausschliesslich eigen; sie waren vielmehr in ganz Europa die herrschenden. Auch nördlich der Alpen zeigen sich daher ähnliche Erscheinungen und führen zu einer ähnlichen Entwickelung. Mindestens seitdem das Erinnerungsfest an den Wunderbau des Erzengels ein allgemein kirchliches geworden war, lockte der Monte Gargano Pilger aus der Ferne an. Vom 8. Jahrhundert an besitzen wir über einzelne solcher Reisen Nachrichten — ich hebe hier noch einmal das Itinerar des Benedictiners Bernhard hervor — sie mehren sich in den von religiösen Antrieben aller Art bewegten Jahrzehnten vor und nach dem Jahre 1000 und lassen mit der Kreuzzugszeit nach[1]; nicht als ob damals der Wallfahrtseifer schwächer geworden und der Gargano alsbald in Abnahme gekommen wäre, — im Gegentheil,

[1] Von der Richtigkeit dieser Angabe kann man sich durch Aufsuchen der in den indices der Quellensammlungen unter den Worten angelus, archangelus, Michael (resp. monasterium, ecclesia angeli) Garganus etc. angeführten Stellen leicht überzeugen. Specielle Aufzählung scheint mir unnöthig.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

man setzte sich jetzt so grosse Ziele, dass die Etappe auf dem heiligen Berge Apuliens nicht erst besonders erwähnt wurde. Doch nennt noch ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts den Gargano unter den vier grossen Wallfahrtsorten Europas, ausser ihm noch Rom, S. Jago und — was überraschen könnte — Venedig.[1])

Aus allen Nationen der katholischen Christenheit strömten die Pilger zusammen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Normannen werden uns beiläufig genannt. Vielfach war in Italien durch milde Stiftungen für die Aufnahme der Fremden gesorgt; die Xenodochien, deren Gründung die Geschichtsschreiber der Langobardenzeit häufig erwähnen, boten ihnen auf der grossen Pilgerstrasse sichere Unterkunft.[2]) Wer bis Rom gezogen war, stattete gewöhnlich auch dem heiligen Engel seinen Besuch ab; dann bildete Monte Cassino eine der letzten Stationen, und deshalb sind auch die Geschichtsquellen dieses Klosters besonders reich an Nachrichten über Pilger.

Freilich sind dieselben alle von einerlei Art: Die Mönche, welche die Erben des heiligen Benedict selber waren und als höchsten Schatz dessen Leichnam in ihrer Kirche besassen, wurden etwas eifersüchtig auf ihren himmlischen Nachbar Michael, und so oft Kranke, die bei jenem Heilung suchten, von ihnen bewirthet wurden, führte man sie zuvor an das Grabmal des heiligen Benedict. Oft gewährte schon dieser die Heilung, und das wurde in den Klosterannalen nie zu erwähnen vergessen.[3]) Trotz dieser zweideutigen Stellung haben es die klugen Mönche nicht verabsäumt, auch auf dem Gargano selber ihren Einfluss zu sichern: sie liessen sich von dem Grafen, der in späterer Zeit auf S. Angelo sass, die Hospitäler und Xenodochien, also die Pflege der Pilger, übertragen.[4])

Mochte aber auch noch so gut für den Fremden gesorgt sein, so war doch die Wallfahrt nicht immer möglich oder wenigstens nicht immer gefahrlos. Die Saracenenverwüstungen trafen auch

[1]) vit. b. Alberti A. SS. 7. Jan.

[2]) cf. oben. IV über Königin Ansa.

[3]) Chron. m. Casin. II, 13, II, 56, III, 9, IV, 74.

[4]) Chron. m. Cas. V, 24.

die apulische Steppe und das benachbarte Gebirge. Als die Muhamedaner zum ersten Mal mit einem kühnen Handstreich — sie hatten sich aus der Kriegsbeute beritten gemacht und erschienen unvermuthet bei Siponto — das Heiligthum nahmen und plünderten, ging die Nachricht hiervon durch ganz Europa und fand selbst in den officiellen Annalen des Westfrankenreichs Aufnahme.[1]) Später haben sich die Saracenen in diesem Felsennest sogar zeitweilig häuslich festgesetzt; und noch im vorigen Jahrhundert sah man neben der geheiligten Grotte ihre in den Fels gehauenen Gräber.[2]) Ihre Herrschaft musste natürlich den Wallfahrten einen Riegel vorschieben, und hat wohl nicht am Wenigsten zum Aufschwung jener vielen minder ehrwürdigen Abbilder beigetragen.

Der Strömung, welche durch die Völker ging, entzogen sich auch die Fürsten nicht. Die spätere Volkssage wollte wissen, dass schon Kaiser Karl, ehe er seinen Kreuzzug antrat, beim Besieger des Satans an seinem irdischen Wohnsitze Schutz erfleht habe.[3]) Welche Verehrung aber auch der geschichtliche Karl für den Erzengel besass, dafür ist ein klassisches Zeugnis der Kirchengesang, den zu Michael's Ehren Alcuin für den Kaiser, und wahrscheinlich auf dessen ausdrückliche Aufforderung gedichtet hat.[4]) Es ist dies der überschwenglichste Hymnus, der Michael jemals geweiht worden ist: „Dich bekennen wir“, heisst es, hier „als Fürsten der Himmelsbürger, auf deine Fürbitten für das Menschengeschlecht werden die Engel gesandt“ und weiterhin „du hältst die Herrschaft über das ewige Paradies, dich ehren immer die

[1]) Hincmar ann. a. a. 869. M. G. SS. I.

[2]) Ughelli Ital. sacr. VI, p. 810.

[3]) Bened. Chron. Soract. M. G. SS. III, p. 712.

[4]) Sequentia de S. Michaele quam Alcuinus composuit Karolo imperatori in M. G. Poëtae lat. I, p. 348 Für Alc. Verehrung zeugen ausserdem eine grosse Anzahl von Dedicationsinschriften; auch in ihnen wird M. bald als princeps minister, bald als magister aeterni regni gefeiert, bald mit dem Rauchfass vor Gottes Thron, bald als Drachenbesieger, bald als Seelengeleiter in der Erzählung vom h. Wilfrid dargestellt.

heiligen Engel. Im Tempel Gottes bist du erschienen, das Rauchfass in den Händen haltend . . . Als du den grausamen Drachen mit starker Hand dahingestreckt hattest, hast du die Mehrzahl der Seelen seinem Schlunde entrissen."

Freilich wird des Gargano hier keinerlei Erwähnung gethan. Wenigstens spätere Kaiser sind wirklich nach dem heiligen Berg gepilgert.

Denkwürdig ist die Wallfahrt Otto III., nachdem bereits Heinrich I. das Bild des Erzengels zur Fahne des Reiches und des sächsischen Kaiserhauses, anlässlich des Kampfes gegen heidnische Wenden und Ungarn gemacht hatte.[1]) Derjenige unter Otto's III. asketischen Freunden, der wohl den grössten Einfluss auf ihn ausübte, der heilige Romuald[2]), hatte ihm diese Wallfahrt als Sühne für die Hinrichtung des Crescentius auferlegt; und barfuss ging der Kaiser von Rom über Benevent und Monte Cassino nach dem Gargano. Wo er durchgezogen ist, hat man auch nicht vergessen, die Thatsache zu erwähnen.[3])

Heinrich II. wird gewiss bei seinem längeren Aufenthalt in diesen Gegenden dem Erzengel seine Ehrfurcht bezeugt haben. Hat auch keiner der unmittelbaren Zeitgenossen seinen Besuch erwähnt, so heftete sich die dichtende Volkssage um so fester an ihn. In Bamberg hat Heinrich den höchsten der Hügel, an denen hinauf er seine Lieblingsgründung baute, den Michaelsberg genannt und ihn ganz zu einer heiligen Stadt umgeschaffen. Hier pflegt man jene Sagen besonders.[4]) Auch Heinrich III. zog dann wieder nach S. Angelo; von späteren kam dann noch Lothar; dieser aber in kriegerischer Absicht: er raubte die hier niedergelegten Gelder, soll aber den Kirchenschatz nicht angetastet haben; dann bezeugte er

[1]) Widukind in seinen Berichten über die Schlachten bei Merseburg und Augsburg erwähnt dies flatternde Michaels-Reichsbanner ausdrücklich.

[2]) vit. Romualdi M. G. S. S. V, p. 849 vit. Nili. M. G. S. S. IV, p. 617.

[3]) Catal. reg. Lang. (Beneven.) S. S. rer. Lang p. 501 Ann. Benev. M. G. S. S. III, p. 175. Chron. S. Bened. M. G. S. S. III, p. 204.

[4]) vita S. Heinr. addit. M. G. S. S. IV, p. 818 (12. Jahrh.).

mit dem ganzen Heer dem Herrn des Ortes seine Ehrfurcht und zog weiter.[1])

Auch ein Papst aus deutschem Königsstamme, Leo IX., hatte nach seiner Ankunft in Italien kaum etwas eher zu thun, als dieselbe Strasse zu ziehen.[2]) Es war auf dieser Reise, dass ihm der bedeutendste politische Gewinn: der Erwerb der Herrschaft in Benevent zufiel. Für den nächsten Papst, der den Gargano besuchte, bot die Pilgerfahrt überhaupt nur den Vorwand zu einer folgenschweren, wenn auch zunächst missglückenden, diplomatischen Vermittelung: er wollte seinen Einfluss auf die Normannen benutzen, um das Loos der unterdrückten Italiener zu mildern.[3])

Auch jene neuen nordischen Eroberer hatten ihren Ausgang von der Kirche des Erzengels genommen. Den Normannen war in ihrer französischen Heimath der Cult Michael's auf der Felseninsel an ihren Küsten ebenfalls fast zu einem nationalen geworden; eine kleine Schaar von ihnen hatte die berühmte Mutterkirche aufgesucht und dort trafen sie jenen aus Bari vertriebenen Meles, der ihnen zuerst die Hand zur Eroberung bot.[4])

Von den Felsenhöhen des Gargano herab überschaut man das ganze apulische Land; und lockend genug mag es den Abenteurern ausgesehen haben. Einst, so berichtete die Volkssage, hatte der Erzengel Michael die Langobarden nach Italien geführt, jetzt lockte er in der That einen neuen Volksstamm des Nordens herbei, der den letzten Resten der Langobardenherrschaft ein Ende bereiten sollte. Frühzeitig hat man in Dichtung und Prosa diese romantische Erzählung von der ersten Ankunft der Normannen gefeiert.[5])

[1]) Annal. Saxo a. a. 1137 M. G. S. S.

[2]) Leo Chr. mont. Cas. II c. 79 M. G. S. S. VII Annal. Benev. M. G. S. S. III, p. 179.

[3]) Chr. S. Benign. Divion a. a. 1051 M. G. S. S. VII, p. 237.

[4]) Vgl. hierüber namentlich: O. Delarc Les Normands en Italie. Paris 1883, p. 34 f.

[5]) Gesta. Rob. Wisc. Anfang M. G. S. S. IX. Modernor reg. Franc act. a. a. 1016 ibid. Ordericus Vitales III, p. 88.

Dieselben Gründe, welche in Italien eine Nachahmung der Grottenkirche nahe legten, thaten es auch im Norden. Auch hier war es bald ein mächtiger Natureindruck, bald der Glaube an eine übernatürliche Erscheinung des Engels, die den Anlass gaben; leicht war man auch geneigt, anzunehmen, dass die Kirche selbst der irdische Wohnsitz ihres Patrons sei. Als der Graf Wolfandus nach dem Gargano gepilgert war, erwachte der Wunsch in ihm, ein ähnliches Heiligthum in seiner Heimath zu erbauen. Durch wunderbare Träume wurde derselbe noch gesteigert. Bei der Rückkehr blieb dem ihn begleitenden Priester das Ciborium in den Zweigen eines besonders schönen Baumes hängen, und liess sich auf keinerlei Weise wieder losmachen. Um diesen Baum erhob sich, wie auf Monte Amiato, bald Altar und Kirche; in den Stamm wurden die Reliquien versenkt.[1])

Als der heilige Bonifacius, so berichtet die spätere ausgeschmückte Legende, einst im dichten Wald übernachtete, wurde eine Stelle dauernd von überirdischem Lichtglanz bestrahlt, und in dieser Glorie offenbarte sich der Erzengel Michael dem Heiligen. Dort erhob sich später das Michaelskloster von Ordorf.[2]) Caesarius von Heisterbach, der trefflichste Zeuge für den Wunderglauben seiner Tage, erzählt uns von der Michaelskirche auf dem Gundisberg. Gleich so vielen ihrer Schwestern lag auch sie auf einem schroffen Felsen, der dem Erzbischof jedoch zu einer Festung noch tauglicher als zu einer Kirche erschien. In seinem Alleinbesitz gestört — zudem war das nöthige Geld von Kölner Juden entliehen — beschloss der Erzengel auszuwandern; und so sah man ihn denn am hellen Tage über das Thal hinweg nach der gegenüberliegenden Bergkuppe schweben. Solche beiläufige Berichte zeigen, wie ähnlich die deutsche Auffassung des Erzengels und seiner Kirchen der italienischen war.

Unter den nordischen Michaelskirchen ist aber nur eine einzige zu hohem Ruhme gelangt; nur um sie hat sich ein

[1]) Chron. S. Mich. in pag. Virid. M. G. SS. IV, p. 80 f.
[2]) Othlo. vit. Bonif. c. 23.

besonderer Legendenkreis geschlossen, und sie hat auch allein Pilgerschaaren anzuziehen vermocht; es ist das Kloster „Sanct Michael in periculo maris“ oder „in monte Tumba“ genannt, — eine Klippeninsel der Normandie, die, zu einem Riesenbauwerk umgestaltet, noch jetzt Zeugnis ablegt zugleich von der Phantastik und der Thatkraft des Mittelalters.

Die Gründung dieses merkwürdigen Wallfahrtsortes, der in späterer Zeit die Einbildungskraft der Menschen fast mehr als die alte Höhlenkirche am Gargano entzündete, geht nicht bis in ein dunkles Alterthum zurück. Bei der Gestaltung der Garganolegende hatte man sich zwar an die von Chonae angelehnt, doch immerhin vollzog sich die Umwandlung im Volk selbst; bei der Legende vom Felsen Tumba[1]) wird die Anlehnung an die italienische offen eingestanden und war zunächst eine durchaus künstliche. Aber sobald sie sich einmal an diesem bestimmten, den Phantasiebedürfnissen ganz entsprechenden Ort fixirt hatte, sprosste alsbald die volksmässige Dichtung reichlich auch um sie herum.

Im innersten Winkel des normannischen Meerbusens erheben sich vor der Mündung zweier Flüsschen an einem sonst flachen Strande etliche schroffe Felsen; unter ihnen ragt einer zu namhafter Höhe empor, steil abfallend nach allen Seiten, gewährt er nur mit Mühe einen Aufstieg. Eine schmale Nehrung verbindet ihn zur Zeit der Ebbe mit dem Strand; die Fluthwelle, die in diesen Strichen ihre grösste Höhe erreicht, schneidet ihn gänzlich ab. Weit hinaus in's Meer sieht man die Klippe; wie ein schöner Thurm — sagt die Legende — steigt sie von dort auf. Es war ein Punkt, wie ihn die Phantasie sich gern aussuchte, ein Wunderwerk der Natur, in mancher Hinsicht dem Gargano ähnlich, der ja auch felsig, ringsum isolirt weit in's Meer ragte und einen Umblick über dessen Fluthen gewährte; — auch der mons aureus war durch gleiche Eigenschaften empfohlen worden,

[1]) A. S. S. Sept. VIII, p. 74 ff.

und ebenso verdankte S. Jago di Compostella, später das vornehmste Wanderziel der Pilgerschaaren, ihnen und seiner Lage am „Ende der Erde“ seinen Weltruf.

Diesen Platz erlas sich unter König Childebert der Bischof des benachbarten Avranches, der heilige Autpert, um auf ihm dem Erzengel Michael ein Heiligthum zu erbauen. Mit naiver Unbefangenheit ist diese Gründungsgeschichte der Legende vom Gargano Zug um Zug nachgeahmt, nur dass grade die Nachahmung des Besten: der Erbauung durch den Erzengel selbst etwas dürftig ausfallen musste. Wie dem Bischof von Siponto erscheint auch Autpert der Erzengel dreimal im Traum, er gebietet ihm, auf jener Klippe ein Heiligthum nach dem Muster des vom Gargano zu errichten; auch Autpert schwankt, ehe er zu sicherer Ueberzeugung gelangt.

Um nun aber auch jenen echt mythischen, das Volk besonders ansprechenden Zug der Findung des Heiligthums durch einen Stier zu besitzen, muss hier ein gestohlenes und in den Felsen verborgenes Rind das Maass der Kirche angeben; statt der Fussspur des Engels zeigte man den Abdruck des Bischofs auf dem Steine, wo er sinnend gesessen hatte, und endlich mussten unschuldige Kinder, um Platz für die Kirche zu schaffen, zwei Felszacken spielend auseinander gerückt haben. So die Legende, die im Laufe des 8. Jahrhunderts, jedenfalls noch vor dem Normanneneinfall, niedergeschrieben sein wird.

Als man die Kirche selbst baute, hatte man es für nöthig gefunden, sich in unmittelbare Beziehung zur Mutterkirche zu setzen und einen Antheil an deren Wunderzeichen zu erhalten. Eine Gesandtschaft hatte dort auch bereitwilligst ein Stück vom Felsen *ἀποδόνια* erhalten, sowie einen Lappen der rothen Altardecke, von der man schon glaubte, der Erzengel habe sie selbst aufgebreitet. Beide Schätze wurden niedergelegt in der Kirche, die sich auf der höchsten Spitze des Felsens erhob, den Stürmen und oft dem Blitzstrahl ausgesetzt.

Zu wiederholten Malen brannte sie ab; und wenn diese Brände im 9. Jahrhundert selbst in belgischen Geschichtsquellen erwähnt werden, so zeigt dies, wie die Kirche schon früh bis in

diese Gegenden hohen Ruf genoss.[1]) Sie erwarb ausgedehnte Güter, besonders seitdem die Normannenherzöge hier ein Benedictinerkloster gestiftet hatten. Vor allem durch den klugen Abt Robert du Mont, dem bedeutendsten unter den Fortsetzern des Sigebert von Gemblours, wurde S. Michel ein wichtiger Ort für die Politik; und die Fürsten, die hier mehrfach zusammentrafen, haben dem heiligen Michael seine Gastfreundschaft stets reichlich vergolten.

Nach und nach verwandelte sich die Klippe zu einem einzigen ungeheueren Gebäude[2]), nachdem man Anfangs in genauester Nachahmung des Gargano, nur eine 100 Menschen fassende Krypte, die sich gar nicht über die Erde erhob, in den Felsen gemeisselt hatte. Nur am unteren Rand von der Stelle ab, bis zu der die Fluth reichte, waren die Häuser eines Städtchens an die Wand geklebt; höher hinauf erhoben sich übereinander aufgethürmt, nur hier und da von nicht zu bewältigenden Felszacken unterbrochen, mächtige Substructionen, weite Hallen, Klostergebäude, Räume zur Aufnahme von Pilgern bestimmt, und alles gipfelte in der auf der obersten Spitze schwebenden Kirche, die aus dem massigen Unterbau leicht empor zu wachsen schien; betrachtete man ihre luftigen gothischen Gewölbe, so hätte man meinen sollen: sie könnten den Seestürmen nicht widerstehen, aber sie waren auf's Festeste gefügt.[3])

Ein echtes Werk des Mittelalters! Mit Scharfsinn und Energie waren hier die höchsten Schwierigkeiten überwunden, war ein Wunderwerk hingestellt worden; und wozu? Nur um eine phantastische Vorstellung zu verkörpern und neuen Phantasie-Träumen Vorschub zu leisten. Nicht einmal für eine erträgliche Verbindung dieses Riesenbaues mit dem Festlande hatte man gesorgt. Wenn sich die Fluth verlief, drängten sich die Pilgerschaaren an den Strand, um den

[1]) Anselm. Gembl. M. G. SS. VI, p. 375.

[2]) Zwei sehr dürftige Abbildungen bei Mabillon annal. Bened. saec. III.

[3]) Nach Guilelm. Brito Philip. VIII, Anfang u. den A. SS. a. a. O.

mindestens 3 französische Meilen langen Sandstreifen zu Fuss zu durchschreiten, zwischen Untiefen und Watten hindurch:

Wer Sanct Michel suchen will
Der muss in's Meere gan,

hiess es im Liede.

Oft trieb der Wind die Wellen vorzeitig zurück, oder die letzten Nachzügler versäumten sich, — gerade an den normannischen Küsten steigt die Fluth überraschend schnell — dann fanden sie im Angesicht des Ufers ihren Tod: *in periculo maris* nannte[1]) man mit Recht diese Michaelskirche zum Unterschied von anderen. Aber gerade die Gefährlichkeit lockte an, gerade um ihretwillen erschien der Wunderfels noch wunderbarer. Schon das Itinerar des Bernhard weiss zu berichten, wie am Tage des Michaelsfestes der Erzengel die Fluthen bändige, sie gleich einer Mauer zurückhalte und die Pilger ungefährdet zu seinem Heiligthum gelangen lasse.[2]) Später berichtet die goldene Legende[3]): Als einst die Pilger vor den andringenden Wellen sich retteten, blieb allein eine hochschwangere Frau zurück; man gab sie verloren, aber der Erzengel wölbte die Gewässer über ihr, und nach dem Verlaufen der Fluth trat sie ungeschädigt, das Neugeborene an der Brust, wieder hervor.[4])

Gerade diese Züge hafteten unauslöschlich an der Tradition, sie leben noch in den Resten des Michaelsliedes, die in unseren Tagen am Rhein aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben worden sind. Auch hier lehnt der Erzengel den

[1]) So schon Sigb. Gembl. a. a. 709 SS. VI.

[2]) Mabillon A. SS. Bened. saec. III, p. 474.

[3]) Aur. Leg. 29. Sept.

[4]) Uhland hat dies zum Gegenstand einer poetischen Erzählung gemacht, es aber vorgezogen, statt des Erzengels die Jungfrau diese hilfreichen Dienste thun zu lassen; wie er umgekehrt seinen Pascal Vives nicht durch Maria, wie es die goldene Legende erzählt (8. Sept.), sondern durch S. Georg im Turnier vertreten lässt. Das Mittelalter war bei der Vertheilung der Rollen an die Heiligen im Einzelnen nicht sehr wählerisch.

Vorwurf: für die Sicherheit der Pilger nicht gesorgt zu haben, mit den Worten ab:

Was brauch ich d'ran zu denken,
Die sind ja frisch und gesund;
Sie gehen mit trockenen Füssen
Wohl durch den Meeresgrund.[1])

Eine frühere Fassung des Liedes ist uns aus dem 16. Jahrhundert erhalten, aber in manchen Zügen ist das neuere ursprünglicher, denn in das andere sind eine ganze Reihe Strophen mit Reformationspolemik eingeschoben.[2]) Beide zeigen die seltsamste Verschmelzung von Zügen, die nur auf dem Gargano und solchen, die nur auf St. Michel passen, der Art jedoch, dass die Verschmelzung besonders dem letzteren zu Gute kommt. Denn wenn auch das ältere Volkslied von St. Michael berichtet, dass er zu Gargan gesessen sei, so passt doch schon der Zusatz „3 Meil im Meeresgrund" weit besser auf die normannische Klippeninsel, als auf das apulische Vorgebirge, und die Bemerkung vom Weg der Pilger durch den Grund des Meeres macht die Beziehung unzweifelhaft. Das Gleiche gilt von der Verwunderung des Pilgers, wie Michael es vollbracht habe, so tief in Meeres Grund zu bauen, das Gleiche von der Antwort des Engels, dass er nicht auf Sand, sondern auf einen Stein gebaut habe; denn wenn dies auch eine allegorische Wendung ist, so wurde sie doch veranlasst durch den Contrast zwischen der trügerischen, überflutheten Sandnehrung und dem unerschütterlichen Felsen. Wenn das neuere Volkslied überhaupt nur sagt: St. Michael habe sich auf einem gar hohen Berg ein schönes Kloster gebaut, so ist auch hier eine Verschmelzung ersichtlich: Die Klippe von St. Michel ist nicht ein hoher Berg, die Höhle vom Gargano ist nicht ein schönes Kloster zu nennen; aber der Berg ist doch auch hier die Nebensache im Vergleich

[1]) Böhme, Altdeutsches Liederbuch No. 609.
[2]) Böhme No. 607. Uhland II.

mit dem eigenhändigen Bau des Engels. Gerade diese wunderbare Erbauung bleibt nach wie vor dem Volk die Hauptsache; nur dass jetzt auf die übermenschlich scheinenden Bauten von St. Michel das übertragen ist, was ursprünglich nur von der schlichten Grotte des Gargano gegolten hatte.

War eine solche Ausdehnung des Wunderbaren überhaupt möglich, so musste der Engel noch immer mehr Selbständigkeit, Gegenwärtigkeit, ich möchte sagen Persönlichkeit in den Augen des Volkes gewonnen haben. Er war nun völlig zu einem in seiner Königsburg thronenden Halbgott geworden. So sahen ihn schon frühzeitig die Seefahrer in der Nacht seines Festes gleich einer Feuersäule in die Kirche herniedersteigen [1]), und er hatte sich damit bedenklich seinem alten Widersacher, dem Teufel, angenähert, der auch dem Volksglauben zu Folge ein grosser Baumeister ist. Es war damals in Deutschland ein Schwank beliebt, der von einem alten Mütterchen erzählt, dass es dem Altarbilde des Erzengels zwar jedesmal eine grosse Kerze angezündet habe, dem zu seinen Füssen sich krümmenden Satan aber doch auch eine kleine; denn, meinte sie, vielleicht könne er auch wieder einmal oben auf kommen. Hier ist das Gefühl, dass man es mit zwei einander nicht so ganz unähnlichen Dämonen zu thun habe, ganz deutlich ausgesprochen.

Aus einer solchen Anschauung heraus erklärt sich auch der weitere Verlauf der Volkslieder. Nachdem der Engel seine Kirche gebaut hat, legt er sich nieder und schläft; vergeblich ruft ihn Gottes Stimme zweimal, erst beim dritten Mal erwacht er und hat nun den Vorwurf zu ertragen:

O heiliger Mann Sanct Michel
Wie übel hast Du g'hut, (gehütet)
Dass Du einen Pilger
Liessest morden durch die Fluth.

[1]) Chron. S. Mich. III bei Labbé bibliotheca (excerpirt in den A. SS.).

Hierauf vertheidigt er sich in der früher angeführten Weise.[1])

Es sind dies merkwürdige Zeugnisse, wie sich das Volk unmittelbar vor der Reformation das Verhältnis Gottes zu seinem obersten Untergebenen und das der Menschen zu beiden dachte. Es waren dies, wie die letzte Strophe es besagt, Lieder, welche auf der Wallfahrt oder an deren Ziele selbst gesungen wurden. Dass sie zunächst Klage, ja selbst Anklage enthalten, ist an sich nicht seltsamer, als der ganze Heiligendienst des 15. Jahrhunderts, bei dem man oft einen gelinden Druck auf den überirdischen Helfer ausüben zu müssen glaubte; bei den Pilgerliedern ist dies vollends das Gewöhnliche. Von den Schaaren der Jakobspilger wird damals im 15. und 16. Jahrhundert mit Vorliebe ein Lied gesungen, das gleich beginnt:

Wer das Unglück bauen will,
Der mach' sich auf die Strassen,

und das weiterhin mit Behagen grausige Mordgeschichten erzählt. Immer liegen in jener Epoche solche Contraste neben einander. Dieselbe Zeit hat uns so viele Lieder überliefert, in denen sich die Trauer des Scheidens und des Heimwehs kundgiebt, und doch war sie von einer unbezähmbaren Wanderlust erfasst.

In dieser Zeit unruhiger Gährung, in der der Wandertrieb, die Lust die Welt zu sehen, ein ebenso mächtiger Hebel der Wallfahrten war, als früher die religiöse Empfindung, erfahren wir wieder Manches von den Michaelspilgern. Nicht selten waren es unruhige Gesellen, welche in kleinen Trupps mit ihren Fähnlein, auf denen wahrscheinlich das Bild des Erzengels eingewebt war, bettelnd und abenteuernd umherzogen, und auf welche die gestrengen Rathsherren der Städte ein wachsames Auge hatten.[2]) Auch in der religiösen Epidemie der Geisslerzeit

[1]) Diese Strophe nur im jüngeren Volkslied, die ältere Fassung kann es sich nicht versagen, statt dessen den Vorwurf in polemischer Weise auszuführen.

[2]) Falkenstein. Historie von Erfurt a. a. 1514.

hat sich einmal die krankhafte Aufregung auf St. Michael geworfen.

In Deutschland blieb dieser Cult — schon die Volkslieder beweisen es — ein durchaus populärer. Ich finde hier nirgends erwähnt, dass seit den Kreuzzügen ein den höheren Schichten der Gesellschaft angehöriger Mann den Gang zum heiligen Michael unternommen habe. Für diese Kreise war jetzt der Erzengel in seinem eigensten Gebiet, dem kriegerischen Schutz der Christen, stark beeinträchtigt. Einst, als man von einem Ritterthum noch nichts wusste, hatte dem Volksheer in den Ungarnschlachten Heinrich's I und Otto des Grossen auch das Bild des Volksheiligen vorgeschwebt, jetzt sah man in den Standarten der deutschen Ritterheere nur noch den irdischen Drachentödter St. Georg.

Dieser Heilige war kaum mehr als eine Incarnation des Erzengels, sein Mythus kaum mehr als eine unter Anlehnung an antike Reminiscenzen[1]) vollzogene Umformung der Michaelsmythe in der Apokalypse, wo ja auch der Wurm das Weib zu verschlingen trachtet. Jedoch hat man der Sage Georg's von Anfang an eine Deutung gegeben, die ihn als das Symbol ritterlicher Gesinnung und deshalb auch als Schützer der Ritterschaft erscheinen liess. Ohne das sich ein rechter, auf einem starken Gemüthsaffect beruhender Cult hieraus hätte entwickeln können, hat man doch unzählige Male von diesem Symbol Gebrauch gemacht; am Häufigsten, als es mit dem eigentlichen Ritterthum schon vorbei war und man dies noch nicht begriff, als man die alte Institution künstlich zu beleben dachte. In solchen Lagen bietet sich ein Symbol für leere Tändelei und prunkenden Schein als sehr willkommene Anhilfe. Was im 15. Jahrhundert allein die schwäbische Ritterschaft in diesem Punkte geleistet hat, ist ganz erstaunlich.[2]) In Frankreich blieb aber um der politischen Bedeutung seines Haupttheiligthums willen St. Michael auch ein fashionabler

[1]) Wahrscheinlich hat auch für ihn ein kleinasiatischer Göttermythus den Anknüpfungspunkt geboten.

[2]) Am meisten dann noch zum Schluss König Maximilian I.

Heiliger: die höfischen Ritterorden trugen hier seinen Namen.

So lange der Dienst des Engels für das Volk an die Stätten seiner irdischen Erscheinung geknüpft war, behielt auch seine Gestalt die Züge der Naturgottheit, die sich in wunderbaren Werken offenbart, jene Züge, die er einst zu Colossae erhalten hatte. Als die Reformation jenen Wallfahrten ein jähes Ende bereitet hatte, wurde auch dieser Charakter verwischt. Während des ihr folgenden Jahrhunderts gewann zwar der Teufelsspuk einen Einfluss auf die Köpfe der Menschen, wie er ihn nie zuvor besessen hatte, aber selbst das hat dem alten Erbfeind des Satans nicht mehr aufgeholfen. Wohl aber begegnen wir während der wilden Zeiten des 30jährigen Krieges in katholischer Gegend noch einem Ruf von markiger Kürze zu dem Schlachtenengel:[1])

O unüberwindlicher Held
Sanct Michael
Komm uns zu Hilf'; zieh mit zu Feld,
Hilf' uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen
St. Michael!

In dieser Strophe athmet noch etwas von der Gesinnung der Langobarden gegen ihren Volksheiligen.

[1]) Würzburger Gesangbuch von 1649.

Januarius, der Stadtheilige von Neapel.

Es ist bekannt, welch' hohe Bedeutung schon zu den Zeiten Constantin's die Verehrung der Märtyrer für das Leben der christlichen Gemeinden hatte. Um die Stätte ihres Begräbnisses, die oft auch die ihres Todes war, verzweigten sich die Gänge und Hallen der Höhlengräber; über derselben erhoben sich die Coemeterien, die ersten öffentlichen Gotteshäuser; nach ihrem Namen waren dieselben benannt, der Erinnerung an sie ursprünglich bestimmt; die ältesten Volksfeste der neuen Religion wurden hier gefeiert.

Je wichtiger die Basiliken als Versammlungsorte der Gläubigen wurden, um so mehr stieg auch das Ansehen der in ihnen bestatteten, namengebenden Heiligen. Die hochgebildeten Männer, die an der Spitze der Kirchen standen, ein Augustin und seine Zeitgenossen, hüteten sich freilich vor einer Ueberschätzung des Heiligendienstes. Für sie war derselbe ausschliesslich eine Sache der Pietät; und wo sie den Märtyrern eine zärtliche, selbst leidenschaftliche Zuneigung entgegenbrachten, da beruhte dieselbe auf der rein menschlichen Neigung, den gleichstrebenden Geistesverwandten, der durch Raum und Zeit von uns getrennt ist, als gegenwärtig sich vorzustellen. Weit entfernt aber waren sie, die doch sonst das Dogmatisiren als Beruf trieben, von einer dogmatischen Behandlung des Heiligenwesens.

Das Volk indessen hatte sich längst mit Vorliebe demselben zugewandt, schon war die Märtyrerverehrung eines der lebhaftesten religiösen Gefühle, das sich mit zahlreichen abergläubischen Elementen versetzt hatte. Da ursprünglich die Kirche zu den Reliquien gehört hatte, so wollte man jetzt wenigstens Reliquien für jede Kirche: es begann die Eifersucht, die Sucht, einander zu überbieten, bald auch heimliche

Entwendung um sich zu greifen. Galt aber erst einmal ein solcher Besitz als der köstlichste, ja unentbehrlichste für ein Gotteshaus, so war eigentlich hiermit alles Weitere gegeben. Dem Heiligen, dessen todten Resten man eine solche Bedeutung beimaass, musste als lebendigem Geiste am Throne Gottes doch noch eine ungleich höhere zukommen; die Erinnerungsspende, die man — übrigens schon nach heidnischem Vorbild — seinem Grabe hatte zukommen lassen, musste bald das Zeichen einer wirklichen Verehrung werden.

So drang das Heidenthum durch eine unbewachte Pforte in die Kirche ein, ohne dass auch nur ein ernstlicher Widerspruch erhoben worden wäre. Nicht dagegen protestirte man, dass Gregorius Thaumaturgos wohlmeinend die Parentalien zu Märtyrerfesten umgestaltete, sondern nur, dass dieselben zu ärgerlichen Zechgelagen, rauschenden Volksfesten, die seitdem immer den südländischen Heiligendienst begleitet haben, ausarteten.

Dann kamen die Zeiten der Völkerwanderung, der Verwüstung über die romanischen Länder. Noth und Angst umwölkten auch das klarste Auge; und der Aberglauben ward zur Leidenschaft. Gerade die besten unter den Vertretern der Kirche, volksmässige kräftige Naturen unterlagen ihm am meisten. Jeder suchte den nächsten religiösen Schutz für sich, und da sich fast der ganze Heiligencult aus localer Verehrung entwickelt hatte, so lag es nahe, dass man nun zur Vorstellung von Schutzheiligen mit einer Art örtlich begrenzter Wirksamkeit gelangte. Besass doch Rom selber seine höchste Weihe als Stadt der Apostelgräber; die Stifter des Christenthums schienen durch ihre leibliche Gegenwart die Würde des römischen Bischofs als ihres Nachfolgers zu bestätigen. Jetzt, da im Zerfall der alten Ordnung das municipale Leben sich zu stärken begann, bedurfte jedes Städtchen seinen *divus tutelaris*; und je gefährlicher die Zeitläufe wurden, um so mehr vertraute es auf dessen Schutz.

Eben hierin hatte einst auch der Schwerpunkt der antiken Frömmigkeit gelegen. Denn wie es auch in den ältesten Zeiten mit der gemeinsamen Religion, dem bestimmten Götterkreise der Griechen gestanden haben mag, sicher ist jedenfalls, dass

der Bewohner jeder Landschaft mit Opfer und Gebet zunächst seinem heimischen Gotte nahte, dass er für seine Stadt dessen Schutz beanspruchte, dass er den Fremden von seinem Heiligthum ausschloss, und dass er sich wenig Gedanken darüber machte, ob sein Beschützer etwa dieselbe Persönlichkeit sei, die auch von anderen verehrt wurde. Nicht viel anders verhielt es sich mit der ältesten Religion der Italiker. Diese locale Verehrung war später zurückgetreten, verschwunden war sie niemals, auch damals nicht, als orientalische Gottesdienste im Wettbewerb mit dem Christenthum ihre Proselyten suchten, wo sie sie fanden, als sie die weitesten Kreise an sich zogen und zuletzt wirklich volksmässig wurden. Nur scheinbar hatte sie dann die Weltreligion überwunden; kräftiger als jemals lebten sie jetzt wiederum auf.

In der Hauptsache ist die Localisirung eine italienische Eigenthümlichkeit geblieben. Wenn wir bei Gregor von Tours eine ebenso schwärmerische Hingebung an den heiligen Martin finden, wie bei irgend einem Italiener gegen seinen Stadtheiligen, so fusst dieselbe auf einem anderen Grund: es ist schliesslich doch die historische Erinnerung an den Mann selber und an sein bedeutendes Werk, dem eine solche Verehrung von seinem Nachfolger gezollt wird. Und nichts anderes ist es, wenn Klostermönche die Gräber ihrer Stifter eifersüchtig bewachten, wenn die Augsburger ihrem heiligen Bischof Ulrich, die Bamberger Kaiser Heinrich eine besondere Ergebenheit entgegenbrachten, wenn Bonifacius in Fulda, Thomas Becket in Canterbury, Stanislaus in Krakau sogar im Lichtglanz nationaler Heiliger strahlten.

Selbst die Kölner, so stolz sie auf ihre drei Könige, ihren Gereon und ihre Ursula waren, so gern sie von der heiligen Stadt Köln redeten, beanspruchten doch nicht einen besonderen Schutz aller dieser für sich; im Gegentheil: ihr Stolz war, dass sich Wallfahrer aus allen Theilen des Reiches ehrfurchtsvoll und betend diesen Stätten nahten. Zu S. Petronio in Bologna, S. Cataldo in Tarent, S. Januarius in Neapel sind niemals Pilgerschaaren gezogen, und wo sie zu einem Stadtheiligen kamen, wie zu S. Marco in Venedig, da wurden sie

von den Einheimischen recht gleichgiltig betrachtet. Mochte immerhin der Heilige auch ihnen gnädig sein, deshalb blieb er nicht weniger der Angehörige, der Mitbürger, ja vielleicht wie S. Marco der eigentliche Herr der Stadt, die ihn beherbergte.

Es lohnt wohl, einmal an einer typischen Gestalt sich diese italienische Eigenart klar zu machen; und da dürfte kaum eine andere geeigneter sein, als Januarius. S. Marco, dem man sonst den Vorrang zuerkennen möchte, ist doch zu früh zu einem blossen Symbol geworden; wenn Michael ein Volksheiliger, Januarius ein Stadtheiliger zu nennen ist, so müsste man ihn als Staatsheiligen bezeichnen. Bei dem Cult des h. Januarius aber zeigen sich die religiösen mythenschaffenden Affecte am deutlichsten.

Das Christenthum hatte sich kaum irgendwo unter geringeren Anfeindungen ansiedeln und behaupten können, als am Golf von Neapel. Späteren Schriftstellern[1]) hat es geradezu Schmerz bereitet, dass hier so wenig von Verfolgungen und von Märtyrern zu erzählen sei; aber sie haben sich mit dem leidigen Trost begnügen müssen: es möchten wohl in den folgenden stürmischen Zeiten alle Acten dieser Heiligen untergegangen sein. Allein auch in der langen Reihe von Bischöfen, welche die neapolitanische Kirche bis zu dem von S. Peter selbst geweihten Asprenas zurückführte, und die wenigstens seit dem 2. Jahrhundert beglaubigt waren, findet sich nicht ein einziger Märtyrer. Ueberhaupt war wohl nichts als ein Catalog ihrer Namen überliefert[2]), und als man im 9. Jahrhundert sie wenigstens mit kurzen Lobsprüchen bedenken wollte, musste man dieselben einzig nach Anleitung dieser Namen bilden. So wurde Probus als der redliche, Severus als der würdig strenge, Ephebus als ein jugendlich schöner Mann gepriesen.[3]) Erst

[1]) Caraccioli und Ughelli.

[2]) Jedoch, wie Waritz nachweist, nicht der in den M. G. SS. rer. Lang. G. epp. Neap. App. veröffentlichte.

[3]) Dies Verfahren wendet auch Agnellus in der ravematischen Bischofsgeschichte an, wenn ihm der Stoff knapp wird.

als dann seit dem 11. Jahrhundert die Fabrikation von Heiligenleben, beziehungsweise deren geschmackvollere Umgestaltung in ganz Europa auf ihrer Höhe stand, versorgte man auch sie auf Veranlassung ihrer Amtsnachfolger mit Legenden. Zumeist wurden diese zum Vorlesen in den Mönchsklöstern bestimmt; eine volksthümliche Bedeutung kommt ihnen nicht zu.[1])

Diese Bischöfe wurden wohl von Anfang an in den Katakomben bestattet, die am Abhang des stolzen Capo di Monte damals noch weitab der Stadt gelegen, in den klüftereichen Tuffstein gegraben sind.[2]) In den Capellen, die jene einschlossen, in den Cömeterien, die sich später über ihnen erhoben, wurde ihr Andenken stetig gepflegt, fast so eifrig, wenn auch ohne polemischen Nebenzweck, wie es in der Kirche von Ravenna mit deren Bischöfen geschah. Der neapolitanische Marmorkalender des 9. Jahrhunderts ebenso wie der gelehrte Commentar seines Herausgebers zeigt doch nur, einen wie grossen Raum die Verehrung der heiligen Bischöfe im Festturnus der Stadt einnahm. Durch besondere Verehrung des Volkes wurden einige aus der gestaltlosen Reihe der übrigen frühzeitig hervorgehoben. So ward Fortunatus „nach langer Zeit, weil das Volk seinen besonderen Schutz begehrte“ [3]), aus der ihm geweihten Katakombenkapelle erhoben und ihm in der Hauptkirche ein eigener Platz angewiesen. Namentlich Agrippinus, der thatsächlich dem Christenthum in Neapel die Bahn gebrochen hat, ward als eigentlicher Schutzheiliger der Stadt verehrt. Mit S. Januarius theilte er sich ursprünglich in den grossen Mittelsaal der Katakomben[4]), auch später sind seine Reliquien stets mit

[1]) Vita S. Aspreni auf Veranlassung des Bischofs Petrus 1080 vita S. Severi um 1050. Ughelli, VI, q. 19 f. p. 36 ff.

[2]) Ihre Schilderung und ihre Schicksale bei Bellermann Die Begräbnisstätten der ältesten Christen 1832, einer auch nach den ausgedehnten römischen Katakombenforschungen noch höchst wichtigen Untersuchung.

[3]) Gesta epp. Neap. M. G. S. S. rer. Lang. p. 397 ff.

[4]) Bellermann, a. a. O.

denen des Märtyrers zusammen aufbewahrt worden; aber die Gestalt des „Bekenners“ trat mit der Zeit immer mehr hinter der des „Blutzeugen“ zurück. Um's Jahr 900 heisst es noch, dass die Stadt Neapel durch ihre Frömmigkeit sich diese beiden Fürbitter bei Gott als beständige Schützer erworben habe [1]), im darauf folgenden Jahrhundert entsteht seine Lebensbeschreibung, in den ihr verknüpften Wundererzählungen erscheint er noch beständig als Begleiter des Januarius [2]), später aber vergisst man ihn beinahe völlig.

Wer war nun jener Januarius, dem eine ganze Bevölkerung eine so leidenschaftliche, mit den Jahrhunderten immer wachsende Verehrung darbrachte? Die älteren Martyrologien erzählen zum 19. September, dass der Bischof von Benevent, Januarius, mit mehreren seiner Gefährten in Puteoli unter Diokletian hingerichtet worden sei. Es scheint hierbei auch von Seiten der Christen nicht ohne Gewaltsamkeiten hergegangen zu sein, denn es wird erwähnt, dass der Präfect, während der Bischof und sein Diacon zum Tode geführt werden, auch mehrere laut scheltende Laien verhaften und sie mit dem gleichen Tode büssen lässt. Als Beda seinen Märtyrerkalender — die Grundlage aller späteren — schrieb [3]), war schon Januarius nach Neapel, sein Diacon Sossius, der nächst ihm am meisten Gefeierte, nach Misenum, zwei der Laien nach Benevent übertragen, während drei andere in Puteoli geblieben waren; und der angelsächsische Geschichtschreiber nahm an, dass diese Vertheilung gleich Anfangs geschehen sei; doch wissen wir aus Neapel, dass Januarius von der Stelle des Märtyrerthums, der Solfatara, erst durch den Bischof Johannes gegen 400 in die bis heute nach ihm benannten Katakomben übertragen ist. Jedenfalls haben aber die Neapolitaner den beneventanischen Bischof, der eigentlich gar keine Beziehung zu ihrer Stadt hatte, denn auch seine

[1]) Vita S. Athanasii, M. G. S. S. rer. Lang. p. 439 ff.
[2]) M. G. S. S. rer. Lang.
[3]) Beda Martyrol. 19. Sept. (Januarius) 23. Sept. (Sossius).

neapolitanische Herkunft ist sehr zweifelhaft[1]), frühzeitig als den ihrigen betrachtet.

Aus der einfachen Nachricht der Martyrologien wurde bald eine phantastische Legende. Im griechischen Heiligenkalender wird uns erzählt, wie Januarius aus dem feurigen Ofen und aus dem Rachen wilder Thiere unversehrt hervorgeht, ehe sein Haupt unter dem Schwert fällt; und die lateinische Legende, die noch im 6. Jahrhundert entstanden ist, malt diese Züge in erbaulicher Weise weiter aus. Bezeichnend für die Auffassung des Volkes, in dem sie entstanden, ist es, dass in ihr Januarius ausdrücklich als ein jugendlich schöner Mann bezeichnet wird.

In den verschiedenen Redactionen der Legende wird neben Januarius dieser oder jener seiner Gefährten mehr als die übrigen hervorgehoben, je nach dem Ort ihrer Entstehung.[2]) Später im neunten Jahrhundert hat dann wieder der Geschichtschreiber des damaligen Neapel, Johannes Diaconus, auf den Wunsch der Herzogsfamilie mehrere dieser Fassungen in eine gewandt geschriebene Lebensbeschreibung zusammengefasst, aber der Inhalt der Legende blieb so dürftig, wie er von jeher gewesen war. Um so stärker machte sich mit der Zeit der Wunsch geltend, den Heiligen, dessen beständig gegenwärtige Hilfe für die Stadt so wichtig schien, mit allerlei Wundern auszustatten, die eben diese Gegenwart bezeugten.

Schon im fünften Jahrhundert sah ihn, „den Heiligen, durch welchen die Stadt Neapel verherrlicht wird", Paulinus von Nola auf seinem Sterbebette vereinigt mit Martinus, dem Bekehrer und Schützer Galliens.[3]) Diese Vision des gefeierten, vornehmen Bischofs hat der Verehrung des Märtyrers von Puteoli sicherlich besonderen Vorschub geleistet. Bald erhoben

[1]) Die erste Uebertragung wird der ältesten Fassung der Legende zu Folge von dem Bischof von Neapel, zusammen mit allen aus Januarius Geschlecht und dem Volk vollzogen.

[2]) Sämmtlich in den A. SS. Sept. VI, 765 ff., 866 ff.

[3]) Uranius ep. d. obitu S. P.

sich zu seiner und seiner Genossen Ehre eine ganze Anzahl Basiliken in und um Neapel.

Alsbald nach dem Siege des Christenthums gaben sich nämlich die Bischöfe der Stadt einer regen Bauthätigkeit hin, gerade so wie in derselben Zeit die römischen Päpste. Diese Basiliken sind jetzt längst vom Boden verschwunden, — ein Opfer minder der Zeit als der Veränderungslust einer rastlosen Bevölkerung. In der alten Bischofsgeschichte, so dürftig sie sonst ist, werden sie uns alle beschrieben, sammt ihren Krypten, Vorhöfen, Capellen, mit ihren Mosaiken und kostbarem Kirchengeräth; man sieht: sie waren damals der Stolz dieser Bürger. Aus diesen Aufzeichnungen spricht zum ersten Male die freudige Anhänglichkeit an die Heimath, die man sich so reich begabt und geschmückt als möglich denkt, der Localpatriotismus, der seitdem den Italienern eigenthümlich geblieben ist.

Die älteren dieser Kirchen sind in den Vorstädten gebaut, die des Januarius über den Gewölben der Katakomben, die des heiligen Sossius, des am höchsten verehrten unter seinen Genossen, weithin sichtbar auf der Höhe des Posilippo.[1]) Nachdem nun aber die neue Religion schon zur Hierarchie ausgebildet, auch die bedeutendsten politischen Rechte erlangt hatte, erhob sich in der Mitte der Stadt der Bischofspalast und in ihm oder mit ihm verbunden ein ganzer Complex von Heiligthümern. Die Bischofskirche Stephania, zugleich nach dem ersten der Märtyrer und ihrem Erbauer benannt, wurde fortan der religiöse Mittelpunkt der Stadt und bald auch der Sammelplatz aller Reliquien, die man nach und nach den Katakomben entnahm. Da diese abgelegenen Orte bald nicht mehr genügenden Schutz gegen die fromme Raubsucht der Nachbarn boten, wurde dies fast zur Nothwendigkeit.

Noch im achten Jahrhundert spielte der alte Begräbnisplatz eine bedeutende Rolle. Damals wurde der vom Papste geweihte Bischof Paulus von den griechisch gesinnten Grossen der Stadt zurückgewiesen, ohne dass man aber den Muth

[1]) Gesta epp. Neap. a. a. O.

gehabt hätte, ihm geradezu seine Würde abzusprechen. So residirte denn Paulus, nach dem Beispiel so vieler Päpste früherer Zeit, in den geheiligten Katakomben. Dort hinaus strömte das Volk, und dort weihte der Bischof dem heiligen Januarius, dessen Schutz er sich gleichsam anvertraut hatte, mehrere stattliche Bauten.

In die nächste Zeit fällt der besondere Aufschwung der Stadt Neapel. Inmitten kämpfender Nationalitäten, Griechen, Römer, Langobarden, zwischen zwei hadernden Kirchen, besann man sich darauf, dass man zunächst doch der eigenen Stadt angehöre; von diesem Gesichtspunkte machte man fortan alle Interessen abhängig. Jener Localpatriotismus, zu welchem die Ansätze schon vorhanden waren, schlug damals in hellen Flammen auf.

Seinem Gehalte nach war er durchaus weltlich, aber der Gesinnung jener Zeit entsprechend bedurfte er einen religiösen Ausdruck, der schliesslich mehr war, als nur ein buntes Gewand, mit dem man das Leben umkleidete.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Gegensätze damals innerhalb dieser Mauer zusammenwohnten und zusammengefasst werden mussten. In der Zeit des Augustus war Neapel mit Tarent und Rhegium die einzige Stadt des alten Grossgriechenlands, welche hellenische Sprache und Bildung behalten hatte; im Lauf der Kaiserzeit ist das Griechenthum zumal durch den Einfluss von Puteoli, des benachbarten Seehafens der Hauptstadt, weiter zurückgedrängt worden. Jedoch seitdem Belisar die Stadt den Gothen entrissen, war sie ein Stützpunkt der byzantinischen Herrschaft geworden, und wenn seitdem Apulien und Calabrien wiederum fast zu griechischen Ländern wurden, so hat sich in der Hauptstadt das dahinsiechende Volkselement unter diesem Einfluss wenigstens wieder gestärkt. Wir finden in den Acten einer orientalischen Synode den Namen eines griechischen Bischofs von Neapel, der im Catalog nicht oder nur unter lateinischen Namen vorkommt[1]), wir sehen aus

[1]) Mazocchi eccl. Neap. semper unica.

den Bildern der Katakomben, dass die Geistlichkeit griechischem Ritus folgte[1]), wir lernen im Codex Cavensis mehrere griechische Kirchen in Neapel kennen, wir hören von Byzantinern vornehmer Herkunft, die sich hier dauernd ansässig gemacht hatten.[2]) Es versteht sich von selbst, dass der gebildete Mann auch die Sprache des Hofes am Bosporus verstand und redete. Bis in die Normannenzeit hinein hat in Neapel eine rege Uebersetzungsthätigkeit geherrscht, die darauf abzielte, byzantinische Legenden dem Abendlande zugänglich zu machen. Zwar bildeten die Bewohner griechischer Zunge schon im neunten Jahrhundert unzweifelhaft die Minderzahl, aber sie besassen eine anerkannte kirchliche Organisation mit einem eigenen Bischof, der jedoch dem der Romanen untergeordnet war.

Weit entfernt davon, eine solche Spaltung zu bedauern, erblickten die Neapolitaner einen besonderen Ruhmesanspruch ihrer Stadt darin, dass sie durch zwei Bischofssitze verherrlicht werde, ohne dass deshalb die Einheit Gefahr laufe, dass man Gott in ihr mit den Gesängen zweier Sprachen preise.[3]) Bei den festlichen Aufzügen, die das sinnlich heitere Volk stets geliebt hat, spielten diese zweisprachigen Chöre denn auch ihre besondere Rolle.[4])

Die Griechen waren ein anerkannter Bestandtheil der Bürgerschaft; den fremden Byzantiner aber, der Italien beherrschen wollte, betrachtete man mit Argwohn. Als nun im Ostreiche gar der Bildersturm losbrach, da wandte sich diese Stadt und Landschaft, die schon im Alterthum vor allen andern abergläubisch gewesen war, mit Hass von den Schändern der Heiligthümer ab.

Den Langobarden, dem alten Erbfeind, der doch durch seine gross angelegte Gesetzgebung Einfluss auf das Rechtsleben gewann, konnte man sich nie zuwenden; aber auch dem

[1]) Bellermann. a. a. O.
[2]) M. G. SS. rer. Lang. p. 684.
[3]) v. Athanasii, M. G. SS. rer. Lang. p. 440.
[4]) Transl. Sossi M. G. SS. rer. Lang. p. 459 f.

römischen Bischof, dem natürlichen Beschützer der romanischen Elemente, stand man mit einigem Misstrauen gegenüber. Die zornigen Briefe, welche Gregor der Grosse an mehrere unbotmässige und unredliche Bischöfe Neapels richtete, zeigen ebensowohl den Wunsch des Papstes, die Hauptstadt Campaniens in strengere Abhängigkeit von sich zu bringen, wie das Widerstreben der Bischöfe. Später haben die Päpste wiederholt versucht, der Stadt Männer aufzudrängen, auf die sie sich verlassen konnten; aber wir sahen bereits, wie sie damit nur halb zum Ziele gelangten.

Da fassten am Ende des 8. Jahrhunderts die Neapolitaner den denkwürdigen Entschluss, die geistliche und weltliche Gewalt zu vereinen. Wie oft ist nicht ähnliches in den Städten des Mittelalters vorgekommen! aber dann lag die Sache so, dass die Kirche Herrschaftsrechte erwarb, und dass erst allmälig unter ihrem Schutze städtisches Wesen emporkam. In Neapel dagegen wählten die Bürger ihren bewährten Herzog Stephanus zum Bischof; erst als dies geschehen, erhielt derselbe Dispens und Weihen vom Papste, und die geistliche Gewalt[1]) blieb ebenso wie die weltliche in seiner Familie erblich. Auch dadurch sind Conflicte zwischen Staat und Kirche nicht ganz vermieden worden, aber sie tragen hier die Züge von Familienzwisten, und eins blieb immer bestehen: die Religion war völlig aufgenommen in den Dienst des Staates. Es war das der antike Zug, der alsbald wieder in dem neuen italienischen Gemeinwesen auflebte.

Es lag im Interesse der Herzog-Bischöfe, der Kirche mit vollen Händen zu geben, vor Allem prächtige Gebäude aufzuführen. Ein wichtiges Werkzeug in ihrer Hand war aber auch die Verehrung der Stadtheiligen, die nun erst recht den patriotischen Charakter annahm. Der Schutzheilige ward gewissermaassen haftbar erklärt für Alles, was diese Bevölkerung that, und verpflichtet für Alles, was sie begehrte. Schon die älteste Bischofschronik bediente sich, um dies

[1]) oder, wo dies nicht anging, wenigstens die Verfügung über dieselbe.

Verhältnis zu bezeichnen, des seltsamen Ausdrucks: der Heilige schreite beständig im Himmel für die Stadt ein, — als ob er ein Volkstribun wäre, der in dem überirdischen Senate seine Intercession zu Gunsten seiner Pflegebefohlenen geltend macht.

In welcher Weise er dies that, darüber wissen die Quellen vielfach zu berichten. Ein Wunder schien es zunächst, dass inmitten der feindseligen Langobarden, die freilich zur Strafe ihrer Sünden der Stadt an die Seite gekettet seien, Neapel doch immer sicher, unabhängig und blühend geblieben sei. Wem habe sie das zu verdanken, wenn nicht ihrem Schutzheiligen? Wir werden bald sehen, wie sich in den folgenden gefährlichen Zeiten dieser Schutz bewährte. Schon damals aber ist Januarius vorzüglichste Aufgabe, die verderblichen Ausbrüche des Vesuv für Neapel unschädlich zu machen. Eine Predigt, die vielleicht noch dem Beginn des 9. Jahrhunderts angehört, schildert die furchtbare Aufregung, die bestürzte Rathlosigkeit, den Busseifer und die gemeinsamen Gebete des Volkes bei solchen Gelegenheiten mit Zügen, wie sie immer Giltigkeit behalten. In dieser allgemeinen Noth ist Januarius (und wohl auch noch Agrippinus) die letzte Hoffnung; und in der That erlischt auf sein Einschreiten hin die Flamme. Auch mehrere griechische Hymnen feierten das Ereignis, und an diese Hilfe erinnerten sich später bei der Saracenenbelagerung die Neapolitaner und bauten auf diesen Vorgang ihre Hoffnungen. Freilich bei einer nicht minder lebhaften Schilderung der Pest des Jahres 650, die sich schon in den älteren Partien der Bischofsgeschichte findet, wird der Hilfe des Januarius nicht Erwähnung gethan; damals aber versteht es sich von selbst, dass sich bei denFesten des Heiligen Schaaren von Kranken zu seinem Grabe drängen, um Heilung zu erlangen.

Aber auch jeder einzelne Neapolitaner glaubte in einem persönlichen Verhältnis zum Schützer seiner Vaterstadt zu stehen. An ihn wandte er sich mit seinen privaten Wünschen; und Januarius half zu Ehrenstellen, wo selbst ausgiebige Bestechung nicht geholfen hatte. Als schönen Mann, immer im bischöflichen Ornat, so prächtig als möglich geputzt, dachte ihn sich der Neapolitaner; auf einem von Gold und Edel-

steinen funkelnden Wagen fuhr er einher. Nur eine solche Ausstattung entspricht seiner Würde, denn selbst über den Engelschaaren steht der Märtyrer, da doch seine Verdienste gewiss die höheren seien; ihm erschliesst sich der ganze Schatz der göttlichen Majestät. Der Bollandist, der diese Predigt in die Acta Sanctorum aufgenommen hat, bemerkt ärgerlich: „das sei höchst albernes Zeug"; aber die Gesinnung der Neapolitaner sprach sich ganz gewiss darin treu aus.

Von jeher wurde das Hauptfest des Januarius am 19. September nach vollendeter Weinlese gefeiert. Das gab ihm naturgemäss den Charakter eines rauschenden Volksfestes; auf einen solchen deutet schon die Bemerkung eines Martyrologiums: das Fest werde auf allen Gassen in Neapel gefeiert. Das Umhertragen des Hauptes in den einzelnen Stadtquartieren[1]) hat in späteren Zeiten die Hauptrolle bei den Festlichkeiten gespielt; damals ruhte die Leiche des Märtyrers noch ungestört in den Katakomben. Eben um der üppigen Ausgelassenheit, welche die Weinlesezeit mit sich brachte, vorzubeugen, versuchte im 13. Jahrhundert Papst Clemens IV. das Fest auf den Frühling zu verlegen; aber gegen die Abneigung des Volkes vermochte er nicht durchzudringen. Jedoch bestand neben jenem Weinlesefest auch schon in früherer Zeit ein Gedenktag des Januarius im Mai[2]), ein heiteres Frühlingsfest, bei dem das Volk und die Priester, offenbar in Anlehnung an antike Gebräuche, bekränzt ihre Umzüge hielten. Späterhin hat man namentlich aus Anlass glücklich überstandener Vesuvausbrüche die Zahl der Januariusfeste noch weiter vermehrt.

Die Bauthätigkeit der Herzöge und Bischöfe kam besonders den Januariuskirchen zu Gute, obwohl die eigentliche Hauptkirche, die jetzige Sancta Restituta, ihm damals noch nicht geweiht war. So ward die städtische Bischofskirche, das cubiculum S. Januarii auch auf's prächtigste geschmückt, unter anderem mit Teppichen, in die das Märtyrerthum des

[1]) Hierüber besitzen wir genaue Bestimmungen aus dem 14. Jahrh.

[2]) Wahrscheinlich zur Erinnerung an die Translation des Heiligen in die Katakomben.

Heiligen und seiner Gefährten gestickt war. Die schon gegen 670 gestiftete Diaconie des h. Januarius war das angesehenste Kloster der Stadt und stand in besonders nahem Verhältnis zu den Bischöfen. Aber auch der alten Katakombenkirche, die durch den Aufenthalt des Bischofs Paulus erneute Wichtigkeit erhalten hatte, ging dieselbe nicht wieder verloren. Sie ward die Grabkirche des Herzogsgeschlechts, und deren verstorbene Mitglieder werden in den Grabschriften dem besonderen Schutz und der Fürbitte des heiligen Januarius empfohlen.[1]) Noch mehr: die Verehrung des beneventanischen Bischofs in der griechisch-romanischen Stadt schien auch zum Bande werden zu sollen, das diese mit den Langobarden verknüpft: auch Herzog Arechis brachte Januarius Grabkirche Huldigungen und reiche Schenkungen dar.[2])

Diese merkwürdige Zeit spiegelt sich ab in der Fortsetzung der Bischofsgeschichte, welche Johannes, ein Priester an der Diakonie des heiligen Januarius, Vertrauter mehrerer Bischöfe geschrieben hat. Reichsannalen und Klosterchroniken haben wir aus jener Zeit zur Genüge; er zuerst schreibt eine wahrhafte Stadtgeschichte. Der griechische wie der fränkische Kaiser sind ihm höchst gleichgiltig; seine Verehrung für den römischen Stuhl ist zwar sehr ausgeprägt — er vermag sogar die willkürliche Besetzung des Bischofsstuhles durch die Herzöge nicht zu billigen, — aber seine eigene Erzählung zeigt durchweg, wie sehr man in Neapel den bestehenden

[1]) Unter andern bei Bellermann.

[2]) Hier sei auch noch einer einzeln dastehenden seltsamen Thatsache aus viel früherer Zeit Erwähnung gethan, die auf die Verehrung des Volkes für unsere Märtyrergruppe ein helles Licht wirft. Im Jahre 450, während der Zuckungen, die das dahinsterbende Westreich erregten, so erzählt Prosper (de promissione et praedictione. c. 6), erhebt sich in Campanien ein Volksverführer, Namens Florus, der sich „Kraft und Verdienst des heiligen Sossius zuschreibt“ — vielleicht gab er sich also für den wiedergekommenen Sossius aus —, er treibt in der Nähe der Stadt Neapel sein Wesen, und weiss durch seine Versprechen Viele zu verführen, bis der Bischof und der Klerus der Stadt ihn fangen und dann aus der Provinz schaffen lässt.

Zustand als den natürlichen empfand, wie man im unbestimmten tröstenden Bewusstsein der Frömmigkeit, der Ergebenheit gegen die himmlischen Beschützer sich im Besonderen wenig Scrupel machte, ob das Wohl der Stadt auch mit dem Interesse der allgemeinen Kirche zusammenfalle.

Ein solches Gefühl durchdrang auch den streng hierarchisch Gesinnten. Als der heilige Bischof Athanasius, der von seinem Neffen, dem Herzog Sergius, vertrieben worden war, von Sorrent trauernd nach der Heimath hinüberblickte, da brach er — so wird uns erzählt — in Thränen aus darüber, dass dieser Fleck Erde, das theuerste, was er besass, unter doppeltem Bannfluch, dem seinen und dem des Papstes, liegen solle. Den Tod im Herzen machte er sich nach Rom auf und erwirkte die Lösung, obwohl seine Mitbürger nicht bereut hatten. Wie ganz anders hätte ein nordischer Bischof gegen seine abtrünnige Metropole gehandelt; — dieser eine Zug zeigt den ganzen Unterschied der Sinnesweise. Wenig später ward der Leichnam des vertriebenen Bischofs als der eines Heiligen nach Neapel zurückgebracht. Dies gab wie gewöhnlich Anlass zu einer Lebensbeschreibung und einer Schilderung des Hergangs. Wenn der neueste Herausgeber dieser beiden, Waitz, auf die unnütze Wortfülle derselben schilt[1], so hat er insofern Recht, als ihr nur wenige neue Thatsachen zu entnehmen sind, aber eben in diesem überströmenden Reichthum von Worten prägt sich das eine Gefühl aus, das den Neapolitaner ganz erfüllte: der Stolz auf seine Vaterstadt. Nicht Athanasius ist eigentlich der Held der Erzählung, sondern die Stadt Neapel.

In Europa, dem ausgezeichnetsten Erdtheil, gebührt Italien der Vorzug. Campanien, der Garten Italiens, ist unter den Provinzen ausgezeichnet, Neapel aber Campaniens Haupt. So ist der Verfasser mit einer ganz plausiblen Schlussfolgerung dahin gelangt, dass seine Heimath der schönste Punkt auf Gottes Erde sei.

[1]) M. G. SS. rer. Lang.

Dieses Neapel schildert er nun mit Zügen, die noch jetzt passen könnten, denn dieses Volk, das in beständiger Bewegung begriffen ist, bleibt sich vielleicht gerade darum immer gleich. Die herrliche Lage der Stadt, die prächtigen Kirchen, die Menge des Volkes, die Mannigfaltigkeit der Sprachen findet Erwähnung. Besonders rühmt er den Wohlthätigkeitssinn; das, meint er, sei Neapels schönstes Lob, dass es stets die Stadt der Frömmigkeit und des Erbarmens gewesen sei. Der höchste Ruhm dieses fruchtbaren Landes sei aber seine Fruchtbarkeit an heiligen Männern. Schon ist zum Schutz und zur Verherrlichung Neapels eine ganze Reihe solcher versammelt. An ihrer Spitze steht Januarius, der Märtyrer Christi, den sich die Neapolitaner durch ihr Verdienst erworben, ihm zur Seite Agrippinus. Unter dieser Beiden Beistand und Gunst bleibe die Stadt sicher und werde es in alle Zukunft bleiben, denn sie rühmt sich, in ihnen gleichsam die festeste Grundlage und zwei strahlende Leuchter zu besitzen, sie schwebe auf zwei Flügeln, d. h. sie vertraue auf die Bitten dieser beiden Heiligen.

Die Stadt hatte solchen besonderen Schutz damals recht nöthig. Das freundliche Verhältnis zu den Langobarden war nicht von langer Dauer gewesen; in die Wirren, welche den Zerfall des Herzogthums Benevent zur Folge hatten, ward auch Neapel hereingerissen. Damals entführte Herzog Sico bei der Belagerung der Stadt die Leiche des heiligen Januarius aus den Katakomben im Triumph nach Benevent, wo schon von Alters zwei seiner Gefährten ruhten, wo man immer ein Fest zu seinen Ehren gefeiert hatte. Der gleichzeitige Bericht über diese Entführung ist charakteristisch für die Gesinnung auf beiden Seiten. Die beiden Hauptstädte zweier feindlicher Stämme, die dasselbe Land bewohnen, machen sich den gleichen Schützer streitig, sind beide überzeugt, dass er ihnen von Rechtswegen zugehöre, dass er aber das Patronat derer übernehme, bei denen seine Ueberreste weilten.

Ein Augenzeuge, natürlich Langobarde, will erzählen, wie durch Gottes Güte der heilige Körper zu seinem

gebührenden Sitz zurückgeführt worden ist.[1]) Als Sico, der grosse Fürst der Beneventaner und Samniten, Neapel belagert, erscheint Januarius einer Neapolitanerin im Traum, sagt ihr: Siehe, ich wandere von diesem Orte hinweg. Sie fragt ihn: Wohin? Er antwortet: das Volk von Benevent ist das meine; bisher habe er für diese Stadt Neapel Fürbitte eingelegt, nun aber könne er ihre Bosheit nicht länger ertragen, besonders da über seinem Grab so viele Meineide geschworen werden, — es ist dies bekanntlich das unausrottbare Laster der Neapolitaner. Die Frau erzählt die Erscheinung weiter, aber man glaubt ihr nicht. Da entsteht durch Christus unmittelbare Eingebung in Sico's Geist der Plan, diesen Schatz zu heben. Seine Getreuen brechen das Grab auf und finden die köstlich duftenden Reliquien. Sie führen sie in's Lager, und alsbald läuft das ganze Heer unter lautem Jubel zusammen.

Als man das Geschrei in der Stadt hört, weiss man es sich Anfangs nicht zu erklären; endlich läuft ein Augenzeuge herbei und jammert: „Der Schutz der Stadt ist jetzt von uns genommen, unser Patron Januarius, der uns so lange Zeiten beschützt hat, wird uns nach Verdienst unserer Sünden entrissen.“ Bestürzung erfüllt ganz Neapel. Unterdessen tragen Geistliche den Sarkophag durch die Reihen der „Samniten“; diese stehen mit gebeugtem Haupte und begrüssen die Reliquie. Dann ordnen sie sich unter dem Gesang von Hymnen mit Kerzen zur Procession. Ueberall strömt unter lautem Jubel das Landvolk zu, um den ihnen wiedergegebenen Heiligen zu begrüssen. Schon jetzt im Lager und auf dem Wege zeigen sich einzelne Wunder. In Benevent, wo die gesammte Bevölkerung in feierlichem Fackelzuge den Heiligen empfängt, steigern sich dieselben. Nachdem Januarius Anfangs bei seinem alten Gefährten Festus niedergelegt worden, erhebt sich bald zu seinen Ehren eine stattliche Kirche, und als sie geweiht wird, legt Sico seine Krone auf dem Altar nieder: er erklärt gewissermaassen Januarius zum Herrn der Stadt.

[1]) transl. S. Januarius Beneventum A. S. S. Sept. VIII dazu Chronica Casinens. M. G. S. S. VII, p. 595.

Man sorgte dafür, dass auch in Sicos ruhmrediger Grabschrift dieser Triumph gebührend erwähnt wurde. Im elften Jahrhundert hat man dann in Benevent Januarius eine schönere Kirche gebaut[1]), aber in der Hohenstauffenzeit kam die Reliquie — man weiss nicht recht wie — abhanden und in ein abgelegenes Kloster; hier ruhte sie halb vergessen bis zu ihrer Rückübertragung nach Neapel im Jahre 1497.

Die Neapolitaner scheinen sich mittlerweile das Versprechen gegeben zu haben, den Verlust zu ignoriren; keiner von ihnen hat ein Wort davon der Nachwelt überliefert. Die Verehrung für Januarius steigerte sich nur, und hielt sich fortan an sein Haupt, das man zurückbehalten haben wollte. In den Wirren dieser Zeit treten nun als die gefährlichsten Bedränger die Saracenen auf, und in den Nöthen, die sie den Neapolitanern bald als Bundesgenossen bald als Gegner bereiteten, hatte der Heilige besonders seinen Schutz zu bewähren. Bald erscheint er einem vornehmen Manne, der die Vaterstadt verrathen will, mit drohender Geberde auf dem Wege zum Feinde, bald ermuntert er zum Widerstande, oder tröstet auch seine Mitbürger, wenn sie sich mit schweren Opfern — selbst die Kirchgeräthe hatte man nicht geschont — losgekauft hatten.[2])

In diesen Drangsalen schlossen sich die Städte am Golfe enger aneinander und an das Oberhaupt Neapel. Jede brachte ihren Schutzheiligen mit, und im Himmel operirten die Patrone so zusammen, wie auf Erden die Schützlinge. So erzählt ein Berichterstatter aus Sorrent[3]), wie mehrere dieser Heiligen einst zu Januarius gehen, der über die Verweichlichung und den Leichtsinn der Seinen arg erzürnt ist, und wie sie ihn bestimmen, gemeinsame Sache mit ihnen zu machen gegen die Feinde des Glaubens. Januarius muss aber zuvor noch eine Messe lesen; in Folge dessen fällt beim Beginn des Kampfes eine grössere Anzahl Neapolitaner.

[1]) M. G. SS. VII, p. 785.
[2]) Miracula S. Agrippini M. G. SS. rer. Lang.
[3]) Miracula S. Antonini M. G. SS. rer. Lang.

Zugleich vermehrte sich die Schaar der Heiligen, über welche Januarius in der Stadt selbst wie ein Feldherr gebot, durch den Verfall so vieler früher blühender Städtchen. Aus Puteoli, Misenum, vom Lucullanum, zuletzt dann noch aus Cumae[1]), werden die Reliquien der verfallenden Basiliken, die oft nur sehr schwer wieder aufzufinden waren, nach denen übrigens auch die Langobarden schon vergeblich gegraben hatten, nach der gesicherten Stadt übertragen. Klug berechneten die Vorgesetzten, wie hierdurch der sinkende Muth des Volkes immer wieder frisch belebt werden könne. Sie verwiesen die veränderungslustige Masse bei Dürre und Pestzeit wohl auf neue Heilige, denen sich dann eine heftige aber kurzlebige Verehrung zuwandte; wie man denn in Neapel seitdem immer neben den altgesicherten einige Modeculte gehabt hat. Das grösste Fest war es, als in gefährlicher Zeit auch Sossius der Diacon des Januarius, der neben ihm einen Ehrenplatz in den Martyrologien und sogar eine Kirche in Rom besass, nach Neapel überführt wurde. Als sich das Boot zwischen Misenum und der Stadt auf der See befand, erhob sich ein Sturm; alles Bitten half nicht, so beschloss der begleitende Geistliche, jener oft genannte Johannes Diaconus, gelinde Zwangsmaassregeln anzuwenden. Er tauchte den Sarg so lange in's Meer, bis der Heilige durch und durch mit Salzwasser gewaschen war; alsbald legte sich der Wind. So seltsam ein solches Verhalten auch scheinen mag, dem Neapolitaner war es ein gewöhntes; er war — und ist noch — so durchdrungen davon, dass der Heilige zur Hilfe verpflichtet sei, dass er sich selber das Recht der Nöthigung zuschreibt. Der seltsame Spruch, den man im 15. Jahrhundert auf das Grab des heiligen Januarius gesetzt hat „Lauft herbei, das Himmelreich duldet Gewalt"[2]) kann als Sinnspruch dieser ganzen Heiligenverehrung gelten.

Ausserdem, dass man diese altverehrten Reliquien in Neapel zusammenschleppte, schuf man sich auch einen neuen

[1]) Translatio. S. Sossii, S. Severini. M. G. SS. rer. Lang. S. Euticeti, S. Acutii. A. SS. Sept. VIII, S. Julianae A. S. S. Febr. II, 882.

[2]) Umdeutung eines Spruches der Bergpredigt.

Schutzheiligen aus politischen Zwecken, den Abt Agnellus, den der böse Bischof Athanasius II. zu dieser Würde beförderte. Das auf des Machthabers Wunsch verfasste Gedicht über Agnellus Wunder ist recht eigentlich eine politische Tendenzschrift.[1]) Wenn auch der Verfasser nicht umhin kann, zu wünschen, dass sich seine Vaterstadt aus der Umgarnung der Saracenen löse, so fährt er doch mit viel ärgeren Scheltworten auf den Papst Johannes los, den Leviten, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht. Der Papst hatte nämlich den unverbesserlichen Herzog-Bischof, freilich nachdem er ihn zuvor um der Absetzung und Blendung seines Bruders willen gelobt hatte, mit dem Bann belegt, weil er dem Bündnis mit den Saracenen nicht entsagen wollte. Athanasius hatte aber offenbar seine gesammte Geistlichkeit hinter sich; jener Subdiacon Petrus, der Verfasser des Gedichtes, verweist ihn auf Agnellus, der ihn sicher zu dem Stuhl des Januarius zurückgeführt. Dem Papst aber giebt er den wohlmeinenden Rath, lieber selber sich an Agnellus zu wenden, statt die unter dessen Schutz ruhende Parthenope anzufeinden. Man sieht: Dieser Cult der Schutzheiligen konnte leicht eine antikirchliche Wendung annehmen. Man vertraute ihnen so sehr, dass man im Nothfall die anderweitige Kirche entbehren konnte.

Auch in den Kämpfen mit den Normannen spielte Januarius seine alte Rolle. Er erschien dem Herzog bei der Belagerung durch Robert Guiskard's Bruder, wie er im Priestergewande die Lanze in der Hand an der Spitze seiner ganzen Schaar von Heiligen durch das Lager schritt. Der Herzog glaubte den Bischof an der Spitze des Klerus zu sehen, bis ihn später jener über den Sachverhalt belehrte.[2]) Januarius war hiermit zum letzten Mal für die Selbständigkeit seiner Stadt eingetreten; bald verlor Neapel seine Freiheit an König Roger. Seitdem hören wir Jahrhunderte hindurch kaum etwas von Januarius Wirksamkeit als Stadtbeschützer; doch mag er wohl bei den

[1]) Ughelli Italia sacra VI, 54 dazu Mabillon A. SS. ord. S. Bened. I, 353.

[2]) Chron. Casin. M. G. VII.

oft wiederholten Aufständen diese Rolle weiter gespielt haben. Zwei Jahrhunderte lang trug die Kathedrale seinen Namen; bei ihrem Neubau unter den ersten Anjous ward sie aber der Jungfrau geweiht.

Gerade in dieser Epoche nahm aber der Januarius-Cultus den abergläubisch fanatischen Charakter an, den er seitdem bewahrt hat. Das Volk hatte sich in die Vorstellung eingelebt, dass der beständig gegenwärtige Heilige auch ein immer neues Wunder wirken müsse. Am Ende des 14. Jahrhunderts tauchte zuerst ein Balsamfläschchen auf, wie sich deren unzählige in den Katakomben eingemauert finden. Dies — glaubt man — enthalte das Blut des Heiligen, und so oft man dasselbe dem Haupte gegenüberstelle, beginne es zu fliessen und das Fläschchen anzufüllen. Das Vorbild für den wunderlichen Glauben hat wohl die katholische Abendmahlslehre gegeben. Man rückte auf solche Weise den Heiligen noch näher an Christus heran, mit dessen Blute sich täglich das Wunder in der Messe begab.

Den Anlass aber erhielt man von der entgegengesetzten Seite, vom krassen heidnischen Aberglauben. Im Jahre 1207 berichtete der designirte Bischof Conrad von Hildesheim — ein Alterthumsschwärmer, so wie man das im 13. Jahrhundert sein konnte — mit Entzücken alle die Wunderdinge, die er gesehen, an die Freunde in der Heimath, indem er sie gleich Anfangs auffordert, jeden Zweifel niederzuschlagen. Es sind ausschliesslich antike Erinnerungen in romantischem Gewande, die er pflegt; die christlichen scheint er fast absichtlich verbannt zu haben. Da ist es denn Neapel mit seiner Sagenfülle, das ihm wie dem wenig späteren Gervasius von Tilbury den meisten Stoff geliefert hat. Aus diesen beiden ersehen wir, wie um's Jahr 1200 die Neapolitaner neben ihrem christlichen Schutzheiligen auch noch einen heidnischen und zwar einen der berühmtesten, den „Zauberer“ Virgilius, besassen. Wie sich der Sagenkreis im Anschluss an die erhaltenen Werke der Antike, an Naturerscheinungen, ja selbst an ein modern technisches Werk, die Fleischbank, in Neapel entwickelt hat, wie er von da verbreitet worden ist und seine merkwürdige Rolle in der

volksmässigen Literatur der verschiedensten Länder gespielt hat, ist wiederholt ebenso gelehrt wie anziehend dargestellt worden.[1])

Hier sei nur betont, wie Virgilius, der sagenhafte Erbauer der Stadt, durch seine magischen Kräfte auch deren beständiger Beschützer ist. Erst dadurch trat er in Wettbewerb mit Januarius. Gegenüber dem Vesuv hat er eine eherne Bildsäule, einen Schützen mit gespanntem Bogen und darauf liegendem Pfeil, aufgestellt und damit die vulkanische Kraft beschworen und gebannt.[2]) Als ein übermüthiger Bauer einst die Sehne losschnellt, fliegt der Pfeil alsbald bis zum Berge, und im Augenblicke schlägt aus diesem die noch immer ungebändigte Flamme empor. Gerade so setzte man Januarius Haupt, um das Feuer zu beschwören, dem Vesuv gegenüber. Vor allen aber: die Neapolitaner bewahrten ängstlich ein gläsernes Fläschchen auf, in das Virgil durch magische Kunst ein Abbild der Stadt eingeschlossen hatte. Sie setzten auf dasselbe ihr ganzes Vertrauen in der Ueberzeugung: wenn das Fläschchen ganz bleibe, könne ihrer Stadt keinerlei Unheil widerfahren. Conrad von Hildesheim, der von Kaiser Heinrich VI. beauftragt war, die Mauern der abtrünnigen Stadt niederzureissen, glaubte selbst fest an den Talisman; er wurde ihm ausgeliefert und nun erst bemerkte er, dass das Glas einen kleinen Sprung hatte; vielleicht, meinte er, habe das der Stadt geschadet.

An die Stelle des magischen Fläschchens Virgil's ist dann ohne Weiteres dasjenige des Januarius getreten; Glaube und Verehrung übertrug sich von dem einen auf's andere, heisst es doch von jenem späterhin ausdrücklich: „Dieses Blut des Januarius ist auch das Lebensblut Campaniens. Campanien kann nicht altern, so lange das Blut fliesst“, hat man doch das Verhalten des Blutes völlig nach der Weise antiker Haruspices beobachtet und gedeutet.

[1]) Roth. Der Zauberer Virgil, Germania IV. und Comparetti Virgilio nel medio evo. B. II.

[2]) Bei Gervasius ist es ein Tubabläser. Leibnitz. SS. rer. Bruns. v. I.

Aus diesem Aberglauben entwickelte sich bald der seltsamste Dienst. An den Januariusfesten zog man mit Blut und Haupt in den Kirchen der einzelnen Stadtviertel umher, stellte beide auf dem Altar auf und holte sie am Abend in Procession wieder ab. Nicht immer wurde das Blut alsbald flüssig, und nun diente die Art, wie dies geschah, d. h. wie es von dem Priester verkündigt wurde, dem Volke als Vorzeichen für gute oder üble Ereignisse. Lähmender Schrecken ging durch die Massen, wenn das Idol starr blieb, um dann flehentlichen Bitten, lautem Geschrei, nicht selten auch wilden Verwünschungen Platz zu machen. Es kamen aber Fälle vor, in denen Januarius völlig unversöhnt blieb. Andererseits, wenn das Blut ganz gegen die Regel floss, oder, wenn es gar nicht zur Ruhe kommen wollte, so war dies ein noch schlimmeres Zeichen; es deutete auf Erdbeben und Ausbrüche des Vesuv, auf Revolutionen und gefährliche Kriege. So hat denn namentlich seit dem Ende des 15. Jahrhundrts das Blut des Januarius in der Geschichte Neapels eine bedeutende Rolle gespielt.[1]) Als Karl VIII. in der Hauptstadt einzog und ein kurzer Enthusiasmus sich ihm zuwandte, verbreitete man das Gerücht, wie diesmal das Blut ganz von selbst, als der König dem Heiligen seinen Besuch abstattete, geflossen sei; als dann die Hoffnung der Aragonesen, der junge König Ferrantino, im Sterben lag, zog das gesammte Volk, die verwittwete Königin an der Spitze, mit dem Blut vor das Castell nuovo, bat um des Königs Leben und gelobte Januarius eine neue prächtige Kirche. Man wiederholte solche Gelübde, als in der Pestzeit 1521 das Blut ein Jahr über starr blieb. Der sociale Kampf zwischen den zur Oligarchie erstarrten seggi, die bisher, wie die Stadtverwaltung, so auch den Januariuscult allein in Händen gehabt hatten, und dem eine Zeit lang mit höherem Selbstbewusstsein erfüllten Volke, drehte sich um die Frage, welcher Stand das Recht haben solle, in der Procession an erster Stelle zu gehen und den Baldachin über das Heiligthum zu

[1]) Hierüber Notar Giacomo, die Diarien des Passero, der Bericht des Tristan Caraccioli über die versuchte Einführung der Inquisition.

halten. Bisweilen sind solche Festzüge, um den vermutheten Ueberfall der Feinde abzuwehren, gewaffnet ausgezogen. Auf's höchste steigerte sich die Erregung, als der damalige Landesherr Philipp II. mit dem Papste Paul IV., der ein Sohn Neapels und das Haupt seiner herrschenden Familie, der Caraffa, war, in Krieg gerieth. Damals kam auch das Blut ein ganzes Jahr lang nicht zur Ruhe.[1])

In diesen letzten Jahrhunderten, ja noch in der Gegenwart ist dem Cultus besonderer Vorschub geleistet worden durch die häufigen Ausbrüche des Vesuv, so dass der Bollandist, dem die Herausgabe der Januariusacten zufiel, mit etwas Ironie meinen konnte, die hohe Verehrung, welche die Neapolitaner ihren Heiligen zollten, werde wohl besonders durch eine so gefährliche Nachbarschaft veranlasst. Alles, was wir bei Gelegenheit früherer Ausbrüche hören, wird überboten durch das, was sich 1631 ereignete. Berichte, aus Aberglauben erzeugt und niedergeschrieben, um Aberglauben zu verewigen, unbrauchbar für den Naturforscher und schätzenswerth nur für den, welcher den Zusammenhang der Leidenschaften in der Seele grosser Massen ergründen will, sind damals in Fülle entstanden.[2])

Schon bei den ersten Erdstössen erfasst die ganze Bevölkerung eine dumpfe Bangigkeit. Sofort weiss man von unheimlichen Vorzeichen zu erzählen, Bauern sind nächtlicher Weile gespenstischen Wagen und Rosselenkern begegnet, und die schwarzen Gesellen, welche in den Klüften der Vulkane schaffen, von denen auch das ganze Mittelalter zu erzählen wusste, haben sich wiederholt gezeigt. Alsbald beginnt ein Marienbild zu weinen; weit höhere Angst aber erweckt es, dass das Blut des Januarius von selbst zu fliessen anfängt. Schon zeigen sich einzelne Processionen von Büssern, und die leichtfertige Stadt erbaut sich wie gewöhnlich an der Zerknirschung eines solchen Aufzuges der gefallenen Mädchen.

[1]) Salvator Varo. Vesuvius.

[2]) Caraccioli de cultu sacrorum epp. Neap. Salvato Varo. cf. auch A. SS. Sept. VIII.

Als dann am 16. des Monats der erste Ausbruch sich durch eine gewaltige Rauchsäule ankündigt, die in den nächsten Stunden über der Stadt wie eine Wolke schwebt, ist man doch ziemlich gefasst, denn der feste Glauben, den alle an den Schutz des heiligen Januarius haben, lindert den Schrecken. Man hält sich einstweilen — als ob man mit dem kräftigsten Mittel warten wolle — an einen bis dahin ziemlich unbekannten Heiligen, den Jacobus von Picenum; die Mönche seines Klosters ziehen mit dem Glassarge hinaus vor die Stadt, und stellen ihn dem Berge gegenüber. Zwar erscheint auch der Heilige mehreren Bürgern, hilft aber nicht.

Als nun die Bewohner der umliegenden Flecken mit dem sinkenden Abend flüchtend in die Stadt strömen, steigert sich die Aufregung und bricht in laute Verzweiflung aus, als um Mitternacht starke Erdstösse sich wiederholen. Alles drängt sich zu den Beichtigern, um wenigstens noch vor dem Tode die Absolution zu erlangen; mehr Sünder, so heisst es, als in einem ganzen Jahrhundert die Prediger hätten bekehren können, bekehrt die „Feuerzunge des Vesuv zur Reue". Der Erzbischof lässt auf allen Strassen die Hostie ausstellen. Am frühesten Morgen schon findet ein Bittgang mit Haupt und Blut des Januarius statt, nach dem sich der Wind etwas dreht und wenigstens den Aschenregen von Neapel wegweht. Im Laufe des Tages aber dringen zwei Lavaströme aus seitlichen Oeffnungen des Berges und richten in der Nachbarschaft furchtbare Verwüstungen an. Das steigert denn das Entsetzen in der Stadt auf's Höchste, obwohl die Erdstösse sich minder bemerklich machen. In der Procession, die am späten Nachmittag stattfindet, sieht man den Erzbischof mit dem Vicekönig einträchtig voranschreiten — die beiden hatten sich um Rangstreitigkeiten willen bisher nie vertragen können. Eine Schaar der edelsten Frauen folgt mit dem Strick um den Hals, während andere Dornenkronen sich selber auf's Haupt gedrückt haben. Viele der Mädchen aber erscheinen in bräutlichem Schmuck mit aufgelöstem Haar und Blumenkränzen, als ob sie sich dem Berge selber zum Opfer darbrächten. Das stärkere Geschlecht giebt Proben einer noch

robusteren Art von Frömmigkeit, schnürt sich die Glieder mit Stricken zusammen und schleppt schwere eiserne Ketten. Die Mitte des ganzen Zuges bilden 60 der verrufensten Dirnen; diese reuigen Magdalenen sollen die angenehmste Opfergabe für den Himmel sein. Italienische und lateinische Gesänge schwirren und wogen durcheinander und bringen einen Lärm zu Wege, „dass man nicht wissen kann, ob er einer trauervollen Frömmigkeit oder einer frommen Trauer diene". So drängt sich der Zug durch die Strassen; als man aber auf einem offenen Platze anlangt, von dem man den Berg erblicken kann, und nun der grausige Ausbruch Jedermann vor Augen steht, erhebt man ein durchdringendes wüstes Geschrei, in dem jeder religiöse Gedanke untergeht. Dann sammelt man sich zwar wieder für einige Minuten; nun aber muss der Procession ein Haufen heulender Landleute begegnen, die die halbverbrannten Leichen der Umgekommenen in die Stadt schleppen. Bei diesem Anblick erfasst die Massen eine völlige Panik, alles stürzt, drängt und heult durcheinander, bis der Vicekönig mit Mühe die Bauern durch die Sbirren in die Seitengassen drängen lässt.

Wenn die Gemüther in solcher Weise durch die Aufregung auf's Höchste gespannt sind, ist ein plötzlicher Umschlag fast gewiss. Derselbe erfolgt, als man am Dom vorüberzieht. Es fliegt plötzlich durch die Massen die Kunde: der heilige Januarius sei im vollen Ornat am Fenster über dem Portal erschienen und habe seinem Volke den Segen ertheilt; gleich wollen andere wissen: er habe dabei auch geredet und der Stadt Neapel alles Gute verheissen. Ein Rausch der Begeisterung bemeistert sich der weiterziehenden Menge: *miracolo, misericordia, San Gennaro* ruft man unaufhaltsam und kann sich nicht genugthun. Man überbietet sich gegenseitig mit Gelübden und Vorschlägen. So ungefährlich erscheint plötzlich der Vesuv, dass am meisten Anklang die Idee findet: Man solle Januarius hoch oben am Kraterrande selbst eine Kirche erbauen. Als der Zug nun endlich an der Porta di Carmine anlangt, ist man in der Stimmung, sofort das Wunderbarste verwirklicht zu sehen. Der Erzbischof hebt

das Blutfläschchen empor, hält es dem flammenspeienden Berg entgegen und beschreibt mit ihm ein Kreuz; und es genügt der aufgeregten Phantasie vollständig, dass auf ein paar Augenblicke die Sonne hervortritt, der Donner leiser rollt und die Aschenwolke sich senkt, als ob sie „dem Herrn des Berges“ ihre Demuth anzeigen wolle.

Ziemlich getröstet und ruhiger kehrt man im Abenddunkel zurück; der Ausbruch, der noch keineswegs nachgelassen, erscheint nach einem Bericht dem Volke jetzt wie ein prächtiges Feuerwerk mit Kanonensalven zu Ehren des triumphirenden San Gennaro. Die gerührte Stimmung benutzen die Väter der Gesellschaft Jesu, um auf den freien Plätzen ihre Reden zu halten und den Massen kräftig ihre Sündhaftigkeit zu Gemüthe zu führen: „Nicht immer wird der Heilige mit seinem Blute helfen wollen. Januarius, der den Himmel so oft zu euren Gunsten aufgehellt hat, kann auch selber Stürme erregen.“

Es wäre unnatürlich, wenn die hochgradige Aufregung in dieser einen Eruption ihren Ablauf gefunden hätte. In der Nacht wächst sie wieder in bedenklichem Maasse an, besonders genährt durch die Bauern, die mit den verbrannten Leichen, den schauerlichen Zeugen des Verderbens, umherziehen, und durch die Mönche, die rasch bei dieser Gelegenheit, jeder für seinen Heiligen, Propaganda machen. Man kann ja heute nicht Helfer genug haben, denkt man, und schleppt die Glassärge aus den Kirchen; grössere oder kleinere Gruppen schliessen sich an, und so bewegen sich allerhand Processionen kreuz und quer durch die Gassen, während der Vesuv die Beleuchtung umsonst dazu hergiebt.

Diesem Unwesen macht schon am nächsten Tage ein Erlass des Erzbischofs an die Geistlichkeit ein Ende; und wiederum zwei Tage später verbietet man von Seiten der Obrigkeit die nächtlichen Umgänge überhaupt. Man hat nämlich bemerkt, dass sich an ihnen mit besonderem Eifer die Frauen betheiligen, die man doch sonst, ihre Ehrbarkeit zu schützen, so streng im Hause hält, und man fürchtet nicht ohne Grund, dass sie unter dem Scheine der Frömmigkeit der Lust zum Abenteuern nachhängen. Ueberhaupt haben

jetzt die Behörden alle Hände voll zu thun, um wieder Ordnung nach Neapel zu bringen, zumal viel Gesindel nach den verwüsteten oder halb verlassenen Vororten strömt und dort nach Herzenslust stiehlt und raubt. Sie mögen sich nicht einmal viel Böses dabei denken, denn alle Neapolitaner sind bereits der Ueberzeugung: die Bauern von Portici und Torre del Greco, die den Schaden zumeist gehabt haben, mögen ihn wohl auch am meisten verdienen. Ist es doch ein Lieblingssprichwort des Volkes: *Napoli fa i peccati, Torre li paga.* Glaube und Frivolität liegen in diesem Witzwort gerade so neben einander, wie im Charakter der Neapolitaner überhaupt. — S. Januarius aber erhielt die versprochene Kirche, wenn auch nicht gerade am Gipfel, so doch am Fusse des Vesuv.

In den Berichten lernen wir die Meinung, welche das Volk von seinem Heiligen hegte, und die sich die Priester gern aneigneten, kennen. Seit seinem Märtyrertode in der Solfatara, dem alten Schwefelkrater, ist Januarius der Vorgesetzte der vulkanischen Kräfte geworden.[1]) Dass nicht aus natürlichen Ursachen, sondern nach seinem Willen Ausbrüche erfolgen, versteht sich von selber. Es sei sehr glaublich, heisst es an einer Stelle, dass, wenn die Sünden zu arg werden, Januarius Macht erhalte, den Berg zu entflammen, und ein anderes Mal wird der Heilige geradezu der Genius des Berges genannt, denn an einen solchen zu glauben sei auch Christen erlaubt. Mit anderen Worten: Januarius, der die Flammen beschwichtigt, hat sie als Herr des Berges auch angezündet, seinen Neapolitanern aber lässt er nichts geschehen. Eigentlich betete man also unter seinem Namen den Vesuv an.

Auch den Zug zeigten die Neapolitaner des 17. Jahrhunderts, wie schon die des neunten, dass sie sich zugleich bei den verschiedensten Heiligen gewissermaassen versicherten. Sie hatten damals nach und nach nicht weniger als 32 Schutzheilige eigens für ihre Stadt creirt, darunter Maria sogar

[1]) Praepositus Vesuvianis ignibus — S. Varo.

unter zweierlei Titeln, als Annunziata und als Immaculata. Sie haben sogar das Januarius vorbehaltene Blutwunder auf ein Fläschchen mit dem Blut des h. Stephanus[1]), und eine ähnliche Reliquie der Madonna[2]) ausgedehnt. Das alles that Januarius keinerlei Eintrag, er schien durch dieses grosse Gefolge nur geehrt und gehoben; keinem andern, die Maria natürlich ausgenommen, hätte man einen höheren Platz als ihm eingeräumt, und es gab Anlass zu Unruhen, als auf Betreiben der Dominikaner S. Domingo, der Spanier, zum obersten Patron des Reiches erklärt werden sollte, ebenso wie ein leidenschaftlicher Streit darüber geführt wurde, ob Januarius von Herkunft Neapolitaner oder Beneventaner sei. Eine weitschichtige Gelehrsamkeit ward zur Entscheidung dieser und ähnlicher Fragen aufgeboten, und der Wunsch, Beweise zu besitzen, befruchtete die Phantasie und den Scharfsinn so lange, bis eine ganze Literatur aus dem Nichts geboren war.

Hier greift die entscheidende Frage ein: Wie verhielten sich denn die gebildeten Stände, die sich hier wie allerwärts seit dem 15. Jahrhundert ausgesondert hatten, zu dem Cultus, der in so hohem Maasse vom Gemüthe des Volkes Besitz ergriffen hatte? Die Menschen der Renaissance stellten sich in der That zu dieser Frage, wie es ihre Vorbilder, die Alten, auch gethan haben würden: sie höhnten den Aberglauben und sie förderten ihn, um ihn zu benutzen. Den sämmtlichen Humanisten Neapels wohnte eine vollständige Verachtung alles volksmässigen Aberglaubens inne; mit bitterem Sarkasmus griffen sie denselben an, wo sie durften; so hat denn auch keiner von ihnen S. Januarius nur mit einem Worte erwähnt. Der humanistische Cardinal Aeneas Sylvius hat dies wohl einmal gethan; aber seine Meinung ist durchsichtig genug, wenn er den Sehenswürdigkeiten Neapels nur an letzter Stelle, „wenn es einer hören wolle“, das wunderbare Blut des Januarius zufügt.[3]) Nicht anders als die Gelehrten waren die Fürsten

[1]) Ughelli a. a. O.

[2]) Abraham a. S. Clara, der dies sehr bewundert.

[3]) Comment. in dicta et facta Alphonsi.

gesinnt. Ueberall, wo der Aberglauben auf ihre Handlungen Einfluss gewinnen wollte, haben sie denselben energisch zurückgewiesen; um so bequemer war er für sie als Handhabe, das leichtsinnige phantastische Volk der Hauptstadt zu gängeln. Pontanus, der aufgeklärte Minister eines freigeistigen Königs, hat Erlasse unterzeichnet, in denen öffentlich die Förderung des Januarius-Dienstes als eine Hauptsorge der Regierung erklärt wurde.

Besonders sind es die Bischöfe, die sich des Cultes bemeistern. Mehr als ein Jahrhundert hindurch ist das Bisthum unter Aragonesen und Spaniern in der Hand der Caraffa, die geradezu eine Art Mitregierung der Stadt ausüben, und die sich hier behaupten auch nach der grossen Katastrophe, der sie in Rom zum Opfer fielen, als sie das Papstthum selber ihren Zwecken dienstbar machen wollten. Der Gründer dieser geistlichen Dynastie, Oliver Caraffa, der kunstsinnige feingebildete Cardinal, hat im Augenblick grosser Unglücksfälle die einst von Sico entführte Leiche des Januarius nach Neapel zurückgebracht und ihr dann unter dem Chor des Domes jene Marmorcapelle erbauen lassen, die das vollendetste Kunstwerk der Renaissance in Neapel ist.

Für die hochfliegenden Pläne der Caraffa war es von Wichtigkeit, dass sie sich von Papst Clemens VII. den dauernden Besitz dieser Capelle, welche das Idol des Volkes einschloss, gewähren liessen. Sie wurde ihre Familien- und Begräbniskirche.

Im 17. Jahrhundert ist dann noch der stolze Kuppelbau des Tesoro nuovo für das Blutfläschchen errichtet worden, nachdem er lange zuvor in einer grossen Pest gelobt worden war. Er sollte — das war ausgesprochene Absicht — alle Capellen der Christenheit übertreffen.

Noch niemals aber hat ein Stand oder ein Staat ungestraft gespielt mit den Mächten der Religion, sei es auch nur in ihrer Entartung: dem Aberglauben. Die Ueberzeugung, wäre es auch die Ueberzeugung des Unsinns und der Tollheit, gewinnt ihnen schliesslich den Sieg ab und beugt sie selber unter sich. Schon im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts

hatten die älteren Neapolitaner zu klagen, dass die Frömmigkeit des jungen Geschlechts einen dumpfen zelotischen Charakter annehme; diese Jüngeren aber hoben die erhöhte Freigebigkeit gegen die Kirche und die strengere Rechtgläubigkeit hervor, um den sonstigen geistigen Abstand gegen ihre Väter zu vertuschen.[1]) Noch der humanistische Geschichtsschreiber Neapels, Angelo Costanzo, in der Mitte des Jahrhunderts überging, offenbar absichtlich, S. Januarius mit Stillschweigen; bald aber, nachdem man sich einmal überredet hatte, dass diesen Dingen an sich eine Wichtigkeit zukomme, schuf man auch aus ihnen eine Art von Wissenschaft, die in den Folianten und Quartanten der Caraccioli, Tutinus, Chiocarelli, Mazocchi[2]) niedergelegt wurde — Werken, die uns nur noch das Eine lehren: wie das Nichtige zum Wichtigen aufgebauscht werden kann von Denen, die, selbst betrogen, ein Interesse an der Verewigung des Truges haben.

Der Januariuscultus blüht bekanntlich nach wie vor und erfreut sich sogar einer Art öffentlicher Anerkennung; auch wird er wohl noch manches Jahrhundert überdauern. Zu eng ist er mit den Traditionen und mit den bestimmenden Leidenschaften dieser seltsamen Bevölkerung verschmolzen, als dass er dem Ansturm einer neuen Zeit so leicht erliegen könnte. In dem grossen psychologischen Räthsel, welches das Volk von Neapel dem Beobachter aufgiebt, wird dieser Heiligendienst immer einer der merkwürdigsten Factoren sein.

[1]) Tristan Caraccioli Colloquium juvenis et senis.

[2]) Mazocchi ist bedeutend kritischer, aber auch viel sophistischer, als seine Collegen.

Aus den Abruzzen.

I.
Leonessa.

Am äussersten Nordende der Abruzzen liegt ein stilles grünes Hochthal, eingeschlossen von mächtigen Bergmassiven, über die sich die schöne Pyramide des Monte Terminillo erhebt; in seinem Grunde ist zwischen den Waiden ein enges graues Städtchen erbaut, — dies ist die Leonessa, das Engelberg des Apennin. Oft hört der Fremde in Rom diesen Namen nennen, wenn er nach den schöngewölbten Kuppen fragt, die zu weitest nach Norden aus dem Zug der Berge hervorspringen und bis in den Hochsommer vom Schnee bedeckt bleiben; aber nur wenige reizt es, in diese Gebirgseinsamkeit einzudringen. Das Thal dort oben ist wohl einer der abgeschiedensten Flecke Italiens, nur wenige steile Saumpfade führen von der Hochfläche des Sabinerlandes, von Rieti, oder aus den wilden Engpässen des Velino, von Antrodoco, hier hinauf. Dennoch hat sich auch in diesen Mauern eine Geschichte abgespielt, die Alles aufweist, was uns die Vergangenheit der grossen Communen so interessant macht. Wie des Hellenen ist es auch des Italieners erste Eigenschaft, dass er mit tausend Banden an seiner Heimath hängt, dass ihm seine Stadt seine Welt ist, mag sie nun Florenz und Venedig oder Leonessa heissen. Auch die Geschichte ist hierorts noch lebendige Tradition; spät erst sind die handschriftlichen Chroniken aus dem Volksmund aufgeschrieben, jedes Mütterchen, jedes Kind weiss die Kunde der Vergangenheit und fügt der Erzählung manchen bezeichnenden Zug hinzu.

Hier im Lande freier Bauern haben sich auch nur Bauern-Republiken erheben können. Das verleiht der Culturgeschichte der Abruzzen vor der aller anderen Landschaften Italiens

ein eigenes Interesse, denn in jenen andern haben die Städte frühzeitig alle Kräfte der Nation aufgesogen. Die Bauern haben Sagen, die denen der schweizerischen Urkantone gleichen, an die Spitze ihrer Geschichtsüberlieferung gestellt und sie der Zeit nach dem Untergange der Hohenstaufen zugewiesen. Damals entschied sich fast überall das Verhältnis der Stände zu einander. Uebermüthige Barone hatten tyrannisch über die verstreuten Ortschaften geherrscht; die Unterthanen, des Druckes müde, überfielen sie an einem verabredeten Tage, als sie in einem Palast ein gemeinsames Fest feierten; nachdem sie alle erschlagen waren, stürzten sich die Bauern auf die rings im Thal erbauten Castelle und schleiften sie. Um sich dauernd vor der Macht der Feudalherren zu schirmen, erbauten sie gemeinsam die feste Stadt in der Mitte des Thales, in der jeder Bauer Bürger sein und in Nothfällen Schutz finden sollte. Sechs Gemeinden schlossen zuerst diesen Bund, und deshalb blieb die Stadt in sechs sestieri gesondert. Als sich nach und nach bis an 100 Dorfschaften anschlossen, wurden sie an fünf dieser Tribus, wie wir sie im Alterthum nennen würden, vertheilt, die sechste blieb der eigentlichen städtischen Bevölkerung vorbehalten, denn bald zogen sich in das sichere Städtchen gewerbfleissige Tuchmacher, welche die Wolle der grossen Schafheerden, die rings umher auf den Bergweiden grasten, verarbeiteten. Jedes Sechstel blieb auch weiterhin eine Art selbständiger Gemeinde. Es besass seine eigene Almende, deren Nutzniessung nur den in ihm vereinigten Familien zustand; es wählte zweimonatlich, später alle vier Monate, zuletzt jährlich, seine Prioren; es besass sein Wappen, seine Kirche, und um das Band der Zusammengehörigkeit durch religiöse Verpflichtung zu stärken, auch seine geistliche Bruderschaft. Die Prioren traten zum gemeinsamen Magistrat zusammen, der würdevoll unter dem Schall von Trompeten und begleitet von den Amtsdienern einherschritt. Um in Rechtsstreitigkeiten die Stadt wirksam zu vertreten, besoldete man ausserdem einige gelehrte Doctoren der Jurisprudenz. Die Verwaltung war einfach: ein Theil der gemeinsamen Stadtalmende war gegen eine Naturalabgabe verpachtet, das

übrige wurde gegen ein geringes Hutgeld, das sich nach der Anzahl der aufgetriebenen Schafe richtete, von den Bürgern beweidet. Mehr Sorgen machten die nie endenden Blutfehden, die sich immer wieder unter den trotzigen Bauern erhoben und das ganze Staatswesen in Mitleidenschaft zogen. Noch im Anfang unseres Jahrhunderts war das Municipal-Archiv voll von Sühne- und Friedensverträgen, die der Blutrache der Geschlechter ein Ziel setzen sollten. Seitdem sind sie spurlos verschwunden.

Mächtige Nachbarstädte lagen drunten in den breiten Flussthälern. Freundlich war das Verhältnis zu Spoleto, dem bei seinen Kriegen oftmals „die Löwen der Berge“ zu Hilfe kamen. Das Recht „gemeinsamer Bürgerschaft“ verband sie untereinander. Um so feindseliger betrachtete man die Königin der Abruzzen, das starke Aquila. Auch sie war eine Bauernrepublik und zeigte in vergrössertem Maassstabe die Züge Leonessas; vielleicht begründete gerade diese Verwandtschaft die Eifersucht; Grenzstreitigkeiten liessen dann dieselbe in helle Flammen aufschlagen. Gleich den Schweizerbauern wollten auch die der Abruzzen für sich zwar unabhängig sein, andere aber heherrschen, und um den Besitz solcher unterthäniger Gemeinden erhob sich mit den Nachbarn langwieriger Streit. Der weit entfernte Landesherr in Neapel übte nur eine Art von Aufsicht aus. Er sandte zwar als seinen Vertreter einen Gubernator, aber nur nach dem Vorschlag der Stadt, und selbst die Gerichtssporteln, die jener erhob, blieben dem städtischen Vermögen gesichert. Wohl aber errang auch hier in einer Zeit des Bürgerzwistes eine einzelne Familie für zwei Jahrzehnte eine Schutzherrschaft über die Stadt, die mildeste Form der Tyrannis. Als Condottieren, wie es diese kleinen Stadtherrscher zu thun pflegten, dienten ihre Mitglieder den grösseren Fürsten und Communen und fesselten so die kampflustige Jugend an sich. Als sie, zu kühn geworden, ihre eigene Politik zu spielen dachten, wurden sie von dem König Ladislaus aus der Heimath verjagt.

Erst das 16. Jahrhundert, das den Sturz so vieler Freistaaten Italiens sah, machte Leonessas Selbständigkeit ein

Ende. Nachdem sich das stolze Aquila dem weltherrschenden Karl V. hatte beugen müssen, konnte der kleine Gebirgskanton ihm nicht widerstehen. Leonessa wurde später mit zu dem Gebiet gefügt, das Philipp II. von Spanien seiner klugen Schwester Margarethe von Parma übergab, um die an Herrschaft gewöhnte Frau über den Verlust der niederländischen Statthalterschaft zu trösten. Margarethe, die in Aquila glänzend Hof hielt, verstand es noch besser, die unlenksamen Geister der Abruzzesen als die der Niederländer zu besänftigen und zu lenken. Auch in Leonessa verkündet das einzige Kunstwerk der Stadt, ein Brunnen, der im Barockgeschmack mit allerlei phantastischen Thierköpfen verziert ist, ihren Ruhm. Es ist wenigstens ein unumwundenes Selbstgeständnis, wenn die Inschrift die Einwohner reden lässt:

„Keine süssere Quelle und keine gesundere fliesset,
Strömet sie gleich aus dem Schlund grässlicher Thiere hervor.
Oestreichs göttlicher Tochter Geschenk — so lehrt sie uns Bürgern,
Ja, den Bestien selbst lehret sie sanftes Gemüth!“

Die Bezähmung muss jedoch nicht sehr nachhaltig gewesen sein, denn im 17. Jahrhundert tritt die Blutrache wieder in so urwüchsiger Gestalt auf, wie vor Alters; Gewaltthat, Fehde, Vergeltung, aber auch Aufopferung, Demuth und Vergebung, das sind die Fäden, aus denen das Gewebe der städtischen Chroniken gestaltet ist. In diesen Erzählungen tritt uns das Wesen und die Gesinnung des Abruzzesen lebendig entgegen. Versetzen wir uns einen Augenblick in ihre Welt!

Zwei Brüder, übermüthige Jünglinge aus der Familie der Mongalli, hatten ohne alle Ursache, nur von Frevelmuth bewogen, den einzigen Sohn des alten Jacopo Marcuccio, erschlagen. Als die Leiche in das Haus der Eltern getragen wurde, da fluchte wohl die Mutter den Mördern, denn schon zwei Söhne hatte ihr der Krieg dahingerafft, der Vater aber trat vor die Prioren und sprach: „Ihr Herren wisst, dass jene Beiden meinen einzigen Sohn, die Stütze und

Hoffnung meines Alters, erschlagen haben. Wer es von Euch weiss, wie süss der Vatername sei, der kann die Grösse meines Schmerzes beurtheilen. Aber noch mehr bekümmert es mich, dass ich in meinem Greisenalter noch den Frieden meiner Seele verlieren soll: darum bitte ich die Herren, jene beiden Jünglinge vor sich zu berufen, auf dass ich Frieden mit ihnen mache.“ Die Prioren sahen einander an, sie glaubten zuerst, der allzu grosse Schmerz habe den Geist des Alten verwirrt; aber er wiederholte immer von Neuem seine Bitte, und so liessen sie denn die Mörder unter freiem Geleite vorfordern. Jene hatten sich nach einem Castell bei Rieti geflüchtet, in das sich alle Uebelthäter der Landschaft wie in ein Asyl zurückzuziehen pflegten.

Am folgenden Tage ward im städtischen Palast, im Beisein fast aller angesehenen Bürger, Frieden geschlossen. Als es geschehen war, sprach der alte Marcuccio: ich begehre nur eine Sühne; ihr habt mir den Sohn erschlagen, es ist billig, dass ihr ihn mir auch ersetzet. Jene sagten ihm gerührt den schuldigen Gehorsam zu; darauf dankte Marcuccio Gott, dass er für den einen Sohn zwei erworben habe, und ermahnte jene, fortan mit Jedermann in Frieden zu leben. Eine Zeit lang hörten die Jünglinge auf seinen weisen väterlichen Rath; bald aber beschlossen sie wiederum den Mord eines reichen Edelmannes und führten ihr Vorhaben aus. Es war ihre letzte Frevelthat. Der Sohn jenes Ermordeten lud sie in sein Haus unter Versicherung des Friedens, um mit ihnen eine Sühne zu verabreden. Beim Mahle aber übte er die Blutrache und erschlug sie beide. Ihnen noch im Tode Schande anzuthun, liess er die Körper in die Carbonara, den Schutthaufen der Stadt, werfen, die Köpfe abschneiden und auf hohen Lanzen durch das ganze Gebiet von Leonessa tragen.

Als der Zug vor Marcuccio’s Hause vorbeiging, gedachte die Mutter ihres erschlagenen Sohnes, und zum Fenster hinaus schlug sie dem einen todten Haupte in’s Gesicht. Da verdorrte von Stunde an ihre Hand, zum furchtbaren Zeichen, dass Gott die Rache gegen Todte wehrt. Ihr Gemahl aber

suchte mit Trauer die Leichen der erschlagenen Mongalli auf und setzte sie in den Gräbern ihrer Ahnen bei. Und Gott sah seine That an und schenkte ihm, im höchsten Greisenalter, noch einen Sohn von seiner Gattin. Den nannte Marcuccio mit Namen Conforzo, denn er sagte: „Der Herr hat mich gestärkt nach dem harten und unseligen Tod meiner anderen drei Söhne.“ Dieser Conforzo lebte noch zur Zeit des Schreibers; ein Mann, in jeder Tugend seinem Vater ebenbürtig, umgeben von Kindern und Enkeln, während die mörderischen Mongalli in ihrer Jugend getödtet wurden und ihr Geschlecht mit ihnen erlosch.

Merkwürdig ist der Schluss dieser Erzählung. Sie ist gegen die Ausübung der Rache gerichtet; dass Vergeben seliger sei als Vergelten, soll sie lehren, und doch kann sie die Gesinnung nicht verleugnen, aus der die Blutrache hervorgewachsen ist, und in der sie ihre Nahrung findet: das Gefühl, dass der Einzelne nur im Zusammenhang seines Geschlechtes Bedeutung habe, und dass es die grösste Strafe des Himmels sei, die Spur des Frevlers von dieser Welt zu verwischen.

Von derartigen Erzählungen sind die Ueberlieferungen Leonessas voll; nicht Alle preisen die Milde, in mancher Notiz tritt die ganze Hartherzigkeit des Bauern hervor. Es gab aber auch hier unterdrückte, allerdings nicht unfreie Landleute, die manche Unbill von dem Herrn erfahren mussten, der die Herrschaftsrechte im Dorf ausübte. Uebeln Ruf in dieser Hinsicht genoss besonders die Familie der Toccini. Einst beschlossen die Bauern derselben, ihre Kinder mehr lernen zu lassen, als sie selber gelernt hatten; sie nahmen um geringen Sold einen fremden Priester an, dieser unterrichtete die Kinder, lehrte sie etwas Latein und gute Sitten. Als nun einst der Gutsherr in die Schule trat, erhoben sich die Knaben, kreuzten die Arme auf der Brust und begrüssten ihn mit einem „*bene veniatis*“. Da ergrimmte der so willkommen Geheissene und fuhr den Lehrer an: „Priester, ich will in meinem Dorfe nicht so viele *bene veniatis*.“ Darauf jagte er ihn weg zum grossen Schmerze jenes Volkes und zum Schaden der Knaben, die zur früheren

Rohheit ohne Bildung des Geistes und der Sitten zurückkehrten.

So wie wir es hier sehen, war der Abruzzese stets bedacht, bei aller Einfachheit seiner Lebensverhältnisse seinem Geist reichere Nahrung zuzuführen; stets habe ich noch auf den Alpenweiden, neben der Feuerstatt unter Steinen gesichert, einige Bücher gefunden und gesehen, wie die Hirtenjungen, wenn sie die Schafe weideten, zugleich eifrig ihre Fibel studirten. Bis vor Kurzem haben leider die Regierungen den Grundsätzen jenes Barons gehuldigt.

Mit Befriedigung verkünden unsere Berichterstatter, wie mehr als ein Bauernsohn von Leonessa Bischof in einer der grossen Nachbarstädte geworden sei, aber das Volk hat besser die Erinnerung an etliche streitbare Männer bewahrt, die als Condottiere den Ruhm ihrer Heimath durch Italien trugen. Die Gestalt eines dieser italienischen Feldhauptleute im 15. Jahrhundert, Gentile Colantonio aus Leonessa, ist besonders reich vom Schlinggewächs der Sage umwuchert worden. Es ist echte Bauernsage, die uns entgegentritt, denn auch im Feldherrn wollen die Erzähler nur den Bauern wiederfinden. So berichten noch jetzt die alten Leute: wie Gentile — der Magnifico, wie sie ihn voll Ehrfurcht nennen — als Reitersknecht vor einer Schlacht seinen Feldherrn gewarnt habe: er möge die Stellung ändern, denn in der Nacht werde der Wind umspringen und ihnen Staub und Rauch in's Gesicht treiben. Der Führer will bei völliger Windstille Anfangs nicht daran glauben, aber Gentile versichert ihm: er sehe es an dem Fluge der Käfer in der Abendluft, das habe er als Hirtenjunge in den Bergen gelernt. Der Feldherr vertraut ihm und gewinnt am nächsten Tage die Schlacht. Mancherlei ähnliche listige Streiche, die ihm später als Condottiere zum Siege in Land- und Seeschlächten verhalfen, weiss man zu erzählen. Leonessa ist jederzeit stolz auf seinen Sohn gewesen, und es scheint berechtigten Grund dazu gehabt zu haben, denn selbst die Geschichtsschreiber des 15. Jahrhunderts, die nicht gewöhnt waren, übler Nachrede ihr Ohr zu verschliessen, sprechen von ihrem Zeitgenossen Gentile, dem Feldherrn der Venetianer

gegen Filippo Visconti, mit Anerkennung. Noch unlängst sah man im Saal der Prioren seiner Vaterstadt Gentile's lebensgrosses Reiterbild an die Wand gemalt, lateinische Distichen und italienische Stanzen verkündeten als Inschriften seinen Ruhm. Die Heimath rechnete sich den grössten Theil desselben zu. „Wie die edle stolze Löwin", heisst es, „nur furchtbare, gewaltige Junge gebäre, so zeuge auch Leonessa, die hochstrebende, berühmte, nur unerschrockene und ruhmvolle Söhne"; man lebte der Ueberzeugung, dass schliesslich jeder Bauernsohn, wenn ihm das Glück wohlwolle, es so weit bringen könne.

Hatte doch auch nur der Zufall Gentile in die Fremde geführt. „Lange Feindschaft", so erzählt ein Chronist, „herrschte zwischen den Familien der Colantonio und der Parasassi. Die letzteren, durch Aemter und Reichthum einflussreich, hielten einen Theil der Bauern und Bürger in beständiger Furcht vor ihren Uebergriffen, ja in einer Art von Knechtschaft. Dagegen empörten sich ihre geschworenen Feinde, die Colantoni; und deren Dorfgenossen schlossen sich der Fehde an. Als nun die Töchter der Familie, Gentile's Schwestern, vom befriedeten Wochenmarkt in Leonessa einmal zurückkehrten, überfielen die Parasassi die ahnungslosen Mädchen, und, um die Gegner zu beschimpfen, schnitten sie ihnen die Kleider halb ab. Jammernd kehrten die Armen nach Hause zurück; der erste, den sie trafen, war Gentile, welcher vor dem Dorfe ackerte. Als er von den Schwestern erfuhr, was geschehen sei, erfasste ihn wilder Gram, dass er noch zu jung und zu kraftlos sei, solche Schmach zu rächen; er liess die Ochsen auf dem Felde stehen und ging von dannen zu den Soldaten. Lange Jahre blieb er für seine Heimath verschollen; er war aber mittlerweile vom Reitersjungen bis zum Hauptmann emporgestiegen. Da beschloss er nach Hause zu kehren, um kund zu thun, was für ein Mann er sei. Nie war vordem in das einsame, unzugängliche Hochthal ein Heer gekommen. Bürger und Bauern lebten in tiefem Frieden. Der ortskundige Gentile führte seine Reiter die Bergwege in die Höhe, erschien plötzlich und fing die Schnitter der Stadt auf dem Felde

weg. Dann umzingelte er die Mauern. In Leonessa herrschte die äusserste Bestürzung; Niemand wusste, wer der verwegene Räuber sei; die Thore waren alsbald geschlossen worden, die Glocken riefen die Bürger zu den Waffen, und die Prioren versammelten sich im Palast. Nach einiger Berathung ward beschlossen, zwei alte Doctoren der Rechte zu dem unbekannten Hauptmann zu schicken, um zu fragen, was er begehre. Als sie aus dem Thore getreten waren, sahen sie vor demselben mit grosser Bekümmernis ihres Herzens auf dem schönsten Streitross den Hauptmann halten, in funkelndem Waffenschmuck, hervorragend über die gesammte ihn umgebende Reiterschaar. Sie fassten jedoch Muth, näherten sich, fragten und erhielten die Antwort: Dies sei Gentile, ein Vasall der Stadt, gekommen, um die Schmach seiner Schwestern zu rächen; er fordere die Familie der Parasassi, Männer und Frauen; eine Ablehnung koste den Gefangenen das Leben, der Stadt den Untergang. Tiefbetrübt brachten die Gesandten die Antwort zurück; kaum aber verbreitete sich die Kunde von derselben, so erhob sich auch der Unwille gegen die langjährige Tyrannei der Parasassi, das Volk stürmte ihre Häuser und stiess sie alle, selbst Greise und Kinder, wehrlos zum Thore hinaus.

Als Gentile sah, dass er sich jetzt rächen könne, gedachte er, wie schon sein Name ihm edle Gesinnung vorschreibe, und verschmähte es, durch Vergeltung seine Ehre zu beflecken. Gütig empfing er die geängstigten Opfer, verzieh ihnen und zog mit Zustimmung der Prioren in den Mauern Leonessas ein. Dabei wollte er, dass jeder seiner einstmaligen Feinde zwischen je zwei Soldaten geführt einherginge. Diese Kundgebung allein genügte seiner Rache. Als er vor dem Palast angelangt war, wo der gesammte Rath sass, ihn zu begrüssen, stieg er am Eingang des Hauptplatzes vom Pferde; und in der Mitte des Volkes, das ihn umdrängte und anstaunte, machte er einen dauernden Frieden mit seinen Feinden. Und als Beweis seiner friedfertigen Gesinnung gab er jeder von deren Frauen ein Kleinod zur Erinnerung unter dem Jubel des Volkes, das in so edelmüthiger Handlungsweise ein Zeichen

der Vaterlandsliebe erkannte. Dann nahm Gentile von jedem Einzelnen Abschied und kehrte zu seinem alten Feldhauptmann zurück.

Auch im Feldherrn trat noch oft der Bauernsohn hervor. Gern sprang er selbst zum Zweikampf aus den Reihen und blieb stets der Sieger — es war wohl auch für den Condottiere, der nur durch ein persönliches Band seine bunte Schaar an sich knüpfte, oftmals nöthig, so seine Persönlichkeit in die Wagschaale zu werfen. Zuletzt aber zerschmetterte ihm in der Schlacht eine Kanonenkugel das Bein. Um ihn zu retten, sollte es abgenommen werden, er aber liess zuvor bei der Signorie von Venedig anfragen, ob sie ihn nach der Amputation noch als ihren Oberfeldherrn behalten werde? Der Doge und sein Rath liessen ihm nun zwar ihr lebhaftes Bedauern über seinen Unfall aussprechen, versicherten ihn ihrer Dankbarkeit und verliehen ihm eine hohe Pension — sie haben auch nach seinem Tode reichlich für seine Familie gesorgt — im Uebrigen aber meinten sie: das Heer der erlauchten Republik brauche, wenn es möglich wäre, einen Feldherrn mit tausend Beinen, aber nicht einen mit einem einzigen. Als Gentile dies hörte, entschied er sich, mehr auf seine Ehre als auf sein Leben zu denken. Ehe noch sein Nachfolger ernannt wurde, liess er sich aufrichten, nahm den Commandostab in seine Hand und starb ruhmvoll als Feldherr im einundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Viel Unheil haben die Condottieren über Italien gebracht, unendliche Frevel hat dieser Stand auf seinen Ruf gehäuft, aber nie haben doch die Geschichtschreiber Italiens darauf verzichten mögen, ihre Kriegshelden zu preisen. Sollte ich wählen, ich entschiede mich lieber für diese ganz auf sich gestellten Ritter der Fortuna, als für die Feudalbarone der nördlichen Länder, die nicht minder treulos und grausam waren, die sich aber trotzdem mit allen den klingenden Phrasen behängten, an denen das spätere Mittelalter überreich ist, deren Thaten in beständigem Widerspruch mit den angeblichen Grundsätzen ihres Standes stehen. Was bei den Kriegsmännern Italiens den Kern ihrer Tüchtigkeit bildete, das

haben nicht die humanistischen Geschichtschreiber in Florenz und Rom ausgesprochen; die Chronikenschreiber der Bergdörfer haben es besser gewusst. Auch der Stammvater der Sforza ist wie Gentile Colantonio als Knabe vom Pfluge weggegangen und hat sich sein Leben lang Bauernkraft und Bauernwitz bewahrt, sein Sohn konnte der bewunderte Herzog von Mailand werden. Der Mann, von dem hier erzählt wurde, hat nicht so hoch gestrebt, sein schönster Ruhmestag sollte wieder seiner Vaterstadt gehören, aber in seinem Heimathlande ist die Kunde von Gentile, dem Feldherrn, der ein Bauer aus den Abruzzen war, lebendig geblieben.[1])

[1]) Das handschriftliche Material, auf welches sich dieser Aufsatz stützt, verdanke ich Antonio de Nino in Sulmona. Die wichtigeren Stücke sind: 1. Origine e progresso della città di Leonessa. 2. Gentile da Lionessa Notizie scritte da C. Coccio (17. Jahrh.). 3. Bonta di Jacopo Marcuccio. 4. Misfatti della famiglia Toccino u. a. m. Ueber Gentile hat de Nino in der Rassegna settimaniale 1880. p. 131 einen Aufsatz veröffentlicht.

II.

Die Heimath Ovid's.

Verschiedene Liebe hegt der Italiener und der Deutsche zur Heimath. Der Deutsche hängt an seinem Stamm und an der Landschaft, in der derselbe ansässig ist; er fühlt sich wohl, wo er dieselbe Zunge reden hört, wo er sich von Menschen derselben Sitte umgeben sieht. Der Italiener haftet immer an dem Orte, wo er und wo seine Vorfahren geboren sind; auch wenn ihn das Leben von demselben entfernt, glaubt er sich doch dieser seiner engsten Heimath zugehörig. Deshalb hält auch kein Volk die historische Erinnerung, die sich an die Oertlichkeit knüpft, so zähe fest, als das italienische. Das Interesse, welches etwa die Bürger unserer alten Reichsstädte an ihrem Wohnsitz haben, ist, wenn es nicht überhaupt auf Einzelne beschränkt bleibt, ein wissenschaftlich kühles; der Italiener fasst die Vergangenheit mit Leidenschaftlichkeit, mit Feuer auf, er sieht sich stets als den unmittelbaren Erben der Vorfahren an.

Anders aber nimmt der Gebildete, anders der Mann aus dem Volke an der Vorzeit Antheil. Seit den Zeiten der Renaissance haben sich die höheren Stände gewöhnt, sich als die Nachkommen der Alten zu betrachten und sich in der Heldengrösse der antiken Welt zu bespiegeln. Der Stadtrömer kann dabei freilich aus dem Vollen schöpfen; für den armen Municipalen im Umbrer- und Sabellerlande bleibt wenig übrig. Um so eifriger sucht er die Bruchstücke des Alterthums auf, besonders die Inschriften, die ein unmittelbares Stück Leben vergegenwärtigen. Die grosse Sammlung der Berliner Akademie erscheint ihm geradezu wie ein eigenes nationales Werk; der Handwerker im Abruzzenstädtchen, der uns zeigen will, dass

er auch etwas von Deutschland versteht, fragt wohl nach ihrem Fortgang.

Hin und wieder hat die Verehrung des Alterthums einen nahezu lächerlichen Anstrich. Das mag noch hingehen, dass jeder Gassenkehrer in Rom das S. P. Q. R. im Schilde seiner Mütze trägt; aber was mag sich wohl der Bauer denken, der auf der Landstrasse bei Aquila die Inschrift liest: Strada Umbra Vestina oder vollends an der Sparkasse zu Chieti: Cassa di risparmio dei Marrucini?

Vom Mittelalter wollen die Gebildeten noch jetzt nichts wissen; es erscheint ihnen noch immer als verhüllt in der Nacht der Barbarei. Dieselben Männer, welche sorgsam jede antike Scherbe aufbewahren, verschleudern die kostbarsten Urkunden, lassen die schönsten Gebäude verfallen, die sie doch in eine viel grössere Vergangenheit zurückweisen sollten, als jene der kleinen abhängigen Municipien Roms war. Das Volk hingegen hängt um so inniger gerade an der Ueberlieferung des Mittelalters. Für uns Deutsche sind die Hohenstaufen längst zu grossen Gestalten der Geschichte geworden; weiter bedeuten sie für uns nichts; dem Süditaliener sind sie noch Körper von Fleisch und Blut. Keine Stadt in Apulien, in den Abruzzen, die nicht in dem Namen ihres Hauptplatzes, ihrer Hauptstrasse die Erinnerung an Friedrich II., an Manfred oder Konradin festhielte! Jeder Bauer um Tagliacozzo weiss gute Auskunft von der Schlacht zu geben, die dort einst die Hoffnungen des schwäbischen Hauses vernichtete; die Ruinen von Alba Fucentia ebenda sind ihm nichts als ein Haufen alter Steine.

Wenn sich der Bauer und Ackerbürger mit dem Alterthum beschäftigt, dann wandelt er den Stoff in seiner Phantasie romantisch märchenhaft um; auch dabei verfährt er gut mittelalterlich, so wie es einst unsere Heldendichter mit dem Herrn Aeneas und der Frau Dido hielten. Noch ist die Einbildungskraft des Volkes durchaus nicht erschlafft; selbst im grossen Rom vermitteln Vetturin und Fremdenführer immer neue gelehrte Stoffe, und alsbald umrankt die Sage sie lustig mit ihrem Schlingwerk. Sogar Niebuhr hat geglaubt in

einem solchen Märchen, das ihm die Mädchen am Kapitol treuherzig erzählten: von der Königstochter Tarpeja, die ganz mit Schmuck beladen im Innern des Hügels sässe, eine uralte, heilige Sage zu finden. Besonders merkwürdig sind diese antik-romantischen Fabeln, wenn sie sich mit den grossen Männern des Alterthums beschäftigen. Bekanntlich ist namentlich um Virgil, an seiner Geburtsstätte zu Mantua und mehr noch an seinem Begräbnissort zu Neapel, vom frühen Mittelalter an ein dichtes Sagengebüsch emporgewuchert. Dem Volke galt er als der grosse Zauberer, der durch seinen Spruch die Grotte des Posilippo geschaffen, der den colossalen ehernen Pferdekopf, das Wahrzeichen der Stadt, über das Thor gebannt hatte; die Erinnerung an ihn verschmolz mit der an die Sibylle, von welcher er gesungen hatte, und die selbst von der Kirche als Prophetin anerkannt war.

Ein Dichtername, der ebenso berühmt gewesen wäre, als der Virgil's, konnte Neapel nicht leicht zur Seite gestellt werden; es geschah aber doch, und dies in einer abgeschiedenen, wenig vom Weltgewühl berührten Ecke Italiens: zu Sulmona, der Heimath Ovid's.

Uns erscheint der bald leichtsinnige und bald wieder sentimentale Dichter der „Kunst zu lieben" und der „Tristien" als das verwöhnte und verweichlichte Kind der Hauptstadt, dem das Leben fern von den Genüssen Roms schon an und für sich als Verbannung erschien. Nur das geben wir ihm zu, dass kein anderer so wie er den Zauber der Weltstadt auf das Gemüth, den Schmerz des Abschiedes von ihr ausgesprochen hat: noch ist Niemand von Rom geschieden, der nicht in seinem Herzen jene Worte bewegt hätte, mit denen der Verbannte vom Strande des schwarzen Meeres an die letzte Stunde in der ewigen Stadt zurückdachte. Aber Rom ist immer nur im Winter und Frühjahr schön, und während der Sommerhitze erfüllte ein anderes Bild die Brust des Dichters — das Bild seiner Heimath, des kühlen, wasserreichen Thales von Sulmo. Das Gefühl dieser Doppelexistenz, des Wechsels zwischen dem bewegten geistreichen Treiben der Hauptstadt und der stillen Zurückgezogenheit, des ungestörten Zusammen-

seins mit der Natur in dem Landsitze, dieses Gefühl, das uns bei allen grossen lateinischen Schriftstellern entgegentritt, zieht uns in ihren Werken so ungemein an. Dieses Dasein ist viel weniger harmonisch, als dasjenige, welches uns aus den Meisterwerken der griechischen Literatur anspricht, aber es ist uns um vieles verständlicher. Ovid hing sehr an seiner Heimath, und erst, wenn man in dieser selbst umherwandert, versteht man recht, wie er in seiner knappen Schilderung mit einigen glücklich gewählten Beiwörtern das Charakteristische der Landschaft getroffen hat. Sein Natursinn überhaupt, der zwischen den Plattheiten der „Metamorphosen" oft überraschend durchbricht, schreibt sich wohl von den Eindrücken her, die er hier in seiner Jugend empfangen hat.

Werth vor allen ist dieses Ländchen, die Heimath eines Dichters zu sein! Wie ein ringsum abgeschlossener Paradiesesgarten liegt das Thal inmitten schroffer Bergmauern, die nur sparsam von wilden Klüften durchbrochen sind. Durch eine enge Schlucht unter den Hochgipfeln der Majella hin drängt sich der Pescara dem Meere zu; grausiger noch ist der Schlund, durch den sich der Aterno aus der höheren Thalstufe von Aquila herabstürzt. Dem Wanderer, der nach den Alpenthälern des Samnitenlandes hinaufsteigen will, scheint der Weg durch senkrechte Felsen fast vermauert; wie ein unbezwingliches kahles Bollwerk steigt nach Westen der Grat der Majella empor und nach Norden schliessen die seltsam geschwungenen Zacken und Hörner des Gran Sasso d'Italia die Aussicht. Inmitten dieser Schrecknisse liegt wie ein Juwel das grünende Zauberland. Schwüle Luft fächelt hier zum ersten Male wieder die Schläfe; nirgends in Italien erscheint das Grün so üppig, die Fruchtbarkeit so strotzend wie hier, denn das Auge hat im rauhen Gebirge lange diesen tropischen Anblick entbehrt. Körper und Geist erliegen beinahe unter dem überschwänglichen Eindruck dieser Natur. Aller Feldbau wird hier zur Gärtnerei; zwischen den Weinlauben und den dunklen Pappeln ragen die Maisstauden empor; ganze Feldstrecken sind mit blühendem Crocus bedeckt, denn seit dem Alterthum liefert Sulmona als Handelspflanze

den Saffran. Diese Fruchtbarkeit hat das Ländchen seinem unerschöpflichen Wasserreichthum zu danken. Aus den Seen und Thälern des höheren Gebirges ergiesst sich überall her das belebende Nass; das Land quillt geradezu von den rieselnden Bächen und Gräben, die alle Aecker durchziehen; an den Schleusen sieht man die Gruppen der Bauern in leichter, malerischer Tracht, die Sichel am langen Stabe über die Schulter gelehnt, warten: nach den einzelnen Stunden des Tages wird das Wasser an die angrenzenden Felder vertheilt, die eine Schleuse geschlossen, die andere geöffnet.

Eine solche sprudelnde Quelle am Abhange der Majella ist es, an die sich die Sage aus dem Alterthum knüpft. Treten wir an die alte Bauersfrau, die dort kniet und emsig Wäsche in der klaren Fluth spült; fragen wir sie nach dem Namen des Brunnen: „Fonte d'amore", Quell der Liebe, antwortet sie aufblickend. Und woher trägt der Brunnen diesen Namen? Von lo Viddio, dem grossen Zauberer, der dort oben gewohnt hat, wo die grauen Mauertrümmer in's Thal herabsehen, und dessen Ruhesitz an dieser Quelle gewesen ist. Dann fährt sie eifrig fort, mit der Zunge und den Händen zugleich, wie es die Italienerin pflegt, zu berichten: wie der Zauberer noch jetzt in goldenem Wagen nächtlich durch die Luft fährt, wie er sich bald gnädig, bald Unheil bringend gleich allen Zauberern erweist. Ihr eigener Mann, fügt sie geheimnisvoll hinzu, habe ihn zweimal so gesehen, dann aber sei er plötzlich hier im Brunnen verschwunden, so rasch, wie ein Stein in's Wasser fällt. Es ist ungeschminkte Wahrheit ihrer Ueberzeugung nach, was die Alte vorträgt. Fremde, denen zu Liebe sie die wunderliche Geschichte oft erzählen könnte, kommen nicht hierher; und die gebildeten Bürger von Sulmona sind zu stolz auf ihren klassischen Landsmann Ovid, als dass sie auf die Ammenmärchen vom heidnischen Zauberer Vidio hören möchten.

Steigen wir nun zu jenem antiken Gemäuer, den Grundbauten einer ausgedehnten römischen Villa hinauf, an denen noch eine lange Reihe von Gemächern zu unterscheiden ist. Schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts galt sie als

der Landsitz des Dichters, und schon im dreizehnten soll in einer Urkunde für jene Quelle der Name fons amoris gebraucht worden sein. Einen Büchsenschuss entfernt von der Villa birgt sich zwischen den Felsen ein geschichtliches Denkmal ganz anderer Art: die Klause, in der Papst Cölestin V. als Einsiedler hauste, wo ihm, dem berühmtesten Asketen und Wunderthäter seines Jahrhunderts, die Kardinäle der Kirche, von dem König von Neapel und dem glänzenden Adel Süditaliens begleitet, seine Erhebung zur höchsten Würde anzeigten. Er hat ihr bald, an der Besserung der Christenheit verzweifelnd, wieder entsagt. Wie drängen sich an diesem öden Platz die geschichtlichen Erinnerungen zusammen! Wir sehen dicht unter uns die Ueberreste des alten Corfinium, das die aufständischen Bundesgenossen zur Nebenbuhlerin Roms, zur Stadt Italia, umzuschaffen gedachten; hier die Villa des keckesten, lebenslustigsten Sohnes des Alterthums und dicht daneben die Wohnstätte des Busspredigers, der an der Aufrechterhaltung der mittelalterlichen Hierarchie verzagte, und über den dann wieder ein Mann von antikem Geiste, Dante, das schonungslose Verdammungsurtheil um „des grossen Verzichtes“ willen ausgesprochen hat, als er ihn in die Schaar jener Elenden versetzte, die ohne die Kraft, weder gut noch böse zu sein, nur für sich gewesen sind und gleicherweise von dem Himmel und der Hölle ausgeschlossen werden.

Dem kirchlichen Andenken an den heiligen Papst Cölestin ist ein weites Klostergebäude seines Ordens am Fusse des Berges geweiht. Das Denkmal des heidnischen Klassikers ist seine ganze Vaterstadt selbst. Als eben erst in den Brennpunkten des italienischen Lebens, zu Florenz und Rom, die Begeisterung für das Alterthum, das Verständnis für seine Schriftsteller erwachte, überlegten sich auch schon in dem fernen Abruzzenthal die Bürger von Sulmona, dass es ihnen an einem würdigen Wappen fehle; sie beschlossen im Wetteifer mit den überlieferten Buchstaben, die auf allen Bauwerken Roms prangten, dem S. P. Q. R., ein ähnliches Sinnbild ausfindig zu machen, und wählten die Anfangsbuchstaben des Ovidischen Verses, in denen sich der Dichter als Bürger von Sulmo bekennt:

S. M. P. E., d. h. *Sulmo mihi patria est.* Dieses Wappen haben sie überall angebracht; der Spruch des heidnischen Dichters ziert nicht nur Stadtmauer und Häuser, sondern selbst die Altäre der Heiligen und das Messgewand des Bischofs. Es ist, als ob Ovid der eigentliche Schutzheilige der Stadt sei.

Als nicht lange nach jenem Beschluss König Alfonso I., der begeisterte Verehrer des Alterthums, den die Humanisten so dankbar als das Ideal eines Renaissance-Fürsten gepriesen haben, Sulmona mit Heeresmacht nahte, zogen ihm die Bürger mit ihren Fahnen entgegen, in die der lateinische Spruch gewebt war. Der König belobte sie nicht nur um dieser Verehrung ihres grossen Mitbürgers willen, sondern er erliess ihnen sogar deshalb die Geldcontribution, die er sonst gefordert hätte. Dann stieg er zu jenen Ruinen hinauf, verweilte lange in ihnen und musterte sie genau, als ob etwas von dem Hauche des Ovidischen Geistes darin zurückgeblieben sei. So meldete alsbald der literarische Vertraute des Königs, der ihn auf seinen Zügen begleitete, Antonius Panormita, in einem Briefe; später hat er die Erzählung auch in das Büchlein von den „Aussprüchen und Thaten Alfonso's“ aufgenommen, das, wie wenig andere, die Ansichten der Renaissance über das, was einem grossen Herrscher zieme, bestimmt hat. So klammerte sich dieses Geschlecht hochstrebender Menschen wie an einen Strohhalm an zerrüttete Trümmer; sprach doch aus denselben die unmittelbare Gegenwart, in der sich einst die Männer bewegt hatten, deren Geist man wiederzuerkennen trachtete!

Die Sinnesart jener Tage spricht uns besonders aus einem merkwürdigen Kunstwerk an, das Sulmona noch besitzt. Es ist die Bildsäule Ovid's, die einstmals zwischen den Statuen von Päpsten und Bischöfen das Hauptthor des Rathhauses, eines köstlichen Werkes des übermüthigen decorativen Stiles der Spätgothik, schmückte. Auch sie stammt aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Ganz harmlos ist Ovid hier als ein Gelehrter jener Zeit im langen Talar dargestellt; zum Postament dient ihm ein mächtiger, mit Klammern versehener Foliant; ein kaum minder umfangreiches Werk hält

er in den Armen. Mit aller Anstrengung aber hat der Künstler, offenbar in Anlehnung an antike Vorbilder, einen Idealkopf zu schaffen gesucht; und es ist ihm gelungen, besser als es sonst bei den Künstlern jener Epoche der Fall war. Frei und kühn blickt ein edles, nur mit dem Lorbeer geschmücktes Haupt aus den mittelalterlich verkniffenen Falten des Gewandes hervor. So ist die Statue selbst ein Sinnbild für das Streben der Zeit, welcher sie angehört, die auch so ehrlich und so mühsam sich herausarbeitete aus dem Mittelalter der Antike entgegen, die ihm als Ideal vorschwebte.

Die Statue genoss die höchste Verehrung, und es wird erzählt, dass in alter Zeit kein Sulmonese am Rathhaus vorüberging, ohne den Hut vor ihr zu ziehen, wie vor dem Bild des heidnischen Schutzheiligen der Stadt. Im Anfang unseres Jahrhunderts aber, als Süditalien in den tiefsten geistigen Schlummer versank, ward die Statue von ihrem Platz entfernt und in einen Holzstall verbannt. Von dort hat sie erst in unseren Tagen ein Forscher des Alterthums wieder gerettet, und jetzt ziert sie die Vorhalle des Gymnasiums, das nach italienischer Sitte Liceo Ovidio benannt ist.

So haben die Gebildeten also doch bisweilen ihren berühmten Landsmann vergessen, trotz der abgöttischen Verehrung, die sie ihm zeitweise darbrachten. Der Zaubrer Vidio aber, als der Dämon der Landschaft, lebt unzerstörbar im Bewusstsein der Bauern; und noch erklingen allabendlich in dem weiten Thale als Refrain der Gesänge die Worte, mit denen einst der Dichter seine Heimath gepriesen, wohltönend übertragen in die Sprache des Volkes:

Sulmona bella, ove Vidio nacque,
Cinta da monti e copiosa d'aque.

III.
Aquila.

Das weite Hochthal des Aternus zwischen den Ketten des Velino und Gran Sasso, geteilt zwischen Frentaner und Sabiner, war schon im Alterthum als ein Gebiet zerstreuter Dörfer und Höfe vor anderen Landschaften ausgezeichnet. So lehren es uns die sichersten Zeugen der Vergangenheit, die Inschriften, kennen.[1]) Auch das Städtchen Amiternum, das nahe dem oberen Ausgang des Thalkessels gelegen war, hatte keine grosse Bedeutung. Die langobardische Einwanderung verwischte die letzten Spuren städtischen Lebens in diesen Gegenden; die Bischöfe, die in Amiternum und Furco oder Bagno sassen, waren nicht mehr als Dorfpfarrer. Die Erinnerung an die Römerzeit, die sich an die Ruinen der muthmasslichen Vaterstadt des Geschichtsschreibers Sallust wohl hätte knüpfen können, wich der Legende von dem christlichen Märtyrer Victorinus; nach diesem wurde das alte Amiternum jetzt umgenannt. Aber auch S. Vittorino wurde in der Schätzung des Volkes durch den langobardischen Nationalheiligen Michael verdrängt. In diesem verehrte man den obersten Schützer der Landschaft, obwohl die Kirche von Amiternum an dem Märtyrer, dessen Gebeine sie bewahrte, festhielt.[2])

Genau in der Mitte der Halbinsel gelegen, war die Landschaft ein Gegenstand des Streites zwischen den nordwärts gebietenden Herzögen von Spoleto und den Herren des langobardischen Unteritaliens, den Herzögen von Benevent. Letztere behielten die Oberhand. Dann brachte die normannische Eroberung auch hier die regelmässige Durchführung des Feudalwesens. Die Register der Lehensmänner und Lehensgüter, die von dem Eroberervolk zu militärischen Zwecken mit militärischer Genauigkeit geführt wurden[3]), weisen in den beiden Grafschaften des Thales eine Ueberfülle von grossen und

[1]) Nach freundlicher Mittheilung Chr. Hülsen's.

[2]) Antinori in Muratori Antiqq. VI Aquila No. 1.

[3]) Register von 1187 (zum Zweck des Kreuzzugs) Murat. Ant. VI a. a. O.

kleinen Vasallen auf, die das gesammte Eigenthum am Grund und Boden in Händen hatten. Auch die Familie, mit der die späteren Geschicke des Landes eng verknüpft sind, die Camponeschi, begegnen uns schon hier: ein „Bernhard Sinibald, Consul der Camponeschi, mit allen seinen Verwandten“ ist im Besitz von 9 Ritterlehen, die in 13 Ortschaften liegen. Diese Bezeichnung deutet auf einen festen Familienzusammenhang, wie er sich auch später stets bei den abruzzesischen Geschlechtern gezeigt hat. Eine so grosse Menge trotzigen, fehdelustigen Ritteradels in einem von der Natur karg ausgestatteten Lande, das jeden seiner Bewohner zu Kraft und Selbständigkeit erzieht, musste früher oder später Reibungen zwischen Gebietern und Untergebenen hervorrufen. Seitdem der Existenzkampf Friedrich's II. mit der Curie alle Kreise des Volkes in Mitleidenschaft zog, wurden auch diese Verhältnisse von grösserer Bedeutung und 50 Jahre lang wandte sich die Gunst oder Abneigung von Päpsten, Kaisern und Königen, je nach den politischen Rücksichten wechselnd, dieser oder jener socialen Gruppe, den Rittern oder den Bauern, zu, bis als das Ergebniss dieser Gährung sich die Republik Aquila erhob und fortan ihren eigenen Gang nahm.

Es war zuerst Papst Gregor IX., der 1228 [1]), während Friedrich sich im heiligen Lande befand, die unterdrückten Bauern zur Freiheit aufrief, ihnen die Grausamkeit ihrer Herren, der Freunde des Kaisers, mit den grellsten Farben abschilderte und sie aufforderte in eine gemeinsame, feste Stadt zusammenzuziehen. Eine solche, der päpstlichen Leitung ergeben, hätte den Weg nach Apulien in das Herz der Hohenstaufenmacht eröffnet. Die rasche Rückkehr Friedrich's machte aber diesen Plänen ein Ende, die Adelsherrschaft schien wieder gefestigt.

Jedoch es stellte sich in der nächsten Zeit heraus, dass gerade der abruzzesische Adel besonders unbotmässig und zu Verschwörungen geneigt sei. Gütereinziehungen wurden vom Kaiser als Strafe verhängt; ausserdem erfolgten noch

[1]) Huillard-Bréholles, hist. dipl. Friderici II.

fortwährend hohe Geldforderungen, welche die Justitiare der Abruzzen, gehe es wie es gehen wollte, zusammenbringen mochten.[1]) Eine Umänderung des Wirthschaftslebens, die eine noch grössere Anspannung der Kräfte ermögliche, war nothwendig geworden und eine solche konnte nur eintreten, wenn das in bäuerlichen Zuständen zurückgebliebene Land einen städtischen Mittelpunkt erhielt. So abgeneigt auch die Hohenstaufen der städtischen Selbstverwaltung waren, so sehr mussten sie bei ihrer Wirthschaftspolitik bürgerliche Betriebsamkeit wünschen und fördern. Während sie die Lombarden zu unterwerfen trachteten, waren sie im eigenen Lande die eifrigsten Städtegründer.

Gerade in den Abruzzen kam dem Wunsch der Regierung eine mächtige Volksströmung entgegen, dieselbe, welche schon Gregor IX. zu benutzen gesucht hatte. An verschiedenen Stellen der Provinz zeigten die Bauern Neigung, ihre alten Wohnsitze zu verlassen und, ohne doch ihren alten Gemeindezusammenhang aufzugeben, mit anderen Dorfschaften in eine gemeinsame Stadt zusammenzuziehen. Wie die Sache, so entspricht auch das Wort für solche Städtegründungen: *incasamenti* dem antiken *συνοικισμός*.[2])

War es die Verzweiflung über die bisher ertragene Bedrückung, die den Bauern trieb? Der volksthümliche Dichter Aquilas, Buccio di Rainallo, will es uns glauben machen.[3]) „Der Bauer“, sagt er, „der sein Haus, an das er gewöhnt ist, aufgiebt, der seinen Acker im Stiche lässt, muss durch grosses Leiden dazu gezwungen sein; er kann nicht anders.“ Furcht vor den Gefahren, die von einem verzweifelten Volke drohen, ist es ihm zu Folge, die den Fürsten die Erlaubniss des Städtebaues abgewinnt. Das war die Auffassung des Volkes selber, als es bereits zu republikanischer Freiheit aufstrebte, als ihm schon die blosse Erinnerung an die alte

[1]) Viele Verschwörungen und Einziehungen, bei Huillard-Bréholles.

[2]) Antinori, Memorie degli Abruzzi, tom. III, schildert den Verlauf der incasamenti von der Mitte des 13. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; cfr. auch oben Leonessa.

[3]) Buccio di Rainallo (Murat. Antt. VI.) str. 61.

Gebundenheit lästig war. Dass aber in der Zeit, um die es sich handelt, die Unternehmungslust der Bauern, der Wunsch, auch einmal eine eigene Rolle zu spielen, eben so viel gewirkt hat wie die Verzweiflung, ist doch wahrscheinlich. Es kam darauf an, ob die Hohenstaufen dieses erwachenden politischen Eifers Herr bleiben würden oder nicht.

Wahrscheinlich hatte der mächtige Secretair Friedrich's und Conrad's, Wilhelm von Ocre, der Nachfolger des Petrus de Vineis, einen Hauptantheil an der Gründung von Aquila. Er stammte aus dem Gebiete, das der neuen Stadt zugewiesen wurde; seine Burg, deren malerische Trümmer von einem wilden Felsberge noch jetzt herabschauen, wurde damals allein von der Zerstörung ausgenommen, die über alle anderen Adelsfesten verhängt ward.

Unter den Streichen, die das Regiment Friedrich's II. gegen das normannische Feudalwesen führte, war diese Städtegründung einer der entschiedensten und der einzige, welcher von dauerndem Erfolge begleitet war. In der pomphaften Weise, wie sie der kaiserlichen Kanzlei eigen war, verkündigte Friedrich im Eingang der Gründungsurkunde[1]: Nun, da der Aufruhr niedergeworfen, wolle er die Liebhaber des Friedens, die unter dem Schatten seiner Flügel wohnen wollen, mit seiner Macht beschützen. Die Abruzzen, bisher das ausgesetzte Einfallsthor für alle Feinde des Reiches, sollen eine Stätte des beständigen Friedens und der Ruhe werden. Zerstreut in Castellen und Dörfern, gleichsam in einzelne Glieder zerstückt, hat dies Volk weder Rebellen widerstehen noch sich gegenseitig helfen können; jetzt soll eine Stadt errichtet werden, ein einheitlicher Körper, und, anlehnend an die frühere Bezeichnung Accula[2]), werde sie, gegründet unter den Auspicien des Kaiseradlers, nach diesem Aquila genannt.

Die Vereinigung soll so geschehen, dass alle Dörfer des Thales mit ihren sämmtlichen Wäldern und Waiden dem neuen Körper einverleibt werden. Binnen 2 Monaten nach

[1]) Petr. de Vineis, epp. VI 9.
[2]) So im Diplom Gregor's IX.

Errichtung der neuen Stadt sollen alle Castelle innerhalb des neuen Stadtgebietes von Grund aus zerstört und nie wieder aufgebaut werden, jedoch werden Ausnahmen zum Schutz der Landschaft und zu Gunsten eines treuen Dieners — wahrscheinlich Wilhelm von Ocre — zugestanden.

Es ist aber bei dieser Zerstörung, so unangenehm sie dem Lehensadel sein mochte, nicht an eine gewaltsame Umwälzung gedacht. Zwar nimmt der Kaiser die Stadt allein zu seinen Handen als eine besondere Kammer, es soll keinerlei Rechtsprechung als die seinige in ihr gelten, alle persönlichen oder dinglichen Rechte auf Personen und Eigenthum der Bürger hören auf, sei ihr Ursprung welcher er wolle, vor allem von jedem Vasalleneide sollen diese für immer befreit sein, aber Niemand soll hierbei Schaden leiden. Mit dem achten Theil der unbeweglichen Güter soll der bisherige Oberherr abgefunden werden. Hiermit hat eine, in jener Zeit häufig auch in Deutschland beliebte Umgestaltung der Ackerverfassung, eine sogenannte Feldbereinigung, Hand in Hand zu gehen. Es soll nämlich das Herrengut als ein einziges Stück ausgeschieden werden, oder höchstens in 3 bis 4 Stücken in den besseren und mittelguten Lagen der Feldflur, was dann der Drei- oder Vier-Felderwirthschaft entsprochen haben wird. Und zwar können sich nicht die Herren, — in einem Dorf gab es oft mehrere — ihre Antheile wählen, sondern nach dem Willen der Gemeinde werden die Güterstückchen getauscht und zusammengelegt.[1]) Es ist dies nur möglich, wenn eine völlige Neuauftheilung der Flur vorgenommen wurde, bei der ein jeder seinen früheren Besitz an geeigneterer Stelle unter

[1]) Es kann dies nur der Sinn sein des Absatzes: Octavis inter Dominos quos voluerint et ipsos homines permutandis. Die ganze Stelle lautet: Statuimus et mandamus, ut compensatione eorum quae dudum ab ipsis hominibus praefatis Dominis debebantur octavam partem tantum bonorum stabilium singuli omnes singulis quondam Dominis in uno loco tantum conferant et assignent, Octavis ipsis postmodum taliter inter Dominos quos voluerint et ipsos homines permutandis, quod de valore octavarum partium in tribus aut quatuor locis ad plus in territorio videlicet Castri cujuslibet in locis melioribus et mediocribus praedictorum Dominis integre satisfiet.

Schätzung der Bodengüte in den einzelnen Gewannen wiedererhielt. Nur Feudalrechte der Kirche werden durch diese Bestimmungen nicht berührt.

Wenn in dieser Art alle Grundzinsen abgelöst worden, so hat ein Gleiches auch mit allen Frohnden zu geschehen. Kundige Leute sollen den Werth derselben abschätzen und mit dem 20fachen Jahresbetrag in Geld oder Werthen sollen sie bezahlt werden. Die völlige Freiheit im Verkehr, in Verkauf und Pacht von Gütern innerhalb und ausserhalb der zukünftigen Stadt hat für die alten wie für die neu hinzuwandernden Einwohner zu gelten.

Trotz aller dieser Freiheiten spricht aber doch aus der Urkunde ein wenig Misstrauen gegen die so hoch gerühmte Bevölkerung: Die Mauern der Stadt sollen nicht über 5 Ellen hoch gebaut werden; und damit der Fiscus nicht zu kurz komme, wird die Errichtung einer königlichen Burg an geeigneter Stelle angeordnet.

Friedrich II. hat an das weitaussehende Werk kaum noch selbst Hand angelegt. Die volksthümliche Ueberlieferung nennt nicht einmal ihn, sondern seinen Sohn Conrad als Gründer.[1]) Ein Rechtsgelehrter, bisher Notar in einem der Dörfer, als Vertreter der Communen, und ein vom König ernannter Edelmann wirkten beim ersten raschen Aufbau zusammen.[2]) Wenigstens zum Theil vollzog sich die Ablösung der Grundhörigkeit in der vorgeschriebenen ruhigen Weise. An Gewaltsamkeiten gegen die Widerstrebenden fehlte es aber von allem Anfange nicht.[3])

1257 erhielt die neue Stadt auch die Anerkennung der Curie. Ein Bisthum wurde in sie verlegt unter Lobsprüchen des Papstes über den edlen Freiheitssinn, den bereits vollführten Mauernbau, die Frömmigkeit und Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl, welche sich schon in der Gründung einer Kathedrale ausgesprochen hätten. Es war nöthig, die neue Diöcese aus Bestandtheilen verschiedener anderer zu bilden.

[1]) Buccio di Rainallo str. 35.

[2]) Urk. v. 1253 bei Murat. Antt. VI a. a. O.

[3]) Saba Malaspina, c. 799 Mur. SS. VII.

Dies geschah, und zugleich wurden die Rechte und Kräfte sämmtlicher früherer Dorfkirchen auf die Neugründungen in Aquila übertragen. Schon hatten sich auch die treuesten geistlichen Begleiter der Städte, die Bettelmönchsorden, eingefunden.

Zunächst sollte aber Aquila diese geistliche Gunst schwer büssen. Die politischen Karten lagen wieder einmal anders; die natürliche Wahlverwandtschaft der aufstrebenden Stadt mit dem Guelfenthum machte sich geltend und man gab der Aufforderung des Papstes zur Auflehnung gegen König Manfred nur zu leicht nach. Wenn der Papst schon 1256 die Aquilaner damit geschreckt hatte, dass der König das Verderben und die Ausrottung der Stadt beabsichtige, so wurde dies bereits im Jahre 1258 zur Wahrheit. Vor Manfred's Macht stob die Bevölkerung auseinander; die Bauern kehrten in ihre Dörfer, der Bischof nach Bagno zurück: der erste Anlauf zum städtischen Leben war missglückt.

Immerhin war aber ein bestimmtes Ziel gesteckt, mochte es auch Schwierigkeit bereiten, dasselbe nach dem ersten Scheitern wieder aufzunehmen. Nach dem Siege des Anjou waren die Verhältnisse hierfür nicht besonders günstige, rühmte sich doch dies Geschlecht, dass es „vor allen anderen Königen mit dem Orden der Christlichkeit und der Adelsliebe geschmückt sei und deshalb Kirchen und Ritter mit besonderer Gunst schütze.“[1]) Und auch am Papste fanden die abruzzesischen Adligen jetzt einen Fürsprecher. In der übertreibenden Weise, die den Curialstyl jener Zeit kennzeichnet, wurden von Rom aus die Aquilaner als eine Bande von Verschwörern abgeschildert, die toll verwegen darnach trachteten, das Joch der ihnen angestammten Lage abzuschütteln, die nach dem Blut und dem Gut der Adligen und Priester, deren sie viele getödtet, dürsteten, die sich als rechte Brut des Adlers, des Usurpators Konrad's, erwiesen hätten. Sogar die

1) Papst Clemens an Karl I.: cum de illis Christianissimis et illustribus sis progenitoribus editus, qui prae cunctis dignitatis regiae participibus trabea Christianitatis et nobilitatis ornati et singulari favore manutenuerunt ecclesias et nobiles favorabiliter protexerant.

Zerstörung durch Manfred wurde als gerechte Strafe Gottes über diese Söhne der Bosheit dargestellt.

Es scheint jedoch den Vertretern der Sache Aquilas in Rom nicht schwer geworden zu sein, in Kurzem die alte gute Meinung wiederherzustellen. Ihre Vermittelung blieb in der Erinnerung; ebenso aber behielt man, dass am Neapolitaner Hof die ganze Angelegenheit als Geldsache betrachtet wurde.[1]) Der Anjou ebenso wie der Hohenstaufe war der Ansicht, dass für die königlichen Einkünfte eine einzige Stadt eine ergiebigere Quelle sei als viele Barone.

Planmässig und wohlgeordnet, wie wir es in Deutschland bei ähnlichen Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts wahrnehmen, wurde nun die Anlage und der Aufbau der Stadt Aquila geordnet. Da man wirklich mit der Absicht umging, die Gesammtbevölkerung des Thales entweder dauernd oder mindestens für den Nothfall innerhalb der Mauern zu vereinigen, maass man Raum für 15,000 Hofstätten aus, alle in gleicher Grösse, doppelt so lang als breit (4 canne breit, $7\frac{1}{2}$ lang), für jede musste dem König ein Kaufschilling erlegt werden. Mit musterhafter Genauigkeit zog man trotz der bedeutenden Terrainunterschiede schnurgerade, rechtwinklig sich schneidende Strassen, liess Raum für einen umfangreichen Marktplatz, für eine königliche Burg und für eine stattliche Anzahl grosser und kleiner Kirchen. Diese schematische Regelmässigkeit gestattete es auch, dass jede Dorfschaft — Castelle nannte man sie auch weiterhin — ihren eigenen Bauplatz erhielt; hier gründete sie ihre Kirche, hier hausten inmitten ihrer Lehenleute in wohlbefestigten Palästen diejenigen Adligen, die den Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge aufgegeben hatten.

Allerdings war deren Anzahl noch immer gering. Die andern, Widerstrebenden zum Hereinziehen zu zwingen, zog die streitbare Bürgerschaft oftmals aus, bis schliesslich alle Burgen gebrochen waren. In der Veranstaltung solcher Unternehmungen erprobten zuerst städtische Agitatoren ihre

[1]) B. d. R. str. 60 f.

Kräfte und auch ihnen wurden, wie den Gründern der Stadt, bleibende Volksgesänge geweiht. Auf lange Zeit hin war die dem Adel feindselige Gesinnung, der die Stadt ihre Entstehung verdankte, noch die herrschende — sie athmet auch aus der Geschichtslegende, die sich alsbald über die Gründung der Stadt bildete — und es bedurfte völlig veränderter Verhältnisse, um dem Adel wieder eine maassgebende Rolle im Staate zu verschaffen. Schon bahnte sich aber eine solche damit an, dass ein grosser Theil der Bauern bereits gleicher Gesinnung mit ihren Feudalherren war, dass sie nach Möglichkeit ihrer Ueberführung in die Stadt widerstrebten. Auch gegen diese widerspänstigen Bauern richteten sich jene Executionszüge der Bürgerschaft.

Immerhin gab es auch in Aquila besonnene Männer, die missbilligend auf solche Vergewaltigung blickten; und 2 Menschenalter später fand Buccio in dem Gehahren derer, die sich „keinen Strohhalm darum kümmerten, ob sie mit dem Zerstören der Castelle Unrecht thaten", den Grund alles Uebels, das Aquila je betroffen. Daher komme es, meinte er, dass die Stadt nie in Frieden bleiben könne.

Bei solchem Widerstand musste die Wirklichkeit hinter dem kühnen Plan, den man Anfangs gefasst hatte, weit zurückbleiben. Die Sammlung der Bevölkerung eines 8 deutsche Meilen langen Thales auf einem Punkte war auch eine wirthschaftliche Unmöglichkeit. Mit der Zeit stellte sich ein naturgemässes Verhältniss her. Man unterschied fortan Castelle innerhalb und ausserhalb der Mauern; aber diese Stämme, wohl vergleichbar den altattischen Phylen und den ländlichen Tribus Roms, gehörten zu einander; der Einwohner von „Paganica draussen" war auch Bürger von „Paganica drinnen"; sämmtliche Castelle sollten wie die Glieder des einen Körpers Aquila sein. So war eine Bauern-Republik entstanden, die, wie es 1369 heisst, zu 10 Theilen in Dörfern und Weilern bestand, die aber einen festen städtischen Mittelpunkt besass. Nie hat sich die Ringmauer mit allen den vorgezeichneten Häusern ausgefüllt; sobald bedrohten Bauern eine Zufluchtsstätte geboten werden musste, war das auch nicht

mehr möglich. Es währte eine beträchtliche Zeit, bis Aquila den äusseren Eindruck städtischen Wesens dem Beschauer hinterliess.

Zwar weiss das Volkslied davon zu berichten, wie es schon zur Zeit der Schlacht von Tagliacozzo wieder eine dichtbevölkerte Stadt war, die an dem verhängnissvollen Tage den Ausschlag gab, aber in Wahrheit schien es noch 1290, als Papst Coelestin einzog[1]), eine „auf künftige Hoffnung mit Grenzen bezeichnete Stadt". Erst 7 Jahre später fand man es für gut, die Steuerverwaltung auf die Stadt und nicht wie bisher auf die Dörfer zu gründen[2]), und noch 1311 war es ein lästiger Uebelstand, dass es neben den von der Gesammtheit gewählten Notaren noch so viele andere gab, die vor der Verschmelzung in den Ortschaften ihr Amt ausgeübt hatten.[3]) So langsam ist der rasch gewollte Synökismus durchgeführt worden! War doch nach der Zeit des schwarzen Todes noch einmal ein königlicher Befehl nothwendig[4]), dass die Vornehmen wieder ihren Wohnsitz in der Stadt nehmen sollten. Wenige Jahre später (1375) ergab eine Zählung des stark verminderten Volkes 14,000 Seelen auf 3000 Haushaltungen[5]); innerhalb der nächsten Jahrzehnte hob sich die Anzahl wieder auf 3860 Haushaltungen und 20,300 Seelen.[6]) Der „Staat Aquila" aber konnte schon im Anfang des 14. Jahrhunderts 15,000 streitbare Männer aufbieten.

Es ist natürlich, dass die volksmässige Ueberlieferung nur Bruchstücke von diesem Entwickelungsgang festhielt und in ihrem Sinne verwerthete; denn solche Volksgeschichte ist immer tendenziös: sie sieht die eine Kraft, welche in der Gegenwart bestimmend wirkt, auch in der Vergangenheit allein lebendig, sie stellt nicht Geschichte, sondern eine Selbstspiegelung dar. Eben darin aber ruht ihre Bedeutung. Wo eine grosse volksthümliche Entwickelung Platz greift, da

[1]) Vita Coelestini Mur. SS. III. c. 633.
[2]) Uk. 12./4. 1297.
[3]) Uk. 1./3. 1311.
[4]) Uk. a. a. 1369.
[5]) Antonio di Buccio str. 286. bei Mur. Antt. VI.
[6]) Undatirtes Inventar der Stadt aus der Zeit des Königs Ladislaus.

erzeugt sie auch eine eigene Anschauung der Vergangenheit, und nur darin unterscheiden sich die Zeiten, ob sich der Mythus naiv oder bewusst ausbildet. In der Ergründung der historischen Mythenbildung hat die deutsche Geschichtsforschung ihre grössten Erfolge erreicht, und eine solche Untersuchung bleibt immer interessant, auch wenn es sich nicht um die Entstehung Roms oder des Christenthums, sondern nur um die Geschichte eines italienischen Bauernkantons handelt.

Die einzige ausführliche erzählende Quelle für das erste Jahrhundert der Stadt Aquila ist das umfangreiche Epos eines Bürgers, Buccio di Rainallo. Die eigene Erinnerung des Verfassers geht bis zum Jahre 1320 zurück, er schildert nämlich einen festlichen Siegeszug, dem er als Knabe in jenem Jahre beigewohnt hat. Für die vorhergehende Zeit nennt er keine Quelle; es handelt sich also darum, ob er die Volksüberlieferung, die er mittheilt, schon gestaltet vorfand oder ob er ihr selber erst die uns jetzt vorliegende Form gab. Beim aufmerksameren Lesen wird sofort der Unterschied zwischen den ersten 190 oder 200 Strophen, die die Zeit vor 1290 behandeln, und allen nachfolgenden auffallen. Was von der Zeit des 14. Jahrhunderts berichtet wird, ist eine richtige Reimchronik, breit und behaglich erzählt, ohne Gliederung fortlaufend. Der Verfasser zeigt zwar auch hier ein überraschendes Talent in der Auffassung und lebendigen Mittheilung der Einzelheiten; er bedient sich auch weiter jener epischen Formeln, die, so oft Gleiches geschieht, auch gleich angewendet werden als Bindeglieder der Erzählung, aber vom Charakter des eigentlichen Epos, das jedem Abschnitte einen bestimmten Mittelpunkt giebt, das in jedem solchen Liede, ohne zu schildern, Ereigniss an Ereigniss reiht, das fortwährend, aber möglichst kurz, die Personen selber sprechen lässt, und so den Verlauf der Handlung, das Geschehen selber begleitet, — von diesem Charakter finden wir in den späteren Partien keine Spur. Um so mehr herrscht er in den früheren. Wir erkennen unschwer, dass, um einen Zusammenhang zu erzielen, hie und da ein paar chronikartige Verse eingeschoben

sind, wie die Strophen 143 und 144, die von der Wirksamkeit des Capitän Lucchesini von Florenz erzählen, zwischen die 2 Lieder von der Schlacht bei Tagliacozzo und von dem Volksführer Niccola dell' Isola. Die Lieder selber aber heben sich klar von einander ab. Es sind: eines von der Gründung der Stadt (str. 1—56), ein zweites über den erneuten Aufbau (str. 56—94) und jene beiden eben genannten (str. 100—143 und 145—182).

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in ihnen echte Rhapsodien erblicke, die von Buccio bereits vorgefunden wurden, die er an einander reihte und dann in seiner Weise fortsetzte. So oft schildert er selber die Festaufzüge mit ihren Spielen und Gesängen; an solchen hatte gewiss auch der Preis der Vaterstadt seinen Platz. Buccio's Werk wurde dann selbst Volksbuch; überaus gross ist noch jetzt die Anzahl alter Handschriften desselben, die sich in Aquila vorfinden; die dichterische Behandlung des geschichtlichen Stoffes ward durch ihn so festgestellt, dass auch seine Nachfolger nicht von ihr abwichen, bis man in der Zeit des geläuterten Renaissancegeschmackes wenigstens die Stanze statt der verwilderten, durch alle 4 Zeilen gleichgereimten Nibelungenstrophe einführte. Nun mag aber der gewöhnliche italienische Bürger nur ungern die Vermittelung des gesprochenen Wortes entbehren; auch diese volksthümliche dichterische Geschichtsschreibung ist vielleicht für den Vortrag jener Rhapsoden bestimmt gewesen, deren Thun und Treiben man noch jetzt auf dem Marktplatz von Aquila beobachten kann.[1])

Die eigentlichen Gründe meiner Vermuthung liegen jedoch in dem Inhalt und der Form der einzelnen Gesänge selber. Nach Rhapsodenart wird in dem ersten mit der Anrufung Gottes und der Bitte um Nachsicht der Zuhörer begonnen und dann der Gegenstand des Liedes kurz angegeben: „Die Erzählung soll sein von Aquila, der stolzen Stadt, und denen, die sie mit Weisheit erbauten. Um nicht Vasallen zu sein, suchten sie die Freiheit und wollten keinen Herren als die

[1]) Vgl. den Aufsatz: Volkssitte und Sage aus den Abruzzen.

Majestät.“ Genau dieselben Formeln wiederholen sich beim Eingang des zweiten Liedes: Die Anrufung, die Bitte, die Angabe des Gegenstandes. Bei den späteren hat sie Buccio dann weggelassen: der Erzähler mochte sie aus eigener Machtvollkommenheit zufügen. Jener zweite Gesang fasst die eben ausführlich erzählte Geschichte der ersten Gründung und Zerstörung ganz überflüssiger Weise noch einmal kurz zusammen, ehe er auf seinen eigentlichen Gegenstand übergeht, dann aber behandelt er Dinge, die, wenn es sich nicht um selbständige, von einander unabhängige Lieder handelte, nothwendig in den Anfang gehörten; er berichtet, wie man einen Platz für die Stadt gesucht, einen Namen gewählt habe, als ob die erste Gründung weder Platz noch Namen gehabt hätte. Endlich berichtet auch er von dem, was die Hauptsache im ersten Lied war, einer geheimen Verschwörung in den Grotten von S. Vittorino — dieselbe Sache an ganz anderer Stelle, wie es so oft in Volksliedern geschieht.

Ganz selbständig steht dann der dritte Gesang, der die Schlacht von Tagliacozzo behandelt, da.[1]) Ich möchte ihn ein heroisches Lied des Guelfenthums nennen. Denn aus Karl von Anjou einen Helden zu machen, wenn es ihn auch einen Paladin nennt, ist das Volkslied zu ehrlich; ja es weidet sich daran, seine Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit, die Ueberlegenheit deutscher Kraft auszumalen. So kann es die ungestüme und doch wohlgeregelte Tapferkeit der jungen Bürgerschaft erst recht in's klare Licht setzen. Der Preis der Stadt Aquila ist eigentlich der Gegenstand des Liedes, und mit epischer Anschaulichkeit werden uns ihre Wachen, der nächtliche Rath der Alten, die laute Volksversammlung in der Frühe, der stürmische Auszug des Volksaufgebotes vorgeführt. Alles hat nur einen Zweck: zu zeigen, dass die französischen Ritter im Kampf mit den Hohenstaufen verloren gewesen wären, hätten sie nicht im Bunde mit dem italienischen guelfischen Bürgerthum gestanden. Wenn auch alles in dieser

[1]) Siehe die Uebersetzung eines Theiles desselben im Anhang.

Erzählung Erfindung sein sollte, — in dieser Tendenz liegt Wahrheit.

Der vierte Gesang, der das Lob eines Volksführers, Nicola dell'Isola, enthält, ist äusserlich ebenso abgeschlossen, wie der dritte. Er läuft bis zu dessen Tod, der Vergiftung durch seine Feinde, die ihm auf andere Weise nichts anhaben können. Hier fällt nun aber besonders eine mit wahrem Uebermuth ausgesprochene Gesinnung auf, die derjenigen, welche Buccio sonst durchweg vertritt, die auch bereits im zweiten Gesange ausgesprochen war, schnurstracks zuwider läuft. Dort war herber Tadel über jene Aquilaner ausgesprochen, die widerrechtlich die Burgen des Adels brechen und den Landmann vergewaltigen. Mit dem Rüstzeug volksthümlicher Sprichworte, „die nicht den Weisen, aber auch nicht den Dummen und Stummen gesagt seien, sondern denen, die sich gutes Beispiel nehmen wollen", war dort gegen jene Gewaltsamen losgezogen worden: „Wer auf fremden Boden baut, der verliert Mühe, Kalk und Kies", „Wer den Bauern gefällt, missfällt dem lebendigen Gott." Es ist das der Standpunkt des ehrsamen, tüchtigen Bürgers, wie er uns inmitten aller Parteizerrüttung immer wieder in der italienischen Städtegeschichte einigermaassen tröstend entgegentritt. Hier aber wird gerade das gepriesen, was vorher und wiederum später verurtheilt wird. Mit Behagen wird die anspielende Rede des Nicola „Diese Steine, d. i. die Felsenburgen, seien den Aquilanern ein Hinderniss im Wege, sie müsse man wegschaffen" berichtet; und während sonst Buccio immer die früheren Capitäne lobt, einer scharfen Ausübung der königlichen Rechtsprechung und Executivgewalt das Wort redet, so wird hier die offene Auflehnung gegen dieselbe verherrlicht. Das erklärt sich nur, wenn wir eine selbständige Entstehung dieses Abschnittes annehmen. Es ist ja nur natürlich, dass in einer Zeit, die von entgegengesetzten Antrieben bewegt wurde, jede derselben im Liede ihren Ausdruck fand. Und dass dann der spätere Chronist harmlos die verschiedenen Berichte an einander reiht, gehört zu den gewöhnlichsten Dingen.

Aus allem glaube ich den Schluss ziehen zu dürfen: die Zeit der Entstehung Aquilas brachte auch einen epischen Volksgesang hervor, der sich mit der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit des Volkes und der Stadt beschäftigte, der uns besser als alle Urkunden verstattet, in die Sinnesart und die Strebungen jener Tage einzublicken.

Da ist es denn noch vor Allem merkwürdig, dass die Sage hier denselben Weg einschlug, wie bei den Hochgebirgs-Bauern der Schweiz, deren Streben nach Selbständigkeit jenem der Abruzzesen so nahe verwandt ist und mit ihm auch zeitlich zusammenfiel.[1]) Der Druck der Barone treibt die Bauern zu geheimer Verschwörung: nur reichsunmittelbar, dem König allein gehorsam, wollen sie sein. In der Krypte von S. Vittorino finden sie sich zusammen; aber ein Verräther schleicht sich mit ein und schneidet ein Zeichen in die Röcke der Verschwörer. Sie werden von den Baronen gefangen genommen; gegen ihre Weiber und Kinder sogar richtet sich die Wuth der Tyrannen. Da bricht zu ihrer Befreiung unversehens der Volksaufstand los, die Barone werden in Stücke gehauen, nur wenige entfliehen, die Castelle werden geschleift. Ein dauernder Bund soll unter den Befreiten gestiftet werden; sie wollen einen Staat bilden, eine gemeinsame Stadt erbauen. Eine italienisch gefärbte Gessler- und Rütlisage!

Nun erst wendet man sich an König Conrad und den Papst, die — wunderlich genug — als die besten Freunde aufgefasst sind. Man hat sich nämlich bald gewöhnt, alles Schlechte auf Manfred zu schieben, Conrad aber als das unschuldige Opfer der Nachstellungen seines Bastardbruders darzustellen. Manfred zerstört denn auch grundlos nach 10 Jahren die Stadt, die 6 Jahre wüst liegt. Das giebt dem Dichter, dem Kinde einer Zeit, die von astrologischen Grübeleien, von Fragen über Schicksal und Weltregierung

[1]) Dass die sämmtlichen späteren Darsteller bemüht sind, die Sage in einen pragmatischen Zusammenhang mit dem anderweit beglaubigten Hergang zu bringen, wird auch durch das gleiche Verhalten der älteren schweizer Historiker erläutert.

tief bewegt wurde, den Anlass, zu überlegen, ob die Zerstörung göttliche Strafe für die Mordthaten, ob Schicksal, ob Verhängniss oder „Einfluss vom hohen göttlichen Gott" gewesen sei, — ein Bild, wie sich die Aufklärung der Zeit Friedrich's II. verworren in den Köpfen des Volkes wiederspiegelte. Die Strafe ereilt den Zerstörer Manfred: bei Benevent fällt er von der Hand seines Gegners Carl. Der hilfbereite Vertreter Aquilas in Rom, Jacopo di Sinizzo, erwirkt die Erlaubniss des Wiederaufbaues; und mit seinem, als des zweiten Gründers, Lobe schliesst der Gesang. Er ist unter allen der eigenartigste; das Lied der abruzzesischen Eidgenossenschaft könnte man ihn nennen.

Derselbe Buccio, der uns diese romantischen Sagen der „Heroenzeit" Aquilas erhalten hat, zeigt sich von hier ab, wo es sich um die weitere Entwickelung seiner Vaterstadt handelt, als ein getreuer Beobachter und nüchterner Beurtheiler. Er ist sehr sparsam, wo es den eigenen und wo es den Staatsbeutel angeht, leicht geneigt, den Zustand, in den seine Jugend fiel, über Gebühr zu loben, kräftig und derb im Aussprechen seiner Meinung, fromm, aber entschieden aufgeklärt, und in der Religion wie in der Politik ein abgesagter Feind jeder ausschweifenden Leidenschaftlichkeit. Zu allem aber ist er ausgestattet mit einer Ader guten Humors, eine gelungene *beffa* — etwa wenn ein alter Mann vor dem gestrengen Richter sich hartnäckig taub stellt und lächerlich verkehrte Antworten giebt — kann ihn zur behaglichen Schilderung verleiten. So gleicht er in manchen Stücken Villani. Aber wie viel weiter ist der Gesichtskreis des Florentiners! Derjenige Buccio's reicht nicht über Neapel und Rom hinaus. Wenn er das Jubiläum (1350) besucht, da hegt er nicht Gedanken, wie sie durch Villani's Seele ziehen, vom Gange der Weltgeschichte, welche Städte erhebt und erniedrigt, sondern er weiss nur eingehende Auskunft von den schlechten Betten und theuren Preisen zu geben. Zu Hause aber versteht er alles, was den braven Bürgersmann angeht, auch auf's Trefflichste darzustellen. Die Schilderungen wirthschaftlicher und socialer Vorgänge, wie der Folgen des

schwarzen Todes, sind denen des Florentiners ebenbürtig. Und in das Leben des Bürgers griffen auch bedeutende politische Ereignisse fortwährend maassgebend ein; er sprach über sie, er verfolgte sie, ohne handelnden Antheil zu nehmen, räsonnirend. So haben die politischen Sonette Buccio's, die reichlich eingestreut sind, als lebensvolle Augenblicksbilder ihren Werth, zugleich sind sie dichterisch ausgezeichnet, was man von der Chronik selber durchaus nicht behaupten kann. Aber auch sie sind eher Zeugnisse seiner Redlichkeit als seines politischen Scharfsinns. Er lebt mitten in der Bewegung, die den Schwerpunkt des städtischen Lebens aus der halb bäuerlichen Verfassung der Quartiere und Castelle in die rein bürgerliche der *arti*, der Zünfte, verlegt, aber er nimmt keine bestimmte Stellung zu ihr ein. Die Gewaltthaten des Adels sind ihm von Herzen zuwider; er spottet bitter über die vermeintlichen Versöhnungen, denen doppelt heftige Zerwürfnisse folgen; er weiss, dass der demokratischen Gesinnung Aquila seinen Ursprung verdankt, aber er wird den Respect vor diesem glänzenden Adel nie los. — Kurz er ist ein Chronist, wie er sein soll, aber keine Spur vom Geschichtsschreiber.

Zwei einander entgegengesetzte Kräfte hatten zur Entstehung Aquilas zusammengewirkt, indem sie beide auf die Centralisirung einer zersplitterten Bevölkerung hindrängten: die fiskalischen Interessen einerseits, die freiheitliche Volksbewegung andererseits. Sie mussten auch die nächste Entwickelung der Stadt beherrschen. Aquila und sein District, der mit ihm einen Körper bilden sollte, hatte einen eigenen Gerichtsstand erhalten. Sie unterstanden nicht mehr den Capitänen und Justitiaren der Provinz Abruzzen, sondern besassen einen eigenen Capitän. Dieser jedoch war nichts als der Beauftragte, der Vertreter des Königs; in dessen Namen sprach er Recht und verwaltete die Einkünfte. Erst 1311 gab König Robert bei seiner ersten Anwesenheit in Aquila das Privileg, dass Sachen erster Instanz nicht dem Richterspruche des Capitäns entzogen werden sollten [1]), bisher hatte der König

[1]) Uk. 8./1. 1311.

nach Belieben auch diese in Neapel entschieden; und noch 3 Jahre zuvor hatte die Theorie, dass die Gerichtsbarkeit freies Eigenthum des Fürsten sei, dahin geführt, dass dieselbe den Baglivi, den Gerichtsvollziehern, statt den Capitänen übertragen ward.[1]) Es hatte der Vorstellungen der Stadt bedurft: jenes Amt werde verkauft, also würde auch die Gerichtsbarkeit käuflich werden, um die verkehrte Anordnung rückgängig zu machen. Als seinen vollberechtigten Vertreter, dem bei den vielen Geschäften des Capitäns die Rechtsprechung hauptsächlich zufiel, führte jener einen eigenen Richter mit sich, und so hatte er auch seinen eigenen Notar als Gerichtsschreiber. Diese beiden bildeten ursprünglich seine *curia*, die mit ihm im Pallast wohnen, sich nicht aus demselben entfernen sollte, um dem Rechtsuchenden jederzeit bereit zu sein. Später, als die Geschäfte sich häuften, wurden auch die ritterlichen Begleiter des Capitäns zur Rechtsprechung herangezogen. Man sah dies von Seiten der Bürgerschaft ungern, denn man befürchtete Erpressungen; und man liess sie alsbald auf Entscheidungen über beglaubigte Handschriften und notarielle Acte einschränken.

Wie das Gericht, so übte der Capitän auch die Finanzverwaltung allein im Namen des Königs. Daraus ergab sich allerdings auch sofort, dass er nur mit der fiskalischen Finanzverwaltung zu thun hatte. Erst als ihm statt der Provinzialbeamten 1297 die Erhebung der Steuer, der *collecta*, überwiesen wurde, konnte man von der Anerkennung Aquilas als eines selbständigen Districtes sprechen.[2]) Auch dann noch gingen die Steuereinnehmer, die jetzt der Capitän ernannte, in den Dörfern umher, nahmen dort die Abschätzung vor und liessen sich mancherlei Erpressungen zu Schulden kommen. So ward der Bürger und Bauer unliebsam genug an die Autorität des Königs und seiner Vertreter in Finanzsachen erinnert.

Gross genug war diese Machtvollkommenheit, um einem kräftigen und thätigen Mann das entschiedene Uebergewicht

[1]) Uk. 12./11. 1308.
[2]) Uk. 12./4. 1297.

in einer Gemeinschaft zu verleihen, die aus 70—90 Dorfschaften mit getrennter Verwaltung zusammengesetzt und durch Hader der Orte und der Parteien zerklüftet war. Diese Vertreter der monarchischen Gewalt haben in der That manchmal selber eine monarchische Stellung eingenommen; sie haben dann nicht nur, wie es ihres Amtes war, mit eiserner Hand den Frieden gewahrt, sondern ausserdem auch grosse Bauten zum Nutzen der Stadt vollführt. Von Messer Guelfo von Lucca wird uns erzählt, wie er beim Bau der grossen Wasserleitung, die von weit entlegener Höhe die Gebirgsquellen in das Thal hinab und wieder den Hügel hinaufführt, militärische Zucht in die ganze Bürgerschaft zu bringen wusste, wie er sie in Fähnlein ausrücken liess, jedem Trupp seinen Platz und seine Arbeit anwies, wie er den Ungehorsamen mit einem Strohhalm band und ihn vom Arbeitsplatz weg selber in's Gefängniss gehen hiess. Es schien ein Wunder, dass solcher Gehorsam in eine Stadt einziehen konnte, die sonst täglich blutige Fehden sich abspielen sah. Aber ein Capitän wie dieser besass auch seine Macht nicht als Vertreter des schwachen, in Neapel residirenden Oberherrn, sondern gleichsam als Vertreter des monarchischen Princips an sich, das zersplitterte Kräfte in einer Hand zu sammeln weiss. Es war eine persönliche Wirksamkeit, die ein solcher Mann übte, und deshalb kam sie nur ihm und nicht dauernd seinem Amte zu Gute.

Im Gegentheil, auch jene gewährleisteten Rechte konnten oft bedeutungslos werden, wo sie nicht in einer starken Hand lagen, denn eigentliche Executivgewalt fehlte dem Capitän gänzlich. Er schritt stattlich einher; Hörnerbläser kündigten sein Nahen an, eine Leibwache von 6 Rittern und 20 Fusssoldaten begleitete ihn; aber das allein gewährte ihm noch nicht die geringste Sicherheit gegen einen Auflauf dieses unruhigen und stets bewaffneten Volkes. Gerade von Seiten der Stadt sah man darauf, dass er ja die Leibwache auch vollständig halte, damit man nicht umsonst bezahle, denn sparsame Capitäne suchten hiermit einen kleinen Gewinn zu machen. Eine Gefahr für die bürgerliche Freiheit war von dieser Seite her nicht zu fürchten.

In der That war der Capitän nie etwas anderes als der Podestà irgend einer italienischen Republik. Das war während des ganzen 13. und 14. Jahrhunderts, theilweis auch noch während des 15., allgemeine italienische Anschauung, dass nur dann das Recht sicher sei, wenn seine Ausübung in den Händen eines Fremden liege, der über den Parteien, die nun einmal unzertrennlich sind vom städtischen Leben, stehe. Man liess sich in Aquila vom Könige sogar als Recht bestätigen, dass nicht einmal als Schreiber oder Hausgenosse ein Aquilaner sich dem Capitän anschliessen dürfe. Aquila erhielt freilich erst spät das Vorrecht, dass der Capitän nur aus den von der Stadt vorgeschlagenen Personen genommen werden dürfe; aber schon vorher hatte man am Hofe gewusst, dass man hierher besser Bürger der toskanischen Freistädte als Barone zu schicken habe. Allerdings musste der Capitän von Aquila ein Ritter sein.[1]) Das war wünschenswerth angesichts der unbedingten Hochachtung, welche der italienische Bürger immer für die Ritterwürde behielt; es war nothwendig angesichts der hundertfachen Beziehungen, die der Capitän mit den Feudalherren in und ausserhalb der Stadt unterhalten musste.

Freilich suchten die Capitäne oft genug, namentlich seitdem man ihre Macht allzu sehr beschnitten, durch Anschluss an eine der Factionen ihre Stellung zu verbessern. Solcher Missbrauch hat doch die Verständigen lange Zeit nicht zu dem Wunsche verleitet, die richterliche Gewalt als solche einzuschränken. Als nach der Ermordung des mächtigen Parteiführers Ser Lalle Camponeschi durch den Bruder des Königs sich die Volkswuth zuerst gegen den Capitän kehrte, der Palast geschleift wurde und jener entfloh, war das erste, was der neugebildete Rath that, ihn zur Rückkehr aufzufordern, und doch war es ein unbrauchbarer, geldgieriger Mann. Man glaubte ohne den gesetzlichen Richter nicht auskommen zu können. Gegen willkürliche Verhaftung und Ausdehnung des Zeugnisszwanges suchte man sich ebenso wie gegen Erpressungen durch eigene Ordnungen zu schützen. Als aber die

[1]) Uk. 1335.

freiwillige Gerichtsbarkeit vor den *sindaci* der Castelle und der städtischen Kammer sich zu sehr ausdehnte, hat man sie alsbald wieder zu Gunsten des ordentlichen Richters eingeschränkt.[1]) Und als das Gewerbegericht der Zünfte anerkannt, demselben die wichtigsten Civilsachen überwiesen waren, da wies man zwar die Beamten an, seine Sprüche auszuführen, doch sprach man ihm in demselben Athem die Form eines rechten Gerichtes ab.

Ganz anders verhielt es sich mit der Finanzverwaltung. Diese suchte man möglichst bald vollständig in die Hand zu bekommen. Schon 8 Jahre nachdem Aquila selbständiger Steuerbezirk geworden war, wurde das Wichtigste erreicht (1305). Jährlich sollten die *sindaci* der Castelle drinnen und draussen unter dem Vorsitz des Capitäns zusammentreten und die Vertheilung der Steuern vornehmen. Damit war dem willkürlichen Eingreifen der Steuererheber auf den Dörfern ein für allemal ein Riegel vorgeschoben. Wiederum 10 Jahre später (1316) erhielt der höchste städtische Beamte, der Kämmerer, Antheil an der fiskalischen Finanzverwaltung. Neben dem Capitän sollte er Buch führen. Das war zunächst nur eine Controlmaassregel, „denn solche Geschäfte würden besser durch mehrere als durch einen geführt". Es war aber nur natürlich, dass die fortwährend wechselnden Capitäne neben dem mit den Verhältnissen vertrauten städtischen Finanzbeamten zurücktraten. Schliesslich wurde eine Pauschsumme der Abgabe bestimmt, die nun das städtische Budget, das längst von grösserer Bedeutung als das fiskalische geworden war, belastete. Der Capitän selbst war finanziell von der Stadt abhängig. Die Einkünfte der Rechtsprechung langten niemals zu seiner und der Curie Besoldung. Der Rest wurde durch eine besondere Umlage aufgebracht; aber seine Forderung sollte nur berücksichtigt werden, so lange er noch selber in Aquila verweile.

Wichtiger noch war die Ausbildung, welche die überall angeordnete Rechenschaftsablegung der abtretenden Magistrate,

[1]) Uk. 1356.

die Syndication, in Aquila erhielt. Schon 1305 wurde angeordnet, dass dieselbe in der Stadt, während der Capitän und die Curie noch anwesend waren, vorgenommen würden.[1]) Da eben damals der städtische Kämmerer ein, wenngleich unbestimmtes, Aufsichtsrecht über den Capitän erhielt — er sollte, wo dessen Amtsführung Anlass hierzu gab, ihn tadeln und ermahnen, doch so, dass öffentliches Aergernis vermieden werde —, so ist wahrscheinlich auch die Rechenschaftsabnahme in die Hand der Bürger gelegt worden. Später (1362) ist ihnen dieses Recht ausdrücklich bestätigt worden, und nur einmal, als die Stadt durch Parteiungen auf's Aeusserste zerrüttet war, wünschte man nicht nur die Ausübung der Gerichtsbarkeit, sondern sogar die Controle über dieselbe einem fremden Rechtsgelehrten zu überweisen.

Die ersten Capitäne, mit deren Namen die Entwickelung der Stadt verknüpft ist, Messer Lucchesini von Florenz, Messer Guelfo von Lucca, hatten längere Zeit, 4—5 Jahre, in Aquila zugebracht. Eine langandauernde persönliche Gewalt, auch wenn man den Nutzen, den sie geschaffen hat, anerkennt, erweckt dennoch Argwohn. Schon 1314 stellten die Aquilaner vor: 6 Monate seien genug; der Capitän, dessen Rechenschaft weiter hinausgeschoben werde, verfalle leicht in Uebermuth. Wer sein Amt zur Zufriedenheit geführt habe, dem könne es verlängert werden; so sei es auch in Rom mit den Proconsuln gehalten worden. Diesem Antrag entsprechend wurde auch verfügt. Die Verlängerung wird selten genug beliebt worden sein; 1366 wurde auch sie auf 6 Monate eingeschränkt. Damit war die Machtlosigkeit des Capitäns ausserhalb des Gerichtssaales besiegelt. Während Buccio von jenen Capitänen, die vor seine Tage fallen, ausführlich zu erzählen weiss, schweigt er von jenen, die seine Zeitgenossen waren, fast ganz.

Mit jener zähen Stetigkeit, die aufstrebenden Freistaaten trotz aller Zerwürfnisse im Innern eigen zu sein pflegt, hatte also die Aquilaner Bürgerschaft die Rechte der Krone

[1]) Uk. 17./3. 1305. Es war das übrigens allgemeiner Grundsatz im neapolitanischen Reiche.

schrittweise eingeschränkt. Das wilde Wechselspiel der politischen Ereignisse, wie es das 14. Jahrhundert zeigt, hat denn freilich hin und wieder den Königen selbst und auch kräftigen Capitänen nochmals bedeutende Eingriffe verstattet — noch am Ende desselben schien es, als solle alle mühsam erworbene Freiheit der Condottieren-Monarchie des Königs Ladislaus erliegen — aber die Grundströmung blieb. Sie drängte zu einer republikanischen Unabhängigkeit hin, wie sie Aquila dann thatsächlich im 15. Jahrhundert genoss.

Aber diese volksthümliche Entwickelung war eine viel gehinderte, äusserst gewaltsame. Das wäre noch das Erträglichste gewesen, dass die Kraft der neuen Bürgerschaft sich in endlosen Fehden mit den Nachbarn erprobte. Viel gehörte nicht dazu, um die Bevölkerung eines Gaues gegen die eines anderen aufzubringen, wäre es auch nur der übliche nachbarliche Hohn gewesen, der sie an einander hetzte. So hören wir, dass der schönste Heereszug, den man je gesehen, Ritter und Fussvolk an 30,000 Mann — die Zahl wird stark übertrieben sein — gegen Amatrice zog um eines abgeschnittenen Kuhschwanzes willen und nicht eher heimkehrte, bis das ganze Gebiet des Nachbarcantons verwüstet war. Man kümmerte sich dabei wenig um ein Verbot des Königs und zahlte lieber hinterher eine Busse, als dass man auf die Rache verzichtet hätte. Als die Bewohner von Rieti auf unerklärte Weise die grosse Glocke von Aquila entführt hatten, gab dies den Anlass zu einem allgemeinen Zug der Abruzzenbewohner nach der sabinischen Hochfläche. Im Triumph, auf purpurgeschmücktem Karren, den der siegreiche Führer des Zuges selber lenkte, während die junge Mannschaft im Saltarello ihn umtanzte, führte man dann die Glocke heim und gab ihr fortan zur Erinnerung den Namen der Reatinella. Ihr Klang sammelte den Landsturm, bis man später eine noch grössere Glocke goss, deren dumpfer Ton bis in die entlegensten Thäler gehört wurde, den Bauern das Zeichen zum Aufbruch gab, die so das verständlichste Symbol und das wirksamste Hilfsmittel der Einigung zwischen Stadt- und Landcastellen darstellte. Als es mit der Freiheit Aquilas zu Ende war,

da liess der spanische Vicekönig zuerst diese Glocke vom Rathsthurme stürzen und zertrümmern.

Heftiger noch waren die Fehden mit Sulmona. Unvergleichlich reicher von der Natur ausgestattet als Aquila, durch seine geographische Lage ihm ebenbürtig, von Alters her der Sitz städtischen Lebens, konnte Sulmona doch nicht mit der neuen Schwesterstadt gleichen Schritt halten, denn es fehlte ihm die wichtigste Bedingung des Gedeihens, die freie politische Bewegung seiner Bürgerschaft. Von seinem Gebiete bröckelte Aquila einzelne Stückchen ab, andere entzog es wenigstens der kirchlichen Zugehörigkeit zur Diöcese des San Pelino — Gründe genug für eine nie erlöschende Eifersucht. Weitaus am hartnäckigsten aber waren die Kämpfe mit dem kleinen Leonessa, das derselben Volksbewegung wie Aquila seine Entstehung verdankte. Jede der beiden Bauernrepubliken suchte so viel als möglich angrenzende Ortschaften mit sich zu vereinigen. Immer neue Schiedssprüche des Königs über den Canton von Macchilone, der sich zu Leonessa hielt, gingen aus: er sollte Aquila gleich den anderen Castellen einverleibt werden; immer wieder zogen die Aquilaner aus und zerstörten die Ansiedelungen der Bauern, aber binnen Kurzem hatten die Gegner dieselben neu erbaut, durch ein Castell gesichert, und waren voll Vertrauens, einen neuen königlichen Spruch zu ihren Gunsten zu erwirken. Mehr Unabhängigkeit als den übrigen Castellen musste Aquila in der That diesem Canton gewähren: es übte hier nur eine Art von Oberhoheit aus und sandte seinen Richter dahin. Kaum aber war dieser Streit ausgeglichen, so gaben die gemeinsamen Bergweiden neuen Anlass zu nachbarlichen Händeln mit Leonessa.

Wenn es nicht zu arg getrieben wurde, kümmerten sich die Könige in Neapel wenig um diese Fehden; Robert hat einst die Sulmonesen, die über eine Gewaltthat der Aquilaner klagten, mit dem salomonischen Urtheil abgewiesen: sie sollten sich binnen bestimmter Zeit selbst Recht verschaffen oder als Verleumder ihm eine Strafsumme erlegen. Es zeigte sich aber, dass, so oft ein kräftiger König selber im Lande erschien,

sein noch immer tief wurzelndes Ansehen die Zwistigkeiten von selbst verstummen liess. Als Ludwig der Baier Süd-Italien bedrohte, schlug der Sohn Robert's, der Herzog Carl von Calabrien, eine Zeit lang in Aquila sein Hauptquartier auf. Dem guten Buccio erscheint diese Zeit in verklärter Erinnerung; er weiss nicht genug zu erzählen, wie der Prinz zwar die glänzendste Ritterschaar um sich gesammelt, aber doch der trefflich geübten Miliz der Stadt vor dieser den Preis gegeben, wie streng er das Recht gehandhabt, wie wohlwollend er erklärt habe: er wolle zukünftig in Neapel nur im Winter, in Aquila aber im Sommer residiren; die Stadt scheine ihm schöner als selbst Rom. Der Tod des hoffnungsvollen Herzogs erscheint unserem Chronisten als der verhängnissvolle Wendepunkt der Geschichte Italiens und seiner Vaterstadt. So tief wurzelte das monarchische Bewusstsein beim italienischen Städtebürger; tritt uns dieselbe Erscheinung doch sogar in Florenz entgegen! So wurde es auch später trotz unerhörter, wenn auch unvermeidlicher Gewaltthaten König Ludwig, dem zweiten Gemahl Johanna's I., leicht, sich Ansehen und Liebe bei den Bürgern zu erwerben, und nachdem es schon lange eine fast ungebundene Freiheit genossen, beugte sich Aquila ohne besonderen Widerstand dem harten Soldatenregimente, das König Ladislaus hier wie allerwärts aufrichtete.

Ein Blick auf die Zustände in der Stadt lehrt uns dies verstehen. Es waren trotzige Bauern, die hier in einer Ringmauer zusammengezogen waren; unerschüttert stand der Geschlechts-Zusammenhang und die Blutrache fest; aber auch die Genossen derselben Castelle waren ebenso eng wie die der Geschlechter mit einander verbunden. In der That fiel wohl Ortsgemeinschaft und Blutsgemeinschaft ziemlich zusammen. Die Bürger jedes Castells wohnten nicht nur zusammen, sie standen auch in Feldgemeinschaft, sie wählten ihre eigenen *massari*, die Haushalter der Gemeinde, und ihre *sindaci*, deren Vorsteher. Die Gesammtheit dieser letzteren bildete den Rath der Stadt, und es gab nur einen einzigen von den Castellen unabhängigen, von eben jenem Rath

gewählten Beamten, den Kämmerer, der die gemeinsame Finanzverwaltung und die Controle der Beamten besorgte.

Schon 50 Jahre waren seit der Gründung der Stadt verflossen, als erst das Gesetz erlassen wurde, dass fortan jeder Verbrecher für sich selbst haften und büssen müsse, dass nicht das Geschlecht oder das Castell, dem er angehöre, das Wergeld aufzubringen habe. Der schrankenlosen Ausübung der Blutrache ist man niemals Herr geworden; sie hat auch hier den Parteifehden den tragischen Charakter aufgedrückt, wie in den Städten der Romagna und der Marken. Schon die Blutrache brachte es mit sich, dass bald die Umgegend von Aquila von Ausgetretenen und Verbannten wimmelte. In die Zeit, welche Buccio als die goldene, als die ruhigste, welche Aquila je gesehen, darstellt, fällt doch ein Mandat, dass die Capitäne die Stadt nicht mit der Aufnahme dieser Verbannten belästigen sollen.[1])

Wenn nun anderwärts bloss die Familiengruppen mit ihren Clientelen sich unter einander verfeindeten, so waren es hier die Ortschaften, die Castelle, welche selbst innerhalb Aquilas noch an einander geriethen. Zwischen den wichtigsten derselben bestand wohl von jeher einige Feindschaft, so zwischen dem grossen Paganica, das die Ackerbauer der fruchtbaren Ebene am Aterno und die Hirten bis hinauf zu den Schneeflächen des Gran Sasso umschloss, und Bagno, das den Ausgang des Thales nach Sulmona deckt, und an dem die Ehre des alten Bischofssitzes von Furco haftete. Alle anderen Castelle wurden jetzt handelnd oder leidend in diese Zerwürfnisse hineingezogen; die Stadt glich ebenso viel befestigten Heerlagern.[2]) Die ersten Capitäne hatten mit starker Hand die Gegensätze niedergehalten; gerade als man hätte vermuthen sollen: eine Zeit ruhigen Gedeihens könne anbrechen, machten sie sich aber in ihrer Stärke geltend. Und hier war es, wo der Adel alsbald sein verlorenes Ansehen wieder erhielt. Man brauchte Führer und fand sie in den

[1]) Uk. 1316.

[2]) Diese Kämpfe bei *B. d. R.* str. 344 ff.

kriegsgewohnten Herren, die ihre materielle Macht nicht verloren hatten, und die, ohne noch Gebieter zu sein wie früher, doch alten Einfluss auf die Bevölkerung besassen, unter der sie wohnten und die sie einst unterdrückt hatten. Es war nur natürlich, dass binnen eines Menschenalters die persönlichen Zwiste dieser Baronengeschlechter wieder das Wichtigere wurden, dass die Feindschaft der Castelle in der ihrer Führer aufging.

Alsbald wurden auch diese Zwistigkeiten in das allgemeine italienische Parteigetriebe hereingezogen, denn jeder suchte einen Rückhalt bei Freunden ausserhalb der Stadt, wäre es auch nur für den immer drohenden Fall der Vertreibung gewesen. Wenn sich nun aber die Pretatti und Bona-Jonta Ghibellinen, die Camponeschi Guelfen nannten, so waren das doch Namen ohne Inhalt. Es ist bemerkenswerth, dass Buccio nicht ein einziges Mal diese Parteibezeichnungen braucht, gleich als hätte er gar keine Kenntniss von ihnen. Nicht einmal eine bestimmte Stellung zum Herrscherhause in Neapel bedeuteten sie. In Neapel hatte man nur das Interesse, sämmtliche Parteien — zu jenen zwei traten zeitweise noch mehrere andere hinzu — in der Stadt zu behalten, — manchmal, weil man wirklich Frieden wünschte, meistens, weil man die eine durch die andere lahm legen wollte. Im Ganzen wandte sich mehr den Pretatti, also den sogenannten Ghibellinen, als ihren Gegnern die Hofgunst zu.

Alsbald beschäftigten sich nun Gedanken und Erzählungen fast ausschliesslich mit den wechselnden Schicksalen der Parteiführer. Was die Darstellungen an dramatischem Interesse hierbei gewinnen, verlieren sie am sachlichen. Nicht als ob die Mehrzahl der Bürgerschaft mit Wohlgefallen dieses wilde Spiel, unter dem sie selbst zu leiden hatte, betrachtet hätte; im Gegentheil: man empfand die ganze Last dieser unglückseligen Verhältnisse; aber man huldigte ihnen doch durch das gespannte Interesse, das man ihnen entgegenbrachte. Buccio di Rainallo preist einmal Christus, dass er wenigstens jede der Parteien habe erproben lassen, was es heisse: in

der Verbannung zu leben; aber resignirt fügt er hinzu: genutzt habe es doch nichts, „sie kamen demüthig und verziehen mit dem Munde; waren sie aber drin, da war alles vergessen; sie erinnerten sich ihres Unglückes nicht mehr.“ — Sie erinnerten sich vielleicht nur zu wohl des Elends der Verbannung, aber dies diente nur dazu, die Rachlust zu schüren, die man vorläufig mit gleisnerischen Vorspiegelungen friedlicher Gesinnungen verhüllt hatte. Wie oft schildern nicht Buccio und seine Fortsetzer die aufregenden Scenen ihres Kommens und Gehens. Mit Oelzweigen bekränzt, aber die Schwerter in der Hand dringen die Verbannten auf den Platz; während sie „Frieden, Frieden“ rufen, bereiten sie sich zum Strassenkampfe. Diejenigen aber, welche die Herrschaft in Händen halten, werden auch von dem Gedanken verfolgt, dass ihnen dieselbe nur auf kurze Zeit beschieden sei. Von den einen mit Gleichgiltigkeit, von den anderen mit Hass betrachtet, geboten sie immer nur über eine geringe Anzahl unbedingter Anhänger; darum suchten sie die Massen zu beschäftigen mit prächtigen Ritterspielen und mit Volksschmäusen, zu denen freilich die Gesammtheit das Geld hergeben musste. Inzwischen aber bedurften sie selber Geld: zur Abwehr der Verdrängten, für den König, für sich. Die regelmässige Reichssteuer ward direct von den mit Grundbesitz ansässigen Bürgern aufgebracht; schon wenn eine ausserordentliche Gabe für den König auf demselben Wege erhoben werden sollte, gab es böses Blut; mit directen Steuern konnten auch die mächtigsten Gewalthaber nicht vorgehen, genug dass sie schon zum Wachtdienst die persönlichen Kräfte der Bürger ungebührlich in Anspruch nahmen. Es ist charakteristisch, wie sich der eine von ihnen dennoch die nöthigen Mittel verschaffte. Ein kluger Freund gab ihm nur den guten Rath: „bringe die Statuten zur Ausführung“. Da zeigte sich auf einmal, was für Geldquellen in diesen wohlweisen Verordnungen verborgen lagen: die Schleppen der Frauen, der Prunk der Hochzeiten und Leichenbegängnisse, die Gewerbesteuer und noch manches andere. Der gute Buccio theilt das alles sehr ingrimmig mit und fühlt gar nicht, welch bitterer Hohn

auf die so höchst vollkommene Verfassungstheorie und die so höchst willkürliche Verwaltungspraxis hierin liegt.

Und wenn dann ein solches Parteihaupt, das keinerlei Rechtstitel für sich besass, sich mit äusserster Anstrengung Jahre lang behauptet und zwischen den verschiedenen Nebenbuhlern lavirt hatte, wenn er zu seiner Sicherung Verwandtschaftsverbindungen eingegangen war und pomphafte Versöhnungen vor allem Volk gefeiert hatte, die beim nächsten keimenden Argwohn alsbald gebrochen wurden, dann kam doch der Augenblick, wo der Feind in die Stadt eindrang, Frieden rief und das Schwert brachte, wo die Erinnerung, dass auch diese Verbannten Brüder seien, mächtig in den Bürgern erwachte und die ganze, dem Scheine nach so fest gegründete Macht dahinschmolz. Dann war der Gewalthaber froh, wenn er die Vaterstadt ungefährdet als Flüchtling verlassen konnte, dann begann auch für ihn das verzweifelte Leben: mit den Schicksalsgenossen in einer festen Burg der Nachbarschaft, etwa zu Antrodoco, das den tiefen Schlund sperrt, der nach der Sabina führt, oder zu Poppleto, das von luftiger Höhe das Aternusthal bedroht, lauernd zu hausen, mit alten Gegnern flüchtige Bündnisse wider den übermächtigen Sieger einzugehen, am Fürstenhofe Intriguen zu spinnen, Gewaltstreiche zu planen und oft noch im Moment des Gelingens zu scheitern.

Viele dieser Existenzen zehrten sich in solchen Unternehmungen auf. Dem Leben des Bona Jonta, der lange in Aquila die Tyrannis geübt, setzte in der Verbannung der Mord durch seine eigenen Anhänger an geheiligter Stätte ein Ziel. Tiefer als irgend ein anderes Loos berührte die Zeitgenossen das des Hauptes der vertriebenen Pretatti, Cecco Antonio. Mit unglaublicher Zähigkeit hatte er immer von neuem Versuche gemacht, sich der Vaterstadt zu bemächtigen. Ein hochstrebender, talentvoller Mann, genoss er die Gunst des Königs Karl von Durazzo, dem sich auch Aquila aus Klugheitsrücksichten, wenn auch ungern, angeschlossen hatte. Wohl nicht ohne Vorwissen des Königs war er einst nächtlicher Weile schon in die Stadt eingedrungen, von den meisten

bereits als Sieger betrachtet worden, als ihn die Camponeschi in blutigem Strassenkampfe doch noch hinausdrängten. Bei einer neuen Unternehmung ward er gefangen und zum Tode verurtheilt. Aber es hätte sich nicht geziemt, einen solchen Mann unschädlich zu machen in der vulgären Weise deutscher Reichsstädte, die ihre gestürzten Bürgermeister mit allem erdenklichen Schimpf überhäuften, um sie zuletzt den Tod des Diebes am Galgen sterben zu lassen. Auf prächtigem Gerüste fand die Hinrichtung statt; aus der Prunkcapelle des Rathes wurde der Verurtheilte hervorgeführt und zwei der besten Bürger hielten die Zipfel des Purpurtuches, auf welches der Kopf fallen sollte. Die Leiche aber wurde mit den höchsten Ehren beigesetzt. So hielten auch die Gegner die Vorstellung aufrecht, dass es sich um ein subjectiv berechtigtes Streben bei ihrem Feinde handle; die unverwüstliche italienische Eigenschaft: das Leben ästhetisch zu adeln, machte sich auch hier geltend. Die Bürger aber, die wie der Chor einer antiken Tragödie diesem Ringen und Fallen der Mächtigen zusahen, wurden doch fortwährend schmerzlich daran erinnert, dass sie mehr als unbetheiligte Zuschauer waren.

Denn schon war das Volk nicht mehr im Stande, sich dauernd seiner Dränger zu entledigen, auch wenn es gewollt hätte. Seine Wehrhaftigkeit war zwar nicht gesunken, aber sie entbehrte der Concentration. Schon von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab hören wir nichts mehr von jenen grossen tumultuarischen Volkszügen, wie sie im Lied von der Schlacht bei Tagliacozzo vorbildlich gefeiert waren, und wie sie die früheren Jahrzehnte ausgefüllt hatten. Im Wachtdienst und der Vertheidigung war zwar der Bürger geübt, die Schlachten der Parteien aber wurden von denen geschlagen, die mit dem Adel in seinen befestigten Häusern wohnten. Im Anfang des 15. Jahrhunderts suchte man wenigstens den grossen Hauptplatz, den schon einer der ersten Capitäne gepflastert hatte, leidlich zu sichern, indem man das Verbot erliess, an demselben feste Häuser zu errichten — noch jetzt zeigt er neben der Façade des Domes und der einer zweiten Kirche nur niedrige Hütten, die

aus den alten Verkaufsbuden entstanden sind. Im damaligen Italien lagen aber die Sachen so, dass, wer nicht selber angriff, von anderen angegriffen wurde. .Alle jene Banden von Deutschen, Engländern und Ungarn, mit denen die bethörten Fürsten und Städte Italiens im 14. Jahrhundert ihre Schlachten schlugen, haben sich in den Abruzzen herumgetrieben und ihre Verwüstungskünste erprobt. Aquila hat Herzog Werner von Urslingen und Hackwood abkaufen müssen und durch seine schwankende Politik gegenüber König Ludwig von Ungarn und Johanna I. ward sein Gebiet zum Tummelplatz der ärgsten Banden, der Ungarn und Slavonier. Von den eigenen Söldnern, die man bisweilen aufzunehmen genöthigt war, hatte man nicht weniger zu erdulden; mit offener Gewaltthat schalteten diese fast wie in einer eroberten Stadt, mit den sorgsam gesparten Vorräthen trieben sie ein frevelhaftes Spiel und unmuthig sah der Bürger, der sich selber wehrhaft fühlte, dem Treiben zu.

Da war es immerhin ein grosser Fortschritt, als im Lauf der Zeit die Aquilaner Baronengeschlechter, die längst in der Politik des Königreiches ein gewichtiges Wort mitsprachen, selber zu Condottieren wurden und ihre Truppen aus der jungen Mannschaft der eigenen Heimath recrutirten. Wie auch das Verhalten dieser Heerhaufen in dem Dienste ihrer Miethsherren sein mochte, für ihre engere Heimath waren sie ein Schutz. Seitdem in der Schlacht gegen Braccio, die in jeder Beziehung über Aquilas Schicksal entschied, die vereinten Kräfte der Condottieren und der Volksbewaffnung den glänzendsten Sieg errungen hatten, war die Ruhe in den Abruzzen und der Credit ihrer Soldaten im Auslande entschieden. In dieser späteren Epoche war Aquila stolz auf den kriegerischen Ruhm seiner Söhne. Genau wie die Aristokraten von Bern und Luzern boten und feilschten nun die Barone der Abruzzen mit Fürsten und Republiken um Pensionen, Besoldungen und Ehrenstellen, wie diesen hingen ihnen die Truppen nicht nur als Heerführer, sondern auch als Grundherren der Heimath an. Wie in der Schweiz ward es auch in Aquila üblich, dass die Soldverträge der Aristokraten als halbe Staatsangelegenheit

betrachtet wurden, nur dass man hier nicht geradezu von Staatswegen die Heere der Eidgenossen verhandelte, unterschied sie. Als ein Camponeschi mit Venedig einen Vertrag auf Lieferung von Reisläufern einging, sagte die Stadt Aquila für die sehr bedeutenden Vorschüsse gut; als der Camponeschi vorzeitig starb, erfüllte sie die Verpflichtung und hielt sich an seinem Palaste schadlos. Es wäre unmöglich gewesen, dieses Element überzuleiten in das militärische Gefüge der spanischen Monarchie. Mit der Freiheit von Aquila hat nicht nur das Condottierenthum, sondern überhaupt die kriegerische Bedeutung der Abruzzen aufgehört. Wenn auch Karls V. grösster Feldherr Pescara Süditalien entsprossen war und nach einer Abruzzenstadt seinen Namen führte, so hat er doch mit jenen Vorgängern nichts gemein.

Während in solcher Weise im 14. Jahrhundert die Stadt fortwährend von aussen und innen beunruhigt wurde, unterlag sie auch den heftigsten Angriffen elementarer Ereignisse. Aus den jüngsten Gesteinschichten in schroffen, jäh abbrechenden Abstürzen sind die gewaltigen Gebirgsmauern zu beiden Seiten des Thales lose aufgebaut; Senkungen des Gebirges rufen fürchterliche Erdbeben hervor. Solche haben Aquila, das auf seiner breiten Felskuppe nur scheinbar gesichert liegt, zu wiederholten Malen seit seiner Gründung bis auf unsere Tage zerstört. Einmal öffnete sich im 14. Jahrhundert auf dem Hauptplatz ein breiter, gähnender Spalt, der sich erst langsam wieder schloss. Furchtbarer aber wurden die Folgen, wenn zugleich Hungersnoth und Pest der Stadt ihren Besuch abstatteten.

Die Gebirgsthäler erzeugten nie den Vorrath an Getreide, dessen die Bevölkerung bedurfte. Die Viehzucht, die vom Bauern als wichtigster Erwerbszweig betrieben wurde und ihn so wie so nach Apulien führte, musste das Geld zum Ankauf von Korn und Salz verschaffen. Da gab es schon in gewöhnlichen Zeiten allerlei Reibungen, denn den Salzhandel in Pescara hielt die Regierung in Händen, auf den Kornhandel besass sie durch die Zölle bestimmenden Einfluss. Ein fiskalisches System, gehandhabt von beutegierigen

Beamten, benutzt als einträglicher Gegenstand zu Verleihung und Verpachtung, musste unerträglich sein. Aquila suchte sich durch Privilegien und öfters erneuerte Mandate, so gut es ging, zu sichern; aber in Zeiten der Missernte reichten solche Maassregeln nicht aus. Unglaublich würde es sein, dass Zustände, wie sie uns dann geschildert werden, in der Nachbarschaft des üppigen Thales von Sulmona, in der Nähe der damals noch getreidereichen Ebenen von Apulien sich entwickeln konnten, erwöge man nicht, dass der lähmende Einfluss eines fiskalischen Systems, das in gewöhnlichen Zeiten leidlich funktionirt, sich erst recht in der Stunde der Noth geltend macht.

Wenn Hungersnoth in Aussicht war, schlug der Rath von Aquila Maassregeln ein wie sonst bei drohender Belagerung. Die Zwangslage berechtigte ihn in der That hierzu. Ein „Notar des Getreidewesens“ wurde ernannt; mit seinen Gehilfen nahm er genau — oft nicht ohne auf Widerstand der Bauern zu stossen — die gesammten vorhandenen Getreidemengen auf; danach ward der Preis regulirt. Dann war es wie im alten Rom ein Mittel für den Ehrgeizigen, sich Volksbeliebtheit zu erwerben, wenn er einen Zug beladener Maulthiere kommen liess und das Getreide zu billigerem Preise, als die Taxe anordnete, abgab. Fruchtete auch das nichts, so stieg die Noth in's Ungemessene. Die Taxe war dann vergeblich; ein lächerliches Missverhältniss der Preise stellte sich her: das Land schien werthlos, da es ja doch die Nahrung nicht hervorbrachte; um ein Viertel Korn wurde ein Viertel Acker hingegeben Der Bauer schlachtete sein Vieh, das er sonst zur Bestellung des Feldes aufbewahrte; nie war das Fleisch billiger als in solcher Zeit, aber um einen Ersatz für die Brotfrucht zu haben, grub man selbst die Zwiebeln des Crocus, des hauptsächlichen Handelsgewächses der Landschaft, aus der Erde.

Unterdessen schickte der Rath seine Boten an den König und nach Apulien, um Getreidesendungen zu erwirken. Wenn dann die belasteten Schiffe in Pescara anliefen, so war es für die Gesandten nach Ueberwindung aller Belästigungen durch die Beamten noch eine schwierige Sache, das Getreide

ungefährdet durch das Land zu bringen. Undank und Argwohn des Volkes lohnten ihnen zuletzt noch die Mühe. Es ist mehr als einmal vorgekommen, dass am ersten Tage das Vorrathshaus vom Pöbel gestürmt, das Getreide verschleudert wurde, denn, wie Buccio bei einer solchen Gelegenheit bemerkt, es giebt keine ärgere Bestie, als ein ausgehungertes Volk.

Jedoch die nächste gute Ernte verwischte wieder die Spuren, die ein solches Nothjahr hinterlassen hatte. Tiefer gruben sich die der grossen Epidemien ein, welche von Zeit zu Zeit die Stadt heimsuchten, am schlimmsten auch hier der schwarze Tod i. J 1349. Auf diesen führte man in Aquila wie in Florenz und überall, wo scharfblickende Berichterstatter die einzelnen Vorgänge aufzeichneten, die Umwandlung der socialen Verhältnisse zurück. Hier zeigt sich auch Buccio von seiner besten Seite. Freilich trägt er das Kleinliche und das Bedeutende in gleichem Zuge vor; wohl aber erkennen wir, wie sehr die psychologische und ökonomische Bewegung jener Tage aller Orten die Fähigkeit des Beobachtens angeregt hat.

In Aquila sind es nicht einmal die Erscheinungen einer blinden Panik, die uns entgegentreten: bei aller Aufregung, die das Wüthen des schwarzen Todes mit sich brachte, bewahrte doch die Bevölkerung eine gewisse Besonnenheit. Jeder dachte daran, sein Testament zu machen: das will beim Bauern und Kleinbürger immerhin etwas sagen. Tag und Nacht war Gedränge vor den Thüren der Notare, die ihre Preise unverschämt erhöhten, ebenso wie die eintragenden Richter. Burlesk schildert Buccio die Scenen, die sich hier abspielten: Die gemietheten Zeugen frugen nur an der Thür: ist das Testament schon geschrieben? Hiess es „nein“, so liefen sie alsbald davon; sagte man „ja“, so traten sie auch nicht erst ein, sondern gaben rasch unter der Thüre ihr Zeugniss ab. Schnell änderte sich oft die Gesinnung; es kam vor, dass Testamente, die erst drei Tage alt waren, schon nicht mehr anerkannt wurden. Aber freilich fiel es während der Epidemie keinem Verwandten ein, den Testator zu beeinflussen, Berücksichtigung zu erbitten; das gab späterhin Anlass zu allerhand Neid und Zwist.

Alle Preise von Diensten und Gegenständen, die mit der Krankheit zu thun hatten, gingen unverhältnissmässig in die Höhe, so nicht nur die Arzeneien, sondern selbst die Krankenkost, die Hühner. Viel langsamer, als sie gestiegen waren, ermässigten sich dann beim Nachlassen der Epidemie die Preise. Unerhört, wenn auch leicht begreiflich, da viele Verwandte die Kranken verliessen, war es, dass die Wärterinnen für die Nacht 3 Goldstücke verlangten: wo alles andere an Werth verliert im Vergleich mit dem nackten Leben, da wird auch die Gefahr weit über ihren gewöhnlichen Preis bezahlt. Am meisten jedoch erhöhten sich die Wachspreise, so dass eine obrigkeitliche Verordnung für alle Armenleichen die Begleitung mit Wachskerzen abschaffte.

Es mangelten überhaupt den Begräbnissen die üblichen Ehren. Um die Angst, die eigentliche Verbreiterin der Ansteckung, einzuschränken, ward bestimmt, dass die Sterbeglocke nicht mehr geläutet werde. Wenn es sonst üblich war, zum Begängniss des Verstorbenen die Genossen seines Castells einzuladen, dann die Leiche in die Kirche zu tragen, ihr ein feierliches Hochamt zu halten, so ward dies alles jetzt vernachlässigt. Jeder dachte nur an das Nächste.

Als nun das grosse Sterben vorübergegangen war, meinte man: nur die Hälfte der früheren Bewohner sei noch am Leben. Erst jetzt begann recht eigentlich eine Zeit der Verschwendung; die Erbschaft der Schreckenszeit, die Gleichgiltigkeit gegen die nun im Ueberfluss vorhandenen Güter, blieb noch eine Weile. Nachlässig verkaufte man die gesammte Habe Verstorbener um den dritten Theil des Werthes; für ihr Seelenheil gab man mit verschwenderischer Hand; erst jetzt bereicherten sich Kirchen und Klöster recht eigentlich. Vor allem aber ergriff die Bevölkerung eine wahre Heirathswuth. Alles heirathete durch einander, die Aeltesten und Jüngsten, die eben Verwittweten und kaum gereifte Mädchen. Massenhaft verliessen Mönche und Nonnen die Klöster, heiratheten und ergriffen bürgerliche Gewerbe. So eilig hatten es alle mit dem Heirathen, dass man nicht erst, wie Brauch war, die Einsegnung bis zum nächsten Sonntag verschob,

sondern sofort nach Belieben die Ehe schloss. Die durch die mächtige Erregung zurückgedrängte Sinnlichkeit brach eben mit Gewalt los.

Alles lebte in Saus und Braus; Niemand frug nach dem Preis der Dinge, denn alles schien in Fülle vorhanden zu sein. Niemals hatte man in der Metzig der Stadt eine solche Menge von bestem Fleische gesehen wie jetzt, und so wurden auch alle anderen Lebensmittel massenhaft auf den Markt geworfen. Zugleich stieg aber der Preis aller Luxusgegenstände, die ebenso heftig begehrt wie leichtsinnig gekauft wurden, in's Ungemessene, ähnlich wie in der Zeit der Epidemie die Arzeneien.

Hier hält Buccio inne; dies scheint ihm ein Wendepunkt. Das Ergebniss ist: das Volk war vermindert, die Habgier vermehrt. — Und nicht nur die Habgier, sondern auch die Ansprüche; es rächte sich, dass man im Rausche der wiedergewonnenen Lebenslust das, was dem Menschen heilig sein soll, als gleichgiltig betrachtet hatte —. Mit grossem Unmuth erzählt unser ehrlicher Berichterstatter: jetzt erst hätten in Aquila die Geldheirathen begonnen. Er legt seinen Fluch auf sie: schlimmer seien sie als Mädchenraub und Verführung.

Dass mit dieser grössten Epidemie eine besondere religiöse Erregung verbunden gewesen sei, wird nicht erzählt. Sonst aber fehlte es an solcher in Aquila durchaus nicht. Die fortwährende Anspannung aller Kräfte in den politischen Parteikämpfen, die Aufregung, welche die Katastrophen mit sich brachten, verlangten ein Gegengewicht; und auch die sittlichen Bedürfnisse traten in der Form der Leidenschaft auf. In der stürmischen Zeit der Gründung, inmitten der Gewaltsamkeiten, der Fehden mit dem Adel, als es noch sehr zweifelhaft war, ob die trotzigen Bauern dauernd zusammen halten würden, erwartete man sehnsüchtig das Nahen des Petrus Coelestinus, des heiligen Einsiedlers von der Majella, der zum Papst erkoren war; und man fühlte, dass er nicht nur Frieden und Versöhnung bringen müsse, sondern dass ein für die Christenheit hochbedeutsamer Augenblick auch der jungen Stadt eine eigene religiöse Weihe geben solle.

Es war dies einer der Momente, in denen die Idee der Statthalterschaft Christi inmitten unabsehbarer Wirrnisse so mächtig sich geltend machte, dass man wirklich diese höchste Macht in die reinsten Hände zu legen beschloss, im Vertrauen, dass eine lautere Seele am ersten den Weg durch das Labyrinth finden werde. Es zeigte sich nur zu bald, wie so oft im Mittelalter, dass diese Idee im schneidenden Widerspruche zur Wirklichkeit stand, und dass in dem unausbleiblichen Conflict die letztere den Sieg davon tragen musste. Die Lage der Dinge drängte auf das Pontifikat eines Bonifacius VIII., nicht auf das eines heiligen Coelestin hin. Aber damals, als der glänzendste Hof, die Cardinäle und König Karl von Neapel, den schlichten Einsiedler aus seiner Felsenklause hervorzogen und ihm seine Erhebung auf den Stuhl Petri mittheilten, da waren nicht nur die jubelnden Volksmassen ergriffen von der Ueberzeugung, dass eine glückliche Epoche für die Kirche und für Italien mit diesem Tage anbreche.

Auch wies Coelestin selber eine solche Verehrung nicht ab; er liess sich tragen von der Stimmung, die ihn umwogte. Mit ungewöhnlicher Feierlichkeit sollte die Inthronisation vollzogen werden; und da bisher das Leben und Wirken des Einsiedlers den Abruzzen gegolten hatte, so wählte jetzt der Papst deren neue Metropole Aquila zum Schauplatz dieses Festes. Auf einem Esel ritt er durch die noch unfertigen Thore ein, zur Seite den König und den Prinzen von Calabrien und hinter sich den prächtigen Zug der Cardinäle — eine wunderliche, aber verständliche Symbolisirung des Papstthums, wie er es auffasste.

Auf dem Hügel von Collemaggio, der ein gesondertes Vorgebirge des Stadtberges von Aquila bildet, sammelten sich die Schaaren; 50,000 Menschen sollen dort zusammengeströmt sein. Hier stiftete Coelestin Frieden, erwirkte die Verzeihung des Königs wegen der vorgekommenen Gewaltthätigkeiten für die Aquilaner und spendete ihnen die grosse Ablassbulle, die ihnen fortan als der grösste religiöse Schatz erschien. Alljährlich ist seitdem das besuchteste Volksfest der Abruzzen auf diesem Hügel gefeiert worden, und von

der zierlichen Gallerie, die sich über dem Portal der Kirche hinzieht, ward dabei jene Bulle verlesen. Es war gleichsam das religiöse Stiftungsfest Aquilas, das so abgehalten wurde.

Es ist bekannt, wie rasch dies päpstliche Idyll in Nichts verging. Der grösste Dichter der Nation hat, wenn nicht den Namen, so doch die Person Coelestins der Verachtung preisgegeben, nachdem er sich vielleicht selber dem kurzen Traume hingegeben hatte. Coelestin aber hat in der unwürdigen Verfolgung, die sein Nachfolger Bonifacius über ihn verhängte, bewährt, dass in dem Leben eines Eremiten sich besser der Muth des Duldens als der des Handelns ausbildet.

Aquila, das den grössten Tag seines Lebens geschaut hatte, blieb seinem Andenken ergeben. Die schwärmerischen und hartnäckigen Mönche, welche Coelestin's Namen annahmen, fanden hier trotz der Drohungen, die an die Stadt ergingen, eine Zuflucht. Als dann die Heiligsprechung erfolgt war, konnte nur Aquila der Ehre seines Grabes theilhaftig werden; auf Collemaggio wurde ihm zu Ehren die Kirche, eines der prächtigsten Werke süditalienischer Gothik, errichtet, und zur Schmückung seines Grabes haben Jahrhunderte lang die Aquilaner mit vollen Händen gegeben.

In den Kämpfen der Castelle untereinander war es dann wiederum ein Schüler Coelestins, Fra Roberto, der kurzen Stillstand stiftete und durch strenge Fasten und Bussübungen die erregten Geister zu beschwören suchte. Von den asketischen Ausschreitungen der Geisler hören wir in Aquila nichts, wohl aber äusserte sich auch hier (1345) eine grosse Kreuzzugsepidemie, die wiederum mit den Parteifehden in ursächlichem Zuzammenhange steht. Buccio und mit ihm alle verständigen Bürger hatten wohl auch in diesem Toben des schrankenlosen Egoismus nach Busse gerufen; die Art aber, wie sie sich jetzt äusserte, schien ihnen doch recht wunderlich. Die noch eben erbitterten Gemüther zerschmolzen in Weichmuth: einer liebte den andern wie seinen leiblichen Bruder. Auch die beiden Parteiführer Ser Lalle Camponeschi und Ser Nanne Pretatti versöhnten und umarmten sich vor allem Volk, gelobten ein Verwandtschaftsbündniss und brachen doch bald wieder den Frieden.

Nicht anders war es mit den Massen. Schaaren nahmen das Kreuz, aber die meisten vergassen bald das Gelübde. Alle erschienen heilig; verstockte Uebelthäter weinten und klagten und traten als Prediger auf. Zum Zeichen der Sinneswandlung legten sie weisse Gewänder an. Aus diesen, wenn nicht tiefgehenden, so doch reinen Gesinnungen sprosste bald der seltsamste Aberglaube. Ueberhaupt äusserten sich bei diesen späteren Kreuzfahrern die Wahnvorstellungen lebhafter als im vorangehenden Jahrhundert, obgleich es jetzt nicht mehr zu grossen Kreuzzügen kam. Denn die alte religiöse Leidenschaft war in den tiefen Volksschichten noch vorhanden, fand aber nicht mehr die Theilnahme und Leitung der höheren Klassen.

Man glaubte, dass eine Strasse am Himmel erscheinen, dass sich ein trockener Weg durch's Meer öffnen werde. So verkündete es eine Prophetin auf offenem Markte; das Volk drängte sich zu ihr; glückselig dünkte sich, wer ihr Kleid berühren konnte, man trug sie wie ein Heiligenbild auf einer Bahre umher, bekränzte und schmückte sie zum Aerger aller besonnenen Leute. Madonnenerscheinungen, die nicht etwa Einzelne, sondern ganze Volkshaufen gesehen haben wollten, thaten das Uebrige. Ein Mönch, der gegen den Unfug predigte, ward mit Steinwürfen davongejagt. Buccio macht die richtige Bemerkung hierzu: „wenn das Volk einmal eine Einbildung erfasst, dann lässt es sich dieselbe nicht mehr nehmen, sondern rennt sich nur tiefer in ihr fest.[1])“

Es war der Zufall, der ein Jahrhundert später Aquila zu einem religiösen Schatz verhalf, um den es von ganz Italien beneidet wurde, zur Leiche des heiligen Bernhardin.[2]) Dieser letzte grosse Reformator des Mönchswesens im Mittelalter, der sich einer Bewunderung bei den Zeitgenossen erfreute, wie kaum einer seiner Vorgänger, war bei einer Predigtreise in den Abruzzen 1444 erkrankt und beschloss im Minoritenkloster zu

[1]) B. d. R. 613 – 626. ad. an. 1345.
[2]) A. S. S. 20. Mai p. 257 ff.

Aquila sein Leben. Die Mönche hatten ihn alsbald in einen Sarg gelegt, um ihn nach seiner Vaterstadt Siena zu schaffen, der er immer mit warmem Herzen zugethan gewesen war, und der der grösste Theil seiner Wirksamkeit gehört hatte. Sobald aber der Rath von Aquila den Fall erfuhr, belegte er den heiligen Körper mit Beschlag und stellte ihn zur öffentlichen Verehrung aus. Bernhardin hatte schon bei Lebzeiten seinen Landsleuten und seinem über ganz Europa verbreiteten Orden immer als ein Heiliger gegolten, so war es denn natürlich, dass ihn das Volk alsbald nach seinem Tode der höchsten Ehren des christlichen Olymp theilhaftig werden liess. Im ganzen Gebiet von Aquila war Feierzeit, die Bauern strömten Tag und Nacht zur Leiche, die bei Lichterglanz und mit rauschender Musikbegleitung ausgestellt war nach der allgemeinen Sitte der Italiener, die jedes religiöse Fest zur Theaterscene umwandeln müssen.

Die üblichen Wunder fehlten nicht. Von Siena ward alsbald ein zuverlässiger Mann geschickt, um genaue Kunde von ihnen einzuziehen. Sie dienten alsdann als sachliche Grundlage, um die Heiligsprechung von Seiten der Kirche zu erwirken. Siena, die Geburtsstadt, Aquila, der Ort seines Todes und Begräbnisses, und König Alfonso, der Landesherr, betrieben diese mit gleichem Eifer. Während sich nun von Perugia bis Breslau zu Ehren des heiligen Bernhardin und zum Zeugniss für den Sieg seiner Klosterreform, des Observantismus, grosse und kleine, nach ihm benannte Kirchen erhoben, schien Aquila, die Besitzerin der kostbaren Reliquie, es nicht so eilig zu haben, ihr das würdige Gefäss zu verschaffen. Zwar hatte der Papst alsbald das Recht erteilt, in Aquila eine eigene Grabeskirche für den Heiligen zu erbauen; aber es bedurfte eines leidenschaftlich anklagenden Briefes des Johannes Capistrano, um den Rath zur Ausführung zu treiben. In wenigen Jahren ward nun fast ganz aus den Mitteln der Commune, ihrer Patricier und der Wollenweberzunft die mächtige Kirche gebaut, die ihren schönsten Schmuck, die Façade des Cola d'Amatrice, aber erst im nächsten Jahrhundert erhielt.

Bernhardins mahnendes Wort hatte in Aquila oftmals die Bürgerunruhen gedämpft, wie es einstmals das des Coelestin gethan; die Gräber beider Heiligen sollten das Volk zur Einigkeit ermahnen. Aber gerade in die Zeit seines Todes fielen die gewaltsamsten Erschütterungen. Die Camponeschi hatten seit einiger Zeit zurücktreten müssen; als nun gar noch ein Mitglied ihrer Familie auf der Landstrasse unweit Aquila ermordet wurde, beschlossen sie eine jener furchtbaren Metzeleien, die uns die Italiener jener Tage als das verworfenste Volk könnten erscheinen lassen, zögen wir nicht die maasslose Leidenschaftlichkeit eines südlichen Volkes hierbei mit in Rechnung.

In 3 Kirchen zugleich wurden die Häupter der Gegenparteien, während sie dort am Osterfest das Abendmahl nehmen wollten, überfallen und erstochen, alsdann ihre Häuser erstürmt und geschleift. Die Bürgerschaft war diesen Freveln gegenüber rathlos, die Zwistigkeiten und die Unruhen wuchsen von Tag zu Tag, und das dumpfe Gefühl einer ungeheuren Blutschuld lag auf den Gemüthern.

Da trat ein neuer Bote Gottes auf, ein Schüler des heiligen Bernhardin, den er sich zum Vorbilde genommen und dessen Thätigkeit er weit überboten hat, während er sich doch nur für den Apostel seines Meisters gab: Fra Giovanni Capistrano. Er war selber Aquilaner, aus dem Dörfchen Capistrello am Gran Sasso. Sein Vater aber war ein deutscher Kriegsmann gewesen, der, durch eine Heirath gefesselt, in den Abruzzen zurückgeblieben war; und Giovanni selber, obwohl er kein Wort Deutsch mehr verstand, war als Knabe und Jüngling eitel gewesen auf sein schönes blondes Haar, das er noch nach deutscher Weise trug. Nicht in den Händeln seiner eigenen Vaterstadt, sondern in denen des noch mehr zerrütteten Perugia hatte er — damals noch Rechtsgelehrter — zuerst die Ueberzeugungskraft seiner Rede erproben wollen; aber der Versuch hatte ihn in den Kerker geführt. Aus diesem halb durch ein Wunder gerettet, hatte er das Gelübde abgelegt, Mönch zu werden; und unter dem Schutze der

Franziskanerkutte konnte er besser seine Angriffe gegen die verhärteten Herzen richten.[1])

Nun griff er, bisher noch ein unbekannter Prediger, in die Wirren seiner Heimath ein. Vaterlandsliebe und Busseifer verbanden sich in seinen feurigen Reden; und gerade diese Verbindung wirkte unwiderstehlich.

Diesmal aber war es nicht eine Kirche, die zur Sühne der Frevel erbaut ward, sondern ein würdigeres Denkmal: ein grosses Hospital. Nach dem Erlöser sollte es mit Beziehung auf die vorangegangene Schreckenszeit benannt sein. Die ganze Bürgerschaft leistete beim Bau Frohndienste, und Capistrano selber ward beständig gesehen, wie er auf dem Haupt Kalk und Erde herbeitrug.[2]) Es entsprach aber auch der Gesinnung der Zeit, dass man dies Haus des Leidens so heiter wie möglich verzierte. Die grossen Krankensäle waren alle gemalt und reich stuckirt.[3])

Capistrano aber brach, sobald dies Werk vollendet war, auf zu seiner grossen Predigtreise durch Europa. Die Schulung, die er in Aquila durchgemacht, bewährte sich in den deutschen Reichsstädten und in den Parteiungen Ungarns und Polens. Seine wichtigste Wirksamkeit aber hat er als der unversöhnliche Feind der Hussiten und ihres Königs Georg Podiebrad, als der letzte Kreuzzugsprediger in Schlesien entfaltet. Dort hat er es noch besser verstanden, die Leidenschaften aufzuregen, als in seiner Heimath, sie zu beschwichtigen. Wenn wir aber aus Breslau hören: das Volk habe, ohne ein Wort seiner Rede zu verstehen, an seinen Lippen gehangen und sei von seinen Mienen und Geberden und von seiner Stimme bis zur Begeisterung, ja bis zur blinden Wuth entflammt worden, so können wir einigermaassen auf den Eindruck schliessen, den er bei Südländern, zumal aber bei seinen Mitbürgern, hinterliess.

Capistrano ist in Krakau gestorben und begraben; aber in seiner Vaterstadt ward er fast wie der vierte und letzte Schutz-

[1]) Vita S. Johannis Capistrani A. SS. Juli VI nach Erzählungen des Heiligen selber verfasst.

[2]) Cirillo, Annali Aquilane.

[3]) Leosini, Memorie s. v. Ospedale.

heilige derselben verehrt. Schon lange, ehe er heilig gesprochen worden war, sorgte der Rath dafür, dass vom besten Maler der Stadt eine Kirche mit den Thaten seines wechselvollen Lebens ausgemalt wurde.

Neben diesen ausserordentlichen religiösen Erschütterungen trat das gewöhnliche kirchliche Leben in seiner Alltäglichkeit mehr in den Hintergrund. Unzweifelhaft waren die Aquilaner, wie die italienischen Bürger überhaupt, ein sehr religiöses und kirchliches Volk. Es verstand sich eben von selbst, dass aller Schmuck, alle Zierde, alle für freie Zwecke verfügbaren Ueberschüsse zunächst der Kirche zu Gute kamen. Die Verfassung der Stadt selber trug dazu bei, ihr einen ganz besonders frommen Charakter aufzuprägen: jedes Castell besass seine eigene Kirche; und zu diesen 99 kamen noch die vielen aus Stiftungen und Gelübden erbauten, sowie endlich die grosse Menge der Klöster.

Oft aber standen alle diese kirchlichen Gebäude leer, denn die Interdikte erfolgten im 14. Jahrhundert häufiger als je, so häufig, dass man sie nachgerade gewöhnt geworden war. Wenn man das frivole Spiel betrachtet, das die Curie in dieser Zeit mit dem schärfsten geistlichen Zuchtmittel treibt, wenn man sieht, wie um vorübergehender politischer Chancen willen das ganze religiöse Leben eines unschuldigen Landes lahm gelegt wird und wie bei der nächsten Gelegenheit wieder die Strenge dem väterlichen Wohlwollen Platz macht, so erwehrt man sich nicht der Vorstellung, dass hier ein Satyrspiel nach der Tragödie der Hohenstaufenzeit aufgeführt werde. Wie kalt und trocken behandelten aber auch diese sonst so religiös aufgeregten Menschen solche Dinge! Man empfand in Aquila das Interdikt als eine arge Unbequemlichkeit, freilich auch deshalb, weil man so lange die geweihte Hostie nicht zu sehen bekomme, hauptsächlich aber, weil man so völlig alle kirchliche Feierlichkeit entbehren musste, mit der nun die Italiener noch mehr als andere Völker das Leben zu umhüllen wünschen. Man dachte freilich nicht daran, wie es wohl deutsche Städte thaten, sich diesem Gebot zu entziehen, weil man sehr wohl wusste, dass dieser Ungehorsam noch

weitere Unannehmlichkeiten zur Folge haben könne; aber als nun das Interdikt abgelaufen war, hatte man mit der feierlichen Lossprechung so wenig Eile, dass man sie um Monate verschob, da man sich in der Weinlese und Saffranernte nicht stören lassen wollte. Recht bezeichnend aber ist es, dass man vor Allem den Priestern nachrechnete, wie viel ihnen in dieser Zeit an Sporteln, Opfergaben und Wachskerzen entgangen sei.

Der im Süden althergebrachte Unterschied zwischen einer regelmässigen, in das tägliche Leben und in das Staatswesen selber aufgenommenen Religionsübung und einer unberechenbaren, heftigen religiösen Erschütterung, die gerade durch ihre Unregelmässigkeit wirkt, zeigt sich auch hier wieder deutlich. Beide bedarf der Italiener, wie die antike Welt sie bedurft hatte, aber er ist zufrieden, wenn sie mit einander abwechseln; ja, er begehrt manchmal geradezu diese Abwechselung.

So verstatten uns zwar die religiösen Erscheinungen in Aquila einen Einblick in ein höchst aufgeregtes, gewaltsames Leben, aber es entgeht uns doch nicht, dass diese aufreibende Leidenschaftlichkeit nur die eine Seite des Lebens darstellt; um so ruhiger, gleichmässiger, sicherer verläuft die andere. Beinahe überall führt uns die italienische Culturgeschichte in den Städten zu dem festen Untergrunde eines gesunden Bürgerthums. Wüssten wir nur mehr von diesem friedlichen Leben, von der Erwerbsthätigkeit des Bürgers und Bauern! Wir erkennen es wohl aus seinen Zeugnissen in Stein und Erz, wir empfinden wohlthuend in den Reimchroniken seinen kräftigen, wenn auch spiessbürgerlichen Geist, aber wir können es nicht mehr in seinen eigentlichen Zeugnissen verfolgen — die Zunft- und Contractenbücher sind einer achtlosen späteren Zeit zum Opfer gefallen. Das dürftigste Material, die Urkunden, steht uns allein noch zu Gebote.

Es ist von vornherein aus Aquilas geschichtlicher Entwickelung anzunehmen, dass die wirthschaftlichen Interessen der Landbevölkerung hier eine weit grössere Rolle spielen, als anderwärts in italienischen Republiken der Fall war; aber es ist ebenso erklärlich, dass im Lauf der Zeit diese Interessen vor denen des Gewerbes zurücktraten in demselben Maasse, wie Aquila

sich dem Wesen anderer Städte näherte. Auch dann noch blieb jener Zweig der Rohproduction, in welchem die Interessen der Landwirthschaft, der Industrie und — vermöge des Wanderbetriebes — des Handels zusammentrafen, die Schafzucht, fast der Hauptgegenstand der obrigkeitlichen Fürsorge und die Grundlage des gesammten wirthschaftlichen Lebens.

Als der Synökismus in's Werk gesetzt wurde, war es ausgesprochene Absicht gewesen, alle Grundbesitzer in der Stadt Aquila zu vereinigen. Wie man sich das als möglich und durchführbar gedacht hat, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich hat man, allein erfasst von einem berechtigten politischen Gedanken, alle wirthschaftlichen Schwierigkeiten, die bei ruhiger Ueberlegung den Plan unmöglich erscheinen lassen, aus den Augen gesetzt. Wäre im Hochthal des Aternus und an den Abhängen der Gebirge der Theilbau die durchgehende Wirthschaftsform gewesen, der eine Scheidewand zwischen den besitzenden und den arbeitenden Landbewohnern aufrichtet, so würde eine solche Concentration des ersten der beiden Elemente möglich gewesen sein. Aber selbst heutzutage hat die *Mezzadrie* nur in einigen Thalorten mit Crocus- und Weinbau ihre Stelle; im Uebrigen ist Pachtung und weitaus am häufigsten — zumal in allen rauheren Gebirgslagen — Eigenbau der Bauern die Regel. In Anbetracht der Unbeweglichkeit, welche die bäuerlichen Verhältnisse Italiens kennzeichnet, ist anzunehmen, dass sich hier seit Jahrhunderten wenig geändert hat.

In den Urkunden habe ich nie einen Hinweis auf Theilbau, häufig aber solche auf Wirthschaftsformen, die mit dem Lehenswesen zusammenhängen, gefunden. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein umfassendes Inventar des städtischen (sc. staatlichen, denn die Stadt als solche hatte eben keine besondere Verwaltung) Besitzes ungefähr vom Jahre 1400.[1]) Den von ihr abhängigen Bauern gegenüber steht die Commune nicht anders da als ein grosser Besitzer, wie die Camponeschi,

[1]) Stadtarchiv zu Aquila.

Pretatti u. a. m. Da besitzt sie denn zunächst verschiedene Höfe und Güter, theils zu ungetheiltem Eigenthum, theils mit Adligen zusammen; auf diesen sind Erblehenleute angesetzt. Dazu kommen dann 110 eigene Vasallen; einige Adlige sind darunter, die Mehrzahl aber sind freie Bauern, die einen Bodenzins — die grösseren bis zu drei Scheffel Weizen, die kleineren nur wenige Metzen — bezahlten. Zu diesen treten wiederum andere, die nur Viehabgaben leisten: eine bestimmte Anzahl Kälber, Ferkel u. s. w. wahrscheinlich für die Benutzung von Communalweiden und Wäldern. Auffallend gering ist aber die Anzahl derer, die zu Frohndiensten verpflichtet sind; es sind deren nur zwölf, von denen jeder ein Tagewerk zu leisten hat.

Insgesammt sind dies Reallasten; keinerlei Spur einer persönlichen Abhängigkeit findet sich mehr im Gebiet, seitdem dieselbe im 13. Jahrhundert nach gütlicher Vereinbarung oder mit Gewalt abgelöst worden war. Und ebensowenig giebt es eine getheilte Gerichtshoheit; niemand übt Herrschaftsrechte aus. Dass die „universitas Aquilae", die ungetrennte Gesammtheit der Stadt- und Landcastelle, ihre eigene Jurisdiction besitzt und sie unter Vorsitz des königlichen Capitäns ausübt, dass dieselbe in der Stadt concentrirt ist, war und blieb die Grundsäule der gesammten socialen und politischen Verfassung Aquilas. Deshalb hat auch die Zwingherrschaft des Königs Ladislaus[1]) ebenso wie die der Spanier zuerst diese selbstständige Gerichtshoheit angetastet und aufgehoben.

Danach wird es in der Stadt immer eine grosse Anzahl von Eigenthümern gegeben haben, die zumal aus den Castellen, welchen sie selber angehörten, eine Menge von Bodenzinsen und ähnlichen Lehensabgaben bezogen haben, genau so, wie es in den deutschen Städten der Fall war. Alles in Allem überwog aber in der Stadt selber das gewerbetreibende Element, wie es das erste Zunftprivileg (1355) ausdrücklich sagt, während nicht lange vorher eine andere königliche Urkunde ebenso mit Recht bemerken konnte: die Bürgerschaft Aquilas

[1]) Uk. 29./1. 1404 Bitte der Aquilaner um Rückgabe der Jurisdiction.

lebe zu 10 Theilen (sc. von zwölfen)[1]) zerstreut auf dem Lande. Zu jenen Besitzern gehörten vor Allem die Adligen, deren Realberechtigungen gewiss nur in den seltensten Fällen bei fortgesetzt hartnäckigem Widerstande angetastet waren, trotzdem die Hörigkeit vernichtet wurde. Eben durch diese tausend. fachen Beziehungen zum Landvolk konnten sie auch ihre politische Macht wiedergewinnen.

Auf den zahlreichen Lehengütern, die diese Adligen ausserhalb der „Grafschaft Aquila" besassen — und es gab solche, die selber über Grafschaften geboten — schalteten sie wie andere Feudalherren des Königreiches. Der Theilbesitz obrigkeitlicher Gewalt war dort, wie allerwärts, wo das Lehenswesen zu voller Geltung kam, das Charakteristische und dasjenige, was das Verhältniss des Herrn zum Bauern wesentlich bestimmte. Innerhalb des Gebietes der Republik Aquila aber war das Lehenrecht nur als eine besondere Form des Civilrechtes in Geltung: gewisse Güter standen unter seinen Normen.[2]) Immer noch waren die Vorzüge derselben sehr bedeutend und hatten anfangs den Anlass zu Irrungen gegeben. Alle Lehen, die vom König oder von Baronen gingen, sollten auch nach der Errichtung des neuen Gemeinwesens steuerfrei bleiben, da Ritterdienste auf ihnen hafteten; das hätten die Adligen gern auf alle von ihnen besessenen Güter überhaupt ausgedehnt.[3]) Andere suchten die Steuerfreiheit der geistlichen Orden zu gleichem Zweck auszunutzen; sie traten scheinbar zu den Templern oder Johannitern über, behielten aber dabei ausser ihren Gütern auch noch den Hausstand des Laien.[4]) Diese Ansprüche wurden zurückgewiesen, und, soweit es möglich war, die Gleichheit in den Verhältnissen des Grundbesitzes hergestellt.

Auch diese Vorzüge der Lehen, die sich nur in der Verschiedenheit der Verpflichtungen gegen die Krone äusserten,

[1]) Uk. a. a. 1345.

[2]) Besonders über Orsa sind eine Menge Lehensurkunden erhalten.

[3]) Uk. 27./1. 1300.

[4]) Uk. 15./9. 1300. Ein Kunstgriff, gegen den sich im übrigen Neapel noch die aragonesischen Könige zu schützen hatten.

beeinträchtigen die Selbstverwaltung der Castelle nicht. Aus einer urkundlichen Ordnung vom Jahre 1374, die aber im Wesentlichen gewiss älteres Recht enthält, lernen wir dieselbe kennen.[1]) Die Castelle „drinnen und draussen" sind, wie früher bemerkt wurde, „ein einziger Körper"; in jedem Castell werden nach der Anzahl der Feuerstätten gute und zuverlässige *massari*, Verwalter, gewählt, und es soll besonders darauf geachtet werden, dass dieselben möglichst unabhängig den Parteien gegenüber stehen; sie sollen die Geschäfte der Castelle verwalten und zur rechten Zeit vereidete *Comestabuli*, *Referendarii* und Feldhüter ernennen. Die Constabeln sind die Vollzugsbeamten, die Referendare Polizeibeamte, die über bestimmte Vergehen den Behörden, zumal dem Capitän, Anzeige zu machen hatten, während sie bei anderen vom Zeugnisszwang ausdrücklich befreit waren.[2]) Einige Castelle besassen besondere Ordnungen, betreffend die Wahl der Constabeln; diese sollten nicht beeinträchtigt werden.

In der Ordnung von 1374 sind die Bürgermeister der Castelle, die „*sindaci*", nicht erwähnt, und es ist möglich, dass diese Beamten bald verschwunden sind, seitdem ihre Gesammtheit nicht mehr die höchste und einzig gemeinsame Behörde der Republik, die *camera*, bildeten. Jedenfalls hatten dieselben immer ihren Sitz in der Stadt, während die *massari* natürlich vorwiegend in den Dörfern zu thun hatten. Die Gemeindeverwaltung erstreckte sich besonders auf die Alpenweiden, die einen grossen Theil des gesammten Gebietes ausmachten. Von jeher besass jedes Castell die seinigen, gesondert, die Nachbarn hatten nichts damit zu schaffen, deshalb sind sie auch in dem früher angeführten Inventar nicht beschrieben Ausserdem aber war auch noch die Commune als solche im Besitz ausgedehnter Weidestriche. Diese waren nicht etwa, wie wir es in solchem Falle in Deutschland annehmen würden, Reste einer früher bestandenen, umfassenden Markgenossenschaft, sondern ausschliesslich neuer unsicherer Erwerb

[1]) Uk. 7./9. 1374.
[2]) Uk. von 1305.

des Staates. Sie lagen an den Grenzen, standen im Theilbesitz mit anderen Abruzzencantonen und wurden dadurch ein Gegenstand unablässigen Zankes.

Auf diesen Mattenflächen grasten jene ungeheuren Schafheerden, die im Winter nach Apulien von abhängigen Hirten getrieben wurden, während ihre Eigenthümer, grössere Bauern und reiche Bürger, meist zurück blieben. Stets wurden sie als der Hauptreichthum des Volkes betrachtet, und für ihre Sicherung war man eifrig bedacht. Zollerleichterungen oder Befreiungen wurden häufig erwirkt oder bestätigt[1]), und die Verwaltung der königlichen Douane suchte man wenigstens theilweise in die eigene Hand zu bekommen.[2]) In der That stammte die Mehrzahl der nach Apulien wandernden Heerden aus dem Aquilaner Gebiet.[3]) Hier aber lag auch die verwundbare Stelle dieses Gemeinwesens. Ohne die Benutzung der grossen Krondomäne in Apulien hätte die Stadt nicht bestehen können, und auf dem ganzen langen Wege bis dahin ihr Eigenthum zu schützen lag nicht in ihrer Macht. Bei den Empörungen oder den Kriegen Aquilas hielten sich der König oder die Feinde immer zuerst an die Heerden und in den Amnestien und Friedensartikeln findet sich auch immer die Bestimmung, dass diese weggefangene Beute wiedergegeben werden solle.[4])

Obgleich in solcher Weise ein wichtiger Zweig der Volkswirthschaft auf einer Art nomadischen Betriebes beruhte, zeigte der Landmann selber alle Züge des zähen, fest ansässigen Bauern. Er betrachtete sich, und man betrachtete ihn als völlig verwachsen mit seinem Gut, so dass man wohl auch das Gut für ihn strafte. Im Jahre 1305 wurde betimmt, dass

[1]) 8./1. 1311, 21./3. 1374, 18./10. 1458, 8./7. 1465 die wichtigeren dieser Privilegien.

[2]) Uk. 18./10. 1458. Die Bitte wird abgeschlagen, doch darf A. für seine Heerden einen eignen Douanier ernennen, der unter dem des Königs steht.

[3]) Ibidem. „quod animalia grossa et minuta, quae in Apuliam proficiscuntur, pro majori parte sunt civium et comitatensium Aquilanorum.“

[4]) Pius II. fing im angiovinischen Kriege einmal die Heerden weg und gab sie sofort der Stadt wieder. Pius II. Comment.

fortan nicht mehr das Haus eines Geächteten zerstört, die Fruchtbäume und Weinberge ausgerottet werden sollten, denn die Strafe solle sich gegen die Personen, nicht gegen die Sachen kehren.[1]) Es ist das ein Brauch, dem man öfters bei hartnäckigen Bauernstämmen begegnet. Wir sahen bereits, wie in der Blutrache und in den Fehden der Gemeinden ähnliche Züge hervortraten.

Durch die Gründung der Stadt wurde nun auch bald die Wirthschaft der Bauern umgestaltet. Das erste war, dass man die fremden Händler herausdrängte, welche die überschüssigen Rohproducte, zumal Vieh, aus dem Lande führten. Dies verfügte König Karl II. 1303 auf die Vorstellung hin: sie, die Aquilaner, erhielten sich fast allein durch das in ihrem District erwachsene Vieh und durch den Handel mit demselben.[2]) Wenig später (1316) ward aber auch schon ein Freibrief für die Aquilaner, welche Safran im ganzen Königreich verkauften, ausgestellt.[3]) Man war also schon zum Anbau von Handelsgewächsen und deren unmittelbaren Vertrieb vorgeschritten.

Diese Gebirgscantone, die so viel fremde Waaren bedurften ihre eigenen Producte aber in Ueberfülle hervorbrachten, waren auf den Handel angewiesen, wäre es auch nur roher Tauschverkehr gewesen. Natürlich hatte die Stadt gleich Anfangs Marktrecht erhalten. Schon 1304 wurde ihr ein zweiter Wochenmarkt gestattet, der nicht auf dem grossen Hauptplatz, sondern auf dem kleineren, immerhin sehr stattlichen, vor dem Palast abgehalten werden sollte.[4]) Weiterhin ist es dann der Jahrmarkt, die Messe, die für den Handel grössere Wichtigkeit hat. Ursprünglich fiel sie in den October später (1361) ward sie auf den Mai verlegt.[5]) Damals währte

[1]) Uk. 23./5. 1305.

[2]) Quod ani malia et victualia quae nascuntur in districtu Aquilae non extrahentur extra districtum sine speciali mandato regis ... quia ipsi de animalibus quae nascuntur et nutriuntur in Aquila et districtu ejus ex toto fere negotiantur, sustententur et vivant.

[3]) Uk. 28./3. 1316.

[4]) Uk. 5./7. 1304.

[5]) Uk. 16./6. 1361.

sie nur 8—10 Tage, ein Jahrhundert darauf 16; mit den Festen der beiden populären Heiligen Aquilas, Cölestin und Bernhardin, begann und endete sie.[1]) Ein königlicher Erlass sicherte allen Besuchern freies Geleit zu, ausser Verräthern, Räubern, Falschmünzern und Mördern. Dazu kamen noch die für Aquila besonders wichtigen Safranmärkte, deren zuletzt neun gehalten wurden. Von besonderen Wollmärkten hören wir nichts; wahrscheinlich war der Wollverkauf durch Vereinbarungen der Castelle und der *arte di lana* geregelt, so dass es solcher nicht bedurfte.

Vor allem musste man sich zwei unentbehrliche Lebensmittel, Korn und Salz, von auswärts verschaffen. Wie Erschwerungen und Unbeholfenheit im 14. Jahrhundert bisweilen furchtbare Nothstände hervorriefen, haben wir schon gesehen[2]); in den späteren Privilegien lassen sich die Aquilaner immer zusichern: da die ganze Provinz Abruzzen die grössten Vortheile von der Stadt empfange, solle niemals durch irgend eine Behörde ein Verbot oder eine abschlägliche Antwort betreffs der Ausfuhr von Lebensmitteln nach Aquila Statt haben[3]); es wird dies allen Beamten, besonders den apulischen, eingeschärft.[4]) Korn und Oel gingen zollfrei nach Aquila, sobald der Kaufmann den schriftlichen Nachweis geführt hatte, dass sie zum Verbrauch und nicht zum Weiterverkauf bestimmt seien.[5])

Zäher hielt die Krone an ihrem Salzregal fest; es ergab dasselbe neben den 4000 Dukaten Tribut noch eine stattliche Besteuerung. Schon 1303 beschwerte sich die Stadt über die Salinenverwalter in Pescara[6]): die schlechtesten Kniffe würden dort gebraucht; um nicht das Salz zum angeordneten Preise hingeben zu müssen, erklärten dieselben, dass keines vorhanden sei, und liessen es dann unter der Hand weit theurer verkaufen.

[1]) Uk. 4./7. 1456.

[2]) s. oben p.

[3]) Uk. 18./10. 1458.

[4]) z. B. 8./7. 1465 und 30./9. 1465.

[5]) So auch beim Viehhandel 8./1. 1311.

[6]) Uk. 5./1. 1303.

Gern hätten die Aquilaner Freiheit des Salzhandels erreicht oder in ihrem Gebiete das Monopol selber übernommen.[1]) Namentlich um ihres grossen Bedarfs an Viehsalz willen war ihnen die Vertheuerung desselben sehr ärgerlich[2]); sie erlangten von Alfonso soviel, dass sie fortan nur zur Abnahme von 4000 Haufen Salz — man legte eine Volkszählung und Abschätzung des persönlichen Bedarfs zu Grunde — verpflichtet waren, die sie dann durch ihre Beamten, wie sie wollten, vertheilen lassen mochten. 1467 wird ihnen endlich die Errichtung eines eigenen Salzlagers gestattet und das Regal der Commune überwiesen.[3])

Den Druck der fiskalischen Steuer hätte man schon ertragen; viel schlimmer waren die widerrechtlichen Belästigungen durch die Beamten. In welche Zustände gewähren uns zwei königliche Briefe vom Jahre 1311 — aus der Glanzzeit der Anjou-Regierung — einen Einblick![4]) Die „*familia*", die Gefolgschaft, welche der höchste Beamte der Provinz, der Justitiar, als seine Unterbeamten hielt, erlaubte sich die ärgsten Gewaltthaten. Auf offener Strasse, zumal in der Gegend von Sulmona, fiel sie die Aquilaner Kaufleute an, raubte ihnen ihr Vieh oder ihre Waaren zu eigenem Unterhalt, ja verwundete und tödtete dieselben; sogar in die Häuser brach sie mit Gewalt ein — und alles unter dem Vorwand der Bewachung des Verkehrs. Es werden dann eine Reihe von Beispielen angeführt und strenge Ahndung befohlen. Mit Vorliebe nahmen diese Beamten, eifersüchtig wie sie auf die von ihnen unabhängige Commune waren, Verbannte aus Aquila in ihr Gefolge auf, und diese missbrauchten dann offenkundig ihr Waffenrecht und ihre Amtsgewalt, um sich persönlich zu rächen. Unter solchen Umständen war ein Privileg nothwendig, welches den Aquilaner Kaufleuten gestattete, auf

[1]) Uk. 18./10. 1458.

[2]) cum homines ipsius universitatis magnam pecudum ceterorumque animalium quantitatem habeant quae sine maxima salis abundantia impossibile penitus sit posse gubernari et manuteneri. 9./4. 1466.

[3]) Uk. 18./8. 1467.

[4]) 18/7. 1311.

ihren Reisen sonst verbotene Waffen zu tragen: ihr Ruf sei gut und sie brauchten solche nur zur Vertheidigung.[1])

Bald sind es nun auch die Stoffe und Producte der heimischen Industrie, auf die der Handel sich wirft. Schon 1311 erhielt die Stadt die Zusicherung, dass die Eiseneinfuhr von Pescara her nicht über Gebühr belastet werden solle[2]); die stets gierigen Zollbeamten hatten sofort beim Aufblühen der Aquilaner Eisenindustrie einen unberechtigten Gewinn zu machen gesucht. Aber nicht nur von den Beamten, sondern auch von anderen Städten des Königreichs, die den Handel der aufblühenden jungen Gewerbestadt eifersüchtig betrachteten, wurden demselben Hindernisse in den Weg gelegt: es kam vor, dass in ihren Kaufhäusern die Aquilaner Tuche mit einer ungebührlichen Abgabe belastet waren während man fremde frei liess.[3])

Eben der Tuchhandel bildete jetzt die Hauptquelle des Reichthums, er war gewissermassen an die Stelle des Viehhandels getreten, der im Anfang als das Wichtigste bezeichnet wurde. Ein grosser Theil der Tücher ging in's Ausland; man findet in den Zollregistern Ragusas aus dem 15. Jahrhundert verschiedene Sorten Aquilaner Tuche notirt. Im Kaufhause, das 1356 seine Privilegien erhielt, fand der Verkehr seinen Mittelpunkt.[4]) Kaufleute und Wollenweber bildeten eine einzige Zunft, die nach den letzteren benannt war.

Gegen die in Süditalien häufige Unsicherheit des geschäftlichen Verkehrs sicherten immer wieder erneute Versprechungen der Krone, gegen Aquilaner Gläubiger keine Moratorien zu geben.[5]) Der Credit in Aquila selber war gut, mehrere grosse Bankhäuser, mit denen auch die Stadt Geschäfte machte[6]), hatten hier ihren Sitz.

[1]) 9./2. 1310.

[2]) 26./2. 1311.

[3]) 26./7. 1356.

[4]) 20./1. 1356.

[5]) Vielfach so 1437.

[6]) 28./6. 1459, Process der Stadt mit dem Bankhause der Salviati um 2600 venet. Ducaten. Leosini nennt aus dieser Zeit noch ein anderes, die Colantoni.

Eine bedeutende Anzahl fremder Kaufleute hatte sich in Aquila niedergelassen; mehrere Strassen der Stadt waren nach solchen Colonien benannt; Florentiner, Venetianer besassen eigene Capellen[1]; der wichtige Freibrief von 1366, der den Aquilaner, sobald er Bürgen stellte, vor Verhaftung schützte, ward auch alsbald auf die fremden Kaufleute ausgedehnt.[2] Auch Juden beherbergte die Stadt, und da sie viele Pfänder inne hatten, empfand man es als Last, dass sie unter unmittelbarer Gerichtsbarkeit des Königs standen; man erlangte, dass auch sie ihren Gerichtsstand vor dem Capitän erhielten.[3]

Dies ist ein Bild der wirthschaftlichen Zusände, wie es mit geringen Abänderungen jede der gewerbfleissigen Mittelstädte Italiens im 15. Jahrhundert geben würde; hier wäre es nur merkwürdig, des Genaueren zu wissen, wie dieser Zustand in einer ursprünglich bäuerlichen Republik geworden ist. Wir müssen aber zufrieden sein, nur einige Marksteine dieser Entwickelung zu erkennen. Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts sehen wir auch die Ansätze des Gewerbes. Schon damals müssen die fünf Zünfte bestanden haben, denn bei einem Feste von 1320, das uns Buccio beschreibt, spielen sie bereits die Hauptrolle[4]; ihre Mitglieder treten vereint auf, obwohl sie natürlich den verschiedensten Castellen angehören. Sie bezeichnen sich als „Facultäten und Künste"; eine Facultät sind aber nur die Gelehrten, die „*literati*", d. h. alle jene, die durch die Zierde einer Wissenschaft glänzen, wie sich ein Privileg ausdrückt. Ihnen treten zur Seite die 4 *arti*, „die Wollenweber sammt den Kaufleuten, die Schmiede mit allen andern Metallarbeitern, die Gerber mit denen, die von ihnen abhängen, und die Fleischer mit allen, die nach dem Pfund verkaufen.[5]"

[1]) Leosini, Monumenti storici artistici dell'Aquila. Einleitung.

[2]) 17./5. 1366.

[3]) 17./10. 1458. 10./12. 1496 wird bestimmt, dass Juden keine Pfänder subhastiren dürfen, sondern sie nach Jahresfrist dem Eigenthümer zurückstellen müssen.

[4]) B. d. R. str.

[5]) 22./10. 1355.

Die Zünfte waren zunächst völlig freie Genossenschaften. Erst im Jahre 1395, nachdem bereits 40 Jahre zuvor der Versuch gemacht worden war, die Verfassung der Stadt auf sie zu gründen, erfuhr ihre innere Verwaltung eine königliche Bestätigung. Damals erklärte König Ladislaus[1]: „Schon bisher hätten die fünf Zünfte Consuln, eine jede zwei, gewählt, welche Civilsachen, die Handelschaft und die Natur jener Künste betreffend, entschieden. Um sie ihrem Verdienst entsprechend noch mehr auszustatten, bestimme er, dass fortan, bis auf sein königliches Belieben, je zwei Männer verständigen Alters, nicht unter 25 Jahren, aus jeder Zunft auf je sechs Monate gewählt würden. Diese sollen Handels- und Gewerbesachen summarisch und schlechtweg ohne Aufsehen, Form und Figur eines Gerichtes entscheiden nach einfacher Kenntnissnahme der Sachlage, wie es Gebrauch und Billigkeit der Kaufleute erfordert. Um ihrem Spruch Nachdruck zu verleihen, dürfen sie Geldbussen bis zu einer bestimmten Höhe auflegen. Damit an Meistern und Arbeitern keinerlei Bosheit oder Mangel erfunden werde, sollen sie die Arbeit schauen, begutachten und im Nothfalle Bussen auflegen. Alle Beamten, besonders der Capitän und die Seinigen, sind zu ihrer Unterstützung angewiesen.“ Es ist das eine jener Urkunden, wie sie uns aus der deutschen Zunftgeschichte wohl bekannt sind: es wird nichts Neues durch sie geschaffen, es wird nur das Bestehende staatlich sanctionirt und den Zunftmeistern ein Antheil an der richterlichen Gewalt übertragen. Wie behutsam und verklausulirt dies geschieht, ist aber für die italienische Auffassung des Gerichtswesens als einer Angelegenheit, die schliesslich doch allein der Staatsgewalt zusteht, bezeichnend.

In Deutschland geht gewöhnlich eine viel entschiedenere Uebertragung des Gewerbegerichts der Uebertragung politischer Regierungsbefugnisse voran; hier ist es gerade umgekehrt. Wir werden noch sehen, welche politische Lage

[1]) 27./11. 1395.

1356 dahin führte, die Regierung der Stadt der *camera* zu entziehen und den Vertretern der Zünfte zu übertragen — Beispiele hierfür gab es in Italien seit einem Jahrhundert genug. Das Privileg des Königs, welches nach zwei Jahren die Verfassungsänderung bestätigte, zeigte deutlich, dass es ein veränderter wirthschaftlicher Zustand war, dem man die neuen Einrichtungen anzupassen suchte.[1]) Auf Bitten der Gesandten der Stadt ist die Urkunde ausgefertigt. Sie haben vorgestellt, dass fast das gesammte Volk der Stadt — der Doppelsinn des Ausdruckes *civitas Aquilae* zeigt sich hier — in Handwerkern der niederen Künste bestehe, die alle Parteiungen und Fehden zurückzudrängen und in Frieden zu leben wünschten. „Deshalb wird bestimmt, dass die bestehenden oder nach Anordnung des Capitäns noch zu bildenden Künste und Facultäten jedesmal, nachdem sie des Capitäns Erlaubniss und Zustimmung hierzu erlangt und nicht anders, mehrere gute Männer von jeder Kunst alle 2 Monate dem Capitän bezeichnen dürfen. Aus diesen Vorgeschlagenen mögen sie dann einen erwählen, der der tauglichste ist und wie es ihnen der umsichtige Wunsch des Capitäns gerathen hat. So erfordere es die Ehre des Königs und das Wohl der Stadt. Mit diesen in solcher Weise erwählten fünf Männern soll der Capitän nach Lage der Dinge, und wie es es ihm das Beste scheint, für die Erhaltung des friedlichen und ruhigen Zustandes der Stadt Sorge tragen.“

Die Urkunde ist nicht eben ein Muster klaren juristischen Ausdrucks. Für „die Ehre des Königs und das Wohl der Stadt“ sollte gleichmässig gesorgt sein und das machte die vielen Verklausulirungen nöthig. Man hat vielleicht in Neapel wirklich geglaubt, mit diesem Rath der fünf, der hier als ein abhängiger Beirath des königlichen Vertreters erscheint, leichter fertig zu werden als mit der alten *camera*, der Vereinigung von lauter selbständigen Vertretern fast unabhängiger Gemeindeverbände. In Wahrheit aber war ja dieser in der Theorie so mächtige Capitän ganz abhängig vom guten Willen seiner Untergebenen, und diese scheinbar abhängigen

[1]) 22./10. 1355.

Zünfte waren festzusammenstehende Genossenschaften und deshalb weit mächtiger als die durch Blut- und Parteifehden zerrütteten Castelle.

Unter den Zünften war die der Wollenweber und Kaufleute weitaus die reichste; ihre Privilegien wurden späterhin (seit Ladislaus) immer besonders vom Könige bestätigt. Von besonderer Bedeutung war es doch aber auch, dass die „Schriftkundigen", die Vertreter der Intelligenz, als eigene Genossenschaft den Zünften angehörten. Sie werden der grossen Mehrzahl nach Notare gewesen sein, wie denn schon seit der Langobardenzeit die notarielle Aufnahme und die von ihnen geübten Acte freiwilliger Gerichtsbarkeit eine ungebührlich grosse Ausdehnung hatten.[1]) Seit die Universität bestand, erhielt auch das Collegium der Doctoren von Aquila für die gesammte Provinz Abruzzen eine Art Rechtsprechung, die natürlich nur aushilfsweise bei verwickelteren Angelegenheiten eintrat, wie es bei den juristischen Facultäten damals allgemein war.[2])

So gestalteten sich im Grossen und Ganzen die Zustände von Aquila. Genug dass wir die Bedingungen kennen lernen, unter denen sich die Individualitäten entwickelten, das Einzelne wird schliesslich nur der aufsuchen, der ein persönliches Interesse an diesen Mauern und Gassen nimmt. Bei einer Stadt wie Florenz lohnt es, auch den geringsten Wandlungen nachzuspüren, schon deshalb, weil sich die grossen florentinischen Geschichtsschreiber selber mit ihnen beschäftigt haben, nicht aber bei diesen kleineren, für die Gesammtentwickelung wenig in Betracht kommenden Städten. Wie dieser oder jener Parteiführer sich emporschwingt oder herabsinkt, wie Katastrophe sich auf Katastrophe häuft, das liest sich in den Chroniken wohl so spannend wie ein Roman, aber für die geschichtliche Entwickelung bleibt es ganz gleichgiltig, ob der Siegende Pretatti oder Camponeschi heisst. Nirgends mehr als in der italienischen Geschichte lernen wir begreifen, wie

[1]) Die in Sulmona aufbewahrten Bücher der Notare gehen bis 1560 zurück. Hier finden sich sogar massenhaft notarielle Contracte bei Verkäufen von Pferden und Maulthieren.

[2]) 18./10. 1458.

die Gestalt des Einzelnen, und gerade trotziger, selbstbewusster Individualitäten am meisten, zerfliesst in der Gruppe und in der Zeitrichtung, der sie angehört. Hier möge es genügen, wenn wir uns das Leben eines Mannes vergegenwärtigen, der mehr als ein anderer im Leben und Tod verhängnissvoll für seine Vaterstadt geworden ist und an dem sich der Schicksalswechsel, wie er in den italienischen Städten waltete, besonders deutlich darstellt. Es ist jener schon oft in diesen Zeilen erwähnte Ser Lalle Camponeschi.

An der Spitze seiner grossen Familie, seines Castells und seiner guelfischen Partei stehend, hatte er lange seinen Nebenbuhlern die Wagschale gehalten; dann ward er vertrieben und während seiner langen Verbannung machte er sich von seiner Burg Antrodoco aus fast gefürchteter, als er innerhalb der Stadt gewesen war. Im Einverständniss mit einer anderen Partei, die sich zurückgesetzt fühlte, drang er dann wieder in Aquila ein und wusste bald auch diese Mitbewerber völlig aus dem Sattel zu heben. Immerhin wäre Ser Lalle auf diesem Wege ein blosser Parteiführer geblieben, hätte er nicht den richtigen Moment erfasst, inmitten einer völligen Umwälzung Süditaliens als Parteigänger die concentrirte Kraft der Republik, über die er damals gebot, in die Wagschale zu werfen.

Die Ermordung des Königs Andreas durch eine intrigante Hofpartei im Einverständniss mit seiner jugendlich leichtsinnigen, ehebrecherischen Gemahlin Johanna I., hatte alle tüchtigen Elemente und nicht zuletzt die Bürgerschaft Aquila's tief empört. Das wenigstens war nicht blosse Neuerungssucht, sondern echtes beleidigtes Sittlichkeitsgefühl, was die Bürgerschaft dem Bluträcher, König Ludwig von Ungarn, in die Arme trieb zu einer Zeit, als die offene Erklärung für diesen noch die grössten Gefahren in sich barg. Lalle Camponeschi aber, der die feige Erbärmlichkeit der Neapolitaner Sippschaft kannte, dachte durch einen kühnen Entschluss sein Glück dauernd zu gründen. König Ludwig war in der That ein anderer, als ihn die Phantasie der Italiener sich vorstellte. Wie wunderte man sich, als der ungarische Barbar in der

Stadt, der er so viel verdankte, seinen Einzug hielt. Zwar das begriff man, dass er jede Empfangsfestlichkeit ablehnte dass er in schwarzer Kleidung zur Kirche ging, dass er sich ganz erfüllt zeigte von dem einen Gedanken der Rache, der ihn nach Italien geführt hatte. Aber als er nun beim Mahle, das ihm die Bürgerschaft gab, misstrauisch nur einige Bissen genoss und sich dann finster erhob, als er sich im Geben ebenso verschwenderisch gleichgiltig wie in der Rache thöricht wild zeigte, als sich die ganze zwecklose Hinterlist des Barbaren in ihm offenbarte, da waren die Italiener mit ihrem Urtheil fertig.

Und doch hatte Ludwig selbst in Aquila nicht so ganz Unrecht, seine Menschenverachtung zur Schau zu tragen. Wie ärgerlich wendet sich nicht auch der ehrliche Buccio von dem Schauspiel ab, das er hier mit ansah. Der König ward von habgierigen Bettlern umdrängt; jeder bat und forderte, so unverschämt er konnte, Grafschaften und Aemter, Land und Leute und Anwartschaften. Den besten Gewinn machte Lalle Camponeschi, der die grosse Grafschaft von Montorio, die Ausstattung eines alten französischen Gegners, davontrug. Sie blieb fortan seinem Geschlecht als die Grundlage einer Macht, die von den Parteiverhältnissen in Aquila unabhängig war. Als nun der Ungar planlos wieder in seine Heimath zurückgekehrt war, passte Lalle Camponeschi sogleich auf eine Gelegenheit, um sich der Königin soweit zu nähern, als es zur Sicherung des neu erworbenen Besitzes nöthig war. In deren zweiten Gemahl, dem klugen Ludwig von Tarent, hatte er aber seinen Meister gefunden. Das war ein Mann, der die beiden Eigenschaften seines Geschlechts, der Anjou: rücksichtslose Tücke und chevalereske Noblesse, so schön vereinigte, dass sich Süditalien gar keinen geeigneteren Herrscher wünschen konnte. Gleich sein erster Schritt zeigte das. Als Ser Lalle und die Aquilaner, die immer noch eine schwankende Stellung einnahmen, ihm, dem Könige, nach Sulmona eine Gesandtschaft entgegenschickten, behielt er dieselbe einfach als Geiseln zurück, trug dabei aber nicht nur den grössten Gleichmuth, sondern auch die grösste Liebenswürdigkeit zur Schau.

Die Aquilaner Machthaber fanden es auch in der That gerathen, sich mit ihm auf guten Fuss zu stellen. Als nach langen Unterhandlungen mit dem Papste endlich die Anerkennung Ludwig's erfolgt war, liess auch der Camponeschi zuletzt unter allen Baronen sich herbei, zur Krönung in Neapel zu erscheinen. Man kann es diesen Herren, von denen kaum einer ein reines Gewissen hatte, nicht sehr verdenken, wenn sie sich etwas zaghaft auf den Weg machten. Wie oft hat diese Scene nicht auch später bis auf Alfonso's und dann Karl's V. Baronenparlamente gespielt. Diesmal zeigte Ludwig die liebenswürdige Seite seines Wesens. Hier wäre Verrath auch nicht am Platze gewesen; als glänzender Fürst, als unermüdlicher Friedensstifter wollte er erscheinen. Wenn er nun aber den Camponeschi nicht von sich liess, sondern ihn mit Einladungen, die nicht abzuschlagen waren, von Stadt zu Stadt mit sich führte, bis er ihn zum Versprechen der Versöhnung mit der Gegenpartei bestimmt hatte, so war das doch auch eine Art Zwang.

Als der Camponeschi nach Aquila zurückgekehrt war, beeilte er sich durchaus nicht, seine Zusage zu erfüllen; der König sandte nun seinen Bruder Philipp mit ausreichenden Instructionen. Als dieser in das Gebiet von Aquila einritt, stiess er zuerst auf einen erschlagenen Mann; so erkannte er alsbald, wie es hier mit der Rechtssicherheit bestellt sei. In der Stadt wagte Ser Lalle, der sich um keinen Preis die ausschliessliche Führerrolle entwinden lassen wollte, das alte Doppelspiel. Er stellte sich gehorsam; die Verbannten zogen ein; aber kaum waren sie in den Thoren, da erhob sich mit wildem Lärm seine Partei, während er selber gleichgiltig zuschaute, und drängte jene wieder hinaus. Mit ihnen ging voll Zornes, Rache brütend, der beleidigte Friedensstifter. Ser Lalle aber suchte, als ob nichts vorgefallen wäre, den Davonreitenden ausserhalb der Stadt auf und gab ihm auf eine Strecke das Geleite. So sicher glaubte er sich. Als er nun aber umkehren wollte, fasste der Prinz die Zügel seines Pferdes, erklärte ihn als seinen Gefangenen; und im selben Augenblicke, als Ser Lalle sich, noch immer kaltblütig, zur

Antwort anschickte, fiel auch schon das Gefolge über ihn her und stach ihn nieder. Die wenigen Begleiter des Ermordeten jagten in blindem Schrecken nach Aquila zurück.

Auf die Kunde von dem, was vorgefallen, erhob sich dort sogleich der Aufruhr. Das Volk stürmte den Palast des Capitäns, in dem man in diesem Augenblick nur den Vertreter des Königs sah, plünderte und schleifte denselben. Rathlos waren auch die ruhigen Bürger. Buccio, der dem Parteiwesen so feindlich gesinnt ist, meinte doch: der Tod des Grafen sei der schwerste Verlust für Aquila, das er vertreten und geschützt habe. In Wahrheit aber zeigte sich alsbald, wie leicht ein solcher Mann, der nur durch seine Gegenwart geblendet hatte, zu entbehren sei. Damals war es, dass inmitten der allgemeinen Bestürzung ohne Widerspruch die Zünfte das Regiment, das den durch die Fehden und Parteiungen zerklüfteten Castellen aus der Hand fiel, aufnahmen. Ein Rath von 68 Männern wurde ohne Rücksicht auf jene alte Stadteintheilung gebildet; ihm trat bald als ausführende Behörde der Rath der Fünf, die Vertretung der fünf Zünfte, zur Seite. Das erste, was diese Versammlung that, war, dass sie sich an den Mörder Ser Lalles, an Philipp, wandte, zu dem sich der Capitän geflüchtet hatte, und dass sie diesen unentbehrlichen Beamten zurück verlangte.

Indem die Zünfte so den Tod des mächtigen Parteiführers nur als Privatsache behandelten, zeigten sie gleich Anfangs, dass sie sich überhaupt vom Parteiwesen unabhängig erhalten wollten. Behutsam und fast schüchtern waren auch ihre weiteren Schritte zu nennen; sie glaubten nicht die geringste Verantwortung für Ausgaben der Stadt übernehmen zu dürfen, sondern zogen, sobald es sich um solche handelte, die *massari* der einzelnen Castelle hinzu. Grade durch diese Zurückhaltung, die sie auch in den Verhandlungen mit der Krone bewährten, erwiesen sie sich als brauchbar; und als nach einigen Jahren (1358) ein Privileg König Ludwig's die Verfassungsänderung, die Einsetzung des Rathes der Fünf zu einer dauernden Institution machte, empfand man dies als den grössten Gewinn, und die Namen der Unterhändler wurden

von Buccio ausdrücklich der Nachwelt aufbewahrt, „weil in einem freien Bürgerstaat eine andere Belohnung nicht üblich sei.“

Auch weiterhin blieb die Bürgerschaft in Castelle und Quartiere eingetheilt; nach wie vor waren diese nicht nur auf locale Abtheilung, sondern auf gemeinsame Abstammung gegründet; die bedeutendsten Rechte der Selbstverwaltung standen ihnen zu, aber die politische Entscheidung war übergegangen auf die Berufsgenossenschaften, die ohne Rücksicht auf jene gebildet waren und sich mit ihnen durchkreuzten. So lange König Ludwig lebte, war das Verhältniss zur Krone ein gutes, und die neue Verfassung bewährte sich. Man spöttelte wohl, als für das streitige Castell Orsa den Sulmonesen eine bedeutende Geldsumme gezahlt wurde: „noch nie sei ein Stück Vieh so theuer gekommen als diese Bärin“, aber ein solcher Weg war doch jedenfalls dem alten des nachbarlichen Haders und der Beutezüge vorzuziehen.

Als jedoch mit dem vorzeitigen Tode Ludwig's die nie ganz beruhigten Zwistigkeiten im Reiche ärger als je zuvor wieder auflebten, da erwachte auch in Aquila der alte Streit, und die wechselseitigen Gewaltthaten der Adelsfamilien zerrütteten von Neuem das Gemeinwesen. Mit diesen Dingen hatten die Zünfte nichts zu thun; aber es war doch unmöglich, von ihnen abzusehen. Es zeigte sich, dass eine Verfassung, die auf friedliche Erwerbsinteressen gegründet ist, Zuständen, die aus festem Geschlechts- und Ortszusammenhang und aus altgewohnten Standesverhältnissen entspringen, die eine Fülle aufgesammelten Hasses bergen, nicht gewachsen ist.

Wo aber war etwas Besseres zu finden! Für die besondere Stellung, welche Aquila unter den italienischen Republiken einnahm, ist es nun bezeichnend, dass bei dieser allgemeinen Zerfahrenheit und Rathlosigkeit noch einmal die Bauern das Heft in die Hand zu nehmen trachteten. Die Erinnerung, dass es ihr Stand gewesen sei, aus dem der Entschluss zur Gründung der Stadt hervorgegangen war, und dass dies zur Sicherung des Rechtes und des Friedens geschehen sei, war

bei ihnen nicht geschwunden. So rückten sie jetzt in hellen Haufen bewaffnet vor die Stadt, forderten Abstellung der Parteiungen, unter denen das ganze Land zu Grunde gehe, und eine strenge Rechtspflege. Es zeigte sich jetzt, dass sich im Laufe eines Jahrhunderts doch eine Scheidewand zwischen Bauer und Bürger erhoben hatte; man fürchtete sich in der Stadt mit Recht vor dem Aufruhr und selbst eine Zerstörung schien nicht ausgeschlossen. Die Zunftverfassung hatte sich in diesen Wirren als unzulänglich erwiesen. Wenn sie jetzt abgeschafft wurde und man zum alten Zustande zurückkehrte, so ist das vielleicht nicht geradezu auf die Forderung der Bauern hin geschehen, aber jedenfalls hängt diese Verfassungsänderung mit einer Reaction gegen den Gewerbestand zusammen.

Besser wurde es natürlich auch nachher nicht und man kehrte schliesslich bald zum Rathe der Fünf wieder zurück. Wenigstens den äusseren Frieden gewährleistete dann die Zwingherrschaft des Königs Ladislaus, aber sie prägte zugleich den Aquilanern die Lehre ein, dass die bürgerliche Freiheit, selbst um den Preis der Unruhen, die sie mit sich führt, zu erkaufen sei. Mit dem Tode des Condottierenkönigs fiel auch sein Castell in der Stadt, und fortan duldete die Bürgerschaft weder in dieser, noch im Gebiete, noch auch nur in der Nähe desselben eine königliche Zwingburg, bis nach mehr als einem Jahrhundert die Spanier die ihre errichteten.

Bald wurde nun Aquila in die Streitigkeiten hineingezogen, die sich um die Erbschaft der verworfenen und schwachsinnigen Johanna II. schon bei ihren Lebzeiten abspielten. Es hielt sich zur angiovinischen Partei und auch nachdem Alfons von Aragonien gesiegt hatte, bewahrte es vorwiegend aus republikanischem Widerspruchsgeist diese Stellung. Es hatte ihr in der That die fast uneingeschränkte Selbständigkeit zu danken.

Alfonso hatte, nachdem sein eigentlicher Rechtsanspruch, die Adoption durch die Königin, bald hinfällig geworden war, sich auf die eine der beiden grossen Condottierenfractionen Italiens, die des Braccio, gestützt, wie er denn auch später

dessen Erben Picinino bis zur Unklugheit begünstigt hat. Braccio fasste die Unterstützung, die er Alfonso angedeihen liess, als ein Compagniegeschäft auf, bei dem er sich selber seinen unabhängigen Staat gründen wollte. Die Abruzzen mit ihrer kriegstüchtigen Bevölkerung, mit ihrem blühenden gewerblichen Mittelpunkt hatte er sich hierzu ausersehen. So kam es, dass die grösste und berühmteste, auch nebenbei gesagt die einzige blutige, Condottierenschlacht unter den Mauern von Aquila geschlagen worden ist. Wenn Jacopo Caldora, dem genialsten Feldherrn der Abruzzen, der taktische Hauptruhm zufiel, wenn der junge Franz Sforza sich als Erbe des väterlichen Ruhmes schon hier bewährte, so hat doch die Bürger- und Bauernbevölkerung von Aquila unter der Führung der Camponeschi nicht nur durch die hartnäckige Vertheidigung der belagerten Stadt, sondern auch durch ihre ungestüme Tapferkeit in der Schlacht das Beste gethan. (1443)

Auf die militärischen Folgen dieses Sieges für die Abruzzenbevölkerung ward schon oben hingewiesen, für die Stadt Aquila wurde dieser Ruhmestag von besonderer Bedeutung für ihre äusseren und inneren Verhältnisse. Zunächst freilich ward der Einfluss der Camponeschi durch ihr grosses Verdienst wieder über Gebühr gestärkt. Während die friedliche Verwaltung in den alten Bahnen ging und der Wohlstand sich fortwährend hob, ward die Politik der Stadt wieder ganz von den Grafen von Montorio abhängig. Ja noch mehr! In einem so gut verwalteten, in allen Civilsachen so scharfsinnig geleiteten Gemeinwesen duldete man es, dass im wichtigsten Punkte, in dem der Freiheit und des Lebens der Bürger, Willkür herrschte. Die alten Parteien waren auch jetzt nicht verschwunden; bald verbannte man die Unterdrückten, bald liess man sie zu, hielt sie aber argwöhnisch in einer Art rechtlosen Zustandes. Es kostete den Camponeschi nur ein Wort, um einen Kopf fallen zu lassen, der ihnen unbequem war. Immer können wir jedoch annehmen, dass es sich hierbei ausschliesslich um alte, mit Grundbesitz angesessene Geschlechter handelte; bei ihnen und ihren Bauern hafteten unaustilgbar die alten Blutfehden und

Feindschaften, und gewiss führten sich manche von diesen zurück bis in jene Epoche, da in der neugegründeten Stadt die einzelnen Castelle eifersüchtig mit einander kämpften. Die Zünfte aber standen nach wie vor ganz ausserhalb der Parteien; sie besassen ihre eigene festgeschlossene Verwaltung und übten wie bisher den Hauptttheil der allgemein städtischen aus.

Dass auch die Stellung der Camponeschi im Grunde verschieden war von einer Tyrannis, wie sie anderwärts von Einzelnen oder von Geschlechtern besessen wurde, zeigt der Untergang des Hauses. König Ferrante, der Aragonese, hat jenen althergebrachten Kniff italienischer Staatskunst, der uns auch in der Geschichte Aquila's wiederholt begegnet ist: einen Gegner arglos zu machen, ihn anzulocken und dann die Falle zuzuziehen, zur höchsten Virtuosität ausgebildet und ihn so häufig und erfolgreich — wenn man ein Verfahren, das dem Herrscherhaus auf die Dauer völlig den Rest moralischen Bodens untergrub, noch erfolgreich nennen darf — geübt, wie kein anderer Fürst. Auch das Haupt der Familie Camponeschi, der Graf von Montorio, wurde in dieser Weise durch ehrenvolle Einladung herbeigezogen und alsbald ohne einen Schein des Rechtes gefangen gesetzt. Was das bei Ferrante heissen wollte, wusste ein jeder. In der Todesangst versprach der Gefangene alles, was man ihm abpresste. Wenn aber Ferrante geglaubt hatte, auf diesem Wege seine Autorität in Aquila zu erhöhen, so hatte er sich gründlich geirrt. Es wiederholte sich dort dasselbe Schauspiel wie nach der Ermordung des Ahnherrn der Camponeschi, Ser Lalle. Auf die Nachricht von der Gefangennehmung des Grafen brach der offene Aufstand los, der Kriegszustand herrschte in den Abruzzen und die Gefahr eines allgemeinen Brandes lag nahe. Ferrante zog es vor, den Camponeschi, nachdem er ihm nur persönlich möglichst viel abgedrungen, zu entlassen. Als nun aber dieser der Stadt, in der er so lange die höchste Gewalt besessen, nahte, schlossen sich ihm ihre Thore, und ein Decret empfing ihn, welches ihn und seine Familie auf immer von der Stadt ausschloss.

Nur der Schutz, den das Grafengeschlecht als Heerführer und Vertreter der Bürgerschaft gewährte, hatte bisher seine Machtstellung erträglich erscheinen lassen; als sich jetzt herausstellte, dass dieser Zweck nicht erreicht werde, dass im Gegentheil diese Stellung einer Familie nur zu Verwicklungen Anlass gebe, entledigte man sich rasch entschlossen der Lästigen. Auf dem vom städtischen Treiben unabhängigen Herrschaftsbesitz hatte seit Ser Lalle die Bedeutung der Camponeschi beruht, jetzt wurde ihnen eben dies verhängnissvoll; nachdem sie in die Reihen der grossen Lehensträger eingetreten waren, unterlagen auch sie jener Unsicherheit, die einer solchen glänzenden Existenz anhaftete. Als städtische Patrizier hätten sie sich wie andere ihresgleichen gehalten, als Barone starben sie jetzt aus. (1490) Weiter trugen die Folgen des Sieges über Braccio in bürgerlicher Beziehung. Fortan konnte sich Aquila als selbständige Stadt betrachten und wurde als solche von Freund und Feind respectirt. Obgleich sich schliesslich im Königreiche der Sieg der Gegenpartei zugewendet hatte, so ward auch dadurch der Gewinn, der Aquila einmal zugefallen war, nicht beeinträchtigt. Seine Unterwerfung unter Alfonso war die ehrenvollste; es erhielt zu den Privilegien, mit denen es der auf die Hilfe der Stadt ganz angewiesene König René ausgestattet hatte, noch weitere, sehr nutzbare.

Auch so gehorchte Aquila den Aragonesen nur so lange, als ihm behagte. Jedesmal, wenn die Angioinen eine Erhebung wagten, war Aquila bereit, ihnen Hilfe zu leisten; aber gewiss: wenn die Anjou's geherrscht hätten und die Aragonesen die Angreifer gewesen wären, so würden sie jene unterstützt haben, wie sie denn in der That 1495 alsbald als selbstständiges Mitglied der Liga gegen Karl VIII. beitraten, dem sie sich Anfangs gleich den übrigen Italienern mit Begeisterung zugewandt hatten. Nicht als ob man etwa je daran gedacht hätte, das staatsrechtliche Band, das die Stadt mit dem Königreiche verknüpfte, zu zerreissen. Dazu bot es zu viele Vortheile für die Stadt. Schon dass man auf die Häfen der Küste und auf die Weiden Apuliens angewiesen war, hätte eine Lossagung unmöglich gemacht; man genoss

lieber zugleich die Annehmlichkeiten einer freien und einer Unterthanenstadt.

Man zahlte alljährlich eine im Vergleich zu dem hohen Wohlstand der Stadt sehr geringe Abgabe, dem Namen nach 4000 Goldgulden, in Wahrheit aber wurden hiervon die Hälfte in feinen Tüchern und anderen Fabrikaten der Stadt geliefert. Alle ausserordentlichen Beisteuern und Geschenke, die, da sie jedesmal durch besondere directe Besteuerung aufgebracht wurden, die Bürgerschaft belästigt hätten, hatten längst aufgehört. Wenn der König in die Abruzzen kam, hütete er zich wohl, Aquila zu berühren; wirklich hätte er ohne eine besondere Einladung die Stadt nicht besuchen können. Aber auch als eine solche erfolgte, hielt sich Alfonso zwar einen Tag über in den Mauern auf und betrachtete mit seinem immer gleich bleibenden Interesse an allem Originellen die merkwürdige Stadt und ihre Einrichtungen, aber man konnte ihn nicht bewegen, auch nur eine einzige Nacht in ihr zu verweilen.

In dem feudalen Neapel war die demokratische Bauern- und Bürgerrepublik eine seltsame Erscheinung. Sie erregte auch bald die Schilderungslust der Humanisten, die, durch Alfonso's Gunst herbeigezogen, nach und nach in das süditalienische Leben hineinwuchsen. Pontan hat in seinem Geschichtswerk Aquila's Ursprung, der noch immer in der Stadtverfassung zu erkennen war, seinen Gewerbefleiss und seine trotzige Eigenart geschildert, und Tristan Caraccioli hat das Schicksal der letzten Camponeschi mit in jenes Werkchen gezogen, in dem er die Tragödien der Fürsten- und Herrengeschlechter des Südens verfolgt.

Während Aquila derart in leidlicher Ruhe die Früchte eines, trotz aller Schwankungen im Grunde stetigen, 200jährigen Strebens genoss, bereiteten sich schon die Ereignisse vor, die der städtischen Freiheit ein Ende machen sollten. Es ist das Schauspiel, welches die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts in Italien überall zeigen: was langsam aus innerer Gesetzmässigkeit hervorgegangen war, fällt dem Ansturm einer äusseren Gewalt zum Opfer. Es ist kein organischer

Abschluss, den diese Geschichte findet, so wenig der Sturm ein solcher ist, der den lebensfrischen Baum knickt.

Süditalien gehorchte den Spaniern, aber noch schien deren Herrschaft nicht völlig gesichert. Aquila folgte seinen alten französischen Sympathien oder vielmehr seiner alten Abneigung gegen die übermächtigen Beherrscher von Neapel. Als Lautrec's Angriff auf den Süden gescheitert war und Philibert von Orange Blutgerichte über den unzuverlässigen Baronenadel verhängte in der offenbaren Absicht, dessen Selbstständigkeit besser zu brechen, als es den Aragonesen gelungen war, da theilte auch die Abruzzenrepublik das Loos dieser ihrer alten Gegner. Aquila musste sich auf Gnade und Ungnade den Spaniern übergeben. (1529) Ausser hoher Contribution führte der Sieger auch noch die Kirchenschätze mit hinweg; die alte Verfassung ward aufgehoben, königliche Beamte traten an die Stelle der republikanischen; an dem höchsten Punkte der Stadt, dem Gran Sasso gegenüber, auf einem grossen, gewaltsam freigelegten Platz wurde eine Citadelle gebaut, (von 1534—40) die als eine der festesten und bestconstruirten der Renaissancezeit gilt. Lange trug sie die höhnende Aufschrift: „*ad reprimendam Aquilanorum audaciam*“, und dieselbe ist einer milderen erst gewichen, als wirklich jener Trotz nicht nur gezügelt, sondern gelähmt war.

Sich dem Joche der Weltmacht zu entziehen, wäre unmöglich gewesen; dass aber der republikanische Sondergeist selbst den Spaniern einige Rücksicht abnöthigte, können wir daraus schliessen, dass Philipp II. seiner Halbschwester Margarethe, die mit einer unruhigen Bürgerbevölkerung umzugehen gelernt hatte, die Abruzzen als Statthalterschaft oder vielmehr als eine Art Fürstenthum überwies. Die kluge Frau, die auf die Dauer in den Niederlanden des Geistes einer aufstrebenden Republik nicht Herrin geworden war, verstand es, die Schatten einer untergegangenen Republik zu versöhnen. Die Abruzzen haben unter ihr eine kurze Nachblüthe genossen und ihren Tod aufrichtig betrauert.

So verlief Aquilas politische Geschichte. Ihr Endergebniss war Null, und so war es auch das Schicksal von ganz Italien.

Vergegenwärtigen wir uns nur noch, was hier von bleibenden Erzeugnissen des Geistes hervorgebracht worden ist, welchen, wenn auch noch so geringen, Antheil diese Stadt und Landschaft an dem grossen Culturerwerbe Italiens genommen hat, um dessenwillen allein wir dieser Geschichtsperiode einen der höchsten Plätze in der Weltgeschichte anweisen!

Schon die Neapolitaner Humanisten fanden mit den Aquilaner Aristokraten mancherlei Berührungspunkte. Voll Stolz verglichen sich die Aquilaner mit den Florentinern; schon bei Buccio kommt für sie die Bezeichnung „Florentiner der Abruzzen" vor. Es geschah dies zunächst mit Rücksicht auf die freie bürgerliche Verfassung der Stadt, — war doch dieselbe wirklich zuerst durch einen Florentiner, Messer Lucchesini, geordnet worden —, aber auch die rege Theilnahme an allem geistigen Leben hat sie dazu berechtigt. Wenn wir den weiten Abstand zwischen der Stadt Dante's und Michel Angelo's und jener des Buccio di Rainallo und des Silvestro dell'Aquila auch immer im Auge behalten, so bleibt doch ein berechtigter Kern an jenem Vergleiche: wir haben es hier wie dort mit einer Cultur zu thun, die nicht an der Hofgunst genährt, sondern aus bürgerlichem Gemeinsinn erzeugt ist; und mit einer solchen steht Aquila in Süditalien fast allein da.

Die Stadt, mit deren Ursprung die historische Sage, nicht eine halbgelehrte, aus antikem und romantischem Fabelwerk zusammengesetzte, sondern die echt entsprossene Sage, verknüpft ist, die Stadt, die von Anfang an das historische, volksthümliche Lied besass, sie bot auch weiterhin für die locale Geschichtsschreibung den geeignetsten Boden. Nicht ein weiter Blick und eine kunstvolle Verknüpfung, auch nicht die Reflexion, die für den Humanisten Hauptsache war, sondern die Freude am Einzelnen, die Wichtigkeit, mit der man jeden Wechselfall behandelt, das Interesse am Geschehen, das sind die Eigenschaften, welche italienische bürgerliche Geschichtsschreibung kennzeichnen; wo sie fehlen, da fehlt gewiss auch ein eigenartiges geschichtliches Leben. Gerade diese Eigenschaften zeichnen die Aquilaner Chronisten aus. Wie dürftig erscheinen neben diesen Reimchroniken die

formlosen Aufzeichnungen aus der Stadtgeschichte Neapels im 14. und 15. Jahrhundert, selbst noch am Ende dieser Zeit die Diarien des Passero und die Chronik des Notar Giacomo. Selbst das Festhalten an der dichterischen Form zeugt doch von dem Wunsch, den Inhalt zu adeln und auf das Leben, das hier geschildert wird, einen Schimmer poetischen Glanzes fallen zu lassen. Wenigstens in dem Heldengedicht, das in endlosen Stanzen die Geschichte des Kampfes mit Braccio erzählt, ist diese Absicht nicht ganz verfehlt. So unerträglich die Breite, so unbeholfen die trockene Erzählung erscheint, so weht uns doch der Geist jener denkwürdigen Tage kenntlich entgegen, und es ist vor allem anzuerkennen, dass man dem eigenen Ruhm nicht durch Herabsetzung, sondern im Gegentheil durch möglichste Erhebung des besiegten Gegners die nöthige Folie zu geben suchte. Jedenfalls ist das Gedicht viel mehr werth als alle bestellten humanistischen Fabrikate ähnlicher Art.

Dann drang die humanistische Bildung und zugleich das Bestreben, ein gereinigtes Italienisch zu sprechen und zu schreiben, in den angesehenen und reichen Kreisen der Stadt ein, wohl nicht von Neapel, sondern unmittelbar aus Toskana her; und wiederum ist es die heimathliche Geschichtsschreibung, in der sich diese veränderte Bildung äussert. Stolz rechnet der eine dieser Historiker, Giovanni Pico, seine Vaterstadt zu den sieben berühmten Städten Italiens, nach denen er sein Werk benennt; es sind insgesammt freie Städte. Der bedeutendste unter ihnen, Cirillo, hat noch die Zerstörung dieser Freiheit durch die Spanier geschildert. Fortan lohnte eine Geschichtsschreibung nicht mehr; nun mochte das Zeitalter antiquarischer Erforschung beginnen. Jetzt wusste man schon längst, dass Amiternum, welches man als die Mutterstadt Aquilas betrachten konnte, die Heimath des geistreichsten römischen Historikers gewesen war; man sammelte bereits, gerade weil man sonst so wenig von den hochverehrten Resten des Alterthums besass, emsig die Inschriften, und ein Partricier Aquilas, der vielgewanderte und vielgewandte Mario Angelo Accursio ward einer der besten Epigraphiker des 16. Jahrhunderts.

Lange aber bevor diese Männer wirkten, hatte die Bürgerschaft es schon gewagt, eine eigene Universität in Aquila zu gründen. Es war dies eines der Privilegien, die man beim Frieden mit König Alfonso zur Bedingung machte; der selbständigen Stadt gebührte auch eine selbständige Hochschule. So gering man nun auch den Einfluss der ausschliesslich von praktischen Rücksichten beherrschten Universitäten auf die Ausbildung der Renaissancecultur anschlagen muss, so gewiss hatten dieselben doch als Vermittler des anderweitig entwickelten geistigen Lebens mit der Praxis ihre Bedeutung. Und gerade das war für eine Stadt wie Aquila von Wichtigkeit.

Viele Juristen und Theologen, deren Namen jetzt längst vergessen sind, werden uns als Söhne Aquilas genannt. Wenn solche auch in auswärtigen Städten zu Ruhm gelangten, so wurde dies in der Heimath mit besonderer Freude bemerkt. Auch mancher hohe Würdenträger der Kirche stammte aus Aquila, und wenigstens einer unter ihnen hat sich hier ein bleibendes Gedächtniss gestiftet.

Amico Agnifilo hatte einen Lebensgang eingeschlagen, wie er bei der römischen Curie oft vorkam: vom Schreiber allmählig aufgestiegen zum Cardinal, hatte er sich als kluger Verwalter von Unterthanenstädten, und wo es Noth that, auch als Kriegsmann bewährt, schon damals aber hatte er als echter Prälat der Renaissancezeit mit Vorliebe Bauten aufgeführt und Gelehrte begünstigt.[1]) Als nun das Bisthum seiner Vaterstadt frei wurde, erkor er sich dieses als höchste Belohnung und brachte den Rest seines Lebens († 1486) wie ein anerkanntes Oberhaupt der Bürgerschaft in der Heimath zu. Es war die goldene Zeit für die Kunst Aquilas. Im Kleinen spielte der humanistische Bischof gegen Francesco da Monreale und Silvestro Arsicola eine Rolle wie die gleichgesinnten Päpste gegen die grössten Künstler Italiens. Das bedeutendste der von der Stadt bestellten Werke sollte sein eigenes Grabmal von der Hand des Silvestro sein. Es hat lange Zeit den Dom geschmückt, aber es ist jetzt fast spurlos untergegangen.

[1]) Ueber ihn Leosini s. S. Massimo.

Wahrscheinlich war es auch Agnifilo, der zuerst einen Buchdrucker, Adam von Rotweil, schon im Jahre 1478 nach Aquila zog. Da ist es nun wiederum bezeichnend für die Bevölkerung, unter der dieser Deutsche seine Werkstatt aufschlug, dass er vorwiegend italienische Uebersetzungen der Classiker druckte; jene beiden Werke der griechischen Literatur, die für ein bürgerliches Publikum immer am meisten Anziehungskraft besitzen werden, stehen hier oben an: die Lebensbeschreibungen des Plutarch (vom Jahre 1482) und die Fabeln des Aesop (von 1493).[1])

Jedoch wird Niemand eine besonders hervorragende Stellung auf dem Gebiet der Literatur und Wissenschaft von der Abruzzenstadt verlangen oder erwarten. Zu deren Entwickelung bedarf es in der Neuzeit andere Vorbedingungen, als sie eine, immerhin abgelegene und kleine Stadt bieten kann; wohl aber war es in dem Italien des 15. Jahrhunderts möglich, dass eine selbständige bildende Kunst in jeder Landschaft mit eigenartigem Leben sich erheben konnte.[2])

Und gerade in dieser Hinsicht stehen die Abruzzen und ihre Hauptstadt so tüchtig da, wie die vielfach ähnliche Nachbarlandschaft Umbrien, wenn auch hier nicht wie dort auf der breiten, gesunden Grundlage einer etwas handwerksmässigen aber reinen, ernsten und ganz volksthümlichen Kunst sich ein einzelner und einziger Genius wie Raphael emporgeschwungen hat.

Der enge Zusammenhang dieser Kunst nicht nur mit dem Leben überhaupt, sondern geradezu mit den provinziellen Eigenthümlichkeiten desselben tritt uns in ihren Werken entgegen. Gleich das älteste Kunstwerk der Stadt Aquila weist auf die Eigenart eben jenes Gemeinwesens hin. Es ist

[1]) Leosini, Einleitung.

[2]) Aquila besitzt eine eigene umfassende Kunstgeschichte: Leosini, Monumenti storici artistici di Aquila. 1848. Sie ist eines der besten derartigen Werke, mit warmem Localpatriotismus und doch mit Kritik geschrieben. Leider ist sie aber ausserhalb Aquilas fast unbenutzbar, denn es wird in ihr immer ein Gebäude nach dem andern mit allem, was in, um und an ihm ist, behandelt.

der grosse Brunnen an der *porta di Rojo,* das Denkmal des ersten Capitäns Lucchesini von Florenz, vom Jahre 1272. Ein viereckiger Hof ist in den steil abfallenden Felsen gemeisselt, gross genug, um ganzen Reihen von Wäscherinnen und Schöpferinnen Raum zu lassen; in einem ringsum laufenden steinernen Trog sprudelt das Wasser aus 99 Köpfen, die in der harten aber charaktervollen Weise des 14. Jahrhunderts gearbeitet sind. Es ist ein redendes Zeichen für die Verfassung der Stadt: jedes Castell ein eigener Kopf, und alle zusammen doch ein erquickender Brunnen, die *universitas Aquilae.* Eine Inschrift, die älteste der Stadt, thut uns die Gesinnung kund, der dies Werk seinen Ursprung dankt. — „Die junge Stadt erfreut sich des jungen Brunnens, aber vom Werk seien die Gedanken geleitet auf dessen Beschützer; jener Lucchesini, der Athlet, dem das Volk zujauchzt, soll gepriesen werden.[1])“

Dieser Wunsch: mit dem Kunstwerk zugleich die Erinnerung an dessen Urheber zu verbinden, dieser mächtigste Hebel der Kunstentwickelung Italiens, machte sich von vornherein in Aquila auf's Stärkste geltend. Auch hier zeigt sich der Unterschied zwischen den Castellen und Quartieren einerseits, den Zünften andererseits. Jene haben zwar die Mehrzahl der Kirchen gebaut, aber nur deshalb, weil jede Gemeinde ein eigenes Gotteshaus bedurfte, die Zünfte aber sorgten schon in einer Zeit, als sie politisch noch nichts bedeuteten, nicht nur bei den Festen für die nöthige Pracht, sie legten auch schon Gaben zusammen zu bestimmten religiös künstlerischen Zwecken[2]): die freie Genossenschaft muss auch nach Aussen hin ihr Dasein und ihren Werth anders bezeugen als die natürliche.

Als dann der Reichthum der Gewerbe stieg, wurden zur Ehre der Heiligen und zum Schmuck der Stadt wiederum von den Zünften, zumal von der der Tuchmacher, bedeutende

[1]) Die Inschrift bei Mur. Ant. VI. a. a. O.
[2]) B. d. R. str. 244 f. a. a. 1327.

Kunstwerke gestiftet. Wie sich die Florentiner *arti* in Orsanmichele ein Denkmal sonder gleichen setzten, so thaten es in ihrer Art die Aquilaner mit dem Grabmal des heiligen Cölestin und mit Silberstatuen und Silbersärgen ihrer Heiligen.

Mit dem 15. Jahrhundert begann dann die Kunstleidenschaft auch einzelne Bürger zu erfassen, nicht die adligen Gewalthaber — diese haben nur sich selber Denkmäler setzen lassen —, sondern reiche Kaufleute und Fabrikanten. Einer von diesen, Jacopo di Notar Nanni († 1505) wurde der Gönner des Silvestro d'Arsicola, und durch ihn ward dieser bedeutendste Künstler der Abruzzen in den Stand gesetzt, seine Ideen ungehemmt auszuführen. Das kostbarste Kunstwerk Aquilas, die Tumba des heiligen Bernhardin, hat er gestiftet und am Sockel derselben ist gegenüber dem Preise des Heiligen auch das Lob des Stifters eingegraben in Hexametern, welche der Kunstbegeisterung und der Ruhmessehnsucht in naiver Weise Ausdruck leihen. Auch die städtische Verwaltung trat in den Kreis der Kunstförderer mit ein; dass sie damit langsamer vorging und einmal den Tadel des eifrigen Johann Capistrano erfuhr, ist nur natürlich.

So haben die Kräfte, welche in ganz Italien die Kunst gross und volksthümlich machten, auch in Aquila gewirkt. Mit Erstaunen ersehen wir aus Leosini's Werkchen, wie erfüllt von Kunstwerken aller Art Aquila im 16. Jahrhundert war, und wie dieselben fast ausschliesslich von Abruzzesen geschaffen waren. Ausserdem aber mischt sich ein besonderer bäuerlicher Zug noch überall mit ein. Er tritt zunächst in dem zähen Festhalten gewisser alter Eigenthümlichkeiten, die zuletzt werthlos geworden waren, hervor.

Die Stadt Aquila war, rasch erbaut, gleich Anfangs mit einer übergrossen Anzahl von Kirchen versehen worden: der Stil jener Tage tritt deshalb in hundertfacher Wiederholung dem Auge entgegen; er blieb herrschend und ist nie ganz überwunden worden. Zwar über das Innere dieser Kirchen können wir nicht urtheilen. Eilfertig, wie sie errichtet waren, sind sie fast sämmtlich den Erdbeben zum Opfer gefallen, und die Reste, welche sich gerettet haben, sind von der gedankenlosen

und geschmacklosen Putzwuth des vorigen Jahrhunderts bis zur äussersten Unkenntlichkeit entstellt worden. Aber die Façaden stehen noch. Sie alle sind genau quadratisch und wenig gegliedert, sie dienen nur als Untergrund, gleichsam wie ein ausgespanntes Tuch, für die prächtigen Portale und Rosenfenster. Man erstaunt bei genauerer Betrachtung über die Mannigfaltigkeit, die bei einer so einfachen Anlage zu erzielen ist. Ernst, mit hoher Freitreppe, mit schweren, im Einzelnen fast barbarischen Zierrathen des romanischen Stiles, steht die älteste Pfarrkirche, S. Maria di Paganica, vor uns; die höchste Pracht zeigen die in vollendeter italienischer Gothik ausgeführten Portale und die mit dem reichsten, jedoch nicht üppigem, Masswerk ausgefüllten Rosenfenster von San Domenico, einer Gelübdekirche des gefangenen Königs Karl II., und von S. Maria di Collemaggio, dem hochverehrten Heiligthum Coelestin's; fast dieselben Motive aber in's Zierliche und Feine übertragen, wie es kleineren Kirchen ziemt, weisen S. Giusta und S. Pietro in Coppito auf; und so gewährt fast eine jede dem Beschauer irgend ein Stück, an dem er seine Freude haben kann.

Nun ist es merkwürdig, wie sich die Renaissance mit diesem Stil auseinandersetzte. Vor dem Thore auf dem Kirchhofe liegt das erste ihrer Werke, die zierliche Begräbniscapelle S. Maria di Soccorso. Sie ist auf's Genaueste in der Raumeintheilung mit jenen älteren übereinstimmend gebildet, aber statt der Wülste und Zickzackstreifen, statt der Linienornamente und Thiergestalten sehen wir nun zu dem noch rundbogigen Portale in übermüthiger Weise antikisirende Halbsäulen, Hohlkehlen, Eierstäbe u. s. w. zusammengestellt. Ebenso hat, allerdings zum Schaden, das Rosenfenster auf sein Masswerk verzichten müssen und sieht aus wie eine streng stilisirte antikeSchüssel. So baute man hier noch um's Jahr 1500.

Aber auch an der grossen Façade, die ein Sohn der Abruzzen, Cola d'Amatrice, von 1527 ab für die Grabkirche des heiligen Bernhardin erbaute, zeigte sich dasselbe Bestreben, auf der Grundlage des Altgewohnten das Neue zu gestalten. Sie ist weitaus das herrlichste Bauwerk des ganzen Abruzzen-

landes. Dem Grabe des Heiligen, den Italien als einen Gottgesandten verehrte, gebührten auch Kunstwerke, die sich den bedeutendsten der Halbinsel anreihen durften.

In einzig schöner Lage, hoch am Abhang des Berges, der in mächtigen, grünen Terrassen und Rampen abgestuft ist, erhebt sich die Kirche; tief drunten der Aternus und drüben die aufgethürmten Massen des Velinogebirges. Sie selber ist dann nochmals auf breiten Stufen über den umgebenden Platz emporgehoben. Die Art nun, wie hier mit den feinsten Profilirungen die drei Säulenordnungen in den drei Stockwerken verwerthet, der ganze Raum eingetheilt und belebt, der Abschluss durch das Kranzgesimse gegeben und in der mächtigsten Umrahmung doch die Stelle für das zierlichste Portal gefunden ist, das alles — wenn auch jetzt der Statuenschmuck der Nischen fehlt — erweckt dem Betrachtenden das Bewusstsein: hier könne er sich einen der schönsten Kunstgedanken der Hochrenaissance zu eigen machen. Es ist eines von den Gebäuden, die man mit Entzücken immer von Neuem betrachten kann, weil keine einzige Linie in ihm auf Täuschung berechnet ist. Und doch ist auch diese Façade absichtlich genau mit jenen älteren in Uebereinstimmung gebracht; es fehlen ihr weder die quadratische Form noch die drei Rosenfenster. Auch kann man nicht behaupten, dass diese letzteren einen besonders günstigen Eindruck machten, obwohl ich nicht zu sagen wüsste, wie sie besser vermieden worden wären.[1])

Dem heiligen Bernhardin ist auch das hervorragendste Werk der Aquilaner Sculptur, die Tumba von der Hand des Silvestro Arsicola, geweiht. Die Bildhauerkunst ist hier einen von der Baukunst ganz verschiedenen Weg gegangen: ein einzelnes bedeutendes Talent warf entschlossen alle mittelalterliche Ueberlieferung von sich und ward selber für die Nachfolger massgebend.[2]) Von den gothischen Werken der Sculptur

[1]) Früher sollen sie das Innere erhellt haben, jetzt sind sie vermauert.

[2]) Ueber Silvestro cf. Leosini s. S. Bernardino, S. Massimo, Soccorso und passim. Als Baumeister hat S. den schönen Säulenhof mit Bogen nördlich S. Maria di Paganica, vielleicht auch den im Palast der Franchi geschaffen.

sind nur die Grabmäler der Familie Camponeschi (in ihrem Familienheiligthume S. Giuseppe) und der ihr nahe verbundenen Gaglioffi als höchst charakteristisch bemerkenswerth. Was aus Bürgerkreisen hervorgegangen ist, das weist alles auf Umbrien und Toscana, die Länder der Bürgerfreiheit hin; diese Denkmäler von Baronengeschlechtern aber sind getreue Nachbildungen der Königsgräber in Neapel. Sie fielen natürlich weniger prunkvoll aus als diese, aber das Bestreben der Gewalthaber: in weitem Abstand zu wetteifern mit den Lehensherren, gegen die man sich so oft empörte, ist unverkennbar. Diese gothischen Grabmäler sind noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von einem Fremden, dem Meister Walter dem Deutschen, ausgeführt und selbst 1506 wurde noch ein gothisches Rittergrab errichtet.[1])

Mit der gothischen Form des aufgethürmten Hochgrabes wusste Silvestro nichts zu beginnen, während sein Zeitgenosse Donatello sich ihr wenigstens einmal in Neapel gefügt hat. Auch Silvestro hat wiederum für die Camponeschi ein Denkmal geschaffen, diesmal für eine Frau und deren Töchterchen, er ist aber dabei genau in die Bahn getreten, die auch Desiderio da Settignano einschlug. Kein liebenswürdigeres Werk hat er geschaffen als diese edle liegende Frauengestalt mit dem kleinen schlafenden, kerngesunden Kinde. Bedeutender aber sind doch seine Werke, die San Bernardino zum Gegenstande haben. Während in dem Figurenschmuck des Portals und des Grabmals sich ein kräftiger Realismus zeigt, wie ihn die merkwürdige Mönchsgestalt des Heiligen erforderte, so ist über die Pfeiler und Flächen des gebäudeartigen Reliquienschreins eine solche Fülle der schönsten und edelsten Ornamente ausgeschüttet, dass dies Werk keinem der Florentiner Frührenaissance nachsteht.[2]) Ein halbes Jahrhundert später hat dann ein fremder Meister ein gleich prächtiges Grab für

[1]) Leosini s. S. Domenico und S. Giuseppe.

[2]) Hier, wie oft, ist man freilich über den Antheil, den ein Genosse Salvatore gehabt, nicht recht im Klaren. Von diesem Salvatore soll dann auch der Hof im Palast der Franchi herrühren, der meines Erachtens nach den schönsten römischen gleich zu schätzen ist.

den anderen Heiligen der Stadt, Coelestin, gearbeitet; während der architektonische Aufbau desselben weit vollkommener ist, sehen wir, wie sehr schon in dieser Zeit, die doch sonst nur eine künstlerische Aufwärtsbewegung zeigt, das Gefühl für die Schönheit des Ornaments über dem Wunsch, charakteristisch zu sein, zurückgetreten ist.[1])

Merkwürdig ist es nun, dass ein Meister wie Silvestro, der im Marmor das Bedeutendste leistete, doch mit Vorliebe sich dem niedersten Stoffe der Skulptur, dem Holz, zuwandte. Wenn man Werke, wie seine Heiligenstatuen auf den Chorschranken von San Bernardino und seinen mit peinlicher Wahrheitstreue, die sich jedoch von anatomischer Pedanterie entfernt hält, gearbeiteten heiligen Sebastian betrachtet, so möchte man fast glauben: er habe das Holz zum Marmor veredeln wollen; ob er damit die Grenzen jener Kunstgattung verlassen, vermöchte ich nicht zu sagen. Mit dieser Vorliebe ist Silvestro ein echter Sohn seiner Heimath, denn bei den Abruzzesen ist, wie bei so vielen Gebirgsbewohnern, die Holzschnitzerei stets heimisch gewesen. Diese Werke eines bäuerlichen Kunsthandwerks haben sich erhalten, jene des bürgerlichen, der Goldschmiedekunst, sind der Habgier der Eroberer zum Opfer gefallen. Gerade auf sie waren die Aquilaner besonders stolz, und was von ihnen erzählt wird, lässt diesen Stolz auch als berechtigt erscheinen. Schon Philibert von Oranien schmolz ein, was er von solchen Kostbarkeiten vorfand. So tief gedrückt die Stadt damals auch war, so war doch ihr Erstes, diese Lücken wieder zu schliessen. Die Heiligen-Sarkophage wurden zwar nicht ganz so kostbar,[2])

[1]) Leosini S. Bernardino und Collemagio. Leosini hat auch die, schon nach den Zeitverhältnissen unwahrscheinliche Angabe, dass Silvestro ein Antheil an der Ausführung des Triumphbogens Alfonso's in Neapel gebührt. Auch ich bin in der Einleitung derselben gefolgt. Aus den im Archivio storico per le provincie Napoletane VI. 421 ff. veröffentlichten Notizen über den Bau geht die Unhaltbarkeit jener Annahme hervor. Besser beglaubigt scheint es, dass Silvestro an den späteren Sculpturen des Doms von Orvieto mitgearbeitet hat.

[2]) S. Equizio z. B. erhielt statt der Silberstatue jetzt nur eine hölzerne, aber von der Hand Cesuras.

aber um so kunstvoller — es war die Blüthezeit der italienischen Kunst, in der dies geschah — von Neuem gestiftet. In dieser Gestalt haben sie die spanische Zeit überdauert, aber die französischen Revolutionsheere haben sie als gute Beute betrachtet und sie in den Schmelztiegel wandern lassen.

Und ebenso ist von der Bilderfülle, mit der ganze Geschlechter von Malern im 15. und 16. Jahrhundert die Kirchen Aquilas geschmückt, nur ein geringer Rest übrig geblieben. Tritt man vor eines dieser Freskogemälde, etwa vor die schöne „Taufe Constantin's" von Francesco di Montereale in S. Silvestro, so wird man keinen Augenblick in Zweifel sein, wo diese Kunst ihren Anschluss findet. Das sind die pfirsichfarbenen Gesichtchen, die schwermüthigen oder die kindlich frohen Augen, die sonnige Färbung Perugino's. In der Auffassung der Scenen und namentlich in den von ernstem Studium zeugenden Aktfiguren erkennt man aber zugleich, dass diese Meister auch unmittelbar von Florenz beeinflusst sind.[1]) Um so mehr überrascht es, bei Francesco in der Bildung der Madonnen und des Kindes den etwa in venetianischer Weise vergeistigten, aber doch byzantinischen Typus zu finden; — mit dem conservativen Zuge dieser halbbäuerlichen Kunst stimmt dies wohl überein und selbst der Teppichhintergrund ist hier noch nicht überwunden.

Francesco, der Stifter einer durch drei Generationen sich hinziehenden Künstlerfamilie, war ein Bauerssohn aus einem kleinen Castell hinter dem Gran Sasso, und so stammten auch die anderen Meister des 15. Jahrhunderts, Giovanni da Lucoli, Saturnino Gatti, aus der bäuerlichen Bevölkerung. Es ist wohl mehr als Zufall, dass sich Freskencyklen erhalten haben, die sie in ihren Stammdörfern gemalt, während jene in Aquila untergegangen sind, so derjenige des Giovanni in seiner Heimath Lucoli[2]), dem wundervollen Alpenthal, das mit seinen auf den Hängen zerstreuten Capellen und Höfen zwischen waldigen Höhen hinaufzieht bis zum Felsgrat der Ducchessa.

[1]) Francesco ist Zeitgenosse Perugino's. Saturnino wird von Leosini als dessen Schüler bezeichnet.

[2]) Leosini s. Lucoli, Ocre, Bagno, Paganica.

So hob sich hier, wo Bürger und Bauern einen einzigen Staatskörper bildeten, das Talent leicht empor; aber freilich war die zähe Anhänglichkeit an das engere Vaterland der weiteren Ausbildung nicht günstig. Die mannigfachen von Leosini gesammelten Notizen über diese Aquilaner Künstler zeigen sie uns insgesammt in behäbigem Wohlstand als tüchtige, fleissige Bürger, unter einander wieder verschwägert. Die Stadt, die Corporationen und die reichen Leute, welche bei ihnen malen liessen, kargten nicht mit der Bezahlung. Für das kleine Madonnenbild des G. da Lucoli im Dom zahlte die Stadt 460 Dukaten, allerdings hatten es die Kunstgenossen noch höher geschätzt.[1])

Später ging auch diese den Umbrern nahe verwandte Schule zu Raphael über. Einer seiner tüchtigsten Schüler, Pompeo Cesura, hat mit immer gleicher Schaffenslust heilige Gegenstände fast für alle Kirchen der Stadt gemalt, und eine Reihe von Schülern trat in seine Fusstapfen. Mit der Gedankentiefe und dem weltgeschichtlichen Gestaltenkreis des Urbinaten zu wetteifern, darauf verzichteten diese Söhne einer Mittelstadt alsbald — ebenso haben es auch die Neapolitaner Schüler Raphael's gethan —; dafür bewahrten sie sich vor der Manierirtheit, welcher andere zum Opfer fielen. Immer blieb ihnen ein Hauch von der Anmuth und der Naivetät ihres Vorbildes.

Ein reges Kunstleben herrschte in Aquila auch nach dem Verluste der Freiheit. Es war Margarethe's von Parma Stolz, nachdem sie einer grossen geschichtlichen Rolle entsagt hatte, ihr Fürstenthum zu einem Sitze der Kunst zu machen. Als sie einzog, hatte die Stadt sie mit einer prächtigen Ehrenpforte begrüsst, deren Schilderung uns erhalten ist.[2]) Sie war eine redende Geschichte der Stadt, die Bildnisse der berühmten Aquilaner, zumal der Geschichtsschreiber, der Gelehrten und Künstler, waren an ihr angebracht; es war, als ob man der neuen Herrin zeigen wollte, was die Stadt, in die sie einzog,

[1]) 40 Jahre früher (1478) war der holzgeschnitzte Sebastian des Silvestro für 90 Dukaten gekauft worden.

[2]) Bei Leosini Appendice.

bedeutet habe. Eine Bespiegelung in der Vergangenheit musste schon den fehlenden Inhalt der Gegenwart ersetzen.

Margarethe hat auch niederländische Künstler herbeigezogen. In der Sakristei von San Bernardino befindet sich ein Colossalgemälde des Giovanni Fiammingo von kühnem Wurfe. Es stellt den Ruhmestag der alten Republik Aquila dar, den Sieg über Braccio, gleichsam eine Huldigung, welche die ausländische Herrin dem Geiste der alten Bürgerschaft darbrachte. Auch später noch hat ein vlämischer Künstler in Aquila gewirkt, der Coelestinermönch Ruter, ein begabter Schüler des Rubens und Franz Snyder's. Er hat das Eremitenleben Coelestin's mit seltsamer Unbefangenheit zum Gegenstande prächtiger Thierstücke gemacht, in denen erregtes Pathos — Coelestin wird von einem Ueberfall räuberischer Araber durch Löwen gerettet — und kecker Humor — er predigt einer Ochsenheerde — wechseln.

Auch ein tüchtiges einheimisches Künstlergeschlecht, die Bedeschini, das den Bolognesern nahe steht, hat noch lange in Aquila eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Werke wie „die kleine Maria im Tempel“ in S. Spirito gehören zu den frischesten jener Tage.

Das alles war doch nur das Ausklingen einer Melodie, die selber längst verstummt war. Was war Aquila jetzt noch mehr als eine andere beliebige Provinzialstadt des Südens! 250 Jahre hatte es eine Geschichte gehabt, in der sich alle höchsten Lebenskräfte zusammendrängten; jetzt waren die Abruzzen wieder so geschichtslos wie damals, ehe sich die Bauernstadt in ihrer Mitte erhob — ein redendes Zeugniss dafür, dass alle Culturgrösse Italiens auf der municipalen Freiheit beruht.

Beilage:

Buccio di Rainallo's Lied von der Schlacht bei Tagliacozzo.

Hor quisto Corradino si vende della Magna
Lu flore de quella gente menò in sua compagnia
Ovunque se posavano in piano, o in montagna
Re Carlo non curavano lo valer d'una castagna.

Vogliovi recontare como fù la battaglia:
Re Carlo primo usci all' infrontaglia,
Ipso era paladino et havia gente de vaglia
De boni Cavaleri et de bona pedonaglia.

Ma quando se votavano fra loro li Todischi
Con quelle spade longhe di sopre alli Francischi
Fendevano lu homo ad un culpo et sempre erano frischi
Non posseano resistere ad quelli Allemandischi.

Aus Deutschland kam gezogen der König Conradin,
Die Blüthe seines Volkes sah man mit ihm ziehn;
Wo sie ihr Lager schlugen, am Berg und auf dem Plan,
Sie mochten keine Sorge von König Karl empfahn.

Ich will euch auch berichten, wie die Schlacht geschah:
König Carl als ersten man an der Spitze sah,
Er selbst ein Paladin und all' sein Volk voll Muthes,
Gute Ritter sah man, Fussvolk nicht minder gutes.

Doch wenn im Kampf die Deutschen sich gegen sie gewandt —
Die langen Schwerter nahmen sie hurtig an die Hand,
Stets trafen ihre Schläge, sie standen ohne Wanken, —
Den Deutschen widerstehen konnten nicht die Franken.

Hor ve dirrò lo modo, che tenne lo Re Carlo
Quante battaglie fece como ve conto e parlo,
Ad ciascuna battaglia uno homo facea armarlo
Ad modo de uno Re si facea coronarlo.

Como ve canto et parlo: tre battaglie perdia
Lu nostro re Carlone dellu exercito uscia;
Erace uno Todescho, che da unque feria,
Lu homo da capo ad piedi ad un colpo partia.

Quillu chiamar facivase cavaglier de la polzella
Ad un culpu gittava ciascuno de sella;
Da poiche soa prodezza fo spasa per novella
Onne homo ne fugia per non haver morte fella.

Colla quarta battaglia Re Carlo se stagea
Settecento baruni de bon ardimento havea;
Penzando in tre battaglie perduto haver parea
Era tutto smagato e fugire volea.

Ich will auch berichten, was König Carl ersann,
Er wagte viele Schlachten, bis er zuletzt gewann.
Mit seiner Krone zieren liess er in jeder Schlacht
Einen seiner Mannen; der ward zum Könige gemacht.

Wie ich euch sing und sage: Drei Schlachten er verlor,
König Carl zog nimmer seinem Volk zuvor;
Im Heere war ein Deutscher, der mit jedem Hieb
Das Schwert vom Kopf zum Fusse durch den Gegner trieb.

Den Jungfernritter mochte man ihn deshalb nennen,
Mit einem Stosse sah man ihn jeden niederrennen,
Von seiner Kühnheit hörte man aller Orten sagen,
Ihn flohen alle Feinde, er hätt' sie sonst erschlagen.

Es rüstete der König sich zum vierten Streit,
Siebenhundert Herren waren ihm bereit;
Verloren sind drei Schlachten, dacht' er, wie es erschien,
Muthlos war er geworden und wollt' von dannen fliehn.

Uno suvo barone disse: Carlo Carlone
Longha fugha è fino in Francia, guarda che penzo mone,
Sete mitti per fugha, serrai morto o prescione,
O quilli che son toi ti tagliarao a boccone.

Questo fô apressa a sera, le genti erano stancate
Per la granne fatiga delle colpora date
Tornarosende ad magnare dove erano posate,
Nè magnato nè biutu haveano in veritate.

In quillu dì non fecero battaglia più niente
Poi che fò sera ad tardu, lu Re Carlo prudente
Penzò in fra son core: se smale mè commenente
Dove recuverare porrajo io dolente?

Gia era borbottato, che Aquila se tenea
Dico, per Corradino et per la gente sea;
Si che alcun dubitu Re Carlo n'havea
Mà non che certo fossene, et appena lo credea.

Einer von den Herren sprach: Karl, verzagter Mann,
Die Flucht ist weit nach Frankreich; König, denke dran:
Fliehst Du, Du wirst gefangen, erschlagen wirst Du, traun!
Und von den Deinen selber in Stücke gar gehaun.

Es war an dem Abend, das Volk war alles matt
Von grosser Arbeit worden; in ihrer Lagerstatt
Durften sie nun ruhen; sie wandten sich zum Essen,
Trank und Speise hatten in Wahrheit sie vergessen.

Nicht mehr zum Kampfe kam es, es war zu spät am Tag:
König Carl, der Kluge, der Gedanken pflag.
Er dacht' in seinem Herzen: Verlör ich diesen Streit,
Wo wäre neue Hilfe mir Armen dann bereit?

Schon raunte man im Heere, dass verloren sei
Auch Aquila, es halte zu Conradin's Partei,
So dass der König selber in Zweifel darum stand.
Er wollte es nicht glauben, eh' er es selber fand.

Con quistu penzamintu la sera cavalcao
Con quattro homeni soli, ca più non ne menao,
Et vennesene ad Aquila; quando s'appressenao:
Per chi se tè la terra? le guardie domandao.

Respusero le guardie: per Re Carlo se tene,
Che Dio li dia vittoria quanto in piacer li ene:
Or me di, chi sei tù et chi con teco vene?
Amici sono vostri; fà che guardate bene.

Vendesene lu Re alla porta de Bazzano;
Li portarari gridavano: chi vè jò per lo piano?
Missi semo dellu Re, respusero piano piano
Facciatelo sapire tosto allu Capitano,

Che parlare li volemo di quello che ci è imposto.
Ore aspetatte un poco, per loro fù resposto ;
Andarono ad lu Capitano, et fe li saper tosto
Cio che lu Re l'impuse, che non l'hà postposto.

Nach Aquila in Sorgen er des Abends ritt,
Er und noch vier Mannen, mehr nahm er nicht mit;
Als sie zur Mauer kamen und nah sich hingewandt,
Da frugen sie die Wachen: Zu wem hält sich das Land?

Die Wachen gaben Antwort: Zu König Carl es hält!
Sieg müsse Gott ihm geben so viel, als ihm gefällt!
Nun sage Du: wer bist Du? wen hast Du hergebracht?
— Wir sind eure Freunde, nun haltet gut die Wacht!

Zum Bazzanerthore ritten sie hinan,
Laut riefen da die Pförtner: Wer kommt dort durch den Plan?
— Wir sind des Königs Boten, antworteten sie leise,
Nun gehet zu dem Hauptmann und sagt ihm unsre Reise,

Dass wir ihn sprechen wollen von dem, was uns befohlen.
— So wartet hier ein wenig, bis wir Befehl uns holen.
Sie gingen zu dem Hauptmann und huben an zu sagen,
Was ihnen an dem Thore der König aufgetragen.

Lu Capitanio tosto commandò che venesse,
Mandò per dudici homeni che ciascuno a lui gesse,
Chi ci erano novelle, nullo non se ne fugesse
Ad pena della testa, scusa non valesse.

Advengha che lu Re vennesse sfigurato,
Lu Capitanio novello ad lui se fù chinato;
Et lui li commandò che lu tengha celato
Con ipso et con li dudici lu Re hebe parlato.

Disse: Fratelli mei vui sapite, che io
Hò fatto questa Terra per voluntà de Dio
Et intendo esaltarla quanto è lo poter mio;
Ad lu bisogno parese lu bon servo et lu rio.

Se in questo mio bisogno domane me soccorrete
Con arme et con cavalli et foderu ch'adrechete,
Per vui rechajo lo regno et farlo vui dovete;
Et pò io farrajo quantunche volerete.

Der Hauptmann hiess sie kommen; er sandte auch umher
Zu zwölf der besten Bürger, dass ihm gekommen wär'
Vom König neue Kunde; sie sollten zu ihm eilen,
Bei Strafe ihres Hauptes nicht zögern noch verweilen.

Es mochte nun der König, wer er sei, erzeigen;
Der neue Hauptmann wollte in Ehrfurcht sich ihm neigen.
Verborgen ihn zu halten gab ihm der König auf,
Mit ihm und mit den Zwölfen redete er drauf:

Er sprach: Ihr meine Brüder, es ist euch wohl bekannt,
Mit Gottes Hilfe machte ich dieses euer Land,
Ich denk' euch zu erhöhen, soviel ich nur vermag,
Den Schlechten und den Treuen erkennet man am bösen Tag.

Wenn ihr in meinen Nöthen mir morgen Hilfe bringt,
Mit Waffen und mit Pferden und Futter zu mir dringt,
Dann ist mein Reich das eure, ihr mögt darinnen schalten,
Was ihr auch wollt, ich werde euch mein Versprechen halten.

Con bella cera allegra fu resposto de fare
Ogni ajuto et soccorso che sappia commandare;
Vide la bona voglia, presese ad alegrare,
Hor ve restate con Dio, fate como ve pare.

De notte venne in Aquila, et de notte tornao,
Nanzi che giorno fosse in sua hoste se trovao;
Tanto privatamente ecco venne et tornao,
Che chivelle non sappelo, si caldo cavalcao.

Lu Capitanio di Aquila che fece voglio dire.
De notte lu consiglio, quillu fece bandire:
Adunase per tempo, quillu fece sentire,
Che lu Re volea succurso, che Aquila debbia ire.

Se mai se odette populu ad una voce gridare
Quello fo lu majore: andamolu ad' ajutare
Et homo non remancha che non ce debbia andare,
Quanto fodero havemo ogni homo debbia portare.

Mit froher Miene wurde zur Antwort ihm gegeben,
Mit jeder Hilfe wolle man ihm zu Wunsche leben,
Er sah den guten Willen und heiter ward sein Muth,
So bleibt mit Gott und handelt, wie es euch dünke gut.

Bei Nacht war er gekommen und kehrte um bei Nacht,
Eh' noch der Morgen graute, war schon sein Weg vollbracht;
Bei seinem Heere war er; er kam und ging so leis,
Dass es Niemand wusste; sein Reiten war gar heiss!

Von Aquila der Hauptmann, er liess, will ich euch sagen,
Alsbald den Rath versammeln, noch eh' es mochte tagen.
Sie kamen rasch zur Stelle, da hiess er laut verkünden,
Der König wollt' zur Hilfe sie im Felde finden.

Wenn je ein Volk man hörte mit einer Stimme schrein,
So war es da: Wir gehen, um Hilfe ihm zu leihn.
Zu Hause bleibe keiner, der tüchtig ist zum Streit,
Mit allem Vorrath mache ein Jeder sich bereit!

Lu Capitanio per tempo cacciò lu confalone
Fe' metter lu bando ad pena di tradiscione,
Che ogni homo lu sequita, et ogni uno se adujone,
Subbitamente de Aquila l'hoste uscita fone.

Non aspettava l'un l'altro ma chi meglio potia
Per coste se gettavano non curando di via;
Ogni homo se menava la bestia che havia,
Con tutta quella robba che in casa tenia.

Non tanto dico homeni ma le femone iero
Dereto alli loro homeni che andavano volentero
Portando carchi in capo chi non havia somero;
Si che hebero fodere quanto fece mistero.

In nella hora di nona forno nella hoste jonti,
Tanta gente parea calando dalli monti;
Tucti maravigliarosi li Baruni et li Cunti,
Dicendo: chi son questi che vengono cosi prunti?

Die Fahne liess der Hauptmann zur selben Stunde wehn,
Die Strafe des Verrathes sollt auf jedem stehn,
Der ihm zu folgen säume. Sie kamen rasch genug.
Es ging am frühen Morgen aus Aquila der Zug.

Einer auf den andern wartete nicht lang,
Sie nahmen durch die Berge, wie es kam, den Gang.
Am Zaume führte jeder sein Pferd auf steilen Pfaden,
Mit allem Vorrath hatten sie sich reich beladen.

Ich sag' euch: nicht nur Männer — die Weiber zogen mit
Hinter ihren Männern, sie hielten gleichen Schritt.
Die keine Esel hatten, die trugen auf dem Haupt
Die Bündel mit dem Essen, so, dass man kaum es glaubt.

Die neunte Stunde war es; das Lager thät sich zeigen;
So vieles Volk ersah man von den Bergen steigen,
Die Herrn und Grafen waren von Staunen eingenommen,
Sie sprachen: Wer sind jene, die dort so munter kommen?

Alcuno dubito hebeno, fin che li conobissero
Non fussero innemici, che contra loro jessero
Quando oderno le laude, che: viva Carlo dissero;
Represeno valore tanto, che li sconfissero.

Sie hatten manchen Zweifel, bis sie sich erkannten,
Es waren nicht die Feinde, die da zu ihnen rannten.
„Es lebe Carl der König", so hörten sie den Ruf.
Hei! wie mit einem Male das frischen Muth erschuf.

Es ist mir bei der Uebersetzung weniger auf wörtliche Genauigkeit angekommen, als darauf, den lebhaften Ton der Erzählung im Deutschen nachzuahmen. Die Aehnlicheit mit unseren deutschen Volksepen soll wenigstens, hoffe ich, klar hervortreten.

Volkssitte und Sage in den Abruzzen.

Ein seltsamer, jedoch auch unserem Volke nicht ganz fremder Widerspruch geht durch die Culturgeschichte Italiens. Neben der raschen Entwickelung der Städte — so rasch, dass man sie fast eine beständige Umwälzung nennen möchte — steht das zähe Festhalten des Landvolkes an seinen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen.

Freilich würde man sehr irren, wollte man bei der städtischen Bevölkerung, sei es nun in der Gegenwart oder in der Vergangenheit, nur jene Antriebe beachten, die sie zum fortwährenden Aendern und vermeintlichen Bessermachen drängen. Ein conservatives Element der Sitte waltet auch bei ihr und spricht sich zumal im Familienleben aus; aber jene anderen sind doch die vorwiegenden und bestimmen den Gang der Geschichte. Die fieberhaft rasche Bewegung in Städten wie Mailand, Florenz, Rom und Neapel zieht uns vor allem an; wir beobachten gern, wie in diesem aufreibenden Kampfe der geistigen Mächte die Neuzeit gereift ist, wie als Ergebniss dieser beständigen Evolutionen zuletzt der moderne Staat und die moderne geistige wie sociale Cultur hervortraten, und wie durch diese Italien zur Lehrmeisterin Europas wurde.

Bedeutungslos erscheint dem gegenüber die Eigenart des Bauern. Seit einem Jahrtausend ist sie dieselbe geblieben; und man kann nicht einmal sagen, dass er sie hartnäckig vertheidigt habe, denn sie ist ihm niemals gestört und bestritten worden. Fast nur ein Interesse des Contrastes — abgesehen von dem antiquarischen — scheint es zu haben, sie aufzusuchen. Sobald wir uns einmal vergegenwärtigt haben, dass und warum das Landvolk keinen Antheil an der nationalen Culturentwickelung genommen hat, scheint alles, was nöthig ist, auch gethan zu sein.

Wer jedoch den Italiener genauer beobachtet hat und dann wiederum in die Vergangenheit blickt, um Spuren und Ansätze der gegenwärtigen Zustände auch dort zu finden, wird leicht anderer Ansicht werden und könnte zuletzt wohl gar zu dem Gedanken verführt werden, dass bei keinem anderen Volk eine solche Harmonie zwischen der Land- und der Stadtbevölkerung und so viel Gemeinschaft des Lebens geblieben sei.

Zunächst erweist es sich als Irrthum, was man so oft hört: der gebildete Italiener habe ausschliesslich Vorliebe für städtisches Leben und übertrage dessen Sitten sogar auf den Landaufenthalt. Er sucht vielmehr so rasch wie möglich nach des Tages Arbeit und Hitze auf's Land zu gehen, er reist nicht dahin, wie der Deutsche, und geht nicht zur Erholung spazieren, was ihm im Gegentheil sehr thöricht vorkommt, wie dem Bauer aller Orten auch; sondern er lebt eben als Landmann, sitzt unter seinem Feigenbaum, hört dem Berichte seines Theilbauers zu und nimmt seine frugale Abendmahlzeit häufig mit jenem zusammen ein. Zwischen den Büchern — seine Lectüre ist meist sehr eng begrenzt, aber er liest gründlich und lernt auch noch auswendig — und dem Gartenbau theilt er seine längere Musse. Die Art, wie ein englischer Gentleman das Landleben zum Sport macht, würde ihm, wenn er sich überhaupt um fremde Zustände bekümmerte, unverständlich sein; aber das Landleben, wie es der alte Horaz und seine Zeitgenossen kannten, wie es selbst der sonst erborgten Lyrik der Humanisten ein Stück echter, unvergänglicher Wahrheit gab, das begreift er, denn es ist noch sein eigenes; und während unsere Philologen sich bei Virgil's Georgica langweilen, so sind sie für ihn noch der Inbegriff aller Lebenspoesie. —

So der Gebildete. Mit dem Kleinbürger, der nicht mehr Latein kann, als er täglich in der Messe hört, ist es nicht anders. Eine Vigne, ein Stück Garten, womöglich aber ein Gütchen mit eigenem Theilbauer zu erlangen, ist das höchste Ziel seines Ehrgeizes; eine andere Kapitalanlage kennt er kaum. (Leider ausserdem die Lotterie.) Bringt er es aber

nicht so weit, so hat er doch seinen Gevatter auf dem Dorf, und wechselseitige Gastfreundschaft herrscht zwischen beiden. Die Feste vollends dienen bei diesem festfreudigsten aller Völker zur beständigen Ausgleichung beider Klassen. Mag es auch an Hohn und Neckereien, der Würze des Mahls, bei denselben nicht fehlen, so wird man doch nicht wie in Deutschland finden, dass der Städter sich über den Bauern, sondern dass er sich mit dem Bauern lustig macht.

Gehen wir von der Aussenseite des Lebens etwas tiefer! Da treffen wir zunächst jenes sociale Verhältniss an, das in den meisten Gegenden Italiens herrscht, und das, so greifbar auch seine ökonomischen Unzuträglichkeiten sind, doch fast allen Italienern als Muster vorschwebt: den Theilbau. Unter bestimmten, seit Jahrhunderten hergebrachten Vorschriften für die Bewirthschaftung wird der Pächter, thatsächlich auf Lebenszeit, dem Contract nach auf 4 bis 12 Jahre auf ein Gütchen gesetzt, das er mit seiner und seiner Familie Arbeit bestellen kann. Er erhält das Inventar, einschliesslich des Viehes — es ist so gut wie nichts — und giebt mindestens die Hälfte, wo sich aber Baumpflanzungen, Reben oder gute Wässerung findet, $^2/_3$ oder $^3/_4$ des rohen Ertrags an den Eigenthümer ab. Selbst wenn seine Arbeit in solchen Anlagen Kapital schafft, fällt ihm die Ueberbesserung nicht zu, sondern auch sie wird getheilt. Dadurch ist eine Entwicklung ausgeschlossen, wie sie sich im deutschen Mittelalter fand, dass vermöge der Ueberbesserung der abhängige Bearbeiter des Bodens nach und nach dessen Eigenthümer wurde.[1])

Es ist nun klar, dass bei dieser Einrichtung der Eigenthümer seit undenklichen Zeiten nie auch nur einen „Soldo“ für das Gut ausgegeben, dass er immer nur die Rente eingestrichen hat, dass der Landmann immer auf der Stufe wirthschaftlicher Unmündigkeit bleiben muss, dass aber zugleich auch die Ausbildung einer ländlichen Aristokratie, dieses wichtigen Factors der germanischen Staaten, unmöglich ist, und dass der ganze

[1]) Die Vortheile und Nachtheile der Mezzadria sehr schön bei Jacini, Inchiesta agraria, dargestellt.

Landbau auf der primitiven Stufe der Naturalwirthschaft trotz der musterhaften Ausnutzung der Handarbeit verharren muss. Trotz alledem hört der echte Italiener, sei er Bauer, sei er Städter, nicht auf, diese Einrichtung zu preisen, höchstens dass er über die vielen kleinen Betrügereien, die unvermeidlich sind, klagt. Er verweist zum Lobe des Theilbaues am liebsten auf die Lage der Tagelöhner und Arbeitgänger in einzelnen Theilen der Lombardei, sowie auf die Grossgrundbesitzer, welche die römische Campagna nur als Viehweide zu nutzen verstehen. Erzählt man ihm von unseren Bauern, die hypothekarische und andere Geldzinsen aufbringen und bei der Erbtheilung bedeutende Geldsummen herauszahlen müssen, so bewegt er bedenklich den Zeigefinger; und von den Zuständen des Gesindes im deutschen Osten zieht man vor, ihm lieber nichts zu erzählen.

Eines giebt für ihn allein den Ausschlag: die socialen Vorzüge, die er dem Theilbausystem zuschreibt. Er sieht in ihm das Band, welches den Städter und den Bauern zusammenhält, die Geldabgabe würde eine todte schwere Kette sein, die Theilung des Ertrages ist eine lebendige Vermittelung. Mag auch die ökonomische Ungleichheit in Wirklichkeit eine schlimmere sein: sie erscheint doch nicht als solche Theilhaber sind der Patron wie der Colone; beide sind freie Leute und waren es von jeher; ihr Vortheil, ihr Nachtheil sind an einander geknüpft; und in der That herrscht meistens ein patriarchalisches Verhältnis des Eigenthümers zu seinen Pächtern. Auch der Bauer denkt nicht: der Herr cassirt fast den ganzen Ertrag des Gutes ein, ohne etwas seinerseits zu leisten; sondern: er giebt so vielen armen Leuten Gelegenheit, ihr Stück Brot aus dem Boden herauszuschaufeln. Und wenn der italienische Eisenbahnarbeiter mit musterhaftem Fleiss und hartnäckiger Sparsamkeit im fremden Lande ein kleines Kapital erworben hat, dann kehrt er heim in sein Dorf, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten gesessen, und kauft sich — ausser dem, was er seiner Frau an Goldschmuck umhängt — in dieses Theilbauverhältniss ein, das ihm doch eigentlich nichts gewährt als die Möglichkeit, sich einen sehr

dürftigen Arbeitslohn zu erwerben, der ihm noch dazu durch ein an Plünderung grenzendes Steuersystem beeinträchtigt wird.

Gehen wir nun noch weiter, von den socialen Erscheinungen zu denen des geistigen Lebens, so stellt sich auch hier die Abrechnung zwischen Gebildeten und Bauern günstiger, als man es Anfangs erwarten sollte. Es ist freilich wahr: der italienische Bauer ahnt weder von Dante, noch von Petrarca, noch von Alfieri das Geringste. In welcher Nation ist es denn etwa anders? Bildungseifrig und bildungshungrig ist aber der italienische Bauer, wo er nicht gar zu gedrückt ist, in hohem Maasse. Wer will, kann sich überall davon überzeugen. Auf dem Campo di pericolo, wo noch im August zwischen der üppigen Alpenweide an Schattenstellen der Schnee liegt, 8000′ über dem drunten ausgebreitet ruhenden Adriatischen Meer, habe ich einen alten Hirten den Genossen beim Feuer langsam und bedächtig die phantastischen Erzählungen der schönen Scherezade vorlesen hören, und mit grossen, steifen Buchstaben hatte er in den Einband den gutgemeinten Vers geschrieben:

„O libro che ho tanto amato,
Se tu per caso fossi smarrito,
Jo prego quello, che ti ha trovato,
Il nome del possessore sta qui iscritto:

Dann holten die Hirten, die nicht einmal ein Dach über ihrer Steinhürde hatten, ihre kleine Bibliothek zusammen. Darunter fand ich in italienischer Uebersetzung Pokorny's kleine Schulnaturgeschichte, „das Thierreich", die Holzschnitte sauber von ihnen selbst colorirt. Dies Buch lasen sie mit Inbrunst, „weil wir immer mit dem Vieh zusammen sind", wie sie erklärend meinten. Von allen Maassregeln des neuen Königreichs Italien wirkt keine segensreicher, als die, dass die politischen Rechte an die Kenntniss des Lesens und Schreibens geknüpft sind. Es war eine Vorsichtsmaassregel, aber sie wirkt als Sporn.

Doch das Alles ist Nebensache. Hauptsache aber bleibt, dass der italienische Bauer sich des unbeeinträchtigten Schatzes seiner Volkspoesie erfreut. Ohne dass er es ahnt, bewahrt er

hiermit auch der Literatur seiner Nation eine Quelle der Verjüngung, aus der die Gebildeten schon so manches Mal geschöpft haben. Ist es doch der Mann, mit dessen Namen wir Italiens höchste Blüthezeit kennzeichnen, Lorenzo di Medici, der die schlichte Einfalt und den kecken Humor des Bauerngesangs in die Lyrik einführte; und wenn er damit auch keinen Nachfolger gefunden hat, so war dafür seines Freundes Pulci Unternehmen, dem zerrütteten Volksepos seine Weisen abzulauschen und sie künstlerisch zu verwerthen, um so erfolgreicher. Auch heute zeigt sich wieder eine entschiedene Wendung der Gebildeten Italiens zur volksthümlichen Poesie. Es wird, wenigstens im Gespräch, ohne weiteres von ihnen zugestanden, dass sich der Geschmack der früheren Lyrik entfremdet hat; die Männer alter Schule, die im strengen Bau des Sonettes, in der abgemessenen Entwickelung eines bedeutenden Gefühlsinhaltes ihr Ideal erblickten, schwinden dahin, und Petrarca findet kaum noch Bewunderer. Der regellose Dithyrambenschwung, der ahnungsvolle Weltschmerz eines Leopardi einerseits, das schlichte Stimmungslied des Volkes andererseits, diese beiden ergreifen.

Wie der Italiener zu einer einfachen Kunst-Lyrik, die dem Pulsschlag des Augenblickes abgelauscht ist und ihn festhält, kommen möge, das ist freilich noch ein Problem. Eine Vorarbeit zu seiner Lösung, wie es dies auch bei uns in Deutschland war, ist das Sammeln der Sitten, Sagen und Gesänge des Volkes; und dieser Aufgabe wenden sich jetzt mit Eifer mancherlei Kräfte zu. Die anspruchsloseste dieser Sammlungen, aber auch die echteste, wahrste, zusammengestellt von einem treuen Sohn seiner Heimath, der wie wenige mit dem Volk zu reden und zu empfinden versteht, der ebenso weit entfernt ist von Alterthümelei und Sentimentalität, wie von kalter Vernünftelei, Antonio de Nino's *usi e costumi Abruzzesi*, möge hier uns beschäftigen. Sind es doch die Abruzzen, in denen vor Allem ein kräftiges Volksthum sich entwickelt hat; und für das, was der Gebildete an Lebenspoesie beim Landvolk vorfindet, mag es kaum ein reicheres Gebiet geben.

Volkssitte ist nie Bruchstück: entweder sie beherrscht das ganze Leben, oder sie hört überhaupt auf und wird nur scheinbar und gedankenlos fortgeschleppt. Sie ist mit der Poesie auf's nächste verwandt, so dass eine ohne die andere im Volke nicht bestehen kann; denn sie ist selber nichts anderes als die dichterische Hülle um das Alltägliche. Dem Volke entsprechend bewegt sie sich in typischen Gestaltungen, alles Individuelle tritt in ihr zurück, doch allen Empfindungen des Volkes weiss sie einen festen Ausdruck zu geben, der dem vorhandenen Bedürfniss vollständig genügt. Ihr Reichthum ist so gross, wie der des Lebens selber; deshalb wechselt sie auch nach den örtlichen Bedingungen innerhalb derselben Landschaft; die Grundzüge aber bleiben für ganze Stämme dieselben.

Diese zwei Hauptzüge, dass die Volkssitte das Gesammtleben mit ihrem reichen Schlingwerk umspannt, und dass sie in aller Mannigfaltigkeit doch einheitlich ist, finden sich in den Abruzzen sehr ausgeprägt. Nur zum geringsten Theil erklärt sich jene Mannigfaltigkeit aus den verschiedenen Naturbedingungen. So gross die Unterschiede auch sind, so erklären sie doch nicht den Wechsel, der in den Gebräuchen des Familienlebens und der Feste fast von Ort zu Ort statt hat; wohl aber bestimmen sie die Art der Arbeit, und auch diese bildet in der Volkssitte ein Hauptstück.

Drei tiefe Kesselthäler, durch die Städte Aquila, Sulmona, Celano (resp. Tagliacozzo) gekennzeichnet, bilden den Kern des Landes. Rauheren Himmels, von mächtig grossen Formen ist das beherrschende, das Thal von Aquila. Zwischen den Ketten des Gran Sasso und des Velino eingesenkt, auch im Norden noch begrenzt von der Pyramide des Terminillo, so eben wie ein Teppich gelagert um die stolze Adlerstadt in seiner Mitte, gleicht es einem der Schweizer Bauerncantone. Der Oelbaum hat hier keine Stätte mehr, auch die Traube reift nur in geschützten Lagen; der Reichthum des Landes ist sein Viehstand. Auf den Terrassen, die der schroffen, zackigen Kette des Gran Sasso vorgelagert sind, wie auf den sanftgeschwungenen, meilenweit ausgedehnten Almen am Velino hausen den Sommer über in den Steinhütten die Hirten, um

mit dem Beginn des Herbstes das weit entlegene Apulien aufzusuchen. Tief in den Schluchten, zum Theil weit verstreut, meist aber auch hier nesterartig an den Abhang angeklebt, liegen ihre Dörfer.

Das Thal von Celano hat in jüngster Zeit seinen früheren Charakter verändert, seitdem der See wieder im Canal des Claudius seinen Abfluss findet; nur des Morgens, wenn man von den trockenen Höhen herabschaut auf die Nebel, die über dem feuchten Wiesengrunde wogen, glaubt man das alte Bild nochmals mit Augen zu sehen. Zerstreut dann die höher steigende Sonne den Dunst, so liegt eine grüne Fläche wie eine wohlbestellte Einöde zu unseren Füssen. Keines Menschen Wohnung enthält sie, nach wie vor haben diese an den Abhängen des kreisförmigen Beckens ihre Stelle.

Das tiefstgelegene Thal endlich, das von Sulmona, ist landschaftlich das schönste durch den Contrast einer fast tropischen Fruchtbarkeit im Grunde mit der öden Gebirgsumgebung, wo von der schneeweissen, zerklüfteten Kalkfelsenmauer der Majella die Sonnenstrahlen abprallen.

Ist man dann von hier durch die Schlucht des brausenden Pescara hindurch in's Angesicht des Adriatischen Meeres gelangt, so dehnt sich ein fruchtbares, schönwelliges Hügelland aus, das alte Gebiet der Marruciner. Wenn man es von den Ringmauern des hochgelegenen Chieti überschaut, so erscheint es von grünenden Weinbergen ganz erfüllt bis zu dem bald sumpfigen, bald steilen Küstensaum, an dem Fischer und Salzsieder hausen. Wendet man aber den Blick nach Süden, so erblickt man schon dämmernd verschwommen die apulische Steppe und ihr Wahrzeichen, den Felsrücken des Gargano.

Zu diesen grossen Cantonen treten nun noch eine Menge enger Thäler und von jedem Verkehrsweg abgeschiedener Felskessel, die das Marsergebirge, wo es in's alte Samniterland übergeht, erfüllen. Wer auch nur das romantische Liristhal — die Strasse, die hinausführt nach der Terra di Lavoro lichteren Thälern — durchwandert und hinaufblickt zu den Dörfern, die scheinbar unerreichbar über den waldigen Abhängen schweben, erhält eine Vorstellung von dieser Natur.

Einsamer, grossartiger aber sind andere. Stundenlang wandert man in ihnen zwischen unersteiglichen Felswänden, wo neben dem brausenden Bach oft kein Platz mehr für den Saumpfad ist; erstaunt sieht man bisweilen doch auf den schroffsten Graten ein Dorf, grau wie der Felsen, mit dem es verwachsen scheint, gleich einem Geiersnest hängen.

Nach mühsamem Steigen gelangt man endlich in ein Alpenthal: Bewaldete Kuppen schauen in einen stillen See hinab; kaum noch ein Ackerfeld, wohl aber grüne Matten ziehen sich am Gestade einher. Auch hier jedoch hat sich die Bevölkerung in wenigen, an Grösse unseren Kleinstädten entsprechenden Dörfern zusammengedrängt; keinem derselben fehlen die in Barockgeschmack gebauten und ausgeputzten Kirchen, keinem neben den aus unregelmässigen Bruchsteinen aufgehäuften Hütten der Armen einzelne „Paläste," d. h. stattliche, ohne Rücksicht auf Erwerbszweck errichtete Häuser der Reichen. Diese Thäler, wie die von Scanno, Anversa, Gioja dei Marsi, sind es besonders, die de Nino Material zu seinen Sammlungen gegeben; nächstdem das reiche, sangeslustige Gefilde von Sulmona.

Einsam und in sich gekehrt lebt der Hirte. Allwöchentlich wird ihm auf dem Saumthiere oder auf den Schultern seines Knaben die ausbedungene Kost an Brot, Oel und Salz gebracht; er wechselt ein paar Worte mit dem Führer des Pferdes, bis dieser zum nächsten Hirten des gemeinsamen Herrn aufbricht, dann bleibt er wieder allein mit seinem grossen weissen Hunde, dem er das eiserne Halsband als Schutz gegen den Wolf umlegt. Der Hund ist sein Freund, seinem Herrn ähnlich kann er nur unter freiem Himmel gedeihen; in den Städten, im Hause siecht er alsbald hin. Man würde aber irren, wenn man in diesen Hirten rauhe, unzugängliche Naturen vermuthete. Wohl sind sie wortkarg, aber mit einer Höflichkeit, die dem Gebildetsten anstehen würde, fordern sie uns auf, ihr Gast zu sein, und bereiten uns eine rauhe Lagerstatt. Dann richten sie verständige Fragen über fremde Länder und ihre Producte, wohl auch über den grossen Krieg, an uns. Ihre Interessen sind viel ausgebreiteter, als die des

landsässigen Ackerbauers, denn ihr Leben ist ja ein beständiges Hin- und Herziehen von der Campagna zum Gebirge und wieder hernieder nach Apulien. Dabei lernen sie mancherlei, und in dem Stillleben ihres Berufes haben sie Zeit genug, darüber nachzudenken; auch verstehen und sprechen sie einen fast reinen Dialect. Während eine Verständigung mit dem Ackerbauer fast unmöglich ist, stösst eine solche bei ihnen auf keinerlei Schwierigkeit. So sind sie denn auch die eigentlichen Volksdichter; der Wettgesang, wie ihn einst Theokrit zuerst sizilischen Hirten abgelauscht hat, blüht unter ihnen, und mancher sucht sogar die Bahnen der Kunstdichtung zu wandeln. Alle aber haben das Erbtheil echter Gebirgsbewohner: die kunstfertige Hand. Mannigfache Schnitzereien aus Horn und Holz stellen sie fast spielend her, und auf alle schneiden sie mit freier, leichter Zeichnung Ornamente von Blättern und Blumen, Engelsfiguren und die Portraits ihrer eigenen Schafe ein. In den Dorfschulen habe ich es selbst gesehen, mit welchem Eifer und welcher Sicherheit schon die Knaben nachzeichnen und selbst componiren, und mich dabei erinnert, dass auch die Künstler Aquilas aus diesen Thaldörfern stammten.

Nur alle zwei Wochen steigen die Hirten herab in's Dorf und werden für drei Tage durch einen Stellvertreter abgelöst. Alles häusliche Leben drängt sich für sie in diese drei Tage zusammen; und doch ist das Familienleben ein zärtliches und inniges. Nur einmal verweilen sie eine ganze Woche am heimathlichen Herd, ehe sie zur langen Wanderung in die Steppe aufbrechen. Schon mit dem achten Jahre begleitet der Sohn den Vater, wenn auch nicht für die ganze Dauer der Zeit. Es gilt als ein Fest, wenn er zum ersten Male mit hinaufzieht, und von den Verwandten und Pathen erhält er alsdann zur Feier kleine Geschenke.

Ganz anders muss sich das Leben des Ackersmanns gestalten, lebhafter und doch in mancher Hinsicht ärmer. In den Abruzzen giebt es noch mehr, als in den meisten anderen Gegenden, bäuerliche Grundeigenthümer, so viel ich weiss jedoch nur in den hochgelegenen Seitenthälern und in den

Bergdörfern am Gran Sasso; der fruchtbare Thalboden ist auch hier allerwärts im Theilbau, manchmal auch in anderen Formen der Pachtung ausgethan. Man könnte nicht sagen, dass die Selbständigen sich viel vor den anderen auszeichnen, aber die Schuld liegt an ihnen selber.

Es sieht nicht nur aus wie ein Hohn, es ist thatsächlich ein solcher, dass, während die ungeheuersten Strassen- und Eisenbahnbauten in dieser Provinz ausgeführt werden, grossentheils um einem hungernden Proletariat Nahrung zu verschaffen, während die arbeitslosen Söhne dieser Landschaft in ganz Europa im Dienste einer geistesmächtigen Technik Berge durchbohren und Schluchten überbrücken, hier noch nicht einmal die Erfindung des Dreschflegels Eingang gefunden hat. Aller Orten sieht man noch vor dem Dorfe die gestampfte Tenne, auf der sich lustig Pferde und Ochsen über den Garben tummeln, um die Körner auszutreten; dicht daneben am Bache liegt eine andere kleinere, auf der die Frauen den Flachs brechen.

Da auch die intensive Cultur hier auf der Naturalwirthschaft beruht, so können die verschiedensten Stufen der Bewirthschaftung neben einander bestehen, ohne sich auszugleichen. Dicht angrenzend finden wir vielleicht schon ein Theilbaugütchen, in dem mit der Hacke sorgfältig jede Scholle zertheilt, jede Rebe mit Liebe gepflegt, kein Tropfen Wasser verschwendet wird. Denn das Wasser ist hier der Segenspender der Landwirthschaft. Da arbeitet nun in rastlosem Fleiss mit der Hacke und dem Grabscheit der Bauer. Zweimal am Tage besucht ihn seine Frau, die ihm die frugale Mahlzeit bringt. Maccaroni sind hier Luxusspeise; Polenta von Maismehl, türkische Bohnen und Peveroni (grüner spanischer Pfeffer in Oel) bilden die Bestandtheile, an guten Tagen kommt ein Stück Stockfisch oder dürrer Schinken hinzu. Oft aber muss er sich mit Wasser und dem derben Brot aus Maismehl ohne Sauerteig begnügen. Mit sinniger Ehrfurcht betrachtet er seine Speisen. Aengstlich besorgt ist er, dass das Brot nicht auf die Erde falle. Geschieht dies doch, so küsst er es, sobald er es wieder aufgehoben. Auch keine

Brosamen dürfen zerstreut werden; wer es thut, der muss sie einst nach dem Tode mit den Wimpern auflesen.

Kommt dann der Abend, so vereinigen sich die Bauern zum Heimweg; die Hacke wird jetzt umgekehrt und ihr langer Schaft, der hakenförmig gebogen ist, dient, um ein Bündel von Gras oder Gestrüpp auf der Schulter festzuhalten. Plaudernd und singend bewegen sich die kleinen Trupps nach den Dörfern. In der Erntezeit herrscht noch eine Sitte, die aus der antiken Zeit überkommen und auch von den Humanisten beschrieben ist: der Schnitter hat das Recht, den Vorübergehenden zu höhnen und zu schelten, durchaus nicht etwa aus Ungastlichkeit, sondern nur aus treuem Festhalten an ererbtem Brauch, so wie sich der Athener dabei an die Magd Jambe, die der trauernden Demeter ein Lächeln abgelockt hatte, erinnerte. Beim Einheimsen wird der Wetteifer zum Kampfspiel; dem, der zuerst seinen Schober aufgethürmt, die Fahne auf der Spitze aufgepflanzt hat, wird der Preis zuertheilt. Und wie sie so das Fest in die Arbeit übertragen, lieben sie auch umgekehrt im Festspiel die Arbeit darzustellen. So findet z. B. in Avezzano ein Preispflügen — nicht etwa ein obrigkeitlich veranstaltetes — statt, bei dem die Aufgabe ist, vom Berge durch einen kleinen Thaleinschnitt, über einen Hügel, der die Aussicht versperrt, bis in die Seeebene herab eine gerade Furche nach bestimmtem Zielpunkt zu ziehen. Unverdrossen hebt der Pflüger von neuem an, wenn er auf dem Hügel angelangt sein Abirren erkannt hat; und die Menge harrt schweigend und beobachtend Stunden lang am Fusse aus.

Soviel über die Feldarbeit. Die Hausarbeit fällt naturgemäss zumeist der Frau zu; sie ist einförmiger, als jene des Mannes. Die Rücksicht auf Sauberkeit, der Wunsch, Wohlhabenheit auch im Hauswesen anschaulich zu machen, fehlt hier fast ganz. Vergeblich würde man nach allem dem, suchen, was den Stolz einer deutschen Bauersfrau, ja selbst einer Taglöhnersfrau bildet, was bei uns erst im Schmutz und der Stumpfheit, die vom Gesindehause unzertrennlich sind, untergeht. Nur in der malerischen Festtagskleidung und

im Goldschmuck findet man Spuren hiervon; die Wohnung wird wohl für immerdar halb Höhle, halb Stall bleiben. Unordentlich sind in ihr eine Unmasse brauchbarer und unbrauchbarer Gegenstände aufgehäuft — der Italiener wirft nichts so leicht weg — und es ist schon viel, wenn Teller und Speisereste auf dem unter der niedrigen Decke schwebenden Brett ihre besondere Aufstellung finden. Ein einziges Bett von den bekannten ungeheuren Dimensionen nimmt des Nachts die ganze Familie auf, ausser dem jeweils jüngsten Sprössling, der in niedriger Wiege an der Seite der Mutter schläft. Auf der anderen Seite des Bettes sucht sich das einzige Hausthier des Armen, das Schwein, seinen Ruheplatz. Ihm wird eine Sorgfalt zu Theil, wie keinem anderen Stück des Haushalts; und die schwarzen, borstigen Gesellen scheinen durch dieses Zusammenleben in der That etwas an Fähigkeit zu gewinnen, jedenfalls folgen sie, wie bei uns die Kühe, am Morgen dem Horn des Hirten freiwillig und suchen ebenso des Abends freiwillig ihre Wohnung auf. Das eigentliche mit Liebe betrachtete Hausthier ist jedoch die Katze, und ihr Verhalten, das nicht nur für das Wetter, sondern noch für allerlei andere Dinge das Vorzeichen abgiebt, wird so sorgsam wie bei uns beobachtet.

Da in vielen Theilen der Abruzzen der Kleinbauer Geld nur zur Bestreitung der Abgaben und zur Bezahlung der unentbehrlichsten Geräthe in die Hand bekommt — oft tauscht er auch die letzteren vom Patron oder vom Händler um Naturalien ein — so sinnt er darauf, soviel als möglich mit eigener Hand herzustellen. Nie sieht man die Frau ausgehen, ohne dass sie unter dem Arm den langen Spinnrocken mit dem zerzausten Werg trüge und die Spindel vor sich hertanzen liesse. Auch das Tuch zur Kleidung wird, nachdem die Wolle eigenhändig dunkelblau gefärbt und im Bache gespült ist, im Hause hergestellt. Der Tuchmacher lässt sich mit seiner primitiven Maschinerie auf dem Fussboden nieder, bleibt je nach dem Bedarf der Familie Tage oder auch Wochen, und erhält seinen Lohn ebenfalls in Früchten und Oel. So habe ich es oft in den Häusern meiner bäuerlichen Wirthe mit angesehen.

Alle diese Dinge werden auch dem Blick des Fremden kund, der sich um Leben und Treiben des Volkes mit Aufmerksamkeit bekümmert. Um aber zu sehen, wie das Familienleben und die Geselligkeit sich in bestimmten Gebräuchen bewegen, bedarf es des langjährigen Zusammenlebens mit den Bauern, des Verständnisses für die feinsten psychologischen Schattirungen, wie sie de Nino besitzt.

Geburt, Hochzeit und Tod, diese drei entscheidenden Punkte im menschlichen Leben sind es, an die der Volksbrauch sich besonders hängt, und unter ihnen wieder am meisten an den zweiten, den Höhepunkt des Daseins. Von dem Augenblicke an, wo die Vermittlerin — bei den Bauern jedes Landes bekanntlich eine unentbehrliche Zwischenperson — dem Mädchen die ersten Andeutungen gemacht und Neigung oder Abneigung erforscht hat, bis zum Schlusse der Hochzeitswoche bewegt sich alles in abgemessenen Bahnen, und jeder Ort wahrt mit Stolz seine Eigenheiten hierin. Da das Familienleben des italienischen Bauern ein höchst inniges ist, sind auch die Heirathen durchweg aus Neigung geschlossen. Das ist der Vorzug einer armen Bevölkerung.

Mannigfach sind jene tändelnden Spiele, mit denen das Mädchen die Liebe des Mannes zu errathen sucht, das Zählen und Messen und Zerzupfen; auch hier sind Pflanzen und Blumen die Mittel des unschuldigen Orakels. Bei nächtlichen Ständchen werden von dem glücklichen Liebhaber Sträusschen an den herabgelassenen Bindfaden gebunden; der Verschmähte rächt sich mit Spottliedern, über denen es oft zur blutigen Rauferei mit dem Nebenbuhler kommt.

Höchst umständlich und mannigfaltig sind die Gebräuche bei der Hochzeit selber. Einzelne wiederholen sich mit geringer Abänderung, so: das Streuen von Gerste auf's Haupt der Braut — das althergebrachte Symbol der Fruchtbarkeit — das Darbieten des Brotes bald von Seiten der elterlichen Verwandten, bald von Seiten der Schwiegermutter der Braut. Mit einem eigenartigen Spruche begrüsst diese, sobald sie selbst Wittwe, die Ankommende an der Schwelle des Hauses:

„Schwiegertochter, Schwiegertochter! Möchtest Du viel eher sterben, als zur Wittwe jemals werden!“[1])

Wenn schon aus diesem einfachen Spruch ein zartes und rein menschliches Gefühl spricht, so wird der Dichtung, der sinnigen wie der neckischen, im Preise der Braut, im Auffordern des Bräutigams vollends ein weiter Spielraum gelassen. Am Vorabend des Festes umringen die Freundinnen die geschmückte Braut, die noch auf den Geliebten harrt, und überschwänglich erklingt, nicht nur in Reimen, sondern in wiederkehrenden Assonanzen, ihr Lob.

„Nicht Bauernmädchen heisse du fortan!
Du bist von Königsblut, du Holde, Reine.
Dich machte Gott, der dich so schön ersann,
Der Sonne gleich und gleich dem Mondenscheine.
Und diesen Händchen ziemen gold'ne Spangen
Und Ohrgehänge diesen rothen Wangen,
Und 's Hälschen mag Korallenschmuck umfangen!
Und kommt die Liebe, löst sie voll Verlangen –.
So merk', was ich dir sage, liebe Kleine,
's ist des Herzens Finger, der nie fehl gegangen.“[2])

Unterdess klopft es an die verschlossene Thüre. Es ist der Bräutigam, in der Hand den Wanderstab. Die Mädchen schweigen, und hinein tönt sein fragender Gesang:

„Von fremdem Land hab' ich den Weg genommen
Hieher, um dich, geliebtes Weib, zu finden;

[1]) „Nuora maja, nuora maja! Chiuttoste te puozze mure je che vereva ne scieje.“ (Nuora mia! piuttosto ti possi morire che vedova non siei.“ .

[2]) „Mo non te puo chiamà chiu villanella,
Sci de sangue riale, bella figlia.
Lo Dio che te fici accosì bella
A la luna e a ru sole te assomiglia.
E'sse manucce tua merdano anella,
E'sse recchiucce 'n pare de fioccaglie,
E'ssa canuccia 'n filo de coraglie,
E quanno viè' l'amore l'attacche e scioglie,
E siente che ti dico, piccirella,
Fa a dita de ru core che no se sbaglie.“

Er führte mich durch Büsche und durch Dornen,
In Todesängsten wollt' er mir verschwinden.
Und bin ich nun aus fremdem Land gekommen —
Was, Liebchen, soll die Thür verschlossen künden?
Die Pforte, die mir wehrt, zu dir zu dringen,
Eröffnet mir mit Singen und mit Klingen."[1])

Am folgenden Abend aber sprudelt ausgelassen — wie wir es schon vom alten Catull her kennen — im Gesange der jungen Burschen vor der Kammerthüre des neuvermählten Paares das los, was heute mädchenhafte Schüchternheit kaum anzudeuten wagte. In diesen urwüchsigen Epithalamien giebt es freilich wenig Form und feste Regel; Jeder thut sein Bestes in Scherz und Neckerei und sucht den Anderen zu überbieten. Nicht im Hymen-Rufe enden mehr die einzelnen Strophen, sondern in dem verlangenden Vers:

„Halt es nur nicht für persönlich,
Gieb die Flasche, wie's gewöhnlich!"[2])

Darauf öffnet sich denn auch die Thüre, und des Bräutigams Vater oder ein Verwandter reicht den übermüthigen Sängern die gefüllte Weinflasche heraus.

Die Eheschliessung ist natürlich eine kirchliche. Doch hat sich in dem hohen Wiesenthale, über das der Pass in's alte Samnium führt, dem Piano di Cinquemilia, vor derselben die langobardische Entlassung der Tochter aus der väterlichen Gewalt unverrückt erhalten. Der Vater wirft der Knieenden eine Münze in die Schürze und giebt ihr zugleich einen Backenstreich.

1) „Me so partite da lontana parte,
Pe' venirte artrovà, cara consorte.
Me so' occuppate de spine e pe fratte,
Me so' missa 'n piricule de morte.
E mo che i' so jonte da ste parte
E voi bellina m' ha' chiuse le porte?
E quesse porte che chiuse m' avete,
Ch' in soni e canti mi li raprirete."

2) „Nè la tenere pe' mala crianza
Dacci la fiasca, coma c'è la usanza."

Zu mancherlei Scherz giebt auch das Einsammeln der Hochzeitsgeschenke Anlass. Zumeist nimmt zwar das Brautpaar nur feierlich dasitzend die kleinen Gaben der einzelnen Gäste an, bisweilen aber wird eine Art Ceremonienmeister ernannt, dem jeder, wenn es ihm gelegen scheint, sein Geschenk überantwortet, mit dem jener dann auf künstlichen Irrwegen die Braut suchen geht. An anderem Orte wieder wird der Schmuck — aus solchem bestehen gewöhnlich die Geschenke — im Grunde eines Bechers, den sie leeren muss, der Braut dargebracht. Uebel ergeht es unter allen Brautleuten allein alten Wittwern, die sich einfallen liessen, junge Mädchen zu freien. An ihnen nimmt die gesammte Jugend in einer Art von Katzenmusik Rache.

Vergleichungsweise weniger ausgebildet sind die bei der Geburt eines Kindes beobachteten Gebräuche. Hier liegt der Hauptnachdruck auf dem Pathenstehen, denn von dem mancherlei Altweiber-Aberglauben, der sich hier wie überall an diese Familienereignisse knüpft, sehe ich ab. Die Gevatterschaft, das Eingehen der geistlichen Verwandtschaft, nimmt bekanntlich auch im Kirchenrecht eine bedeutende Stelle ein, und dementsprechend hat sich auch die Volkssitte gestaltet. Die Gevatterschaft ist in ihr eine so ernste Sache, dass auch für das Eingehen jedes festeren Bundes ihre Formen entlehnt werden; namentlich suchen junge Mädchen für ihre wechselseitigen freundschaftlichen Gefühle eine solche höhere Weihe; und unter den verschiedensten Weisen vom einfachen Blumengeschenke bis zum feierlichen Umschreiten des Altares, oder zum Abschneiden des eigenen Haares, um es auf das Haupt der Freundin zu legen, haben sie die Wahl.

Endlich der Schluss des Lebens: der Tod. Eine heitere Seite lässt sich ihm nun und nimmermehr abgewinnen; selbst dass er dem Humor diene, der mit den Contrasten spielt, ist ein Vorrecht höherer Bildungskreise. Dem Italiener ist es aber eigenthümlich, dass er den Tod mit dem Schleier der Schönheit umhüllt; darin ist er ein echter Sohn der antiken Welt geblieben, trotz aller Marterbilder in seinen Kirchen. Man braucht nicht nach den Abruzzen zu gehen, um zu sehen,

wie lieblich der Sarg eines Kindes unter den Blumen fast verborgen auf den Schultern der Spielgefährten in die Kirche getragen, mit Kerzen umsteckt und eingesegnet wird, — alles für unsere Auffassung seltsam rasch — ehe man ihn in die Erde versenkt. Wie pomphaft vollends sind die Leichenbegängnisse in Neapel, die aufgethürmten Katafalke, die sich schwankend durch die steilen Strassen bewegen, die zahlreiche Priesterschaft in ihren vielfarbigen Kutten und Talaren, die vermummten, phantastisch aufgeputzten Brüderschaften, der dicke Rauch der Wachskerzen und des Weihrauchs, der die Scene einhüllt!

Die Todtenfeierlichkeiten der Abruzzesen sind einfacher, die Gebräuche bäuerlich; aber neben derberen Zügen, die sie mit unseren deutschen Bauern gemein haben, finden sich doch sinnige, bisweilen anmuthige. Mit den Blumen wirft man auch Zuckerwerk auf die Leiche des Kindes, die offen durch die Gassen getragen wird; und wenn bei uns sich bisweilen noch die Sitte erhalten hat, dass der Sarg unverheiratheter junger Mädchen von Junggesellen zu Grabe gebracht wird, während eine Freundin den Myrtenkranz hinter demselben trägt, so sind es hier Jungfrauen, die dem todten Jüngling denselben Ehrendienst leisten.

Bei den Bauern ist es wohl in allen Ländern ein besonderer Ehrenpunkt, dass sich der Begräbnissschmaus in hergebrachter stattlicher Weise vollziehe. Schweigend sitzen die Verwandten bei demselben, nur ermahnen sie in altüblichen Redewendungen den trauernden Wirth, sich mit Speise und Trank zu stärken. Die Pflicht jedes Verwandten ist es, zum Gedächtniss des Verstorbenen ein solches *riconsuolo*, Tröstungsmahl, zu veranstalten, und auf solche Weise ziehen sich diese bisweilen durch Wochen hin. Ein sonderbarer Gebrauch, der vielleicht aus dem Alterthum stammt, herrscht am Allerseelentage: der Tisch wird alsdann für alle Todten der Familie gedeckt, es wird reichlich aufgetragen, aber keine Speise berührt, sondern alle am nächsten Tage den Armen gegeben. Sicher aber ist es eine antike Reminiscenz, wenn auch jetzt noch kaum eine Leiche in den Sarg gelegt wird, ohne dass ihr einige kleine Münzen mit auf den Weg gegeben werden. Andrerseits

werden wir hier manchen Zug auch der germanischen Mischung zuschreiben dürfen: so, dass der Todte angerufen und es ihm mitgetheilt wird, wenn der Leichenzug ein fliessendes Wasser überschreitet, so vor allem der dem alten Bargerichte entnommene Zug, dass der Leichnam des Erschlagenen nicht auf ein Bett gelegt, sondern nackt auf dem Fussboden, ein Reisigbündel unter dem Haupt, ausgestreckt wird. Wer aber möchte eine genaue Auseinandersetzung vornehmen, was in dieser Fülle symbolischer Gebräuche das Alterthum, was die Langobardenzeit geliefert und was endlich freiwillig hervorgesprosst ist und weiter spriesst? Woher z. B. stammt jenes charakteristische Symbol, dass neben das Haupt des Sterbenden eine Pflugschar gelegt wird, um ihm den Todeskampf zu erleichtern?

Die Ansichten über den Zustand der Seelen nach dem Tode sind die der katholischen Kirche überhaupt, nur dass uralte Erinnerungen an Todtenbeschwörungen nicht ganz verschwunden sind. Alte Frauen üben solche noch häufig, jedoch nur für sich selber. Am Allerseelenabend knieen sie, Kerzen in den Händen, vor ein Wasserbecken, zwängen den Hals in eine Holzgabel und starren alsdann unverwandt in das Wasser. So sehen sie in diesem die Todten vorüberziehen.

In solcher Weise spinnt die Volkssitte ihre Ranken um das Leben des Einzelnen. Ueppiger aber schiesst es auf im Festesjubel, der eine ganze Bevölkerung vereinigt; dort findet sie ihren eigentlichen Boden.

Wer kennt nicht aus Italien den allgemeinen Charakter des Volksfestes! Die Vigilie, der Vorabend, ist eigentlich die Hauptsache, denn da giebt es Illumination, Feuerwerk und öffentliche Musik, die drei Dinge, ohne die für den Italiener ein Fest nicht bestehen kann. An der Kirche ist, scharlachroth ausgeschlagen, mit Blumen geputzt, von bunten Lampions und Fackeln beleuchtet, die Tribüne errichtet, auf der die Musikbande rauschende Weisen spielt. Windlichter stehen an allen Fenstern, Blumenguirlanden sind um Flaggenstangen und von Haus zu Haus gespannt; bisweilen steigen Raketen hinauf zum stillen, tiefdunkeln Himmel; Feuerräder drehen

sich, und immer wieder von neuem donnern Kanonenschläge und Flintenschüsse. Das Volk drängt sich in den engen Gassen, bleibt hie und da stehen und blickt am liebsten hinüber nach den Bergdörfern, die, gleichsam um einen Gruss herüberzusenden, auch illuminirt haben. Wer ist in Italien gewandert und erinnerte sich nicht solcher Abende, an denen er heraustrat aus einsamer Bergesschlucht und mit einemmal sich umgeben und fortgerissen sah von diesem Strom harmloser, echter Freude!

Am folgenden Tage giebt es dann zwei Höhepunkte: der erste ist das Hochamt, das dem Deutschen so befremdlich erscheint, wenn eine rein weltliche Musik die heilige Handlung umrauscht, Kanonensalven sie begleiten, während die Priester auf dem Altare in entsprechendem Tacte ihre Bewegungen machen, der andere die Procession, bei der sich der ganze Pomp der Kirche vor dem schaulustigen Volke entfaltet, in Fahnen, in den seltsamen Trachten der Bruderschaften, in den überlebensgrossen, auf geschmückten Karren gefahrenen Heiligenbildern, in Blumen, Weihrauch und durcheinander wogenden Gesängen. Wie gesagt, dies ist der allgemeine Typus südlicher Feste; er macht es aber geradezu erforderlich, dass sich alles Einzelne in recht üppiger Mannigfaltigkeit gestalte.

Da ist es nun auffallend, wie sich die originellen Volksbräuche besonders an jenen Festen zusammendrängen, die auch die entscheidenden waren für die Naturreligionen — ich brauche dieses Wort für Gottesdienste, die sich anknüpfen an die Erscheinungen und wiederkehrenden Ereignisse der Natur. Die Weihnachtszeit einschliesslich Martini, Ostern und Johannis nehmen die Hauptstellen ein; weder die Marientage, noch auch die der Kirchenpatrone, Peter und Paul nicht ausgeschlossen, kommen ihnen gleich. Zu ihnen tritt als ganz weltliches Fest dann noch der Carneval.

Des Winters Einzug, das Fest des heiligen Martin, versammelt die befreundeten Familien zu einem Festmahl, an dem, genau so wie es bei uns im Norden bräuchlich, Backwerk in der Form von Hörnern aufgetragen wird; und nicht nur dies erinnert an den alten germanischen Opferschmaus, sondern

auch der Schluss, bei dem ein Ferkel im ganzen gebraten aufgetragen wird; bei uns ist bekanntlich der Eber durch die Gans verdrängt worden. Christlichen Ursprungs sind dagegen selbstverständlich die mannigfachen und anmuthigen Veranstaltungen, mit denen das Weihnachtsfest gefeiert wird. Ueberall in Süd-Italien zeigt sich hierbei die künstlerische Handfertigkeit und der Sinn für die Harmonie, an dem man beim Anblick der Heiligenbilder so oft irre werden möchte, am glänzendsten in der Herstellung der *presepi*, der Krippen.

In den Abruzzen werden diese häufig vom todten zum lebenden Bilde erhoben. Einfache Kinderlieder, denn auch hier ist Weihnachten das eigentliche Kinderfest, begleiten die Darstellung: die Stimmen der Thiere, die auch das Christkind in der Krippe aufsuchen, werden nachgeahmt und gedeutet — das Pfeifen der Hirten wird schon in der Kirche bei der Vesper von der gesammten Gemeinde ausgeübt, lange, kindlich-sinnlose Glückwünsche, etwa der Art, wie sie in Schlesien am Sommersonntag gesungen werden, machen den Schluss. Dann folgt, nachdem den ganzen Tag auf' strengste gefastet worden ist, ein langes Mahl, das auch der Aermste sich schwer versagen würde, es sind die sieben Minestren, anfangend mit den Linsen, endend mit Maccaroni; sie werden wirklich insgesammt durchgegessen — eine anerkennenswerthe Leistung!

Der Jahreswechsel giebt den Anlass zu neuen Umzügen. Schon in der Nacht beginnt die Jugend, nicht nur die männliche, sondern auch die Mädchen, an die Thür zu pochen, die Insassen zu beglückwünschen, kleine Geschenke zu heischen. Am frühen Morgen nehmen die Kinder Besitz vom Brunnen, jede Frau eilt dahin, um das „neue Wasser“ zu holen und muss es mit einer Gabe von Kuchen oder Feigen und Nüssen erkaufen. Auch an einem uralt mythologischen Spiele fehlt es nicht, das den deutschen Wett- und Kampfsprüchen völlig entspricht. Die zwölf Monate treten auf, vermummt und mit ihren Enblemen ausgestattet; sie sagen ihre Vorzüge her und streiten um den Vorrang, bis der gemeinschaftliche Vater,

das Jahr, sie insgesammt für seine Söhne erklärt. Darauf giebt das Dreikönigsfest Gelegenheit zur Wiederholung der geistlichen Darstellungen, und mit dem Antoniusfest beginnt nun bald der Carneval.

Auf Anfang und Ende des Faschings drängen sich die Lustbarkeiten zusammen. St. Antonius war immer ein populärer Heiliger, und nicht nur die niederländischen Maler haben seine Versuchungen zu Darstellungen ausgebeutet, in denen das Grausige zum Humor verwandelt wird, sondern ebenso thun es die abruzzessichen Bauern. Am Vorabend des Festes necken der Teufel und seine Gefährten den guten Abt, der sich in seiner Andacht nicht stören lässt, auf alle Weise so lange, bis sie an seinem Gleichmuth zu Schanden werden.

Mit der Fastnachtsfeier verbindet sich in eigenthümlicher Weise der altgermanische Brauch des Winter- oder Tod-Austreibens. Und zwar vollzieht sich dieser in doppelter Weise. Der Tod, der sich aber durch schneeweisse Kleidung — auch Gesicht und Haar werden mit Mehl gepudert — zugleich deutlich als Winter kundgiebt, steht an der Kirchenthür, um nach Beendigung der Messe von der frohlockenden Jugend unter einem Hagel von Schneebällen durch's Dorf getrieben zu werden. Häufiger aber ist, wie bei uns, so auch dort die andere Form, wonach eine Strohpuppe, die hier den Carneval bedeuten soll, vor das Dorf geleitet und dann feierlich verbrannt wird. Echt italienisch ist dabei, dass man in den Kopf der Figur einen Schwärmer steckt, der dann Kopf und Hut zur allgemeinen Erheiterung mit sich in die Luft nimmt. In dieselben Tage fällt das festliche Einholen des Frühlings. Ist es bei uns der „Herre Mai", der so seinen Einzug hielt, so hat man um Sulmona, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, den März gewählt. Mit Musikbegleitung aller Art, in kurzem Lied das Gehen des Winters, das Kommen des Märzes verkündend, bewegt sich der Zug der jungen Mannschaft, die „*pompa*", durch die Ortschaften.

Das eigentliche Frühlingsfest, Ostern, hat ebenso wie Weihnachten einen durchaus kirchlichen Charakter angenommen, nur dass das Weihen und Schenken von Eiern auf

einen älteren Bestandtheil hinweist. Die Grundanschauung des Katholicismus ist zugleich seine volksthümlichste: dass die Thatsachen der Heilsordnung nicht nur einmal historisch geschehene seien, sondern sich immer wiederholen; diese symbolische Auffassung, die nicht nur im Dogma und Gottesdienst, sondern auch in der Kunst und in der Mehrzahl aller Wunder und Visionen des Mittelalters sich kundgiebt, sie beherrscht auch den Volksbrauch. Schon in den Weihnachtsfestlichkeiten zeigt sich dies. Dort schweigt beim Beginn der Dunkelheit am Weihnachtsabend alles, denn die Madonna zieht alsdann in Bethlehem ein. Alsbald darauf bricht aber das Jauchzen und Glückwünschen los. Auch die heiligen Darstellungen fussen auf solcher Ansicht. Weit ausgeprägter tritt diesselbe jedoch in der Passionswoche auf. Da darf man am Gründonnerstag nicht das Haus fegen, denn der Staub würde auf Christus fallen; am Charfreitag nicht das Brot schneiden, denn es würde Christus verwunden, und wer an diesem Tage Geld zählt, würde den Verrath des Judas wiederholen. Am stillen Sonnabend aber haben alle Wesen Ruhe, selbst das Ungeziefer.

Die Versinnlichung der heiligen Ereignisse hat denselben Zweck. Der Inhalt der Mysterien, die einst hier, wie im Deutschland des Mittelalters, geblüht haben, ist meist zusammengeschrumpft, und nur der decorative Theil ist geblieben, sie umspannen nicht mehr die Weltordnung nach katholischer Auffassung. Die Scenen jedoch, welche die Kirche und die Kunst für symbolisch erklärt hat, das Opfer Abrahams zum Beispiel, sind der Gegenstand des lebenden Bildes geblieben. Sepolcri, „heilige Gräber", nennt man sie nach jener Scene, die den Mittelpunkt, zu dem alles hin gravitirt, zu bilden hat.

Die Darstellung des Grabes Christi, in allen katholischen Ländern am stillen Sonnabend üblich, wird hier, gerade in der Stadt der Gebildeten Sulmona in besonders naiver Weise, belebt. Der Schauplatz ist die Piazza, wo zwischen den schönen Kirchenportalen, letzten Resten stolzer, durch Erdbeben zerstörter Gebäude, und unter den kühnen gothischen

Bogen der alten Wasserleitung die buntgeschmückten Altäre errichtet sind. Um das Grab sind die Holzstatuen aller hier veehrten Heiligen, von den Aposteln bis zu Papst Coelestinus, vereinigt. Verhüllte Träger bewegen sie hin und her; es herrscht grosse Unruhe, denn die Madonna ist nirgends zu sehen. Deren Statue ist in einem Hause verborgen. Abgesandte der Heiligen gehen zu ihr, die Auferstehung ihr zu verkündigen. Doch sie will nicht glauben und naht nur zögernd. In diesem Augenblicke tritt auch die Bildsäule des erstandenen Christus hervor; in raschem Laufe nähern sich die beiden Bilder einander, und in dem Augenblicke, wo sie sich berühren, fällt das Taschentuch der Madonna, und hervor schwirren eine Anzahl Schwalben, die unter demselben verborgen waren, in die Luft.

Die Scenen, welche wirklich gespielt werden, sind mehr burlesker Natur, und wie in unserer deutschen Komödie ist der Judas die komische Figur. Er feilscht mit dem Kaiphas um den Preis, zankt sich mit ihm, als er die Silberlinge zurückgeben will, und hängt sich schliesslich vor den Augen des Publikums auf. Den Chor bilden die Pharisäer, die je nach ihrer löblichen oder sträflichen Gesinnung grün oder roth gekleidet sind. Wunderlich ist vor allem die Auffassung des Christus, der als ein alter Mann mit schneeweissem Bart und kahlem Haupt dargestellt wird. Der Bauer kann eben den Begriff der Ehrfurcht nur mit dem des Alters verbinden, während seine Verehrung für die Jungfrau ihm nur gestattet, dieselbe in voller Schönheit wiederzugeben. Nehmen wir hinzu, dass der Busseifer der Schuldbewussten bei der Osterprocession sich Genüge thun kann, dass vermummte Gestalten, entschuht, Kreuze schleppend oder sich geisselnd, in ihr gehen, so haben wir ungefähr ein Bild von dem bunten, phantastischen Treiben, das sich an solchen Tagen entfaltet.

Ist zu Ostern alles christlich, so ist am Johannis-Feste alles heidnisch. Der Täufer hat nicht dauernd die Oberhand gewinnen können über Balder. Am frühen Morgen schon steigen in manchen Dörfern die Bewohner auf die nächste höhere Bergspitze, um den Sonnenaufgang abzuwarten;

denn heute macht die Sonne, sobald sie über den Horizont tritt, drei Sprünge, und in ihr erscheint das blutige Haupt des heiligen Johannes. Allgemein aber ist es, schweigend das nächste fliessende Wasser zu überschreiten, im Morgenthau alsdann Arme und Gesicht zu waschen und bekränzt zurückzukehren. Auch jene hochverehrte Statue des Ovid zu Sulmona nimmt an dieser Schmückung theil. Und wie die alten Götter in der Nacht segnend vorübergingen, so thut es jetzt der Täufer. Wasser mit Blumen und Orangenschalen wird in jener Nacht vor die Fenster gestellt, um den Segen des ungesehen Vorbeiwandelnden zu empfangen und fortan als Heilmittel zu dienen. Auch die magischen Kräfte der Natur enthüllen sich an diesem Tage; im Bleigiessen, im Blumenorakel sucht mädchenhafte Neugier eine willkommene Antwort auf ihre Herzensfragen zu erhalten, und mit ängstlichen Vorbereitungen sucht auf den höchsten Bergwiesen voll üppiger Kräuter an der Majella mancher die Zauberwurzel, die wie ein menschlicher Körper gestaltet ist, die Mandragora, den Alraun. Am Abend aber macht festliche Beleuchtung und das Johannis-Feuer den altherkömmlichen Abschluss.

Zum grossen Theil wenigstens sind diese Gebräuche dem germanischen Element in diesem Bergvolke zuzuschreiben; Anderes weist wieder ganz entschieden auf antiken Ursprung.[1]) So vor allem die gymnastischen Wettspiele. Gerade in ganz abgelegenen Dörfern haben sie sich erhalten und werden unter begeisterter Theilnahme — auch die Frauen schauen ganz unbefangen zu — begangen. Auch die klassische Nacktheit ist ganz oder fast ganz beibehalten, und auch das ist antik, dass der Sieger in diesem Aufzug ohne weiteres zur Kirche geleitet wird und dort den Heiligen seinen Dank abstattet.

Was auch der Ursprung jeder einzelnen Sitte gewesen sein mag, immer und immer wieder begegnet uns die Kirche,

[1]) Das Meiste kann sowohl antiker wie germanischer Wurzel entstammen, vgl. überhaupt Useners Italische Mythen im Rheinischen Museum.

die ihren Stempel darauf gedrückt hat. Jenes Ideal des Katholicismus, dass die Kirche mit ihrem Dienste das ganze Menschenleben umspannen solle, dass jede bedeutungsvolle Thatsache den Sterblichen an sie, an seine Zugehörigkeit zu ihr erinnere, es ist bei dem italienischen Bauern nahezu verwirklicht. Auch muss man, um gerecht zu sein, gestehen, dass diese Religion den Bedürfnissen des Bauers völlig entspricht, dass sie wahrhaft volksthümlich ist. Es ist mit der katholischen Kirche überhaupt umgekehrt bestellt, wie mit anderen bedeutenden historischen Gestaltungen. Jene wollen immer im Grossen angesehen werden, damit man die Kleinlichkeit im Einzelnen vergesse. Die Lichtseiten des Katholicismus aber zeigen sich gerade im Kleinen und Einzelnen.

So bleibt denn nach allem noch ein Lebenskreis, in dem sich die Interessen der Menschen zu bewegen pflegen: nach der Arbeit, nach der Familie, nach der Geselligkeit, nach der Religion, — die Politik, das Leben in der Oeffentlichkeit. Es soll dies ja die Krone des bürgerlichen Lebens sein, wie die politische Geschichte die der Culturgeschichte. Wie steht es damit?

Ich bin hier auf wenige, eigene Beobachtungen angewiesen. Es ist ja nicht schwer, in Italien über Italien zu politisiren, und kaum irgendwo sind die Männer, welche die Politik machen, zugänglicher für den Fremden, als eben hier. Es hat mir aber immer geschienen, als ob die Zeitungen, die ja in Italien nicht Parteien, sondern einzelnen Männern dienen, und die durch ihren höchst billigen Preis dem Volke zu dem zweideutigen Ideal verhelfen, allabendlich die Meinung jedes seiner Führer authentisch zu erfahren, schon ausreichend seien.

Mir war es wichtiger, im Volke, bei den Unterbeamten, bei den Handwerken und Bauern selbst herumzufragen; und das Bild, das man so erhält, ist kein rosenfarbenes. Interesse für die Gesammtpolitik haben eine Anzahl hochgebildeter Männer, freilich die Elite der Nation, einerseits, eine Schaar von Leuten, die den Staat eigennützig ausbeuten, andererseits. Diese letzteren aber fussen ganz und gar auf provinziellem

Einfluss, und eine Art Tyrannis, die sie in ihrer Provinz ausüben wollen, ist ihr Ziel. „Früher herrschten die Cardinäle, jetzt die Deputirten“, das ist die Klage, die man im Sabinerland und wohl auch in der Romagna (ich kenne sie nicht aus eigener Anschauung) überall hört. Und diese Parteiführer herrschen wiederum durch die Associationen, die sich über die Provinz verbreiten, die den Verwaltungsbeamten binden, dem Richter seine Wirksamkeit erschweren und oft geradezu illusorisch machen, die schliesslich das abscheuliche, aber leider nothwendige Institut der Ammonition, der Rechtlosigkeit des irgendwie Verdächtigen und Unbequemen vor einer willkürlich gehandhabten Polizei, nothwendig machen. „Es giebt ja nur einen politischen Unterschied“, ist mir mehr als einmal gesagt worden, „Associirte und Nicht-Associirte d. h. Plünderer und Geplünderte.“ Darum hat der Papst für italienische Verhältnisse völlig Recht, wenn er gegen das Gesellschaftsunwesen als den Krebsschaden Italiens donnert, nur dass er freilich seine Associationen an die Stelle aller anderen setzen möchte.

Der Bauer ist nun aber nicht associirt, oder wenn er es ist, dann wird naturgemäss seine Vereinigung gleich zur unzweifelhaft verbrecherischen, zur Camorra oder Mafia. Vom Parlamentarismus in Rom weiss er nichts. Victor Emanuel ist populär gewesen im höchsten Sinne; er hat das Volk zu gründlich studirt, um nicht ein echter Bürger- und Bauern-König zu werden. Sein Sohn, der Mann schlichter Pflichterfüllung, geniesst überall Ehrfurcht, aber populär wie sein Vater ist er nicht.

Das Volk wirklich heranzuziehen zum politischen Leben, das ist die schwierige, aber für ein Herrscherhaus, das ein nationales Heerwesen zu schaffen verstanden hat, gewiss nicht unlösbare Aufgabe; feste Punkte, an die man anknüpfen kann, fehlen durchaus nicht. Denn auch der Bauer nimmt an den Angelegenheiten, die er versteht und überschauen kann, den lebhaftesten Antheil, mit einem Worte, an seinen Gemeindeangelegenheiten. Das ist mir am deutlichsten in den Abruzzen, fast ebenso aber auch in Sicilien, entgegengetreten.

Bei diesen Wahlen, von der des Sindaco bis zu der des Wässerungsmeisters, spielen dieselben Mächte wie in der grossen Politik, aber zumeist in einer gesünderen Weise. Durch zweierlei Umstände wird dies unterstützt: zunächst durch die Grösse und die stadtartige Bauweise der Dörfer, sodann durch die Sesshaftigkeit der bäuerlichen Bevölkerung. Wenn bei uns selbst in alten Bauerndörfern Familien, die bis zu 200 Jahren zurückgehen, selten sind, so reicht in den italienischen die Tradition allgemein um drei bis vier Jahrhunderte zurück, und auch dann hört sie weniger auf, als dass sie verschwimmt. Oft haben die Vermögensumstände im Laufe der Zeiten sich verschlechtert; doch giebt es einzelne bäuerliche Aristokraten, die in ihrem Palazzo wohnen, hundert Hirten auf ihre weiten Besitzungen in Apulien entsenden und ebenso viele Theilbauern im Thale sitzen haben. Bauern sind sie aber doch geblieben, die nicht in die Stadt ziehen möchten, wo sie nichts sind, während sie im Dorf Alles bedeuten. Neben ihnen giebt es dann andere eben so alte Familien, die jedoch verarmt, von jenen Reichen vielleicht wirthschaftlich abhängig geworden sind, aber doch ihren Einfluss bewahren. Ich habe einmal einen solchen ländlichen Volkstribunen kennen gelernt, einen Cimbern, wie er sich nannte, weil seine Vorfahren vor etlichen 100 Jahren aus den *sette communi* nach den Abruzzen gekommen waren; er war der Aufseher der Wässerung seines reichen Grundherrn, der ihm aber seinen politischen Einfluss überliess. Sie waren beide aus gleich alten Geschlechtern.

Gewiss: das Ueberwiegen des municipalen Geistes ist ebenso das politische Verhängnis Italiens, wie die Quelle seiner Culturgrösse gewesen. Aber dies anerkannt — in der Politik kann man doch nicht Kräfte aus dem Nichts bilden! Es gilt, die vorhandenen zu lenken und zu benutzen. Und dieser Localpatriotismus ist lenkbar, während er freilich in der Unform der Verquickung mit dem Parlamentarismus, wie er oben geschildert wurde, erst recht dem Lande zum Fluch wird.

Einen entscheidenden Punkt giebt es aber, in dem alle Einwohner sich für den Gesammtstaat interessiren und nur

zu viel von ihm erwarten. Dies sind die öffentlichen Arbeiten. Italien ist freilich beinahe in einen *circulus vitiosus* gerathen: es baut unter kolossalen Naturschwierigkeiten ganz unrentable Bahnen, um nur sein Arbeiterproletariat zu beschäftigen; es stürzt sich dadurch immer mehr in Schulden, muss immer drückendere Steuern erheben und verschlechtert so die wirthschaftliche Lage immer mehr. Die augenblickliche günstige Finanzlage, die durch einen geschickten Minister und das Wohlwollen grosser Geldinstitute herbeigeführt ist, darf darüber nicht verblenden. Der Missbrauch aber beweist nichts gegen das Princip. Hier ist in der That die Handhabe gegeben, mit welcher der Staat das Volk leiten kann, dadurch dass er ihm etwas leistet. Ich möchte sagen: der Ingenieur ist dem Volke der Messias des neuen Italien; freilich, sehr oft wird er auch zu einem trügerischen Lügenpropheten.

Nirgends überzeugt man sich hievon besser, als in den inneren Apenninenlandschaften. Der Kopf des Bauern ist ganz erfüllt von Canal-, Eisenbahn-, Strassenprojecten. Weniger denkt er hierbei an den lohnenderen Absatz seiner Producte, der bei seiner Naturalwirthschaft einstweilen doch wenig in Betracht kommt, als an die lohnende Arbeit, die er beim Bau zu finden hofft. Wie oft bin ich nicht, wenn ich mit dem Bergstock und der Karte in ein hochgelegenes Dorf gestiegen kam, als Ingenieur begrüsst, von Männern und Frauen um Beschäftigung angegangen, von den Vorgesetzten um die Richtung, die ich der neuen Strasse geben werde, befragt worden! Ich bin einmal zu einem winzigen Bergsee zwischen hohen Felswänden geführt worden, um mir auseinander setzen zu lassen: diesen Berg zu durchstechen, sei ein Werk, eines grossen Staates würdig.

Die thörichte Uebertreibung mag auch hier auf das vorhandene Bedürfnis hinweisen; auch hier kommt es darauf an, den Strom in's richtige Bette zu leiten. Mit einem Worte: die Italiener müssen wieder ein industrielles Volk werden, wie sie es einst in der Glanzperiode vom 11. bis zum 16. Jahrhundert waren. Dass sie das Zeug dazu haben, beweist

das Lob, das überall dem italienischen Arbeiter gespendet wird. Die Regierung mit ihren Unternehmungen kann hierbei freilich nicht alles thun, und was bisher den industriellen Aufschwung trotz mancher Ansätze, von denen die Ausstellungen glänzende, aber nicht ganz zuverlässige Zeugnisse ablegen, in Süditalien verhindert hat, liegt auf der Hand. Es ist dasselbe, was ihn einst im 16. Jahrhundert geknickt hat: der Mann, der als Fabrikant in die Höhe gekommen, ward bisher als Marchese oder Duca ohne weiteres in die Reihen der alten Aristokratie aufgenommen, und schon der Sohn oder Enkel ist in diesem seinem neuen Stande so weit aufgegangen, dass er aufhört, Geschäftsmann zu sein. Im Interesse der Aristokratie war diese Ergänzung ihrer Reihen, die Vergoldung ihrer Ahnenschilder, sehr klug, im Interesse der Volkswirthschaft sehr thöricht. Keinen Ausruf hört man beim Kleinbürger und bei dem denkenden Theil der Bauern häufiger, als das: *manca l'industria!*

Die Gefahr, die der Uebergang zur Industrie durch Zersetzung des bisherigen Volksthums in sich bergen könnte, ist bei den festgewurzelten Neigungen des süditalienischen Landmanns, die ich hier zur Genüge dargelegt zu haben glaube, gering anzuschlagen. Eine agrarische Reform scheint ja zunächst viel nöthiger, aber bei der nationalen Vorliebe für jene primitive Wirthschaftsform des Theilbaues ist sie einstweilen aussichtslos.

Wo wir auch hinblicken mögen, wir werden zum gleichen Resultat gedrängt: auf einer echten Vereinigung der Arbeit des Bürgerthums und des Bauernstandes beruht die Zukunft Italiens, sei es nun in der Literatur, in der Politik, in der Volkswirthschaft. Noch sind Verbindungspunkte genug zwischen den beiden Ständen vorhanden, und gebundene Kräfte ruhen in diesem geistvollen, thätigen und liebenswürdigen Volke. Wer wird der Zauberer sein, der sie zu entfesseln versteht?

Die Renaissance in Süditalien.

Einleitung.

Weniger selbständig als in irgend einer andern Landschaft Italiens hat die Cultur der Renaissance sich in Neapel ausgebildet. In Florenz und den Tyrannenstaaten, selbst in Rom und Venedig ging sie unmittelbar aus den gegebenen Verhältnissen hervor. Der Humanist bildete sich an denselben, er wirkte unter ihnen und für sie. Er war vom ersten Augenblicke an ein Glied der ihn umgebenden Gesellschaft, das in das Gefüge des Ganzen passte, mochte er auch sonst das Recht der Individualität noch so sehr wahren und erheben.

Anders lagen die Dinge in Neapel. Hier waren die gesellschaftlichen und politischen Zustände nicht zu dem Punkt gediehen, wie in den andern Staaten der appenninischen Halbinsel.

Dieses Gebiet hat sich der Humanismus erst erobert. Er ward eingeführt durch die Zuneigung eines talentvollen Fürsten, damals fand er hier nur Liebe und Verständnis weniger, dann hat er fast zwei Generationen hindurch den Verhältnissen, die er vorfand, mehr oder minder schroff gegenübergestanden, aber sich endlich volles Bürgerrecht erworben und dem Geistesleben Neapels sein Gepräge aufgedrückt. So ist dann gerade hier zu einer Zeit, als im übrigen Italien die Bewegung der Geister zu erschlaffen begann, aus der Mitte des Volkes die neue Richtung der Telesio und Bruno hervorgegangen, die für die Folgezeit kaum minder wichtig werden sollte, als die humanistische.

Immerhin ist der Sieg der neuen Bildung und Weltanschauung kein unbedingter und vollständiger gewesen. Hier

vor allem galt es für die Humanisten, ihr Auftreten und ihre Wirksamkeit den Verhältnissen anzupassen. Je länger, je mehr nahmen auch sie ein Stück Alt-Neapel in sich auf, und wo ein Entgegenkommen schwer oder unmöglich war, wurden sie sich wenigstens ihres Gegensatzes klar bewusst und sahen sich darauf hingewiesen, ihn vor der vernünftigen Ueberlegung zu rechtfertigen. Das Wichtigste war dann doch die Erweiterung des Gesichtskreises, des Beobachtungsfeldes der Humanisten, die unter solch fremdartigen Elementen ihr Leben zubrachten. Hier wie überall finden wir sie gern bereit, alles, was sich vor ihren Augen abspielte, in seiner Eigenthümlichkeit zu erfassen und für ihre Auffassung der Dinge und Menschen zu verwerthen. Ihren Leistungen in der Geschichtsschreibung, in der Philosophie und Poesie gab dies oft eine eigenthümliche Färbung, und so kam das Beste, was sie in Neapel gelernt hatten, schon ihren Zeitgenossen in Rom und Venedig zu Gute.

I.

Die Barone.

Der auffälligste und wichtigste Unterschied des neapolitanischen Königreichs vom anderen Italien liegt darin, dass sich das Lehenswesen hier allein in vollem Umfang erhalten hatte.

Aber es war nicht ein Lehenswesen wie das Frankreichs oder Englands, wo mächtige Familien in altem, erblichem Zusammenhang mit ihren geringeren Vasallen und mit ganzen Landschaften den möglichst grossen Einfluss im Reiche zu erlangen suchten, ohne doch den allgemeinen Staatszusammenhang in Frage zu stellen. Hier haben wir vielmehr, kaum anders im Kirchenstaate, eine Reihe fast selbständiger Herrschaften, die völlig aus einander fallen würden, wenn nicht Zwang und Noth sie bei einander erhielten. Das Lehenswesen aber ist nur das äusserliche Band, eine Form, die sich drehen und deuteln lässt zum Vortheil bald des Herren, bald des Vasallen.

Die Naturbeschaffenheit des Landes selber scheint für Zeiten, in denen sie noch für die Staatenentwickelung maassgebend ist, diesen Charakter anzudeuten oder zu begünstigen. Vor allem die gebirgigen Theile des Landes mit ihrer Fülle abgeschlossener Thäler legten die Entstehung gesonderter Herrschaften nahe; zugleich waren aber die Bergbewohner zu sehr auf die Waideflächen Apuliens und das Getreide der campanischen Seeküste angewiesen, als dass nicht das Bedürfnis des Zusammenhaltens auch immer wieder zur Bewahrung der staatlichen Gemeinschaft geführt hätte. Seit dem Verschwinden der langobardischen Fürstenthümer war denn auch die Einheit des Reiches nicht mehr dauernd in Frage gestellt worden, aber sie war nur locker und fand in

den Formen des Lehenswesens, wie es von den Langobarden angebahnt, von den Normannen durchgeführt, von den Hohenstaufen vergeblich bekämpft, von den Anjou's erneuert und völlig ausgebildet war, ihren entsprechenden Ausdruck.

Noch konnten sich freilich einzelne mächtige Geschlechter, wie die Ruffo, rühmen, dass sie ihre Besitzungen von Gott allein zu Lehen trügen;[1]) aber sie verschwanden neben der Menge der anderen; im Jahre 1495 konnte Commines wohl mit Recht sagen, dass es keine drei Leute im ganzen Königreiche gäbe, die nicht ihre Besitzungen von der Krone oder von anderen zu Lehen hätten.[2]) Bei der Thronbesteigung des ersten Aragonesen Alfonso I. zählte man 1550 Lehengüter[3]), die Zahl der Barone selbst war aber bedeutend geringer, besass doch Giovan Antonio Orsino, Herzog von Tarent, allein 300 von jenen, so dass seine Macht dem Volk selbst grösser erschien als die der Krone.[4]) Man rühmte von ihm, dass er auf der Reise von Tarent nach Neapel jede Nacht auf eigenem Grund und Boden rasten könne; seine Schätze vergrösserte die Phantasie in's Unglaubliche.[5]) Neben ihm standen eine Reihe anderer Herzöge und Grafen kaum minder mächtig da, wie die Gaetani in Fondi, die Marzano in Sessa, die Sanseverinen und die Caraccioli.

Sie alle waren beständig bestrebt, ihren Staat auf Kosten der Krone und der minder mächtigen Standesgenossen zu vergrössern. Die inneren Kriege gaben reichlich hierzu Gelegenheit; sie waren begleitet von der Verdrängung der kleineren Barone, und König Alfonso konnte nur durch die Anerkennung aller Besitzveränderungen seit Ladislaus' Tode den Thron

[1]) Tr. Caraccioli, de varietate fortunae.

[2]) Commines, Mémoires, lib. 8 c. 13.

[3]) Bianchini, Storia delle finanze di Napoli, lib. IV.

[4]) Caraccioli, Var. fort.

[5]) Notar Giacomo, Cronica di Napoli 107. Die wirkliche Summe 12,000 Ducaten, giebt Pontan, historia delli Neapolitani, lib. IV. Die für den Herzog von Ferrara verfasste Statistik des Königreichs von 1444 giebt dem Orsino 400 Castelle. Sein Gebiet fängt an bei der Porta di Mercato in Neapel und geht 14 Tagereisen bis zum Cap di Leuca.

für sich erhalten.[1]) Merkwürdig aber, wie diese Staaten im Staate sich wohl für den Augenblick zu furchterregender Macht erheben, nach kurzer Zeit jedoch wieder zerfallen! G. A. Orsino's Macht endete mit seinem Tode. „Jetzt kennt man kaum noch seinen Namen selbst in seinen eigenen Besitzungen", heisst es 50 Jahre später von ihm.[2]) Bei König Ferrante's Thronbesteigung hatten die neapolitanischen Zweige der Orsini fast die Hälfte des Landes inne. Fünf Herzogthümer, Tarent, Bari, Salerno, Nola, Tagliacozzo, waren ihr eigen;[3]) von den sieben grossen Kronämtern ruhten vier auf ihren Besitzungen; noch vor Ablauf des Jahrhunderts ist dies alles in fremde Hände übergegangen und kein Orsino wird zu jener Zeit mehr im Königreich erwähnt. Man braucht nur die Geschichte der einzelnen Familien und Territorien zu verfolgen[4]) und man erstaunt über den raschen Wechsel: das Emporkommen, die Blüthe und der Untergang eines Hauses spielt sich meist in zwei Generationen ab. In den seltensten Fällen war dies eine Folge des natürlichen Erlöschens; fast immer setzt ein Gewaltakt, eine blutige Katastrophe der Laufbahn eines Baronengeschlechtes sein Ziel. Dies liegt jedoch begründet in dem ganz unnatürlichen Verhältnis der Krone zu diesen ihren obersten Unterthanen.

Der gesammte Apparat mittelalterlichen Lehenswesens, wie er von den Anjou's nach dem Muster Frankreichs zugeschnitten war, hatte sich in Neapel erhalten. Auf den hervor-

[1]) Die Urkunde bei Bianchini, lib. IV.

[2]) Caraccioli, var. fort. Ganz so streng ist das freilich nicht zu nehmen. Galateos Japygia zeigt vielmehr, dass man sich in diesen südöstlichen Theilen des Königreichs doch noch manchmal der Zeiten erinnerte, wo man fast ein eigenes Königreich bildete.

[3]) cf. die Liste der grossen Barone, die bei dieser Gelegenheit anwesend waren, bei Costanzo, Storia di Napoli (um 1530 aber überall in diesen Partien nach vorhandenen Urkunden abgefasst); früher besassen die Orsini noch zwei Herzogthümer, Venosa und Manupello, Statistica del regno von 1444 im Archivio storico per le provincie Napoletane I. 730 ff.

[4]) Für diese Verhältnisse vgl. besonders Caraccioli, de varietate fortunae, der unter dem Eindruck dieser Zustände schrieb.

ragendsten Herzogthümern ruhten die hohen Reichswürden des Connetable (Tarent), Admiral (Sessa) u. s. w. Im Grunde sah man aber diese Bezeichnungen nur als leere Titel, als einen Gegenstand des Hofceremoniells an, für das sie freilich bei den Parlamenten und grossen Festen in ihrer Stellung zunächst am Thron nicht fehlen durften. So hatte Johanna II. die vergessene Würde des Grossseneschall hervorgezogen für ihren Günstling Sergianni Caraccioli und ganz wie eine Antiquität restaurirt; selbst die Fiction einer besonderen Gerichtsbarkeit des Seneschall über den Hofstaat wurde bei dem Schaugepränge festgehalten.

Eine andere Bedeutung hatte es, wenn man mit diesen verrotteten Titeln Verhältnisse zu verdecken suchte, die man sich offen einzugestehen scheute. So erhielt der Orsino von Tarent die ungeheure jährliche Pension von 100,000 Goldstücken[1]) als Connetable zur Truppenausrüstung, wie es hiess, aber in Wirklicheit, ohne dass er irgend eine Gegenleistung übernahm. Man täuschte doch niemand damit, selbst die bürgerlichen Chronisten der Stadt Neapel durchschauen in solchen Fällen das wahre Verhältnis. Orsino steht hierin durchaus nicht allein da; unter Ferrante bedang sich Roberto Sanseverino zu seinem Herzogthum Salerno und dessen Erzamt noch 2500 Ducaten zur Besoldung von 250 Lanzen aus[2]), es war der Preis seiner Hilfe. Diese grossen Herren gedachten eine Stellung einzunehmen, wie die Vasallen der Kirche, die Montefeltro und Malatesta, sie wollten zugleich die Untergebenen, die Verbündeten und die Condottieren ihrer Könige spielen.

Wenn dies nun verhüllt wurde durch die verfassungsmässigen Formen, was war natürlicher, als dass ein solches Missverhältnis von Wirklichkeit und äusserer Kundgebung bei den Königen Hinterlist und Rachsucht, bei den Baronen unruhigen Ehrgeiz und Verschwörungslust, bei beiden aber eine gründliche Verachtung aller gesetzlichen Bande wachrief? Der Geist der Regierenden, wie der der Regierten war längst

[1]) Caraccioli, var. fort.

[2]) Pontan, historiae lib. III., und Giornali Napoletane.

den Vorstellungen des Feudalismus entwachsen, aber noch hielt man dessen Zustände aufrecht, denn beide Theile konnten sie zu Zeiten vortheilhaft für ihre Ansprüche ausbeuten und sie zu Ausgangspunkten ihrer politischen Schachzüge benutzen. Man lebte fortwährend in einem verdeckten Krieg mit einander; im Augenblick der Macht glaubte man sich alles erlauben zu können, und das so Erworbene suchte man später mit allen Mitteln zu behaupten.

Ein gesetzliches Zusammenwirken der Krone mit der Gesammtheit der Barone, wie es in der alten Lehensverfassung vorgesehen war, wurde unter solchen Umständen überaus selten. Seit dem Baronenparlament von 1443, nach dem endlichen Sieg Alfonso's, auf dem nach 30jährigem Bürgerkrieg die Verhältnisse des Landes neu geordnet wurden[1]), fand kein solches statt bis zu den schwülen Jahren vor dem Ausbruch der Baronenverschwörung.[2]) Zu jenem ersten Parlament Alfonso's kam die Mehrzahl nur sehr zögernd; man glaubte, der König wolle, „wie dies früher wohl geschehen"[3]), den ganzen Adel des Landes nur deshalb auf einer Stelle haben, um sich seiner mit einem Schlag zu entledigen. Es zeigte sich, dass mit diesen vielköpfigen Versammlungen nichts anzufangen sei; um so eifriger unterhandelte man mit den einzelnen mächtigen Herren und erkannte diese damit in ihrer weit überragenden Stellung an.

Die Aragonesen hatten selbst diese Zustände nothgedrungen begünstigt. Alfonso war Anfangs wenig mehr als das Werkzeug einer Adelspartei. Ein Rechtsanspruch auf die Krone war kaum vorhanden, und er selbst glaubte so wenig als irgend Jemand anders an denselben. Als er nach dem Tode Johanna's seine Anhänger versammelte, meinte er,

[1]) Mittheilungen aus den Acten desselben bei Costanzo.

[2]) Notar Giacomo.

[3]) Giornali Napoletane u. Ant. Pan. III, 21. Wirklich ausgeführt hatte man solchen Streich auch früher nicht. Wie man aber den Kommenden in freier Haft hielt, bis er sich bestimmen liess, dafür siehe oben das Beispiel des Lalle Camponeschi.

nur durch Entgegenkommen und Bereitwilligkeit könne man die Barone gewinnen[1]; dieser Grundsatz führte zunächst dazu, dass er alle zweideutigen Verbindungen und Doppelstellungen seiner sogenannten Anhänger stillschweigend dahin gehen liess. Auch später im gesicherten Besitz des Königreiches wollte er am liebsten in solch lässiger Weise regieren. Von hinreissender Liebenswürdigkeit im Verkehr mit Jedermann, konnte er im höchsten Maasse auf seine Persönlichkeit bauen, und seine ausserneapolitanische Machtstellung liess es entschuldigen, wenn er so manche materielle Stütze der Herrschaft gegenüber den Baronen leichthin aufgab. Und doch hat selbst Alfonso noch von den unzufriedenen Grossen den Vorwurf der Undankbarkeit erdulden müssen.[2]

In viel schwierigere Verhältnisse trat nun sein Sohn Ferrante ein. Ihn, den Bastard, den seine und seiner Schwester Heirath schon den Baronen gleichgestellt hatte, mochten die mächtigsen unter denselben überhaupt nur als ihres Gleichen ansehen; war er doch nun auf Neapel beschränkt, ihnen an Macht kaum überlegen.

Damals, im Anfang seiner Regierung, im angiovinischen Krieg haben sie sich wohl mit dem Gedanken an völlige Selbständigkeit getragen; zu diesem Zweck wurde kein Verrath, kein Mord von ihrer Seite gespart. Unter solchen Eindrücken bildete sich Ferrante's Charakter. Mit durchdringendem Scharfblick hatte er die Ursache dieser Missstände früh in den Besitzverhältnissen erkannt. Mit einer Reihe von Verordnungen suchte er auf eine grössere Vertheilung des Grundbesitzes hinzuwirken, und er that es auf die verständigste Weise durch Beförderung der Mobilisirung.[3] Auch die Vasallen der Barone suchte er durch eine Reihe von Bestimmungen unabhängiger zu machen, er sah es gern, wenn sie etwa während einer Minderjährigkeit sich die Unabhängigkeit erwarben und

[1]) Facius lib. III.: cogitavit, nulla re magis regulorum animos conciliari posse quam humanitate et facilitate.

[2]) Caraccioli, var. fort., bei Orsino und Gaetano.

[3]) Die Urkunden bei Bianchini.

hütete sich in solchen Fällen, dem Eigenthümer zu seinem Recht zu verhelfen.[1])

So weit mag man seine Politik billigen oder entschuldigen, aber es lag weder in Ferrante's Charakter, noch wäre es bei diesen Baronen auch nur möglich gewesen, hierbei stehen zu bleiben und nicht zu offener Gewaltthat fortzuschreiten. Er konnte ja kaum wagen, die ihm im regelmässigen Lauf der Dinge zugefallenen Lehen für die Krone zu behalten; mit einem Meisterzug der Politik verlieh er deshalb sogleich Anfangs das Herzogthum Bari wenigstens an das sforzesische Haus, indem er dadurch sich zugleich der Pflicht der Dankbarkeit entledigte, das mailändische Herrscherhaus mit den Interessen des Königreichs enger verknüpfte und eines der wichtigsten Herzogthümer des Landes in die Hände eines weit entfernten Herrn brachte.[2])

Unterdess liess Ferrante, ob im Frieden, ob im offenen Zwist, keine Gelegenheit vorbeigehen, sich seiner mächtigsten Vasallen zu entledigen. Während seiner ganzen Regierung hören wir mitten zwischen rauschenden Festlichkeiten und gleichgültigen Stadtneuigkeiten von den Verhaftungen und Processen einzelner Barone.[3]) Die Gegensätze verschärfen sich immer mehr, bis endlich die grosse Baronenverschwörung, in ihrem Beginn schon ein hoffnungsloses Unternehmen, losbricht und die schreckliche Rache der Aragonesen hervorruft. Musterte man nach ihr die Reihen der Grossen, die einst der Beginn der aragonesischen Herrschaft als die hervorragenden Häupter gesehen hatte, so fand man ausser den Aquaviva und Gaëtano keine mehr; alle anderen, Balzo, Caldora, Caraccioli, Caraffa, Marzano, Orsino, Sanseverino, waren verjagt oder tief gedemüthigt. Selbst von den spanischen Häusern, die Alfonso nach Neapel verpflanzt hatte, waren nur die

[1]) So bei der Minorennität von Onorato Gaëtani's Enkeln Carac., de variet.

[2]) Was man auch in Mailand verstand. Simoneta, lib. XXII.

[3]) Notar Giacomo registrirt alle.

Pescara noch im Besitz ihrer Herrschaften; andere, wie die Centelles, Guevara, vernichtet oder verdrängt.

Das Leben dieser Barone verlief beständig zwischen grösster Macht und höchster Gefahr. Von vielen wird uns berichtet, wie sie ihre Jugend in beständiger Lebensgefahr, im Kerker oder in der Verbannung verbringen, wie sie später Nachstellungen, die ihnen von allen Seiten bereitet werden, kaum entgehen; als Männer haben sie fast alle irgend einmal um ihre Existenz zu kämpfen; kein Leben, in dem nicht irgend ein grosser Umschwung stattgefunden! Und wenn sie am Ende sich bis an ihren Tod glücklich durchgekämpft haben, so haben sie doch nie ihre Stellung so sichern können, dass in der nächsten Generation sich nicht dasselbe Schauspiel wiederholen und zu einem tragischen Ende führen könnte.

Eine besondere Färbung erhalten diese Zustände durch das Parteiwesen und die Beziehungen der Barone zum Ausland. Man muss sich hüten, der Spaltung in angiovinische und durazzesische Geschlechter ein allzu hohes Gewicht beizulegen. Fast alle Geschlechter, die in der späteren Zeit als die eifrigsten Anhänger der Franzosen auftreten, wie die Sanseverinen und Caraffa, waren ursprünglich die festesten Stützen der aragonesischen Herrschaft gewesen; und umgekehrt finden wir am Ende des Jahrhunderts die Orsini, einst eifrige Angiovinen, als Condottieren an der Spitze von Alfonso's II. und Federigo's Truppen. Feindschaften und Eifersucht einzelner Familien, wie sie durch alte Unthaten oder auch nur durch nachbarliche Reibungen erzeugt wurden, wurzelten gewiss ungleich tiefer.[2]) Selbst der König musste diesen bisweilen nachgeben. Zu dem vielen, was Roberto Sanseverino für seine Hilfe verlangte, kam noch das Zugeständnis, dass er eine den Sanseverinen feindliche Familie im ganzen Königreich aufsuchen und ungestraft tödten lassen dürfe.[1])

[1]) So zwischen der Gaëtani und Marzano. Panormita dicta et acta Alph.

[2]) Istoria Napoletana. Murat. S S. 23.

Die Politik der grösseren Barone war eine selbstsüchtige, ihr einziger Grundsatz: nur für eigenen Gewinn und Macht zu kämpfen; hierzu benutzten sie fremde Prätendenten oder das eigene Herrscherhaus, aber nach einer wirklichen Anhänglichkeit an ein bestimmtes Regentengeschlecht oder gar an Principien, die diese vertreten, wird man bei ihnen vergebens suchen. Das Vorhandensein fremder Prätendenten war eine wesentliche Gewährleistung ihrer Unabhängigkeit und diente nicht wenig dazu, in ihnen das Bewusstsein ihrer Selbständigkeit und Wichtigkeit zu stärken.

Im Gefühl derselben versagten es sich die Barone nicht, auch im Frieden ihre eigene auswärtige oder wenigstens italienische Politik zu treiben. Es war da schon von hoher Bedeutung, dass diese Familien zum Theil, wie die Orsini und Gaëtani, ausländischen Ursprungs waren; andere waren wenigstens durch Heirath mit römischen und romagnolischen Geschlechtern verknüpft. Schon Alfonso I. musste gegen den Orsino von Tagliacozzo zu Feld ziehen, weil er mit seinen Stammesvettern im Kirchenstaat gemeinsame Sache gegen den König machte.[1]) Auch Venedig verstand es, die Barone Apuliens und der *terra de Bari* in sein Interesse zu ziehen, G. A. Orsino konnte sogar, gestützt auf seine alten Verbindungen mit der Republik, einen Bruch der Neutralität zu seinen Gunsten von ihr erlangen.[2])

In die engste Berührung mit den gesammtitalienischen Händeln kamen die Barone als Condottieren. Zugleich mit dem Kirchenstaat war Neapel die Wiege der Soldtruppen, und in früheren Zeiten, ehe sich Alfonso befestigt hatte, auch der Hauptgegenstand der Speculationen dieser Soldatenhäuptlinge.[3]) Braccio und der ältere Sforza fielen, während sie sich hier Fürstenthümer zu gründen suchten; auch die erste Epoche von Franz Sforza's Leben verläuft noch in diesen

[1]) Facius, lib. X.

[2]) Simoneta, lib. 26: veluti Venetae reipublicae hospites antiqui.

[3]) Campanus, vita Braccii.

Bestrebungen.[1]) Nicht selten treten nun neapolitanische Barone selbst in die Reihen der Condottieren. Wir sahen, wie sich G. A. Orsino und Roberto Sanseverino von der Krone als eine Art von Condottieren besolden liessen.[2]) Letzterer war auch zu Zeiten in fremden Diensten, und seit ihm haben bekanntlich Sanseverinen durch 3 Generationen unter den ersten Heerführern Italiens geglänzt.

Noch entschiedener findet sich der italienische Condottierentypus bei dem abruzzesischen Geschlecht der Caldora ausgebildet. Jakob Caldora[3]) galt mit seinen beiden Zeitgenossen Braccio und Sforza zugleich für den bedeutendsten Feldherrn seiner Zeit; er übertraf sie durch den Ruhm der Ritterlichkeit und Grossmuth. Freilich hatte er nicht wie jene nöthig, in beständigem Solddienst bald bei diesem, bald bei jenem Staate die Bedingungen seiner Existenz zu suchen; im Besitz einer ausgedehnten Erbmacht, — sein Haus war das angesehenste in den Abruzzen[4]) — konnte er von Anfang an selbständige Politik treiben. Er wurde mit der Zeit ein mächtiger Kriegsherr; die Condottieren seiner Schule waren in ganz Italien verbreitet und angesehen; er selbst aber hat kaum jemals einen Krieg geführt, der nicht in seinem unmittelbaren Interesse gelegen hätte, der also nicht in Neapel oder an dessen Grenzen verlaufen wäre. Doch schickten ihm die meisten Staaten von freien Stücken regelmässige Besoldungen in seine Heimath, nur damit er sie nicht angreife.[5]) Im Königreich Neapel aber sollte wenigstens der Einfluss keines anderen Feldherrn herrschen als der seinige. „Er wollte, dass Niemand sein König sei“, sagt Caraccioli von ihm, „darum zügelte er

[1]) Simoneta, lib. I, II, III u. Decembrio, vita Sforzae.

[2]) In der Statistik des Reichs von 1440, welche ein ferraresischer Gesandter gab, werden alle Barone aufgezählt, die als Condottieren von Alfonso regelmässigen Sold erhielt. Archivio storico per le provincie Napoletane II, p. 730.

[3]) Seine schöne Lebensbeschreibung bei Carac., de variet.

[4]) Pontan, hist. 1.

[5]) Carac., d. variet.

bald die Macht seiner Widersacher, dass sie nicht allzu sehr erstarkten, bald dämpfte er die seines Oberherrn, damit er sich nicht zu sehr erhöbe; durch diese Kunst erhielt er sich während seines ganzen Lebens unabhängig und allen furchtbar.“

Der Charakter der Condottieren zeigte sich nach seiner bessern Seite hin in ihm ausgeprägt. Er war eine völlig auf sich gestellte Persönlichkeit, durch seine mächtige Individualität vor allem wirkte er auf die Menschen. Noch ein Menschenalter später erzählte man, wie er schon durch sein Auftreten, besonders aber durch seine volle und tiefe Stimme die Soldaten an sich gefesselt und begeistert habe.[1]) Dabei bewegte er sich mit der grössten Ungezwungenheit unter seinen Leuten; die tapfersten rief er täglich zu seinem Mahl, ganz ungeachtet ihres Ranges.[2]) Es war nur die höchste Consequenz jener Sinnesart, dass er im vollen Bewusstsein seiner Individualität und im festen Glauben an hohe, ihm bestimmte Ziele lebte. Obgleich er nach und nach eine ganze Reihe von Herzogthümern und Grafschaften erworben hatte, wollte er sich doch nie anders als Jacopo Caldora nennen lassen. „Dies hielt er für den höchsten Titel, da er nur von sich und nicht von seinen Gütern Ruhm haben wollte.“ [3]) Merkwürdig, bis zu welchem Grad ihn der Glaube an sein Schicksal beseelte! Selbst in der schlimmsten Krankheit blieb er guten Muthes, denn die Astrologen hatten ihm einen Tod in der Schlacht geweissagt.[4]) Ihn trogen die Sterne nicht, aber als sein Sohn Antonio seine Rolle fortzuspielen gedachte, führte dies Wagnis das mächtige Geschlecht zum Untergang. Als sich schon alles der Macht Alfonso's gebeugt hatte, hielt Antonio noch auf eigene Hand den Kampf aufrecht, bis sein Heer zersprengt, er selbst gefangen war. Dann erhob er sich wieder zum Kampf mit Ferrante; aber das Glück war

[1]) Pontan, de magnan. 1.
[2]) Pontan, de conviventia.
[3]) Caraccioli u. Costanzo lib. 17.
[4]) Pontan, de fortitud. 2.

von den Fahnen der Caldora gewichen; zuletzt musste er, seines Staates beraubt, fliehen, und nur die Anhänglichkeit alter Soldaten, die an dem ruhmvollen Namen des grossen Condottieren Jacopo festhielten, fristete sein Greisenalter.

Man sieht an diesen Caldoras, wie leicht der Uebergang vom Baron zum Condottieren, und nicht nur zu dessen Beruf, sondern auch zu dessen Sinnesart war. Freilich, sonderbar genug: eine Stellung, die in ihren Grundlagen mittelalterlich-feudal war, führt in ihren Consequenzen ihren Inhaber in jene Bahnen, die man die illegitimen Herrscher und Condottieren Italiens einschlagen sieht. Gerade die innere Unwahrheit jener Lehensformen, aus denen der alte Sinn entschwunden war, die nur noch als Deckmantel politischer Schachzüge dienten, hat am meisten hierzu beigetragen. Rechtlich war der neapolitanische Baron nicht illegitim wie der italienische Gewaltherrscher, aber in Wirklichkeit war auch seine Herrschaft nur eine thatsächliche, und dessen war er sich voll bewusst. In jenen langen Reihen kraftvoller, eigenwilliger, gewissensloser und glänzender Gestalten, die uns Caraccioli's Meisterwerk, die Schrift über den Wechsel des Glückes, vorführt, lebt kenntlich der neu-italienische Geist; sie sind alle individuell ausgebildete Menschen, wie jener Caldora. So verschieden sie sonst untereinander sein mögen, der eine Zug verbindet sie kenntlich, dass sie nur auf sich vertrauen und nur für sich leben wollen.

So findet sich folgerichtig bei den meisten von ihnen der Schicksalsglaube, der dem damaligen italienischen Tyrannen besonders eigen ist. Während König Alfonso[1]) keinen Astrologen an seinem Hof duldete, standen diese bei den grösseren Baronen im höchsten Ansehen; selbst die Vermittelung in den Zwistigkeiten der erbittertsten Feinde ward ihnen anvertraut.

Manches von feudal-mittelalterlicher Anschauungsweise mag sich in den Köpfen erhalten haben, zuletzt doch wohl nur das, was sich mit der neuen Richtung vertragen, mit ihr

[1]) Aeneas Sylvius, Commentar zu Ant. Pan. IV, 4.

zusammenfliessen konnte. Gewiss am wenigsten in jenem Cultus der Ehre, den man bei den Besten dieses Standes in hohem Maasse findet.[1])

Soviel wird man doch sagen dürfen, dass der Begriff einer besonderen Standesehre auch hier vollständig verschwunden war, dass die Ehre nur als das Resultat der individuellen Tüchtigkeit, als das „*signum magnanimitatis*“ galt. „Die Ehre“, pflegte der alte Aquaviva zu sagen, „ist die Sonne des Lebens, wie die Sonne die Farben, so lässt sie den Gentleman und den Schurken erscheinen“.[2]) Wie entfernt dies Geschlecht von einer abstracten Begeisterung für eine ideale Ehre sei, mussten die Franzosen erfahren, als Johann von Calabrien Luca Sanseverino dadurch an sich zu fesseln dachte, dass er ihn zum Ritter des romantischen Ordens *du croissant*, einer Lieblingsschöpfung seines Vaters René, machte; Luca ergriff die erste Gelegenheit, bei der er durch einen Parteiwechsel einen Machtzuwachs erhalten konnte, und der humanistische Papst Pius II. that ihm nachträglich den Gefallen, den Orden für aufgehoben zu erklären.[3])

Eher könnte man mittelalterliche Anschauungen im Ahnenstolz der Barone finden, sähe man nur nicht, dass sich hiervon die gesammten höheren Stände Italiens trotz aller Illegitimität nie ganz losgesagt haben; man betrachtet die Herkunft wie eine Zugabe des persönlichen Ruhms; und man kann wohl sagen, dass, wo diese Familienehre wirksam geworden ist, sie sich öfter als sittlicher Antrieb darstellt, denn als eine geistige Schranke für die Beurtheilung anderer Menschen. Meist waren es natürlich deutsche und französische, wohl speciell, wie die Sanseverinen, normannische Geschlechter, auf die man sich zurückzuführen suchte, die vornehmsten aber wollten trojanischen Ursprungs sein und in Syracus

[1]) Vgl. die herrliche Auseinandersetzung Burckhardt's über die Ehre in der Renaissancegesellschaft.

[2]) Pontan, de magnanimitate 1, IX.

[3]) Pontan, historiae lib. II, weniger vollständig auch Simoneta lib. XXII.

wird uns von solchen berichtet, die sich von alten griechischen Geschlechtern herleiteten.[1])

In Neapel wird es im Ganzen kaum anders gewesen sein als im Kirchenstaat und der Lombardei; der unehelichen Geburt tritt man hier, wo eine Bastardlinie auf dem Thron sass, unter den Adelskreisen mit grosser Gleichgültigkeit entgegen; dagegen vermerkte man es meist übel, wo eine Mesalliance vorkam. Als Belisar Aquaviva, Herzog von Neri, freilich selbst ein ausübender Humanist, seinen Sohn eine Jüdin heirathen liess, erregte das arges Aufsehen und sein gelehrter Freund Galateo musste ihn auffordern,[2]) das Geschwätz des Pöbels zu verachten, Pöbel aber seien die Ungebildeten, ob sie auch sonst grosse Herren und erlaucht hiessen.

Zugleich zeigt sich ein lebhafter Familiensinn, aber auch dieser entsprang meist aus der Erkenntnis der Nothwendigkeit, in einer starken Familie eine Garantie der eigenen Sicherheit zu haben. So beruhte die Stärke der Caldora hauptsächlich auf der grossen Anzahl und dem festen Zusammenhang ihrer Familienmitglieder[3]); noch auf den Parlamenten Ferdinand des Katholischen erscheinen sie, während die übrigen Barone einzeln hergezählt werden als *tutti i Caldoreschi.*[4]) Auch die Familien der Caraccioli, Orsini, Sanseverino, Gesualdi waren ungemein stark und handelten meist unter einem anerkannten Familienhaupt nach gemeinsamem Beschluss.[5]) Noch Gonsalvo konnte einst mit einem Handstreich 20 Sanseverinen gefangen nehmen.[6]) Da war es nur

[1]) Galateus, epistolae N. 10 in Spicilegium Romanum X.: „plerique Gallicam, nonnulli Germanicam, nobilissimi Trojanam originem referunt. Je länger die Ahnen Räuber waren, um so vornehmer das Geschlecht.“ Nach Sansovino, Origine delle famiglie d'It., leitete sich ein Herzogsgeschlecht sogar direct von den heiligen 3 Königen her.

[2]) Galateus, epp. 10.

[3]) Simoneta XXV.

[4]) Acten desselben in Archivio storico IX.

[5]) Pontan, hist. (Orsini), Carac., vit. Serz. Car.

[6]) Jovius, vita Gonsalvi.

natürlich, wenn der Condottiere Graf von Cajazzo das sanseverinatische Hausinteresse am mailändischen Hof vertrat[1]), und wenn man in der Curie unter den Cardinälen einen der ansehnlichsten Plätze beanspruchen konnte. Daneben sieht man doch, wie sich der Einzelne, sobald sich ihm günstigere Gelegenheiten boten, ungescheut von der Politik des Hauses losmachte; oft sind dies gerade die tüchtigsten Männer, wie Orso Orsini, der spätere Herzog von Nola.[2])

Während solche Gleichgültigkeit der Gegensatz des Familiensinnes ist, muss man in dem eigentlichen erbitterten Familienhass die Kehrseite desselben sehen. In Neapel tritt dieser auf, wenn auch nicht in so pittoresker Gestalt wie in den romagnolischen Tyrannenfamilien. Nur bei der leidenschaftlichsten der neapolitanischen Adelsfamilien, dem Geschlecht Caraccioli, führt er zu schrecklichen Greuelthaten, blutigem Verwandtenmord und Rache.[3]) Dann hören wir auch von dem Hass, der zwischen den verschwägerten Familien der Orsini und Balzo herrschte, und der in langen, mit der äussersten Hartnäckigkeit geführten Fehden Ausdruck fand.[4]) Um so häufiger ist die Zerrüttung des engsten Familienkreises. Wo nur das Individuum gilt, und nur sich lebt, da werden diese engeren Familienbande ebenso oft zerrissen, als mit Bewusstsein gepflegt und vertieft werden.[5]) Gerade die Nächststehenden sind dem schrankenlosen Egoismus am öftesten im Weg, gegen sie richtet sich Hass und Angst am ersten. Die Familiengeschichte Neapels zeigt solche Verhältnisse auf jedem Blatt. Da sehen wir Frauen, die am Hof als die Ankläger ihrer Männer auftreten, Söhne, die sich in offener Empörung oder mit Mordanschlägen gegen ihre Eltern erheben, Väter, die von der Angst vor dem Unheil, das durch die Thorheit ihrer Söhne über das Haus kommen muss, gefoltert werden.

[1]) Commines u. a. m.

[2]) Pontan, hist. 2.

[3]) Carac., vit. Serz. Carac.

[4]) Pontan, hist. 3. Notar Giacomo.

) Das folgende meist nach Caraccoli, de variet.

Meist sind es gerade die äusserlich glänzendsten Existenzen, die in sich diesen Wurm bergen. Ein Beispiel mag genügen: Niemand galt seiner Zeit für glücklicher als Onorao Gaëtani, der Herzog zu Fondi; am Hof war keiner so angesehen, wie er, — es hatten freilich auch nur wenige in schwerer Zeit sich solche Verdienste um das Herrscherhaus erworben —, keiner kam ihm an Liebenswürdigkeit gleich; die Herrscherrolle in allen Gebieten der Geselligkeit schien ihm von selbst zuzufallen; aber mit einer jungen und schönen zweiten Gemahlin war das Unglück in sein Haus eingezogen. Seitdem folterte ihn der Verdacht gegen seinen Sohn erster Ehe; er glaubte sich offenen Verrathes von demselben versehen zu müssen. Unablässig bestürmte er König Ferrante, an dessen Hof sich jener befand, ihn festnehmen zu lassen. Lange widerstand der König und suchte eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu erzielen. Endlich gab er dem Andringen des Vaters nach; der Gefangene ist dann im Kerker eines frühen Todes gestorben.

Sehr ungleichartig war die Vorbildung dieser Männer. In vielen Fällen, wo das Leben eines Grossen von Kindheit an mit Gefahren verknüpft war, musste dieselbe eine sehr lückenhafte sein. Das Leben war die eigentliche Bildungsschule ihres Geistes und Charakters; deshalb unterscheiden sich hierin die Barone jener Zeit, wo noch „Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der Religion für eine gute Vorbildung galten“ [1]), wenig von denen, die durch ihre Erziehung befähigt waren, an dem ganzen Geistesleben ihrer Nation Antheil zu nehmen, wie sie der Schluss des 15. Jahrhunderts zeigt. In ihnen fand der Humanismus ein geistesverwandtes Element vor; er hat ihren Individualismus wohl bisweilen noch verschärft, aber geschaffen hat er es nicht.

Die öffentliche Meinung Italiens erkannte die Barone in dieser Stellung an. Wie sie sich selbst kleine Könige so gut als nur irgend ein Este und Montefeltro dünkten, so bezeichnete man sie lateinisch nie anders als *reguli*. Dies thaten

[1]) Worte Caracciolis in vita Serz. Caraccioli.

nicht etwa blos ihre Schmeichler, sondern gerade die aragonesischen Hofhistoriographen Facius und Panormita und der oberste Landesminister Pontan. Auch Jovius nennt, wo er Alter und Ruhm der italienischen Herrschergeschlechter zur Vergleichung mit den Este's abwägt, ohne Bedenken die Sanseverinen mit in jener Reihe.[1])

Danach bemass sich nun ihr Auftreten; der *regulus* bedurfte eines Hofes niederer Adliger[2]), die meistens den fruchtbaren alten Familien des neapolitanischen Stadtadels entsprossen waren. Es war ein besonderer Stolz der reichen Barone, einen grossen Hof von Edelleuten zu haben und dieselben so glänzend als möglich auszustatten. Auch der Astrolog fehlte an denselben nicht, und in späteren Zeiten findet man auch Humanisten, natürlich zweiten Ranges, meist als Erzieher.

Das Verhältnis dieser Höflinge zu ihren Herren gestaltet sich ganz wie an anderen Höfen, als Vertraute nehmen sie eine wichtige Stellung ein, und solche sucht dann oft der König in sein Interesse zu ziehen. Alfonso besoldete einen der höchsten Höflinge am tarentiner Hof als Spion. Der Orsini merkte es und sparte die Rache auf den geeigneten Augenblick auf; kaum hatte der König die Augen geschlossen, als er seinen bisherigen Vertrauten ergreifen und öffentlich grausam hinrichten liess[3]); später aber soll er doch durch 2 seiner Hofleute, die Ferrante bestochen hatte, meuchlings ermordet worden sein.[4]) So ging die Unsicherheit und Gewaltthätigkeit, die nun einmal der ganzen Stellung des Barons anhaftete, auch auf dessen Umgebung über.

Das Bild dieses Standes wäre unvollständig, lernten wir ihn nicht in seinem Verhältnis zu seinen Untergebenen kennen; selbst ihre Stellung zur Krone, die wir als bestimmend für ihre ganze Lage erkannt haben, findet hier erst ihre

[1]) Jovius, vita Alphonsi Atestini.
[2]) Carac., vita Spinelli.
[3]) Simoneta 25.
[4]) Pontan, historiae 4.

eigentliche Erklärung. Die Grundlagen auch dieser Verhältnisse waren feudaler Natur; die Unterthanen standen zu ihrem Baron in der Stellung der Vasallen, deshalb galt auch als eigentliche Grundlage des Rechts- und Verfassungslebens durch das ganze Reich das langobardische Lehenrecht.[1]) Es scheinen jedoch allmählig fast alle grösseren Vasallen verschwunden zu sein; man hat sich in jener Zeit allemal einen kleinen Bauernstand vorzustellen, der zu seinem Lehensherrn im Verhältnis kleiner Pächter zu grossen Grundrentnern stand. Es war natürlich, dass die Barone jene thatsächliche Uebermacht voll auszubeuten suchten, dass sie ihre Vasallen wie Unterthanen ansahen und meist wie Leibeigne behandelten. Der Krone hinwieder musste auf's Aeusserste daran gelegen sein, jene in einer erträglichen Unabhängigkeit zu erhalten, denn nur dann durfte sie hoffen, ihre eigenen Hoheitsrechte mit Erfolg geltend machen zu können. Ferrante hat dies Ziel beständig im Auge behalten; dann aber in den verworrenen Zeiten der Eroberung und der ersten spanischen Vicekönige, besonders unter Gonsalvo, der mit dem möglichst geringen Talent zur Verwaltung begabt war, dehnten die Barone ihre Machtvollkommenheit wieder ungemein aus. Erst Toledo hat, nachdem ihm Philibert von Orange mit entsetzlichen Blutgerichten vorgearbeitet, die Regierungsmaximen der Aragonesen dem Adel gegenüber aufgenommen, und hat mit Bewusstsein, freilich auf die Dauer vergebens, auf eine Emancipirung des Bauernstandes hingearbeitet.[2]) Von seinem Wirken sind wir zum Glück ausführlich unterrichtet, und es scheint kaum zu gewagt, ähnliche Zustände, wie er sie vorfand, schon 30 Jahre früher anzunehmen.

Die Barone sahen sich als oberste Besitzer alles Grundeigenthums in ihrem Gebiete an, und deshalb riss, wie es überall unter ähnlichen Verhältnissen zu geschehen pflegt,

[1]) Die Rechtsverhältnisse ausführlich bei Giannone, storia civile.

[2]) Vita di Pietro di Toledo und Sammlung seiner Ordinamenti im Arch. stor., dann auch Folieta, tumultus Neapolitanus bei Graevius thes. I, p. 2.

die massenhafte Legung der Bauernhöfe ein; Toledo machte diese wenigstens von der Zustimmung des Vicekönigs abhängig. Nach gleichen Grundsätzen verfuhren sie bei der Benutzung der Gemeinweiden, d. h. in den inneren Bezirken des Reichs, dem grössten Theil des Landes überhaupt. So weit ging die Aussaugung, dass man die Bauern ganz allgemein zwang, das Brot in den Oefen der Barone zu backen. Zu Frohndiensten waren sie schon früher, oft wider Recht, angehalten worden; selbst Roberto Sanseverino von Salerno liess die Steine, die er zum Bau seines prächtigen Palastes in Neapel brauchte, von seinen Bauern bis aus der Basilicata herbeischaffen, während bei Orso Orsino von Nola hervorgehoben wird, dass er nie auch nur die geringste Dienstleistung beanspruchte, die er nicht baar bezahlt hätte.[1])

Es blieb nicht bei dieser unberechtigten wirthschaftlichen Unterdrückung; man suchte durch Ausdeutung lehensrechtlicher Bestimmungen eine Art Leibeigenschaft einzuführen, dadurch, dass zu jeder Heirath der Vasallen die Zustimmung des Lehensherrn verlangt wurde. Und sehr oft scheint diese versagt worden zu sein, nur um den Heimfall des Guts zu beschleunigen. Man muss sich gewiss hüten, solche Zustände als die allgemeinen anzunehmen, sie zeigen nur die missbräuchliche Ausdehnung eines Princips; aber dies Princip der unbedingten Hoheit über die Unterthanen war allgemein. Zwar nur die Mächtigsten hatten das Münzrecht erhalten.[2]) Das Hauptstreben blieb die Gerichtshoheit. Die niedere Gerichtsbarkeit war ihnen unbestritten, den neapolitanischen Höfen stand nur die Appellation und die Entscheidung der Rechtshändel zwischen Vasall und Baron zu; aber auch das erschien zu viel, der ältere Marzano konnte es nie verwinden, dass er sich gegen seine eigenen Unterthanen verantworten sollte.[3]) In den meisten Fällen

[1]) Pontan, de liberalitate.

[2]) So Tarent und Salerno nach Giornale Napoletane, im Land selbst aber circulirten, weit mehr als der einheimische Alphonsino, florentinische und venetianische Münzen nach Bianchini.

[3]) Carac., de varietate.

blieb es auch beim blossen Anspruch der Krone; man hört von den entsetzlichsten Gewaltthaten, die sich dies verwilderte Adelsgeschlecht zu Schulden kommen liess, von Baronen, die ihre Bauern um der Tödtung eines Jagdhundes willen Jahre lang in den Kerker werfen.[1]) Hierin wetteiferten sie mit ihrem Oberherrn, König Ferrante, dessen volksquälerischer Jagdlust sein eigener Minister Pontan in der Schrift über die Unmenschlichkeit ein Denkmal gesetzt hat. Deutlicher noch als in solchen einzelnen Acten der Brutalität spricht sich die Ausdehnung ihrer Gewalt darin aus, dass ihnen unbestritten das Recht zustand, Bürger aus ihren Städten und ihrem Gebiet zu verbannen.

Mit ihrem Streben, alle Einwohner ihrer Herrschaft gleichmässig als Unterthanen zu behandeln, vertrugen sich die Reste communaler Selbständigkeit wenig. Solche Grundsätze, wie sie Ferrante hinstellt: „In diesem Reiche sollen alle Einwohner einander gleich sein, jeder aber seine ihm vom Staat zugesicherten Rechte in völliger Freiheit geniessen“ [2]), oder wie Toledo, der sie in ihren Gemeinden nur als die ersten Bürger anerkennen wollte, hatten für sie eine principielle Bedeutung. Den Gemeinden stand von jeher das Recht zu, ihre Vorsteher, die *sindaci*, zu wählen, in den meisten Fällen hatte sich aber der Grundherr das Recht, diese Stellen zu besetzen, angemasst, andere Gemeindeämter, zu deren Besetzung er ein Recht hatte, wie die *governatori* und *capitani*, wurden oft von ihm als Finanzquelle ausgebeutet.[3]) Selbst wo es anders war, traten diese Aemter ganz natürlicherweise in den Schatten neben den Beamten des Barons, seinen Prokuratoren und den von ihm abhängigen Richtern [4]), Männern aus dem neapolitanischen Stadtadel oder aus dem Adel der

[1]) Alexander de Alexandro Geniales dies lib. VI, c. 21.

[2]) Aus einem Decret Ferrante's, citirt in der Bittschrift der Seggi an Karl V. im Archivio storico Ital. IX, p. 150 f.

[3]) Vita di P. de Toledo u. Ordinamenti, Arch. st. It. IX, p. 1 ff. p. 141 ff.

[4]) Für diese Zustände sind besonders eine Anzahl von Masuccio's Novellen, die in neap. Landstädten spielen, instructiv, bes. Nov. 13.

Unterthanenstädte selbst; diese waren die eigentlichen Vertreter seiner Person, sie bildeten, mit einer halbtyrannischen Machtfülle ausgestattet, die eigentlichen Werkzeuge einer centralisirten Verwaltung und einer oft in's Unglaubliche gehenden polizeilichen Bevormundung, die dann von ganzen Schaaren Sbirren aufrecht erhalten wurde.

Das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit war eben die innere Verwaltung, durch diese allein konnten sie es auch nur ermöglichen, sich einen Staat im Staate zu schaffen. Neben solchen Herren, die rücksichtslos nur nach financiellen Gesichtspunkten wirthschafteten, finden wir hier doch auch wahre Regenten, wie Orso Orsini von Nola, die ihren kleinen Staat auf alle Weise zu Wohlstand zu bringen suchen; es knüpft sich bisweilen ein Band wirklicher persönlicher Zuneigung bei den Unterthanen, wir hören hin und wieder von Städten, die nicht an die Krone abgetreten werden wollten[1]), und als die Franzosen das Geschlecht der Aquaviva aus seinen apulischen Herzogthümern vertrieben, weigerten sich ihre Unterthanen hartnäckig, einem andern Herrn als ihrem angestammten Geschlecht zu huldigen.[2]) Caraccioli hat in einem Abschnitt der Biographie Spinelli's ein mit Liebe gezeichnetes Bild hinterlassen, wie ein sorgsamer Herr für die Verwaltung sorgte. Spinelli erhielt eine vom langen Bürgerkrieg ganz verwilderte Landschaft, die Wohnsitze waren verlassen, die alten Gemeindeeinrichtungen und mit ihnen die Obrigkeiten verschwunden; unter den Familien war ein blutiges Vendettenwesen eingerissen. Es war seine erste, nicht leichte Aufgabe, hier überall bessernd einzugreifen, „seine Unterthanen wieder an das bürgerliche Leben zu gewöhnen", dann legte er zu ihrer und seiner Sicherung eine Anzahl befestigter Plätze an, zuletzt kam die Sorge für die ihm gebührenden Steuern und Leistungen; Hand in Hand damit ging eine rationelle Bewirthschaftung der eigenen Domäne, besonders

[1]) Notar Giacomo.

[2]) Dabei wären sie nach Jovius, Elogia, nicht einmal sehr gute Haushalter gewesen.

wandte er seine Sorgfalt auf die Erzielung grosser und schöner Heerden von Rindern und Pferden, jedoch, setzt sein Biograph hinzu, that er dies nicht des Gewinnes halber, sondern vielmehr, um damit Ehre zu erlangen und Freigebigkeit üben zu können, deshalb schickte er auch nie Füllen und Zugthiere auf den Markt, sondern vertheilte sie in edler Weise an Freunde und Verwandte.

Es zeigt sich uns hier eine merkwürdige Inconsequenz, die ihre Erklärung nur in der Gesammtstellung dieses Standes zum Güterleben erhält, denn dieselben Adligen, die wir hier dem speculativen Ackerbaubetrieb so schroff gegenüber stehen sehen, finden gar nichts Arges daran, sich an grossen Handels-Speculationen zu betheiligen.

In den centralisirten Kleinstaaten des damaligen Italien, wo der Fürst alle Fäden der Verwaltung in seiner Hand hält, alles berechnet, den Druck der Lasten und die Kraft jeder Triebfeder, wurde ganz naturgemäss die Wirthschaftspolitik eine der ersten Aufgaben der Staatsverwaltung, wo aber nur die eine Persönlichkeit des Herrschers mit ihren Ansprüchen da war, da konnte auch nur eine ganz persönliche Erwerbspolitik auftreten. Das, was der Fürst brauchte, war Geld. Geld brachte der Handel weit eher als der Ackerbau, der sich selbst in Italien nicht ganz von den Fesseln der Naturalwirthschaft befreit hatte. Auch gestattete der Handel für den mit aller Macht versehenen weit eher ein persönliches Eingreifen, eine Monopolisirung, als die Production. Sah man es doch täglich, wie ein glücklicher Kaufmann alle Concurrenten vom Markt verdrängte, warum sollte nicht der Fürst, dem doch alle Machtmittel zu Gebote standen, dieser eine Glückliche sein? So sieht man in allen Dynastenstaaten jener Zeit eine derartige Handelspolitik entstehen, nirgends entschiedener und früher, schon seit Friedrich II., als in Neapel. Es war dies so ziemlich das Einzige, was die Anjou's von den Hohenstaufen übernahmen und auf die Aragonesen fortvererbten. Unter Ferrante erreichte diese Politik ihren Höhenpunkt; freilich schlägt bei ihm schon eine tiefere Kenntnis der Volkswirthschaft ihre Fäden in seine Politik.

Die Barone beeilten sich, den Raub mit der Krone zu theilen, sie dehnten bald ihre Speculationen auf das ganze Königreich aus. So treten sie als Bewerber für die Monopole auf den Verkauf bestimmter Waaren auf, namentlich aber ist ihre eigentliche Domäne die Speculation mit landwirthschaftlichen Producten, besonders mit Getreide und, wenn ihnen die Regierung hierin nicht concurrirend in den Weg trat, mit Oel.[1]) Dies ging sogar bis zu den Prinzen des königlichen Hauses, die ja als Herzöge einzelner Krondomänen den Baronen gleichstanden. Als Ferrante schon den selbständigen Handel aufgegeben hatte[2]), sandte sein zweiter Sohn, der nachmalige König Federigo, Schiffe mit Oel befrachtet nach Genua.[3]) Die Barone suchten daneben auch den inneren Verkehr zu beherrschen. In ihren eigenen Gebieten gehörte das mit zu der Machtfülle, die sie beanspruchten; es gab einzelne, die ihren Unterthanen verboten, irgend etwas, selbst Lebensmittel, zu kaufen, ausser von ihnen.[4])

Wie sie selbst in solchem Maass die Händler spielten, so kamen sie auch dem Kaufmann ohne alle Standesvorurtheile persönlich entgegen. Während es den in feudalen Vorurtheilen zurückgebliebenen Stadtadligen Neapels, den Sedilen, für anstössig galt, überhaupt Handel zu treiben[5]), erhob sich der grosse Kaufmann ganz von selbst zum Rang des Barons. Schon unter den Anjou's war auf solche Weise die florentiner Banquierfamilie Acciajuoli zu den höchsten Würden des Reichs gelangt, eine weit mächtigere Stellung nahm jetzt Francesco Coppola[6]) ein. Seinem Namen werden wir noch

[1]) Notar Giacomo a. v. O. Pontan, de magnificentia, der noch bitterer als den Staatshandel den der Barone angreift.

[2]) Wesentlich aus politischen Gründen. Carac., variet. Commines hat noch die frühere Zeit im Auge.

[3]) Die über ihre Wegnahme gepflogene diplomatische Correspondenz im Codice Aragonese II.

[4]) Pontan, de liberalitate.

[5]) Poggio, de nobilitate, und Caraccioli, defensio nobilitatis Neapolitanae.

[6]) Seine Biographie das Meisterstück in Caraccioli, variet., und in Porzios Congiura dei baroni.

bei den verschiedensten Gelegenheiten begegnen. Schon früher hatte er sich durch gewagte Handelsspeculationen aus Armuth zu grossem Reichthum erhoben, ehe Ferrante ihn zu seinem Geschäftsträger machte. Als solcher entfaltete er nun eine in ihrer Art geniale Handelsthätigkeit, in kurzem war der gesammte Verkehr in seiner Hand vereinigt und Ferrante blieb, auch als er eigene Handelsthätigkeit aufgegeben hatte, noch Coppola's geheimer Compagnon und Beschützer.

Coppola fascinirte damals die Phantasie von ganz Neapel, der Notar Giacomo weiss eine ganze Reihe von Jahren kaum etwas anderes zu berichten als von ihm, „denn er verstand auch in grossartiger Weise zu geben.“[1]) Als die Türken Otranto besetzt hatten, als das Reich und mit ihm ganz Italien einen Augenblick am Rand des Abgrundes zu stehen schien, da brachte er in unglaublich kurzer Zeit die grosse Flotte zusammen, mit der man den Pascha vertreiben konnte.[2]) Als bald darauf die Barone im Krieg mit Venedig die Hilfe weigerten, erhob er sich im Sitzungssaal des Parlaments und erklärte, er wolle auf eigene Kosten innerhalb 4 Wochen dem König 56 Kriegsschiffe stellen. Er that es wirklich, alles waren seine eigenen Schiffe, die Venetianer erklärten, als sie sich vor dieser gewaltigen Schöpfung zurückzogen, dieser Mann müsse mächtiger sein als der König. Und wer weiss, woran Coppola dachte; bei seinem Herzogthum Sarno und den Grafschaften für seine Söhne blieben gewiss seine Absichten nicht stehen. Schon hatte er sich aus der Schifferbevölkerung der Küsten eine eigene zuverlässige Partei gebildet.

Die grosse Baronenverschwörung war dann recht eigentlich sein Werk, alles hatte er berechnet, alle durchschaut, nur Ferrante nicht; denn so weit ging des Königs Verstellungskunst, dass ihn nach einer vierzigjährigen Kenntnis

[1]) Pontan, de magnificentia.

[2]) Notar Giacomo, p. 147—150. Merkwürdiger Weise ist von diesen ganz gut beglaubigten Thatsachen in den Actenstücken über die Belagerung Otranto's (Archivio stor. per le provinc. Napol. VI, 74—176) nicht die Rede.

ein Coppola „für träge und stumpf, nicht, wie er in Wahrheit war, für verschlagen und heimtückisch halten konnte.“[1])

Plötzlich, wie sein Emporkommen, war auch sein Sturz bei jener fürchterlichen Hochzeit seines Sohnes, als Ferrante, der Gast des Hauses, die lange Durchschauten mit einem Streich vernichtete. Der lähmende Eindruck, den dies Ereignis auf die Phantasie und auf das ganze Leben Neapels machte, lässt sich erst ermessen aus der Kenntnis dessen, was Coppola vorher bedeutet hatte. Ein Druck lastete seit der Baronenverschwörung auf der neapolitanischen Geselligkeit.

Während es nun ganz natürlich scheint, dass ein Coppola als „gentiler Kaufmann“ *(quod nobiliter mercatus est)* in die Reihen der Gentry eintritt, herrschte doch die Abneigung gegen den Betrieb des Ackerbaues nach wirthschaftlichen Grundsätzen. Es ist das nicht nur neapolitanische Eigenthümlichkeit, auch Poggio[2]) lobt den römischen Adel ebenso unbedingt, als er den englischen tadelt, und doch unterscheiden sich nach seiner eigenen Darstellung beide nur darin, dass die englischen Lords ihre Wolle und Getreide auf den Markt schicken. Für die Landwirthschaft will man am liebsten nur die Eigenproduction gelten lassen. Bei dieser hat man aber einen ganz bestimmten Gesichtspunkt, den man auch im übrigen Italien[3]) festhält: man will ein Gut, das sich selbst erhält, „damit es nicht nöthig sei, irgend etwas von aussen zuzukaufen“.[4]) Den Reingewinn verliert man dabei ganz aus dem Auge.

Da war es denn der Stolz eines Barons, wenn er selbst auf Gesandtschaftsreisen sein ganzes Gefolge mit den Producten seiner Güter erhalten und ausrüsten konnte[5]); dass man sich

[1]) Worte Caraccioli's a. a. O.

[2]) Poggio, de nobilitate.

[3]) Z. B. Pandolfini, trattato del governo etc. u. Cornaro, de vita sobria. In Neapel. Pontan, de splendore.

[4]) Caracc., Spinelli.

[5]) Caracc., vit. Serz. Caracc.

während des Aufenthalts in Neapel von den Gütern alles nachkommen liess, verstand sich von selbst.[1])

Dieser naturalwirthschaftliche Grundsatz lastet zum Theil noch jetzt auf der italienischen Landwirthschaft.[2]) Indem er sich damals mit einem raffinirten Handelsbetriebe verschmolz, durch den das baare Geld herbeigeschafft werden sollte, bildete er die Grundlage der merkantilistischen Wirthschaftsauffassung. Auch hier aber zeigt sich die Aehnlichkeit der neapolitanischen Barone mit den grossen und kleinen Gewaltherrschern des übrigen Italien.

Fassen wir nun das Verhältnis dieses Standes zum Humanismus in's Auge. Als nach den stürmischen Zeiten der Bürgerkriege mit dem Siege Alfonso's ruhigere Tage gekommen waren, lernten diese Barone am Hofe ihres ausländischen Königs erst kennen, was die italienische Cultur seit einem Jahrhundert hervorgebracht hatte; sie machten es sich wenigstens theilweise zu eigen. Mehr als einmal schilt freilich Pontan, dass sie ihre Freigebigkeit lieber auf Possenreisser und Gaukler wenden, als auf die Pflege der Wissenschaften; aber bei welchem Humanisten Italiens fänden wir diese Klage nicht!

Am Ende des 15. Jahrhunderts gehörte bereits ein wissenschaftlich gebildeter Erzieher oder Secretär an einen grösseren Adelshof; auch einen bedeutenderen Genossen des neapolitanischen Freundeskreises finden wir in solcher Stellung, Elisius Calentius, der sehr anmuthig das kleine Königreich seines Herrn schildert: die scheuen apulischen Bauern, die troglodytenhaft in ihren Felshöhlen hausen, die Aussicht von der hochgelegenen Burg auf die weite Fläche, in der nächtlicher Weile unzählige Hirtenfeuer aufflammen, die kindliche Freude seines Zöglings, der bei diesem Schauspiel in die Hände klatscht und als ein kleiner Jupiter dieses Reiches den Feuern die Namen von Sternbildern giebt.

[1]) Carac., variet. Leben Caracciolis.

[2]) Jacini, Inchiesta agraria, über die coltura mista.

Mehr als dies und als die zahlreichen Widmungen von Gedichten und Prosawerken an Barone will es sagen, dass aus ihren Reihen selber ein Humanist hervorgehen konnte, und dass dieser sich nicht von Art und Gesinnung der Standesgenossen zu trennen brauchte, sondern sie vielmehr durch die neu erworbene Bildung zu läutern und zu erhöhen suchte. Wir sind ihm schon öfters begegnet; es ist der Herzog von Atri: Andreas Matthäus Aquaviva. Pontan hat ihm beziehungsvoll seine beste Schrift „über den Hochsinn“ gewidmet; Sannazaro erscheint in enger Verbindung mit ihm; am nächsten jedoch stand mit ihm der kluge, humanistisch gebildete Arzt Galateo in Lecce. Schon ehe die Aquaviva in den Besitz des Herzogthums Neri gekommen waren, das damals der gleichgesinnte Bruder des Matthäus, Belisar, besass, hatte dort eine griechische Schule geblüht; der griechischen Literatur wandte sich auch Aquaviva mit Vorliebe zu. Von Theodor Gaza angeregt, commentirte er die Moralia des Plutarch, den er vor allen Alten schätzte. Er widmete das Werk zwei Standesgenossen, Caraccolis, Herzögen von Melfi: Thöricht seien die, welche meinen, die Wissenschaften geziemen nicht dem Kriegsmann, ruft er hier aus; sie wissen nicht, dass Geschichtsschreiber und Dichter beständig lehren, dass der Tod zu verachten sei, was doch das eigentliche Handwerk des Soldaten sei. Und wie viel lerne der gebildete Feldherr von den Alten; jede Maassregel der Kriegskunst finde er bei ihnen beschrieben, könne er ihnen entnehmen. So hätten es auch jene Beiden gethan; der Vater, der Jugend und Mannesalter in Kriegshändeln zugebracht, suche als Greis noch möglichst viel Wissen zu erwerben, der Sohn, der eine bessere Bildung von vornherein erhalten hat, ist aus der unfreiwilligen Musse, der Gefangenschaft nach der Schlacht von Ravenna, fast als Gelehrter heimgekehrt. So war Aquaviva's eigenes Leben auch verlaufen; erst als er sich von der Politik und der Kriegführung zurückgezogen, hatte er sich thätig der Uebersetzung griechischer Schriftsteller zugewandt [1]; und

[1]) Jovius, Elogia.

Sannazaro preist ihn, dass er nicht nur einer Palme nachgestrebt, sondern durch Kriegs- und Geistesthaten zugleich Ruhm erworben habe.[1])

Er hatte sich eine Philosophie gebildet, die seinem Lebensberuf ganz entsprach: Plutarch schien ihm deshalb besonders verehrenswerth, weil er entgegen anderen Philosophen richtig erkannt habe, dass die Grundlage der Moral die Affecte seien, und dass die Natur uns diese zu grossem Nutzen mitgetheilt habe, wenn man sie nur unter dem Zügel der Vernunft halte, denn sie erwecken und unterstützen die Tugenden. Diese Affectenlehre schien auch den neapolitanischen Freunden seine bedeutendste Leistung.[2])

Auch als Dichter versucht er sich; unter den Kriegsstürmen dichtete er eine Psalmodia und widmete sie wiederum einem Standesgenossen, dem Grafen Michael Kalephates, dessen griechische Ahnen und ihre Kriegsthaten gegen die Türken er besingt.

Er sammelte „zu eignem und seiner Freunde Gebrauch" in Atri eine stattliche Bibliothek, und Sannazaro meint halb scherzend: dort sei man schon fleissiger als in Neapel selbst; aber auch ritterliche Uebungen wurden an dem kleinen Hofe eifrig gepflegt, und sein Bruder Belisar schrieb „über die Jagd" und über die Herausforderung zum Zweikampf — Materien, für einen neapolitanischen Baron wohl geeignet.

Für Aquaviva ist Wissenschaft und Waffenhandwerk noch gleichzeitig Ziel. Als es kein selbständiges Neapel mehr gab, und die Barone noch ungern in die Dienste des neuen Herrn traten, war eine ruhigere Pflege der Bildung angezeigt. Damals entwarf Tristan Caraccioli einem jungen Adligen das Programm einer würdigen Lebensführung folgendermaassen[3]):

[1]) Sannaz., Epigr. II, 2.
Haec ducis est virtus non uni insistere palmae,
Sed nomen factis quaerere et ingeniis.

[2]) Nach Jovius hat er auch noch eine Encyclopädia geschrieben. Seinen Plutarchcommentar gab er erst nach vielem Zureden seiner Familie und nach eingefordertem Gutachten der Neapolitaner Akademiker heraus (Brief Summontes, Sammlung Arditi).

[3]) Opusculum ad Marchionem Atellae. (MS. Neap.)

Als guter Ehemann und als ein zugleich milder und strenger Herr herrsche er schon im Haus und in seiner Baronie, nun habe er auch noch einen Humanisten, einen trefflichen Mann, Johannes Scoppa, dauernd engagirt, um sich in die lateinische Literatur einführen zu lassen. Jetzt möge er sich nur noch der Philosophie zuwenden, nicht der scholastischen, sondern der echten, die bei den grossen Alten zu finden sei. Doch möge er aus der Lectüre der Heiden sich Festigung im eigenen christlichen Glauben schöpfen und nicht denen anschliessen, die nach oberflächlicher Kenntnis gegen die Dogmen der Kirche mit Hohn und Spott sich wenden. Zur Erholung von der Arbeit habe er Ballspiel, Fechtübungen und etwas Kartenspiel. Caraccioli wisse zwar, dass er sich lieber ernsteren Beschäftigungen zuwende, aber man müsse auch dem Urtheil der Menge etwas nachgeben und durch eine kurze Nachgiebigkeit den dauernden Ruhm der Leutseligkeit erwerben. So solle er auch ein glänzender und liebenswürdiger Wirth sein, aber nie an seiner Tafel Schlemmerei, das widerwärtige Betrinken der Gäste, auch nicht einmal etwas Possenhaftes dulden. Die Schuld für solche Ausschreitungen falle immer auf den Gastgeber zurück. Besuchen ihn Gleichgestellte, so möge er freundschaftlich mit ihnen verkehren, aber die Würde der Rolle, welche er spiele, beibehalten.

Dem König möge er in Musse dienen und sich hüten, auch nur irgend welchen Verdacht auf sich zu laden. „Denn die Könige beobachten genau die Worte und den Ruf ihrer Unterkönige und spüren mit grösster Kunst und Mühe ihr Leben aus, und wenn sie argwöhnen, dass man etwas gegen sie und ihren Staat plane, dann vernichten sie sofort die nach ihrer Meinung Ertappten, ohne erst einen Grund vorzuschützen. Denn die Stellung der Fürsten ist wegen ihrer Höhe den Königen stets verdächtig; „setze dich also, soweit es geht, bei ihnen in Wohlwollen, denn den einmal gefassten Hass werden sie selten oder nie ablegen, und ihn schürt die beständige Begleiterin des Hofes, der Neid.“ Er möge sich nur, um Beweise zu finden, in der Geschichte seines eigenen Hauses umsehen. Solche Rathschläge sollen ihn vorsichtig,

nicht furchtsam machen. Wenn sich die Gelegenheit biete, möge er seinen König aufsuchen, einmal, um dieses stürmische, wechselvolle Meer des Hofes kennen zu lernen, sodann um die daheim erworbene Tüchtigkeit und Tapferkeit auch an einem besuchteren Orte zu zeigen. Sonst werde man leicht glauben, er scharre nur Reichthümer zusammen, und auch dieser Glauben erwecke jenen gefährlichen Neid der Könige.

Bald waren solche Rathschläge nicht mehr nöthig; nirgends rascher als bei den Baronen wurde Lebensweise und wurden die Anschauungen spanisch. Unbotmässig und intriguant blieben sie auch weiterhin; doch das ist auch die einzige Aehnlichkeit, die der neapolitanische Grosse des 17. Jahrhunderts mit dem der Renaissancezeit hat.[1]) Die Saat einheimischer Bildung aber erstickte unter dem wuchernden ausländischen Wesen.

II.

Die Seggi der Stadt Neapel.

In völlig verschiedene Lebenskreise, zu ganz anders gearteten Menschen gelangt man, wenn man nach den Baronen zu den Adligen der einheimischen städtischen Geschlechter Neapels übergeht. So gross aber der Abstand zwischen diesen beiden herrschenden Elementen der Gesellschaft auch ist, sobald man sie im Ganzen als Stände oder im Einzelnen als Individuen betrachtet, so wenig lassen sich die in der Mitte stehenden Einheiten, die Familien, genau von einander scheiden. Mehrere der angesehensten Baronengeschlechter des Reiches leiteten ihren Ursprung aus den Kreisen der Seggi her[2]), bei ihrem Aufenthalt in Neapel verkehrten sie in den Gesellschaftshallen derselben, und der Zusammenhang blieb dadurch gewahrt, dass einzelne Zweige noch in den alten

[1]) Ihre meisterhafte Schilderung hat Reumont in den Caraffa von Maddaloni gegeben.

[2]) Carac., vita Serz. Car. und Aelius Marchesius, de origine nobilium (M. S. Neap.)

Verhältnissen in der Stadt geblieben waren.[1]) Caraccioli's findet man auf jeder Seite der neapolitanischen Stadtgeschichte erwähnt, und die Caraffa schwanken während dieses ganzen Zeitraumes noch zwischen beiden Ständen. In früherer Zeit, ehe in den Bürgerkriegen die kleineren Besitzer immer mehr von den grossen Baronen verdrängt wurden, waren die Sedilengeschlechter auch als Lehensleute der Krone im Reich weiter verbreitet. Sannazaro weiss oft von den weiten Landstrichen zu erzählen, die einst seinen Vorfahren unterthänig gewesen seien, und von Familien, die so recht in den beengten städtischen Verhältnissen mitten inne stehen, erfahren wir, dass sie noch vor wenigen Generationen Herren von Städten gewesen seien.[2]) Noch immer ergänzten sich die Reihen der Baronengeschlechter durch Männer des Stadtadels, die für ihre Verdienste oder als Günstlinge vom König mit Land und Leuten belehnt wurden. In der aragonesischen Zeit ist das sehr selten, beide Stände stehen damals scharf getrennt da, und man hätte glauben mögen, diese Scheidung würde immer weiter gehen, denn die Barone schienen ganz in die Bahnen der italienischen Dynasten einzulenken, die Seggi immer mehr zu Coterien zu verknöchern. Es kam zwar noch vor, dass dieser oder jener Baron seine Gattin in den städtischen Adelskreisen suchte, aber nie, ohne dass der Makel der Missheirath an solcher Ehe haftete; und als die Mutter Giovan Antonio Orsino's ihrer Sicherheit wegen eine Tochter an einen mächtigen Minister aus den Sedilengeschlechtern verheirathete, sah man dies wie die tiefste Erniedrigung an.

Leben und Bedeutung der Seggi von Neapel beschränkte sich also zunächst nur auf ihre Stadt; aber dass diese Stadt Hauptstadt eines Reiches war, dessen Könige nach möglichster Centralisation strebten, und dass sie in ihr die Leitung der Dinge besassen, gab ihnen doch eine Bedeutung, die sich auf das ganze Land erstreckte. Die Kenntnis ihrer Stellung ist

[1]) Carac, de variet. In Sansovinos Aufzählung des italienischen Adels finden wir in kleinen Landstädtchen Calabriens noch die stolzesten Namen Balzo, Caraccioli u. a. m. vertreten.

[2]) Carac., Spinelli.

unzertrennlich vön der Kenntnis dessen, was die Stadt Neapel im Königreich vermochte.

Schon damals suchte man sich das Uebergewicht Neapels aus seiner geographischen Lage zu erklären. „In der Mitte seines Meerbusens gelegen, scheint sie über die ganze Seeküste Campaniens zu herrschen.“ [1]) Auf dieser Herrschaft über die Küsten der *terra di lavoro* beruhte auch zunächst seine Macht. Die unteren Schichten der Bewohnerschaft der Stadt waren mit den Fischern und Bauern der Umgegend zu einem fast untrennbaren Ganzen verschmolzen, aber auch die Nachbarstädte nahmen Neapel gegenüber eine Stellung ein, wie etwa nach Commines Zeugnis die französischen Provinzialorte jener Zeit gegenüber Paris. Hören wir einen Zeugen aus den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts, den Genuesen Bracellius.[2]) Er berichtet von Neapel: „Der Art war das Ansehen dieser Stadt, dass auch ganze mächtige Völkerschaften ihrem Schicksal folgen zu müssen schienen. Denn seit vielen Jahrhunderten war sie das Haupt Campaniens und der Sitz der Regierung gewesen, und an Adel und Ruhm überragte sie ohne Frage die übrigen Städte. Wenn sie nur im Gehorsam eines Königs verharrte, schien alles gewonnen, da sie allein genügte, die Völker des Reiches zu ihren Beschlüssen hinüberzuziehen.“ Und noch 1554, als Toledo in seinem Inquisitionsstreit mit der Bürgerschaft Neapels von den campanischen Städten wie Gaëta, Nola, La Cava Zustimmungsadressen zu seinem Verhalten an Karl V. zu erlangen suchte, erklärten jene trotz seiner Allgewalt, „sie würden sich zwar völlig ruhig verhalten, aber es sei nie üblich gewesen, dass sie ihre Rathschlüsse von denen der erlauchtesten Stadt Neapel, die das Haupt des Reiches sei, trennten.“[3])

Eben dass jeder Baron in seinem Gebiet seine Souveränität festzustellen suchte, dass mit ihnen ein im höchsten

[1]) Folieta, Laudes urbis Neap. bei Graevius, thesaurus I tom. II.

[2]) Bracellius, historia bellorum, quae Genuenses cum Hispanis gesserunt.

[3]) Folieta, tumultus Neapolitanus.

Maass decentralisirendes Element gegeben war, verhalf Neapel zu seiner Stellung Allerwärts blickte man auf dasselbe, wie auf die eigentliche bleibende Vertreterin des Reiches, wie auf den einzigen festen Punkt in diesem Chaos. In den Baronien ist alles vorübergehend, die noch so wohl begründete Macht hat keinen dauernden Bestand, die durchgängige Unsicherheit ist das Merkmal dieser Verhältnisse, in der Stadt Neapel hingegen erscheinen alle Zustände unbeweglich, von Geschlecht zu Geschlecht, von Dynastie zu Dynastie pflanzt sich die alte Tradition fort, das öffentliche Leben bewegt sich in den gleichen abgemessenen Kreisen, die Menschen selbst formen sich wieder nach den Verhältnissen. Man möchte diese Regelmässigkeit als die nothwendige Ergänzung jener Unsicherheit bezeichnen.

Die Grossen des Reiches erkannten selbst Neapel in dieser Stellung an. Als 1447 Alfonso sein erstes Baronenparlament nach Benevent zusammenberufen hatte, hielten die Grossen ebenso wie die Bürger von Neapel es für passend, dass die Zusammenkunft in Neapel stattfinde, denn es sei die Hauptstadt des ganzen Reiches, und man vereinigte sich deshalb zu einer Gesandtschaft an den König.[1]) Gern betonte man, dass schon aus der gewöhnlichen Bezeichnung des Landes als Königreich Neapel zu erkennen sei, welche Stellung die Hauptstadt einnehme. „Die dies thaten, sagt Tristan Caraccioli, „erkannten richtig die enge, wechselseitige Beziehung (*mutua caritas*), in der Bürgerschaft und Krone, trotz der Verschiedenheit der Verhältnisse, zu einander standen.“[2])

Man mag nun über die Vortheile und Nachtheile derartiger Zustände denken wie man will, so viel ist sicher: eine solche Stellung konnte Neapel nur dadurch erlangen, dass es als herrschende Klasse einen zahlreichen und straff organisirten Patricierstand in sich enthielt. Nur ein solcher konnte jene centralisirende Stellung der Hauptstadt auf die Dauer gewährleisten, und indem er nach dem natürlichen Entwickelungsgang

[1]) Facius, lib. VIII.

[2]) Carac., defensio nobilitatis Neapolitanae.

der Dinge zu einem Beamtenadel, zur *noblesse de la robe* wurde, diente er in zwiefacher Beziehung als der Cement des wankenden Staatsgebäudes. Suchen wir ihn uns nun in seinen einzelnen Lebensverhältnissen zu vergegenwärtigen.

Noch galt den Sedilen der Erwerb aus eigenem Grund und Boden als der edelste, und sie zeigten ein lebhaftes Interesse daran, dass derselbe in keine anderen Hände als die ihrigen und die der Barone gelange.[1]) Ihnen zu Liebe musste Federigo das Gesetz über die Mobilisirung der Domänen, das deren Kauf auch Nichtadligen gestattete, zurücknehmen. Auch befand sich noch immer ein nicht unbeträchtlicher Theil der Umgebung Neapels in ihrem Besitz[2]); Caraccioli meint, erst zu den Zeiten der Väter wäre das juristische Studium beim Adel allgemein geworden, seitdem man angefangen habe, alle Aemter mit Juristen zu besetzen, bis dahin sei Landbau und Krieg noch die gewöhnliche Beschäftigung gewesen.[3]) Alles in allem war jetzt die Zahl solcher Adligen neben denen, die von Aemtern lebten, wohl eine sehr geringe. Selbst jene bewirthschafteten ihre Landgüter nie selbst, sie blieben unthätig in der Stadt und thaten ihre Ländereien zu Theilbau an Halbpächter aus.[4])

Wie die Baronien stets, so scheinen auch diese Adelsgüter zum grössten Theil Fideicommisse gewesen zu sein[5]), gleiche Erbtheilung würde den Grundbesitz in der *terra di lavoro* noch mehr zersplittert haben, als dies schon ohnehin der Fall war, denn die Sedilenfamilien waren fast immer sehr zahlreich[6]), konnte man doch noch für jeden neuen Sohn ein Amt oder eine Sinecur erhoffen. „Die Könige von Neapel“, bemerkt Caraccioli, „wissen, dass sie ihre Diener nicht aus der Fremde herbeizuziehen, sie im Ausland zu miethen brauchen, denn sie besitzen zu Haus treue und wohlgeübte

[1]) Bianchini a. a. O.
[2]) Carac., defensio.
[3]) Carac., Quid sit junioribus complectendum. (MS. Neap.)
[4]) Alexandro Geniales dies lib. I, 4.
[5]) Folieta, laudes Neap. „plerique fiduciarias.“
[6]) Carac., def. nob. finis.

Männer, die ein jedes Amt, mag es auch noch so grosse Ansprüche an den Scharfsinn und den Fleiss stellen, zu übernehmen wagen und es wagen dürfen.“ In der That waren so gut wie alle Beamten des Reiches aus ihren Reihen entnommen, die der Gerichte ebensowohl wie die der Verwaltung. Bei den verwickelten Rechtsverhältnissen des Landes war zu allen Aemtern ein nicht geringes Maass von Rechtskenntnis nöthig, darum galt die juristische Facultät der Universität Neapel wie ein nationales Institut, wie ein Gegenstand besonderer Sorgfalt und Eifersucht. Alfonso hatte sich um ihre Herstellung besondere Verdienste erworben.[1]) Seitdem sah man sehr ungern, wenn die jungen Leute nach Bologna gingen, man notirte jedes Beispiel von bedeutenden Männern, die ihre Bildung in Neapel empfangen hatten[2]); schon der Ruf, ein fleissiger Student gewesen zu sein und ein gutes Doctorexamen konnten einem jungen Advocaten eine gute Praxis sichern.

Aller Orten im Land fand man sie dann zerstreut, die Mehrzahl von ihnen blieb jedoch in Neapel selbst, denn in keinem Land war wohl je die Centralisation des Gerichtswesens in dem Maass durchgeführt wie hier. Es war der wesentliche Rest der Landeshoheit, ihn wenigstens suchten die Könige so fest und so nahe wie möglich zu behalten. Die gesammten Processe des Königreichs strömten in der Hauptstadt zusammen, man konnte ihre Sporteln als die wesentlichste Einnahmequelle der Bürgerschaft bezeichnen[3]), jedenfalls ernährten sie den ansehnlichsten Theil derselben, der gern für das Ganze gelten wollte. Dem, der sich in der gebildeten Welt Neapels bewegte, schien es kaum etwas anderes dort zu geben als diese „unbegrenzte Zahl von Rechtsgelehrten, Advocaten und Schreibern.“[4]) „Des Königs

[1]) Panormita, dicta et facta.

[2]) Carac., Spinelli. Masuccio erzählt mit besonderm Behagen eine burla, die einem bologneser Juristen, „die alles besser wissen wollen, wie die Leute anderswo“, gespielt worden ist.

[3]) Folieta, laud. Neap.

[4]) Folieta.

Dienst ist unser Handel", sagt Caraccioli entschuldigend auf den Vorwurf, dass der neapolitanische Adel für kein bürgerliches Gewerbe Sinn habe.[1]) Als Handel, als Speculation trieben ihn leider auch die meisten. Man sah Advocaten, die durch ihren Beruf reich geworden, prächtige Paläste erbauten und bedeutende Landgüter erwarben, aber dem Erwerb wurde oft genug jede sittliche Rücksicht geopfert. Alexander de Alexandro, der, als einer aus diesen Kreisen, sie nur zu wohl kannte, schildert drastisch das Treiben in den neapolitanischen Gerichten.[2])

Vier Arten von Bestechung seien fast alle Juristen unterworfen, meint er: dem Hass, der Gunst, dem Geld und der Furcht. Unzählig seien die Methoden, mit denen der Richter die eine Partei vor der anderen begünstigen könne. Geheime Instruction der Bevorzugten, endloses Hinausschieben der Entscheidung, absichtliches Irreführen spielen dabei die Hauptrolle. Kann er dem Drängen nicht widerstehen, so sammelt er Rechtsgutachten ein. Ist das Recht ganz sonnenklar, dann giebt er eine unentschiedene Antwort. Wird der Process vor einem Collegium verhandelt, so sind die Parteiungen unter den Richtern unausbleiblich; es kommt im Gerichtssaal zu Schmähungen und beinahe zu Thätlichkeiten. Allgemeiner sprichwörtlicher Grundsatz ist: Nur der Richter sei zu gewinnen, mit jedem Mittel, mit Gunst, Geld, Versprechungen. Sonst sei nichts weiter nöthig. Er schliesst seine Schilderung, die er vorsichtig genug einem neapolitanischen Adligen in den Mund legt, mit dem Kernworte: „Die Gerichte, die unserer Treue, unserem Schutz anvertraut sind, wenden wir nicht zum Heile, sondern zum Verderben des von Gier verblendeten Menschengeschlechtes an."

Pontan, der selbst längere Zeit Präsident des obersten Verwaltungsgerichtshofes war, mischt in alle seine Bewunderung der Rechtsgelehrsamkeit die bittersten Klagen gegen deren Träger. „Die Klugheit ist bei ihnen zur Bosheit geworden,

[1]) „regis servitium nostra mercatura est." def. nob.

[2]) Alexandro, Gen. dies lib. IV cap. 14.

sie verkaufen das Recht, beschimpfen die Gesetze, Recht oder Unrecht ist bei ihnen eine Frage des Preises. Es giebt für den Menschen im Leben kein grösseres Unglück, als wenn er sich auf ihren Schutz angewiesen sieht."[1]) Es war neapolitanisches Sprichwort, dass Elend der Gefährte der Processe sei; aber das Volk mochte sein Uebel lieber verspotten, als von ihm lassen. Die Parteien drängten sich in den Gerichtshöfen; übertraf etwas die Zahl der Richter, so war es die der Advocaten.

Natürlich besoldeten Wohlhabende ganz regelmässig einen Anwalt auf die möglichen Processe hin, die sie in diesem Jahr führen würden.[2]) Gemeinhin waren es die jüngeren Leute, die sich diesem Beruf widmeten, sie hatten in ihm auch den Mitbewerb von Nicht-Sedilen zu dulden; aber die Advocatur war auch die Leiter, auf der man zu allen höheren Stufen emporklomm.

Caraccioli hat in den Anfangsabschnitten seiner Biographie Spinelli's den Bildungsgang und gewöhnlichen Lebenslauf des neapolitanischen Juristen gezeichnet. Spinelli wusste sich durch geschicktes Laviren zwischen den Parteien Beliebtheit zu erwerben, seine Beredsamkeit war immer gehalten, und er wusste sich nicht nur seinen Clienten, sondern auch seinen Gegnern angenehm zu machen. Die Processe Armer übernahm er unentgeltlich, ohne dass er deshalb seinen Eifer bei ihnen geringer sein liess. Ueberhaupt sah er in den Jahren seiner Advocatur mehr darauf, seinen Namen als seinen Reichthum zu erhöhen. Deshalb wies er auch keinen Process, den er mit Ehren führen konnte, zurück. Besondere Vorsicht liess er walten, so oft er einen Process gegen den Fiscus zu führen hatte, er wurde den Vertretern der Krone dabei mehr bemerklich als lästig. Ferrante, der stets ein wachsames Auge auf aufkeimende juristische Talente hatte, — aus ihnen ergänzte er die Reihen seiner Beamten — bemerkte Spinelli bald und berief ihn in den obersten Gerichtshof. Auch hier

[1]) Pontan, Charon.

[2]) Carac., Spinelli.

liess Spinelli dieselbe Klugheit walten; nicht lange, so erkannte Ferrante in ihm das diplomatische Genie und übergab ihn der staatsmännischen Laufbahn, für die er geboren war.

So vollzieht sich ganz allmählich der Uebergang von der juristischen zur amtlichen Thätigkeit; und wir haben alle Ursache anzunehmen, dass dies der gewöhnliche Weg gewesen sei. Die Aemter selbst trugen einen Charakter an sich, der dies sehr erleichterte. Nirgends war Polizei, Gerichtsbarkeit und eigentliche Verwaltung von einander getrennt; das wahre Muster jener Verschmelzung war die Vicaria, die Alfonso als eigentliche Centralstelle der Regierung geschaffen hatte. Es stand ihr die Entscheidung aller Gerichtshändel zu, die aus dem feudalen Recht hervorgingen, zugleich leitete sie die Verwaltung der Krongüter, und endlich war ihr Präsident auch oberster Polizeimeister der Stadt Neapel.

Die verschiedenen Verwaltungszweige mochten bei solcher Vermengung nicht besonders gut fahren, jedenfalls aber erwarben die Männer, die sich so mannigfachen Beschäftigungen widmen mussten, eine ungewöhnliche vielseitige Bildung des Geistes, so dass man von ihnen wohl rühmen konnte, was Caraccioli vom neapolitanischen Beamtenstand im Allgemeinen sagt, dass sie ein jedes Amt hätten übernehmen können, mochte es noch so viel Scharfsinn und Fleiss erfordern.[1]) Kam es doch auch in den Zeiten der Renaissance weit mehr auf die Persönlichkeiten als auf die Institutionen an; es ist bedeutsam, dass in diese Stellen die Humanisten zuerst Eingang fanden.

Es gab in Neapel unendlich viel Aemter, denn die Centralisation führt überall Vielregiererei in ihrem Gefolge, und sehr viele dieser Aemter waren überflüssig. Amt und Sinecur grenzten sehr nahe aneinander, und selbst ein so hochbegabter und ernster Mann wie Caraccioli kann sich nicht von einer Auffassung los machen, die im Amt vor allem eine Erwerbsquelle sieht. Er schildert einmal sein Ideal einer Verwaltung, indem er von den Zeiten Johanna's I. spricht:

[1]) Carac., def. nob.

„es habe zwar bisweilen eine grössere Anzahl sehr reiche und mächtige Adlige gegeben, niemals aber so wenig Bedürftige als damals, denn da die Königin lieber den ganzen Ritterstand bei seiner Würde erhalten, als Wenige reich sehen wollte, so hätte sie lieber viele als grosse Gehälter gegeben.[1])“ Es lag aber eine Art Berechtigung selbst in dieser Anschauung. Die Krone hatte ein unmittelbares Interesse an der Blüthe der Seggi. Ihre eigene Existenz war nur zu eng mit jenen verwachsen. Es waren Verhältnisse, wie in den Aristokratien des Alterthums, und Caraccioli hat seine Gründe, warum er diesen Beamtenadel am liebsten noch mit den handeltreibenden *nobili* von Venedig vergleicht.

So finden wir denn auch ein ganz persönliches Eingreifen der Könige in die Familienangelegenheiten der Sedilen; Töchter armer, aber alter Familien statteten sie aus[2]), sie interessirten sich besonders für die frommen Stiftungen der Seggi, es kam selbst vor, dass der König, um dem Erlöschen eines Geschlechtes vorzubeugen, die Erbtochter desselben gegen den Willen der Mutter und der noch lebenden Grosseltern verheirathete.[3]) Dass die nähere Umgebung der Fürsten dem Kreise der Seggi entnommen wurde, verstand sich von selbst.[4]) Die Baronensöhne, die sich zeitweise am Hofe zu ihrer Ausbildung befanden, standen zu dem König doch immer in einem halb feindlichen, jedenfalls zu sehr ebenbürtigen Verhältnis; traf das Glück sich gut, so konnten sie wohl Freunde ihrer Fürsten werden, die eigentlichen Diener waren Sedilen. Dass die Barone dem Beispiel der Könige folgten, auch ihren Hof und ihre Beamten aus den Kreisen der Seggi wählten, haben wir schon früher gesehen.

Es gab neben dem Dienst des Königs noch eine andere, fast ebenso unerschöpfliche und ebenso gründlich ausgebeutete Einkommensquelle, das war der Dienst der Kirche in seinen

[1]) Carac., Joanna.

[2]) Panormita, dicta et facta.

[3]) Pontan, de sermone IV. — so hatte Federigo seine Enkelin von seiner Tochter Eugenia ihm genommen.

[4]) Carac., def. nob.

verschiedensten Gestalten. Als Spinelli's Mutter mit einer beträchtlichen Anzahl Kinder zurückblieb, überlegte sie, wie dieselben zu versorgen seien. Die zwei ältesten wurden zur Verwaltung des Familienvermögens bestimmt, Spinelli selbst wurde Jurist, andere kamen an den Hof und in den Dienst der Fürsten, die übrigen wurden Geistliche und Johanniter und einer von ihnen mit der Zeit Bischof. So verheirathete sie auch einige der Töchter gut, die anderen mussten Nonnen werden. Namentlich diese Versorgung überzähliger Töchter im Kloster, nicht gerade zum Vortheil der Sittlichkeit, war allgemein, wie freilich überall[1]); auch zahlreiche Mönche, namentlich in dem modernen Orden der Observanten, zählte man, zum Theil berühmte Kanzelredner. Die meisten fetten Pfründen hatten die Sedilengeschlechter mit Beschlag belegt; die Krone betrachtete ihre Vergebung geradezu wie eine ausserordentliche Besoldung.[2]) Es wurde damals ausser durch besondere Gunst des Königs oder der Curie kaum jemand Bischof im Reich, der nicht aus den Geschlechtern der Seggi von Neapel hervorgegangen war.[3]) Merkwürdiger Weise traten hier die jüngeren Baronensöhne nie als Mitbewerber auf; mochte man bei ihnen allzu grosse Selbständigkeit befürchten? Nur die wichtigste, fast immer mit dem Cardinalshut verbundene Stelle, das Erzbisthum Neapel, war über ein Jahrhundert erblich in dem noch halb den Seggi angehörenden Geschlecht der Caraffa. Diese geistliche Mitregierung hat die Familie zwar zu ihrer höchsten Höhe, schliesslich aber zu ihrem tragischen Sturz geführt. Wo Barone in den geistlichen Stand traten, thaten sie dies nur in der Aussicht auf den Cardinalshut, mehrere der höchsten Würdenträger der Kirche waren jederzeit neapolitanische Barone, aber auch die Seggi rühmten sich oft, solche aus ihren Reihen haben hervorgehen zu lassen.

[1]) Masuccio, Nov. 3.

[2]) Im Codice Aragonese hierfür eine Menge Beispiele.

[3]) Carac., def. nob. verbotenus.

Das Band der Kirche war nicht das einzige, welches die Beziehungen der Seggi zur ewigen Stadt vermittelte. Wie uns schon bei den Baronen entgegentrat, wie es sich weiterhin noch überall zeigen wird, ist die Verbindung mit dem Kirchenstaat eine ziemlich enge. Auch die Juristen fluctuirten zwischen Rom und Neapel hin und her, und z. B. Alexander de Alexandro hat einen grossen Theil seines Lebens in Rom als Rechtsanwalt hingebracht.[1]) Ungern genug werden sich die Sedilen von Neapel entfernt haben, aber die Fruchtbarkeit dieses Geschlechtes war zu gross; alles späte Heirathen, alles Geistlichwerden half nichts, es gab doch immer noch nicht genug Aemter und Sinecuren in Neapel. Zum Glück konnte man an den vielen kleinen Höfen Italiens überall Edelleute gebrauchen, an allen fand man auch neapolitanische Sedilen; besonders durch die Heirathen von Prinzessinnen nach Mailand, Ferrara, Mantua wurden diese Wanderungen vermittelt. Man rechnete in den Seggi ganz sicher auf diese Erwerbsquelle, „jede Vernichtung eines der kleineren Staaten Italiens wird deshalb bei uns als ein harter Schlag empfunden.“ [2]) Selbst über Italien hinaus reichte die Unternehmungslust der Adligen. Die zahlreichen Rhodiserritter wird man freilich hierher nicht rechnen, denn es war dies Ritterthum kaum mehr als eine Versorgung, sie sassen behaglich zu Neapel und nur in der grossen Gefahr des Ordens bei der Belagerung von Rhodus fanden sich Einzelne bewogen, nach dem Kriegsschauplatz zu eilen.[3])

Daneben aber treten uns unternehmende Männer entgegen, die es in der philiströsen Enge der Heimath nicht aushalten [4]), die, den Kopf voll abenteuerlicher Vorstellungen, als Piraten gegen die Türken oder als Kriegsleute über die Alpen zogen. Während man unter den grösseren italienischen Condottieren

[1]) Alexandro, Geniales dies III, Einleitung.

[2]) Carac., def. nob.

[3]) Carac., Spinelli, def. nob., auch eine eigene Schrift über die bei der Wahl des Grossmeisters zu beobachtenden Formen existirt von ihm.

[4]) Carac., variet., hat anziehend ein solches Leben geschildert in der Biographie des Gambatesa.

kaum jemals einen Sedilen treffen wird, finden sie sich in Burgund und Frankreich in ganzen Schaaren. Schon Johann von Calabrien waren jene dorthin gefolgt, die den Soldaten Ludwig XI. vor Paris Schrecken einjagten[1]), später sind die italienischen Truppen, mit denen Karl der Kühne seine Kriege führte, wohl fast ausnahmslos Neapolitaner gewesen. Selbst Prinz Federigo, den Karl eine Zeit lang zu seinem Schwiegersohne ersehen hatte, zog einst mit einer solchen Condotta von Edelleuten über die Alpen; seitdem blieben seine Landsleute bei dem freigebigen Herzog, aus der Heimath wird uns freilich nur von ihren glänzenden Waffenthaten, nicht auch von ihren echt italienischen Verräthereien Kunde.[2])

Eine eigenartige Ergänzung zu diesen Condottieren in der Fremde sind jene Abenteurer, die mit List und Betrug durch die Nachbarlande schwärmten; auch sie waren unbändige Geister, die sich in den gewohnten Gang des Lebens nicht fügen wollten.

Die Gesinnung des einzelnen Menschen ist das Bild und die Folge der Verhältnisse, unter denen er lebt. Wie viel mehr ist dies noch bei ganzen socialen Gruppen der Fall. Wo dieselben Verhältnisse in verschiedenen Zeiten sich wiederholen, da werden auch dieselben Menschen wiedererscheinen. So kann man von bestimmten Standescharakteren sprechen. Einer der ausgeprägtesten ist jener der juristischen Bureaukratie, besonders wenn sich dieselbe zur geschlossenen Erb-Aristokratie ausgebildet hat. Dies war, wie wir sahen, bei den Seggi der Fall. Der Baron musste sich persönlich Dasein und Geltung erstreiten, der Mehrzahl der Sedilen schrieb ihr Stand schon den Lebenskreis, in dem sie sich bewegten, und die Laufbahn vor; als Mitglieder desselben hatten sie ein gleichsam ererbtes Recht an den Staat. Dies prägt sich auch in ihrem Gedankenkreis aus. Ihr Bewusstsein als Individuen war durch die Zugehörigkeit zu ihrem Stande beschränkt und gefärbt. Selten

[1]) Commines, livre I. Carac., def. nob.

[2]) Notar Giacomo und Sannazaro, Ecl. III. Eleg. III 1, besonders aber Elisius Calentius, der selber längere Zeit in den Niederlanden und Frankreich Kriegsdienste that. (M. S. Vat.)

hat eine Beamtenaristokratie so stolz gefühlt, dass ihr Schicksal eng verwachsen sei mit dem Staat, dem sie angehörte, und der sich nach ihrer engeren Heimath, der sich gewissermassen nach ihnen nannte.

Dies Gefühl beseelt alle Aeusserungen von Sedilen, es findet seinen classischen Ausdruck in Caraccioli's „Vertheidigung des neapolitanischen Adels". Mochten sie nun gleich ihre eigene Wichtigkeit überschätzen, so versuchten sie doch nie, ihren Kreis zu überschreiten. Vergebens sucht man in früheren Zeiten nach irgend welcher Kundgebung von Eifersucht zwischen Seggi und Baronen[1]), selbst die verschiedene Stellung zur Krone, deren geborene Diener die einen, deren geborene Widersacher die anderen waren, brachte keinen Zwiespalt.

Die Ursache liegt in der Stellung, welche die Seggi zum Feudalismus einnahmen. Beruhte auch ihre eigene Lage nur zum geringsten Theil auf dem Lehenswesen, so waren sie dafür als die Träger der Jurisprudenz bald auch die einzigen Kenner dieses mittelalterlichen Schatzes. Ihr ganzes Leben ging darüber hin, Rechtsprechung und Verwaltung nach den Normen jenes langobardischen Rechts zu üben, das für die Barone, denen es eigentlich galt, zur blossen Form geworden war. Für sie wurde es der eigentliche Inhalt ihres Gedankenkreises. Unerschöpflich ist der Spott der Humanisten und Novellisten über diese vertrockneten Rechtsgelehrten mit ihrem barbarischen Latein, das sie beständig aus dem *jus langobardum* citiren.[2]) Bei der Unterdrückung der Barone fand Ferrante wohl die Unterstützung einzelner Sedilen, aber nicht die Sympathie des Standes, und als Carl VIII. vor die Thore Neapels rückte, konnten die Caraffa eben durch den Hinweis auf jene Vernichtung die Seggi zum Aufstand bewegen.[3])

Die enge persönliche Verknüpfung mit der jeweiligen Dynastie rief andere Eigenthümlichkeiten hervor. Sie führten

[1]) Erst unter den Spaniern, als die Seggi ganz abhängig wurden, trat dies ein. Folieta, tum. Neap. (1549).

[2]) Pontan, Actius und Masuccio.

[3]) Marin, Sanudo und Commines.

die Streitigkeiten der Herrscherhäuser unter einander, wie die ihrigen. Auch Hass und Liebe, Abneigung und Anhänglichkeit scheinen bei ihnen erblich zu sein, wie es den Erbaristokratien italienischer Städte geziemt. Es war in unruhigen Zeiten nöthig, von den angiovinischen Familien Geiseln zu nehmen [1]; und so fest haftete in den Geistern die alte Tradition, dass es in Neapel als ein bedeutsamer Erfolg mit Illumination und Umzügen gefeiert wurde, als Louis XII. die Angiovinen feierlich von allen Verpflichtungen gegen ihn entband. Es ist bezeichnend, wie man sich in diesen Kreisen die Vorgeschichte Neapels construirte. Die germanischen Langobarden mussten mit den deutschen Hohenstaufen zusammenhängen, der Uebergang von diesen zu den Aragonesen war nicht schwer, aber schon Robert Guiscard musste dem Geschlecht der Anjous entsprossen sein.[2] Man konnte es sich nicht anders denken, als dass die Geschichte Neapels sich ewig in diesen Gegensätzen bewegt hätte; man hatte das Bedürfnis, das eigene Streben in dem der Vergangenheit wiederzufinden.

Das ist nur die letzte Consequenz jener Sinnesart, die sich überall bestimmt fühlt von Verhältnissen, die das Dasein der Einzelnen überdauern, die darauf ausgeht, jene geschickt zu benutzen. Geschickt — das war das Geheimnis für den thätigen Mann. Nicht wie jene Barone, die sich den Boden ihrer Wirksamkeit erst schaffen mussten, bildeten sich ihre Talente zu gewaltsamen, unbeengten Naturen heraus, sie wurden Politiker und Diplomaten, die sich schmiegen und fügen mussten, die in jedem Sattel gerecht waren und mit jedem Wind zu segeln verstanden. Schon vor der Berührung mit den Humanisten, die hierfür recht eigentlich entscheidend wurde, sieht man einen Mann dieser Art in Malizia Caraffa, dem Leiter der Politik Alfonso's, während des Bürgerkrieges, ein vollendeter Diplomat, gleich gewandt in der Behandlung der störrischen Barone, der raufustigen Soldaten und des

[1]) Pontan, historiae, lib. I.
[2]) Notar Giacomo, p. 34.

launischen Königs. Das feinste und eingehendste Bild eines solchen Mannes hat uns auch hier wieder Tristan Caraccioli in seinem Leben Spinelli's gezeichnet, vielleicht dem höchsten Meisterwerk italienischer Biographik.

Es ist dies Werkchen die einzige tiefergefasste Entwickelungsgeschichte eines jener vielgewandten und vielbeschäftigten Staatsmänner aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts, die mit gleicher Virtuosität sich in den Irrgängen der europäischen Politik zurechtfinden, wie ein erobertes Land verwalten, oder selbst als Heerführer auftreten. Aus dem engen Familienkreis folgen wir dem Jüngling zur Universität, sehen wir ihn als jungen Advocaten, als Rath, als Diplomaten, beobachten, wie er stets mit seinen Zwecken wächst, beständig aber den Grundzug des Politikers bewahrt, richtig die Augenblicke zu erfassen, in denen Fügsamkeit und Vorsicht und jene, in denen selbständigste Energie auch neben und gegen Verhaltungsmaassregeln von oben her an der Stelle ist.

Wie sich hingegen im Seggileben die Durchschnittsköpfe bildeten, zeigt recht ausführlich Alexander de Alexandro.[1]) Die humanistische Bildung ist bei ihm nicht so tief eingedrungen, dass er in seinem Anschauungskreis nicht vorwiegend Sedile geblieben wäre. Da ist denn bezeichnend, wie trotz alles seines philologischen und naturwissenschaftlichen Wissenskrams die juristischen Ideen allen seinen Vorstellungen zu Grunde lagen. Seine Auffassungen und Aussagen vom Sitten- und Gesellschaftsleben werden uns aber noch öfters zum Leitfaden dienen.

Wo nun der Mensch sich nur als Mitglied einer grossen Corporation fühlt, da geht ihm immer mehr und mehr die Werthschätzung für andere Lebenskreise, die er unter sich glaubt, verloren. Noch in den Zeiten der Durazzesen hatten die Sedilen Handel getrieben[2]), jetzt wandten sie sich immer mehr vom bürgerlichen Erwerb ab, nun „war ihnen nichts verhasster, als der Name des Kaufmanns.“[3]) Dagegen war

[1]) Alexandro, Geniales dies.

[2]) Carac., variet.

[3]) Pontan, Charon.

auch den bedeutendsten unter ihnen die Idee des Amtes völlig über jener des angestammten Erwerbszweiges verloren gegangen, es war nur ein Schritt dazu, dass man das Monopol der Aemter eifersüchtig bewahrte.

Ursprünglich [1]), noch um 1420, hatten die Seggi überhaupt alle unbescholtenen Bürger umfasst, „die in edler Weise von ihren Einkommen lebten“, nur Gewerbetreibende waren immer ausgeschlossen gewesen, schrittweis verfielen sie, je mehr ihre Bedeutung im Staate wuchs, der Exclusivität. Unter den Aragonesen war es noch leicht genug, durch Verwandtschaft, Freundschaft oder königliche Gunst in die Seggi zu gelangen, schon war aber Abstimmung bei der Aufnahme nöthig und allmählig schärfte man die Bedingungen so, erfand so viel Ahnenproben, Ansässigkeit durch mehrere Generationen hindurch, Proteste der Abstimmenden u. s. w., dass thatsächlich unter der spanischen Herrschaft Niemand mehr in die Seggi gelangen konnte [2]), während zugleich der Zuzug aller Begüterten nach der Hauptstadt zunahm. Freilich war es damals besonders vortheilhaft Sedile zu sein: durch Vervielfältigung der Sinecuren schuf sich die spanische Regierung aus ihnen eine Handhabe gegen die Barone. [3])

Dies Verfahren schien den Interessen des Standes zu entsprechen, aber es barg eine grosse Gefahr in sich. Wodurch anders waren die Seggi zu dieser ihrer Stellung gelangt, als weil sie die Vertreter der Stadt Neapel waren? Nun stiessen sie die Elemente von sich, die immer die Grundlage städtischen Lebens sein werden, und sie thaten dies zu einer Zeit, wo die Centralisation des Reiches nicht nur sie, sondern auch den Handels- und Gewerbestand begünstigte.

So lange Ferrantes eisernes Regiment keinen Anlass zu Neuerungen aufkommen liess, bemerkte Niemand den tiefen Riss, der durch die Bürgerschaft Neapels ging. Kaum hatte

[1]) Bittschriften der von den Seggi ausgeschlossenen Adligen und Vertheidigung der Seggi im Archivio storico, IX, p. 150 f.

[2]) Die Statuten in der Vertheidigung mitgetheilt. Die Seggi bestreiten die Sache kaum und berufen sich auf ihre Privilegien.

[3]) Folieta, tumult. Neap.

er die Augen geschlossen, als in den nun folgenden stürmischen Zeiten die Gegensätze, die sich im Stillen gebildet hatten, auf einander platzten. Es war bei dem Einzug Carls VIII., als ihn eine Deputation von Sedilen begrüsste. Verwundert frug der König, ob diese die ganze Bürgerschaft repräsentirten, darauf erhielt er die Antwort, „sie seien allein Volk, Bürger und Edelleute, alle anderen seien Fremde und aus vielen Ländern zusammengelaufen.“ [1]) Es bestand damals die wohlhabende Bürgerschaft, soweit man aus den Angaben über die sämmtlichen Führer schliessen kann, überwiegend aus zugezogenen Einwohnern der campanischen Landstädte, es waren „ansehnliche Kaufleute“ und Notare, die an der Spitze standen, ihnen fügte sich der Handwerkerstand vertrauensvoll. Sogleich nach dem Bekanntwerden jenes Gebahrens der Seggi schickten sie nun eine ansehnliche Deputation von 600 Mann an den König. Von ihm erlangten sie, dass die gesammte Verwaltung der Stadt allein ihnen mit gänzlichem Ausschluss der Seggi übertragen wurde. So blieb es bis zur Rückkehr Ferrantin's. Aber auch nach dieser behielten sie den wesentlichsten Theil der Verwaltung in Händen.

Den Rest der aragonesischen Herrschaft füllte ein ununterbrochener Kampf der beiden Stände aus. Auch in Beziehung auf die grossen Reichsangelegenheiten trat das Volk Baronen und Seggi an die Seite. Als Federigo auf den erledigten Thron berufen wurde, ging eine Deputation, ihn einzuladen: ein Caraccioli für die Barone, ein Caraffa für die Seggi und ein Advokat, Ludwig Follero, für die Bürgerschaft. Schon fügte sich die Regierung gegen die eigene Ueberzeugung ihren Wünschen. Auf ihr dringendes Verlangen erliess Ferrantin einen allerdings kaum ausgeführten Verbannungsbefehl gegen die Juden.

Besonders heftete sich, wie an ein Symbol, der Wettstreit an die Theilnahme an der grössten Festlichkeit des Jahres,

[1]) Notar Giacomo, p. 189, der ebenso wie der Chronist Pasero selbst ein begeisterter Anhänger der Bürgerschaft ist, die Hauptquelle

der Frohnleichnamsfeier. Der Deputirte des Volkes hatte das Recht erstritten, die Hostie zu tragen; wiederholt schlossen sich deshalb die Seggi noch während der Feier von der Procession aus, die nun sonderbar genug geharnischt und gewaffnet gegen einen etwaigen Ueberfall einherging. Erst 1499 einigte man sich zu einem Vergleich, aber noch 1505 entfernten sich die Seggi wieder einmal von der Feier.

In Augenblicken der Noth oder der Begeisterung vereinigten sich dann plötzlich die streitenden Parteien. Als die Liga gegen Federigo in Neapel bekannt wurde, bäumte sich in allen der Patriotismus auf gegen diesen verrätherischen, schmählichen Länderschacher. Im Dom vereinigten sich die drei Stände. In dem feierlichen Augenblick, wo die Wandlung der Hostie vor sich geht, zogen sie ihre Schwerter und beschwuren gleichsam in Gottes Gegenwart, eine Union zum Schutz des Königs und des Vaterlandes. Freilich wollte Federigo das Schicksal der Stadt nicht an das seine knüpfen, aber der Ernst jener Stunde hat damals dies ganze Geschlecht belebt; die seelenvollen Klagen und der bittere Unmuth, die Sannazaro in seinen Gedichten zeigt, der wilde Schmerz des Patrioten, der unter der eiskalten Oberfläche Tristan Caraccioli's bebt, wenn er die Katastrophe seines Fürstenhauses schildert, sie sind beinah minder rührend als die warmen schlichten Worte des Notar Giacomo, in denen er dem „guten König Federigo" ein Denkmal setzt.

So oft in den nächsten Generationen ein gemeinschaftliches Interesse das ganze Volk erfasste, griff man wieder nach jener Form der Union, die einst die streitenden Parteien vereinigt hatte. Aber der alte Geist war aus ihr mit jenem Mittelstand verschwunden. Hatte er gleich unter den Spaniern seinen Antheil an der städtischen Verwaltung behalten[1]), so war er doch naturgemäss das erste Opfer der Lethargie geworden, welche die Fremdherrschaft hervorrief. Die Seggi theilten bald dies Schicksal, sie sanken zu einer von

[1]) Noch jetzt ist am alten Rathhaus Neapels bei San Lorenzo neben dem Wappen der Seggi als letztes das des Popolo zu sehen.

Staatswegen besoldeten Coterie herab; sehr bald riss bei ihnen der Unfug ein, Titel auf Titel zu häufen, sich den alten Baronen gleichzustellen. Mit Schmerz sieht schon Caraccioli zwischen den beiden Ständen die alten Grenzen verwischt, innerhalb deren sich beide so eigenartig entwickelt hatten.[1]) Das alte Neapel zerfiel, und schon Bandello spottete über die Gier, mit der jeder neapolitanische Adlige über seinen Stand heraus wollte, so dass man, um neapolitanische Würden mit anderen italienischen zu vergleichen, immer erst einen Abzug machen musste.

Sein politischer und gesellschaftlicher Zustand hatte vor Allem auf dem Zusammenwirken von Seggi und Adel beruht. Die Sedilen hatten in das monarchische Land das städtische Element mit all' seinen Vorzügen und Schwächen gebracht. Sie fügten sich dem allgemeinen Staatsleben und übernahmen in ihm eine wichtige Rolle, aber indem sie nicht verlernten eine Stadtaristokratie zu sein, und indem sie auch aus ihrer neuen Stellung sich vor Allem nur den Bureaukratismus aneigneten, gingen sie zu Grunde. Man wird sich dann freilich fragen, ob in einem solchen Staatswesen, solchen Baronen gegenüber etwas anderes möglich gewesen wäre, als die äusserste Centralisation, ob diese wieder zu etwas anderem führen konnte, als zum Coteriewesen. Für uns ist es nur von höchster Bedeutung, dass die Seggi die herrschenden Kreise der Gesellschaft der Stadt Neapel sind, die Sphäre, in der sich die Humanisten bewegen und aus der sie sich bald ergänzen, denn in ganz Italien fand man ähnliche Verhältnisse nicht wieder.

So äusserte sich denn auch der Einfluss des Humanismus nirgends lebhafter, als in diesem Stande. Nicht dass er seine Eigenart hätte zerstören können; die war zu fest gewurzelt, als dass sie sich von irgend einem fremden Element hätte umwandeln lassen; aber dem Einzelnen ward es erleichtert, aus dem Banne seines Standes theilweise herauszutreten und sich individuell zu entwickeln.

Wie sich die Bildung eines Sedilen jener Tage noch ohne allen Einfluss der Renaissance ausnimmt, das sieht

[1]) Caraccioli, d. variet. fin.

man in den kürzlich veröffentlichen Schriften eines alten Hofmannes, Loyse de Rosa.[1]) Mit dem gelassenen Fatalismus, wie er dem Angehörigen eines Standes ziemt, welcher sich in allem Wechsel der Dinge gleich bleibt, hebt er an zu erzählen: 47 Jahre diene er, und in dieser Zeit habe er 12 Herrscher über sich gehabt, denen er als eine Art von König auch noch den Gross-Seneschall Sergianni Caraccioli beizählt, vieles habe er sich ändern sehen, viele Herrschaften und viele grosse Herren klein werden.

Auch als Hausbeamter der Herzöge von Salerno war er als Inventarstück vom Geschlecht der Orsini zu jenem der Sanseverinen mit übergegangen. Der Wechsel der Häupter ficht den Dienst nicht an. Das waren Dinge, über die man sich dann, wie er es thut, in den Seggi plaudernd unterhielt. In diesem Kreise fasste man die Geschichte der Grossen als Roman auf und legte den in dieser Dichtung handelnden Personen auch eine entsprechende Gesinnung unter, — eine Art dämonischer Begier nach der Herrschaft, die auch den ungeheuren Fall als etwas Natürliches hinnimmt. So erzählt er von einer Gemahlin des Königs Ladislaus: Die Diener warnten sie, der Werbung des Königs nachzugeben. „Der König tödtet Dich"; sie antwortet: „ich sorge nichts darum; ich sterbe als Königin."

Wohin aber die eigentliche Liebe des Herzens der Sedilen ging, dafür spricht desselben Loyse Lobrede auf die Stadt Neapel, die er in einem der Seggi hielt. Da begegnen wir im Anfang genau demselben Schluss, dass Neapel das beste Stück Welt sei, wie im 9. Jahrhundert, im Leben des heiligen Anastasius. Zwölf Vorzüge, die eine Stadt haben müsse, weiss er auszurechnen; Neapel besitzt sie sämmtlich, während selbst Rom und Florenz es nicht über vier bringen, darum gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname „*la gentile*, die edle", wie Rom als das heilige, Mailand das grosse, Florenz

[1]) Archivio stor. p. l. prov. Nap. VI, 417 ff., zwischen 1450 und 60 geschrieben.

das schöne und Venedig als das reiche vom Volksmunde bezeichnet wurden.[1])

So ungeheuer der geistige Abstand ist zwischen dem geschwätzigen Alten, an dem sich der Erfahrungssatz bewährt, dass die Neapolitaner gern den Mund etwas voll nehmen, zumal wenn es sich um sie selber handelt, und dem wortkargen, tiefsinnigen Tristan Caraccioli, so fühlt man doch durch, dass die Beiden auf demselben Boden stehen. Es herrscht im Grunde doch bei beiden dieselbe Auffassung des Lebens: ein ewiger Wechsel der Grossen und ein ewiges Beharren der Stadt Neapel.

Denn auch Caraccioli ist ganz Sedile und muss deswegen schon hier, getrennt von den anderen Humanisten, behandelt werden. Ja, wie uns seine Aussagen für den socialen Zustand Neapels Leitfaden sind, so giebt uns auch die Betrachtung seiner Persönlichkeit erst die Möglichkeit, zu einem Schlussurtheil über die Seggi zu gelangen, denn schliesslich kommt es doch darauf an, wie sich der bedeutende Mensch innerhalb der ihm gegebenen Bildungs - Elemente entwickeln kann. Caraccioli selber hat im Leben Spinelli's gezeigt, wie durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände gefördert, der begabte Kopf sich über die Schranken seines Standes erheben konnte; in seiner eigenen Lebensbeschreibung[2]), wie, eine solche Erhebung dem Geschick und den Verhältnissen abgerungen wird; und bei ihm wie bei jedem modernen Menschen ist das Leben der Schlüssel zu seinen Werken.

Düster wie die ihn umgebende Welt betrachtete er auch sein eigenes Dasein, und bis zur Selbstquälerei artet diese Stimmung aus. Für sich allein, nicht für die Augen der Oeffentlichkeit will er schreiben, vor sich selber nichts verheimlichen. Und da scheint ihm sein ganzes Leben nichts als eine Kette von Sünde und Fehlern, ein beständiges Erliegen des guten Anlaufs unter der Leidenschaft. Es ist eine Auffassung, die uns in jener Zeit rücksichtsloser Selbst-

[1]) Diese Bezeichnungen haben bekanntlich seitdem etwas gewechselt.

[2]) De vita propria, quid mihi scriberem maxime necessarium (M. S. Neap.)

erforschung öfters begegnet, mehr jedoch in Deutschland als in Italien; für unsere mildere Betrachtungsweise gilt sie eher als ein Zeugnis des beständigen Kampfes dieser Männer mit sich selbst.

Als Knabe macht Tristan die harte Zeit der Belagerung durch Alfonso und der Hungersnoth durch; als Jüngling sieht er dann mit Neid das lustige und lockere Hofleben, das nach der Zeit der Entsagung und des Schreckens sich doppelt leichtfertig entfaltete; als Sohn einer zwar alten, aber armen Familie ist er von ihm ausgeschlossen. Fabeln und Historien, so wie wir es bei Rosa und Alexandro auch sehen, sind der Stoff seiner Jugendbildung. Sie ziehen ihn zwar an, aber sein Sinn steht doch noch mehr auf Turnier und Ritterspiel, die, wie er sagt, dem neapolitanischen Adel gleichsam anerzeugt sind. Mit hartem Trotze gegen den Vater erfüllt es ihn, dass er nicht als Knappe in den Florentiner Krieg ziehen darf.

An alle solche Ausschweifungen war für ihn als den Aeltesten nicht zu denken. Der gelehrten Laufbahn mochte sich ein jüngerer Bruder widmen, der, reich begabt, es ohne fremde Begünstigung zu einem Bisthum brachte; und der Jüngste, sein Lieblingsbruder, dem die leidenschaftliche Kühnheit, die unter den neapolitanischen Geschlechtern die Caraccioli auszeichnete, besonders eigen war, sollte sich als Abenteurer in Frankreich sein Glück erschaffen. Dort brachte er es auch zu hohen Ehren, aber als echter Sedile kehrte er doch nach Neapel zurück, als sich ihm die Aussicht auf eine Rathsstelle eröffnete, und als echter Sedile hinterliess er auch bei seinem frühen Tode zwar kein Vermögen, aber eine Schaar Kinder, für deren Erziehung wieder Tristan zu sorgen hatte.

Während jene beiden ein freieres Lebensloos sich wenigstens aufsuchen und selber schaffen durften, musste Tristan sich mit den paar Theilbauern der Familie herumzanken und dem Vater helfen, Pfennige zusammenzuscharren. Für die Ausbildung der Söhne blieb so gut wie nichts übrig; alle Lebenssorge ging dahin, die Töchter zu versorgen. Vier derselben brachte der Alte auch selber noch unter und hatte für eine

fünfte die Aussteuer zusammen; aber es blieben noch mehrere den Brüdern zur Versorgung. Die allgemein übliche Ausstattung bei den Seggi betrug damals 1200 Dukaten; binnen einem Menschenalter stiegen aber die Ansprüche so, dass zur Zeit, als Caraccioli schrieb, 2000 Dukaten als wenig galten.

Die Klage, dass diese Unsitte dem Stande die Mittel zu einer freien, ritterlichen Erziehung entziehe, kehrt bei ihm immer wieder. Diese Sorgen haben ihm die Jugend verbittert und ihn bis tief in's Mannesalter verfolgt; er konnte deshalb erst spät (d. h. für einen Neapolitaner spät, in den Dreissigen) heirathen, und nachdem die Schwestern alle versorgt waren, fing dieselbe Noth mit den Töchtern an. Aber darin war Caraccioli ganz Sedile, dass er, der sonst an alle Erscheinungen des Lebens den Maassstab strenger Sittlichkeit anlegt, nicht ein Wort darüber verliert, dass diese Geldheirathen vor Allem eine Unsittlichkeit sind. Er sieht in ihnen nur eine hemmende sociale Fessel, kein Verbrechen. Auch dass der Bruder Bischof die verfügbaren Einkünfte darauf zu verwenden hat, seine Familie zu unterstützen, gilt ihm als selbstverständlich.

Wenn sich nun so unbedingt der Einzelmensch dem Familienzusammenhang unterordnen musste, wenn er unter dieser Last kaum frei athmen durfte, so bringt doch das Schicksal den nothwendigen Ausgleich mit sich: der Mensch durchdringt das Verhältnis, von dem er sich gebunden fühlt, mag es ihm auch zuweilen als ein Hemmschuh erscheinen, mit aller Liebe, deren er fähig ist. Ein warmer Hauch der Innigkeit geht durch die Schriften des finsteren Mannes, so oft er auf seine Familie zu sprechen kommt. Nicht nur der Mutter, der Friedensstifterin in der Familie, deren heilige Gebete alles Unheil von dieser abwenden, setzt er ein Ehrendenkmal, sondern auch einer alten Schwester, der einzigen, die unverheirathet geblieben war und ihm als Wittwer den Haushalt führte. Er hat ihr einen Nachruf gewidmet[1]), der in seiner Schlichtheit uns tiefer in das Gemüthsleben der

[1]) De obitu sororis. (MS. Neap.)

Besten jener Tage blicken lässt, als alle Prunkreden der Humanisten zusammengenommen und ein paar Bände Sonette obendrein.

Als Freund der alten Sitten, erzählt er hier, ist er eine Woche nach dem Tode der Schwester zu Haus geblieben, um seinen Schmerz nicht draussen zu zeigen und die Besuche der Freunde daheim zu empfangen. Um diese Zeit nützlich zu verwenden, las er ausser den Historikern auch die Rede, die der heilige Ambrosius seinem verstorbenen Bruder weiht, und die über alle Trostschriften der Heiden gehe. Könne er ihm auch nicht gleichkommen, so möchte er doch mit ihm wetteifern. Nun schildert er mit Liebe die bescheidenen Tugenden der Hingeschiedenen, die zwar kein grosser Geist, aber die liebevollste Schwester und die gütigste der Tanten gewesen sei: die Demuth, die Milde, die Unschuld. „Es sind nicht glänzende Tugenden, aber sie sind dem Menschen allein eigen. Selbst das Thier zähmt er durch Milde und leiht ihm etwas Menschliches. Nicht nur der Mann ist stark, sondern schwache Frauen und Kinder haben in der Demuth Kraft gefunden.“ Die Frömmigkeit der Schwester ging natürlich über die stark aufgeklärte des Bruders weit hinaus. Sie hatte auch ihre geringen Habseligkeiten den Armen und den Klöstern vermacht und Tristan ängstlich die Ausführung ihres Willens an's Herz gelegt, damit ihre Seele nicht zu lange im Fegefeuer zu weilen habe.

Die Ehe ist für Caraccioli, ganz abgesehen von der persönlichen Zuneigung, Erfordernis. Er hat an einen jüngeren Freund, der erst als Kaufmann, dann als Hofmann und Verwaltungsbeamter seine Laufbahn gemacht hatte, eine besondere Schrift über die Nothwendigkeit der Ehe geschrieben.

Anmuthig preist er in ihr das beschauliche Landleben und die Gärtnerkunst, der sich der Freund hingegeben, um ihn dann doch mit dem Mahnruf zu wecken: Für wen pflege und pflanze er das Alles, wenn er keine Erben erzielen wolle. Bald werden ihn Schmeichler und Erbschleicher umgeben, vor allem aber die Pfaffen, die von ihm Kirchenbauten und Prachtgewänder herauslocken wollen; zuletzt kommt dann der

rabulistische Jurist, der ihm im Interesse der Erben die Verfügungsfreiheit bestreitet; dazu kommt die Untreue der Diener, die ein Mann doch nicht so beaufsichtigen könne wie die Frau, und so viele andere Unzuträglichkeiten. Freilich bringe eine Frau auch Angst und Sorgen mit sich, aber doch weniger, als die Verleumder sagen, die an den Frauen kein gutes Haar lassen; und ausserdem sei er ja Manns genug, um auch mit einer bösen Frau fertig zu werden. — Das ist gerade keine hohe, aber eine sehr gesunde Auffassung der Ehe, und aus seinem Leben wissen wir, dass er für seine Person auch einen reicheren Gewinn aus derselben zu ziehen gewusst hat.

Unglück verfolgte Caraccioli auch in der Familie. Von seinen 3 hochbegabten Söhnen starben 2 im blühenden Alter; als er bald nachher eine Tochter verheirathete, konnte er und seine Frau sich gegen die Sitte nicht entschliessen, die schwarzen Trauerkleider bei der Hochzeit abzulegen. Seine Lieblingstochter hatte er an Spinelli verheirathet, als dieser noch Privatmann war. Dass jener mit kindlicher Verehrung, auch als er ein mächtiger Graf geworden war, an ihm hing, war seine Lebensfreude; aber auch Spinelli hat er noch den Nachruf schreiben müssen. Sein ältester Sohn war lahm und erst nach dem Tode der Brüder entschloss er sich auf den Wunsch seiner Eltern, zu heirathen, damit das Geschlecht erhalten bleibe.

Bei der Erziehung der Söhne, die nun natürlich eine ganz andere war als die eigene, war seinem eigenen Verhalten entsprechend das Hauptziel, ihnen Selbstkenntnis zu lehren, denn durch diese komme man allein zu aller weiteren, selbst zur Gotteserkenntnis. Auch die genaueste Eintheilung der Zeit, in der dann die bekannte pünktliche Frömmigkeit des Katholicismus mit eingeschlossen ist, hat er ihnen nach dem eigenen Vorbild gelehrt; als er sie aber in die Welt entliess, da sind es doch wieder die Seggi, an die er sie als die eigentliche Bildungsstätte verweist. „Auch andere Arten der Freundschaft und Geselligkeit magst du pflegen“, schreibt er für seinen Sohn, „die dir nicht Geburt und Abstammung, sondern die freie Wahl verschaffen; erbliche Freundschaft aber hat dir

das abwägende Urtheil der Eltern und Ahnen zurückgelassen. In dieser Halle wollte sich schon lange, bevor Fürsten über uns herrschten, der ganze Adel unseres Quartieres vereinigen und über öffentliche Angelegenheiten Rath halten."

Wenn er in sie eintrete, möge er daran gedenken, dass sie ein Gymnasium aller Uebungen, ein der Welt vergleichbarer Schauplatz der Handlungen sei, nicht aber, wie elende Lästerer behaupten, ein Sitz der Musse und des Spieles. Wenn er hier nun auch Unpassendes, Leichtfertiges, der Würde des Orts Ungeziemendes sehen und hören werde, so solle er doch deshalb die Einrichtung nicht selbst verdammen; er möge vielmehr sein Urtheil nach den weit überwiegenden guten Gesprächen einrichten und wahrnehmen, dass jene Schlechten von den übrigen verachtet werden. Beständig soll er im Auge behalten, wie viele bedeutende und ehrwürdige Männer aus diesen Räumen hervorgegangen seien. Das Sedile sei die beste Schule der Sitte, der Rede, des Betragens, ja sogar die eigentliche Vorschule des Hofes. Man lerne hier die Zunge, die Ohren, die Bewegungen zu gebrauchen und zugleich im Zaum zu halten. Hier sei auch die eigentliche Hochschule der alten ritterlichen Künste des Reitens und Lanzenbrechens. Die weichlicheren, zärtlichen Künste, Tanz und Gesang, die beim Verfall jener jetzt aufkämen, will er ihm nicht untersagen, aber nur selten soll er sie ausüben, Karten- und Würfelspiel aber nur soweit, dass er sie kennen lerne. Um so eifriger verweist er ihn auf die Fechtkunst und die verschiedenen Arten des Ballspiels, bei diesem aber giebt er ihm, ganz gegen die Gewohnheit des übrigen Italien, die Weisung, es nicht vor dem Volke zu üben.

Gewiss ist dieses Lob der Seggi Caraccioli von vollem Herzen gekommen, aber er hielt doch auch vor dem eigenen Sohn und nicht blos vor dem venetianischen Gesandten eine Vertheidigung für nothwendig.

Die überwältigende Kraft, die der neuen Bildung innewohnte, zeigt sich in Neapel in nichts stärker, als dass sie diesen Mann mit sich fortriss, der so zähe an dem Kreise haftete, in den ihn die Geburt gestellt hatte. Er war schon

34 Jahre alt, als die Liebe zu den Studien in ihm erwachte und bis zur Unersättlichkeit wuchs. Er begann die Historiker zu lesen und bald auch selber einiges zu schreiben — wir besitzen noch solche, etwas krause Uebungsarbeiten von ihm, ein Lob der Keuschheit Penelope's und eine Vertheidigung jener der Dido — er suchte durch Unterhaltung mit Gebildeten seine Lücken auszufüllen, und diese theilten ihm nicht nur gern mit, sondern ermunterten ihn auch, in diesen Vorsätzen fortzufahren. Das ist auch sein innigster Wunsch; aber das Vertrauen zu sich selber fehlt ihm; er, der schon Vater ist, kann doch nicht mehr in die Knabenschule gehen; und sogar zu schreiben vermag er nur gerade zur Noth. Er beschliesst also, ohne einen Weiser seines Weges, auf eigene Hand vorwärts zu schreiten.

Die Pflege der Wissenschaften blieb für den Vielbeschäftigten fortwährend beschränkt auf die selten eroberte Zeit der Musse. Es bedurfte seiner ganzen zähen Energie und des klaren Bewusstseins, dass erst die Bildung dem Leben Werth verleihe. Er hat uns selber einen merkwürdigen Rechenschaftsbericht hierüber gegeben in dem Schriftchen über die Unbeständigkeit: die Aufgaben des menschlichen Lebens sind so gross, und doch wird uns von uns selbst und anderen fortwährend die nöthige Zeit entzogen. Unbeständigkeit ist der Grundfehler, der uns vom Ewigen und Wahren zum Gleichgiltigen und Aeusserlichen zieht, in der Gestalt von Essen und Schlaf, Geschäften und Freunden, Hofdienst und vor Allem von Kirchendienst. „Können wir uns denn“, ruft er aus, „vom Gottesdienst frei machen, dem man uns befiehlt täglich zweimal anzuwohnen, mögen wir noch so beschäftigt sein. Ich will gar nicht reden von denen, die, um noch religiöser zu sein, es für Sünde halten, nicht zu allen sieben kanonischen Horen zu laufen. Das mag ja achtbar und, weil es Gott geweiht wird, auch nützlich sein, aber der consequenten Ausnutzung des Tages thut es den grössten Abbruch.“

Das war die Freiheit, die das Individuum in Neapel genoss! Um so bewundernswerther bleibt es, dass die freie geistige Thätigkeit, welche die Schranken dieser Verhältnisse

nicht durchbrechen konnte, doch stark genug war, um sie zu vergeistigen.

Durch seinen Bildungsgang ward Caraccioli von selbst dahin geführt, in seinen Schriften die Gedanken auf knappen Raum zusammenzudrängen; dadurch ist sein etwas dunkler, aber präciser Styl viel individueller gefärbt, als der irgend eines Zeitgenossen. Diese Kürze war bei ihm Grundsatz; er hat ihn in einer Schrift dargestellt über „die Eitelkeit eines jeden im Reden"[1]). Sie ist ein lebhafter Protest gegen jene endlose prunkende Redefülle, die nun einmal den Neapolitaner kennzeichnet, die er hier in allen Ständen vom König bis zum Handwerker findet, zugleich aber auch gegen die Meinung der Zeit, dass man mit Worten den Mangel an Inhalt ersetzen könne. Selbst die Verderbnis der Religion beruht ihm zu Folge hauptsächlich auf der hohlen Geschwätzigkeit ihrer Diener. Auch die hochverehrten Alten sind von diesem Vorwurf nicht auszunehmen. Anfangs, meint er, habe er sich gewundert, dass die Alten so oft Kürze der Rede und Schweigsamkeit empfehlen; später aber hat er sich vielmehr über das Aussprechen dieses Wunsches gewundert, denn die Empfehlenden sündigen gerade so, wie die anderen gegen ihre Vorschrift.

Diesem Hass Caraccioli's gegen die leere Form, während er, ein Meister der Schilderung wie wenige, die charakteristischen Züge gleichsam verdichtete, haben wir es zu verdanken, dass uns seine Schriften mehr als alles, was uns sonst erhalten ist, das Bild der neapolitanischen Gesellschaft geben. Zwar kein Humanist Neapels hat sich der Aufgabe entzogen, in die Gegenwart selber einzugreifen, sie zu schildern oder sie zu bestimmen; hat doch selbst der in sich gekehrte Dichter Sannazaro die heftigsten politischen Epigramme geschmiedet, Pfeile, so scharf, wie sie nur je ein Hutten versendet hat: aber so entschieden, wie der aus dem praktischen Leben hervorgegangene Caraccioli, hat dies kein anderer gethan. Statt jedes Lobes seiner Hauptschrift „über den Wechsel des Glückes" mögen hier Burkhardt's Worte stehen: „Wunderbar

[1]) De vanitate cujusque in loquendo. (M. S. Neap.)

verflechten sich in den Gestalten, die er uns vorführt, Schuld und Schicksal, ja man könnte ihn wohl einen unbewussten Tragiker nennen. Die wahre Tragödie, welche damals auf der Scene keine Stätte fand, schritt mächtig einher durch die Paläste, Strassen und Plätze." [1])

Und wie in dieser Schrift die Fürsten und die Barone, so sind in der „Vertheidigung des neapolitanischen Adels" und dem „Streit der Alten und Jungen" die Seggi, ist in der „Inquisition zu Neapel" das niedere Volk meisterhaft gezeichnet, so gelten uns seine Selbstbiographie und die Lebensbeschreibung Spinelli's als beste Zeugnisse für die individuelle Ausbildung, wie sie zu Neapel möglich war.

Als Aristokrat wollte Caraccioli nur in kleinem Kreise wirken; dem Druck übergab er nichts; aber mehrere seiner Schriften sind Sendschreiben, eine Art von Journal-Artikeln, in denen er bald gleichgiltigere Gegenstände, wie das Begräbnis König Ferrante's, bald die wichtigsten, wie den Inquisitionsaufstand und den Zustand der Stadt unter der spanischen Herrschaft behandelte. Zum Hofmann und Diplomaten taugte ein Mann, wie er, nicht; aber die Besten seines Standes sahen ihn wie eine Verkörperung des öffentlichen Gewissens an, und nur er konnte bei wichtigen Gelegenheiten der Wortführer der Stadt sein, wie es bei seiner freimüthigen Rede zur Bewillkommnung Alfonso's II. geschah.

Der Grundgedanke, der bei ihm immer wieder zu Tage tritt, ist, dass der Fürst und die Hauptstadt, besonders aber die Seggi, zusammen gehören, auf einander angewiesen sind. Damit entschuldigt er die unleugbaren Schwächen des Neapolitaner Adels; deshalb zieht er einen schlechten einheimischen einem guten auswärtigen König vor; deshalb erscheint ihm die Vergangenheit in weit günstigerem Lichte, als sie verdiente. Selbst italienischer Patriot ist er in erster Reihe als neapolitanischer Sedile.

[1]) Cultur der Renaissance II. S. 51. Diese Worte mögen es rechtfertigen, dass dem Leben und den bisher nicht bekannten Werken Caraccioli's hier so viel Raum gewidmet ist.

Aber eben weil er dies von ganzem Herzen war, konnte er sich nicht verblenden, dass Manches, was ihm seinen Stand so werth machte, unrettbar dem Untergang zueilte. Er mochte nicht ohne weiteres den *laudator temporis acti* spielen, und stellte in einem Aufsatz lieber als Wettstreit dar, was die Alten und die Jungen zu ihrem Lobe vorbringen können; aber man merkt unschwer, mit welcher Partei er es hält.[1]) Denn ganz entgegengesetzt den natürlichen Altersverhältnissen treten hier die Alten als die Vertreter einer kräftigen, heiteren und freisinnigen Lebensführung auf, während Resignation und dumpfe Frömmigkeit den Jungen ihren Stempel aufdrückt. Den Vorzügen, die jene rühmen, trauliches Verhältnis zu ihren Fürsten, die Palme des Kriegsruhms in ganz Italien, ein fröhliches buntes Ritterleben, strenge Zucht aber Innigkeit innerhalb der Familie und keine Geldheirathen, Freude am Landleben u. a. m., wissen diese nur die ungemeine Vermehrung der Frömmigkeit, einschliesslich des Prunks der Kirchen, und die erhöhte Kenntnis der Wissenschaften entgegen zu halten, und alles Uebrige müssen sie damit entschuldigen, dass unter dem Druck der fremden Fürsten das Feld zur Ausübung der Tugend beschränkt sei.

Als nun die Herrschaft der Spanier in Neapel dauernd entschieden war, hat Caraccioli seinen Unmuth in der Schrift über den Zustand des Staates zusammengedrängt: Manchmal erinnern sich jetzt die Neapolitaner, wie ungeduldig sie früher gewesen, wenn sich ihre Könige etwa auf ein paar Wochen zur Jagd nach Apulien begeben; jetzt müssten sie ihren König so fern haben, dass sie ihn kaum erreichen könnten. Unterdessen verfalle die Stadt immer mehr; die Zeiten seien hin, wo die Barone ansehnliche Gefolge hielten; Misstrauen und Furcht vor übler Auslegung halten sie davon zurück; dafür scharren sie Geld zusammen; giebt es wieder einmal eine Staatsumwälzung, so hoffen sie von ihrem Schatz mehr Sicherung als von ihren Freunden. Und damit verliere auch

[1]) Disceptatio quaedam priscorum cum junioribus de moribus suorum temporum. (M. S. Neap.)

das öffentliche Leben Schwung und Glanz. Man sehe eben niemand mehr mit fürstlichem Prunk einherziehen.

Auf den Sedilen laste der Wahnsinn der übermässigen Ausstattungen. Dazu sind die Häusermiethen, eine Haupt-Einnahmequelle, bei der fortschreitenden Entvölkerung der Stadt auf die Hälfte gesunken und nur mit Zwangsvollstreckung einzutreiben. Und alles nur, weil Neapel aufgehört hat, Königsstadt zu sein. Er wiederholt: das war unser Handel, der unserem Adel Reichthum brachte.

Ebenso verfalle der Kaufmannsstand, der ganz auf den Absatz an Hof und Barone eingerichtet war; der Handwerker bringt nicht mehr den Zins für die Werkstatt auf; Leute, die man noch gestern als tüchtige Arbeiter kannte, sieht man heute als Bettler auf der Strasse.

In all diesem Wirrwarr giebt es nur noch einen festen Punkt: die zweite Macht, auf der der Wohlstand des Neapolitanischen Adels ruhte, die Kirche. „Jetzt können wir unseren Vorfahren nicht Dank genug sagen, dass sie die Klöster so sicher mit Einkünften ausgestattet haben, dass sie nicht nur ihren dauernden Insassen Nahrung geben, sondern auch der Masse der Bettler, die zu ihnen strömen und ihre Kinder mit zum Almosen nehmen, mit etwas Wein und Hülsenfrüchten einen nothdürftigen Unterhalt gewähren.“

Caraccioli hat in dieser letzten Lebenszeit — er starb 1520, 86 Jahre alt — noch ein Schriftchen verfasst über die in allen Zeiten gleich wichtige Frage nach der Berufswahl der Kinder. Aber nachdem er jede Laufbahn, die sich für den Sedilen schicken will, gemustert hat, kommt er doch zu keinem Ergebnisse. Dieser Stand war eben durch die Ereignisse aus seiner Bahn gedrängt worden.

Vieles, was Caraccioli damals beklagte, hat sich rasch wieder geändert, seitdem sich unter Toledo's vortrefflicher Verwaltung die spanische Herrschaft gefestigt hatte. Die Grossen hielten bald wieder stattliche Gefolge und des Prunks wurde mehr, als je zuvor gewesen war. Auch wuchs die Stadt wieder sehr schnell; alle Anlagen früherer Könige wurden durch die neue Prachtstrasse verdunkelt, die den

Namen des Vicekönigs bis auf unsere Tage führte. Die Seggi bekamen reichliche Pensionen und auch der Handel kam bis zu einem gewissen Grade wieder. Die Symptome des Verfalls, welche Caraccioli am meisten erschreckt hatten, waren gehoben, aber die inneren Gründe, die auch er richtig erkannte, waren geblieben: Neapel besass kein eigenes Lebensprincip mehr in sich.

Für Tristan Caraccioli war die neue, hartnäckig von ihm erkämpfte Bildung ein Hilfsmittel gewesen, um die alten Zustände zu rechtfertigen; er war eine höchst conservative Natur. Aber es fehlte unter den vom Humanismus beeinflussten Sedilen auch nicht an einem Mann, der die Sonde der Kritik, die er auf einem anderen Gebiete brauchen gelernt, nun an den eigenen Stand legte. Es war Franz Marchese, mit seinem akademischen Namen Aelius. Er war, wie viele hübsche ihm gewidmete Gedichte Pontan's zeigen, mit diesem nahe befreundet, ebenso mit Pomponius Laetus, der ihn zu einer neuen Uebersetzung des Diogenes Laërtius ermunterte, bei der ihm Theodor Gaza hilfreich zur Seite stand.

Auf Anregung eines anderen Genossen des Freundeskreises, Hieronymus Carbo, schrieb er eine vorzügliche kritische Untersuchung über den Ursprung der vornehmen Familien Neapels. Er hatte zu diesem Zwecke eine bedeutende Bibliothek gesammelt und dehnte seine archivalischen Untersuchungen bis Pisa aus; seine Schrift fand den Beifall aller Urtheilsfähigen; aber er verbot ihre Veröffentlichung selbst nach seinem Tode, „wegen allzugrosser Freiheit der Sprache, deren er sich in ihr bedient.“ So ist das wichtige Werk noch immer nicht herausgegeben. In den Kreisen der Sedilen hielt man sich lieber an die anmuthigen Fabeln der *Cronica di Partenope* als an die schonungslosen Wahrheiten, die ihnen Marchese mit reichlichem Spott versetzte. Seine Tendenz ist, den Adelsstolz gründlichst zu demüthigen. Die Fabeln von antiker Herkunft macht er mit ein paar beissenden Witzen ab — wie entartet doch die Nachkommen des Capys gewesen sein müssen, dass sie erst nach ein paar Tausend Jahren wieder als Capece's auftreten, — und ähnlichen. Den Anspruch der Seggi, die

Ureinwohnerschaft Neapels darzustellen, erledigt er dagegen gründlich durch den Nachweis, dass fast alle alten Geschlechter von aussen gekommen seien, dass Neapel erst nach und nach einen grossen Theil des campanischen Adels in sich concentrirt habe. Der Abschliessung zur Coterie, die in seiner Zeit erfolgte, tritt er eben so siegreich entgegen, indem er zeigt, dass früher der Bestand der Seggi durchaus geschwankt habe, wie es denn noch viele Familien in Neapel gebe, die früher dem Adel angehört hatten, jetzt aber längst aus demselben ausgeschieden waren.

Marchese's vollen Humor fordern die Eifersüchteleien heraus, die unter den Seggi selber in Betreff der Vornehmheit nicht fehlten. Er erzählt ein köstliches Geschichtchen von dem Sohne eines Emporkömmlings, der in der Capuana Aufnahme gefunden, und sich nun gegen einen alten Herrn aus dem Nido mit seiner grösseren Vornehmheit gebrüstet habe, denn die Capuana nahm für sich ein höheres Alter in Anspruch als der Nido.

So erhob sich also aus den Reihen der Seggi selbst eine Stimme, die übereintraf mit den Bestrebungen des wohlhabenden Mittelstandes, die wir oben kennen lernten. Aber es sagt genug für den Zustand Neapels, dass diese Stimme nicht öffentlich laut werden durfte.

III.

Das niedere Volk.

Pontanus charakterisirt einmal die Landschaften Neapels nach ihrer Natur, nach den Hilfsquellen, die sie dem Menschen gewähren, nach den Bewohnern selbst. Aus der Betrachtung der Gegensätze, die hier so nahe neben einander wohnten, zieht er den philosophischen Schluss: „Die Mannichfaltigkeit der Menschen und ihrer Beschäftigungen ist so gross, wie die Mannichfaltigkeit der Natur. Nichts ist einem anderen so ähnlich, dass sich nicht doch bei näherer Betrachtung vielfache Verschiedenheiten herausstellten.“ Das war der Eindruck,

den die neapolitanische Volksmasse auf den Beobachter machte.“ [1]) Diese Fülle der Gegensätze, diese Mannichfaltigkeit der Gruppen schloss aber doch nicht aus, dass diese in sich fast wandellos und entwickelungslos verharrten, dass Geschlecht auf Geschlecht denselben Kreislauf erfüllte, den die Natur gewissermassen unabänderlich vorgeschrieben hatte. Nur erzeugen unruhige Zeiten bisweilen eine besondere Verwilderung und lassen Züge hervortreten, die in ruhigeren Tagen wieder verschwinden.

In den eigentlichen Hochgebirgsdistricten herrschte nur Viehzucht, „verlassen von allem Ackerbau scheint dort das Land, das nur während des Sommers grossen Schafheerden Weide darbietet.“ [2]) Wie die Weide selbst, waren auch diese Heerden meistens Gemeindegut, dann aber oft von ungeheurer Grösse; als einst päpstliche Truppen die Heerde der Stadt Aquila wegfingen, waren es nicht weniger als 200,000 Stück.[3]) Nicht nur der Wohlstand dieser Gegenden, sondern auch die Industrie und der Ausfuhrhandel des Reiches beruhten auf der Schafzucht im Hochgebirge. Die Regierung wusste sehr wohl, warum sie dieselbe besonders begünstigte; Alfonso sorgte eifrigst für Veredelung der Racen durch Einführung spanischer Merinoschafe.[4]) Im Winter zogen die Hirten, wie einstmals schon die alten Samniten, hinab in die apulische Steppe, und wie zu jenen Zeiten war diese Wanderung ein steter Anlass zu Streit zwischen den Abruzzesen und den Ackerbauern der Ebene.[5])

Es war eine der ersten und wohlthätigsten Handlungen Alfonso's, in diese Dinge Ordnung zu bringen. Die grosse Krondomäne in Apulien, das tavoliere, wurde ausschliesslich zur Winterweide bestimmt, ihre Benutzung, die geringe darauf liegende Abgabe, die Art und Weise der nomadischen Wanderung wurden festgesetzt und amtlich beaufsichtigt;

[1]) Pontan, de fortuna II, c. 33.
[2]) Pontan, d. bell. Neap. I.
[3]) Pius II. Commentarii.
[4]) Bianchini, a. a. O.
[5]) Pontan, de bell. Neap. I.

Alles geschah zumeist nach dem Vorbild der spanischen *mesta,* denn der König traf hier Verhältnisse an, die ihm von seinem Stammland her längst bekannt waren. Bei dem nun erfolgenden ungeheueren Aufschwung der Viehzucht ward das Weidegeld bald eine der ergiebigsten Finanzquellen des Königreichs. Bei diesem halben Nomadenleben auf einsamer Bergweide und in den unwirthlichen apulischen Steppen blieb das Volk fast völlig wild. Von jeher hatte das Räuberunwesen hier seinen Hauptsitz, man fand gar nichts Anstössiges mehr darin.[1]) Der Heldenmuth dieser Räuber erregte die Bewunderung der Humanisten, die bei ihrer Vergötterung des Grossen und der Grossen wenigstens auch empfänglich waren für jeden Zug von Grösse, wie und wo sie ihn fanden. So erzählt uns Pontan von zwei Asculanern, welche vor der Hinrichtung sich ihre Guitarren geben liessen und singend die Nacht beim Wein hinbrachten, und mit noch höherer Bewunderung von einer Abruzzesin, die ihren Sohn auf dem Wege zum Schaffot durch Scherzreden ermuthigte.

Ein solches Leben erzog dies Geschlecht zu Kriegsleuten auch ausserhalb der Räuber- und Stammesfehden. Es war nicht Zufall, dass der grosse Condottiere Jacopo Caldora gerade aus den Adelsgeschlechtern der Abbruzzen hervorging, seine Truppen waren seine Landsleute, und Abruzzesen fand man in den Heeren von ganz Italien wieder. Oft kehrten diese, leidlich wohlhabend geworden, wieder heim, um sich hier einen eigenen Heerd zu gründen, man nannte sie dann nach dem Staat, unter dessen Dienst sie die längste Zeit gestanden, *il Veneziano, Milanese* u. s. w.[2])

Oft genug fand man in der Heimath selbst Anlass, die Waffen zu ergreifen und im allgemeinen Volksaufstand die Kraft zu erproben.

Von den Samniterkriegen bis auf die Tage des Cardinal

[1]) Poggio, facetiae. — Erzählung von dem Hirten, der in der Beichte Absolution begehrte, weil ihm in der Fastenzeit einige Tropfen Milch in den Mund gespritzt waren, für Morde und Räubereien diese aber für unnöthig erachtete.

[2]) Masuccio, Nov. 25.

Ruffo haben diese Volkskriege eine ebenso ausgeprägte wie sich gleichbleibende Physiognomie; auch haben sie Historiker, die in lebendiger Schilderung der Menschen und Ereignisse ihr Ziel suchten, immer angezogen. Aus jenen Tagen ist uns neben manchen einzelnen Nachrichten eine prachtvolle lebenswahre Schilderung in Pontan's Geschichte des angiovinischen Krieges erhalten, einer der schönsten Leistungen der humanistischen Geschichtsschreibung.

Bei diesem Volk, das stets gern bereit war, zu den Waffen zu greifen, bedurfte es meist nicht viel, um den Aufstand zu entfachen, der sich dann rasch zu solcher Höhe erhebt, dass alle Grundlagen des Staates und der Gesellschaft in Frage gestellt zu sein scheinen, um dann ebenso schnell wieder in nichts zusammen zu sinken. Oft ist es nur eine missliebige Maassregel der öffentlichen Gewalt, die eine lange Gährung erzeugt hat, dann bedarf es nur einer zufälligen Veranlassung, etwa eines Privatstreites, der sich in diesem südlichen Klima meist in der Oeffentlichkeit abspielt, um das Signal des Ausbruchs zu geben. Auf den Ton der Sturmglocke eilen die Bauern der benachbarten Landstriche herbei, oft geführt von ihren Landedelleuten, in Kurzem ist der Aufstand allgemein.[1])

Es ist natürlich, dass besonders die grossen Bürgerkriege der Dynastien das Volk bis in seine tiefsten Schichten erregen. Im Anfang verhält man sich meist ruhig, aber naht der Krieg ihren Gegenden, dann ergreifen auch die Hirten und Bauern Partei; bisweilen sind sie aber auch die Ersten, die zu den Waffen eilen. Zu schwer lastete das Joch ihrer Herren und der Krone auf ihnen, als dass sie nicht von jedem Regierungswechsel eine Besserung hätten erwarten sollen. Noch vor Beginn des angiovinischen Krieges rotteten sich auf die Kunde von Alfonso's Tod die Bauern Calabriens zusammen; den königlichen Befehlshabern gegenüber verlangten sie vor allem Nachlass der Steuern. Anfangs streiften sie ganz ungeordnet in Rotten umher, dann aber ganz plötzlich vereinigten sie

[1]) So der Aufstand in und um Benevent, über den die diplomatische Correspondenz im Codice Aragonese II, 2.

sich alle unter der Anführung eines Bauernhäuptlings Cola Tosto. 12,000 Mann sah er unter seinen Fahnen, aber eigentliche Einheit konnte er nicht in die Menge bringen; vor dem Heer des Königs liefen sie auseinander, auch die letzte Schaar zerstreute sich, als Tosto im Treffen fiel. Der Hass des Berufssoldaten gegen den wehrhaften Bauern zeigte sich dann darin, dass man die Gefangenen ohne weiteres niedersäbelte und aufknüpfte, „denn ihre Zahl war grösser, als die unserer Soldaten, so dass sie auch waffenlos gefährlich werden konnten", wie es in dem Bericht des Feldherrn heisst.[1])

Ueberhaupt zeigte sich, dass ein Heer mit regulärer Tactik aus dem Volke bilden zu wollen, völlig verlorene Mühe sei. Es kam vor, dass sich ein solches in blinder Flucht beim ersten Flintenschuss auflöste. Diese Hirten und Bauern wollten die Kampfesweise führen, die sie täglich gewohnt waren, die des Räubers und Jägers. Vor den anrückenden Heeren zogen sie sich in die Berge zurück; dort hinter ihren Verhauen waren sie unüberwindlich; und die Condottieren mochten dahin nicht gern ziehen, gegen diese Bauern, die meist keinen Pardon gaben, und die wie echte Banditen ihre Gefangenen bis auf's Hemd ausplünderten.[2])

Nach glücklichen Erfolgen zog man dann siegesfroh in den Landstädten und Märkten umher; aus dem eigenen Sieg machte man einen Scherz; man sah da die Bauern, die erbeuteten Rüstungen verkehrt angeschnallt und die Beinschienen an die Arme gelegt, auf ihren Mauleseln zur Kurzweil turnieren. Doch diese ausgelassenen Männer beugten sich gern dem Führer, der ihre Weise in Leben und Krieg verstand und ihres Gleichen zu werden wusste, besonders Abkömmlingen angesehener Baronengeschlechter, die in alter enger Verbindung mit der Landschaft standen, selbst wenn sie nicht deren Vasallen waren.

[1]) Archiv. st. p. l. prov. Nap. IX, p. 276.

[2]) Gleich nach dem grossen unblutigen Sieg am Sarno erlitt Johann von Calabrien von den Bauern um La Cava eine bedenkliche Niederlage.

Es war ein Spanier Antonio Centelles, der durch Heirath das Haupt der calabresischen Familie der Ruffo geworden war, der dies Talent des Volksführers zur höchsten Virtuosität entfaltete.[1]) Er war ein Mann von hohen Geistesgaben, persönlich eine liebenswürdige, zarte und gewinnende Erscheinung, von glänzender Freigebigkeit und gewandt in der Rede wie in allen Leibesübungen, aber zugleich ein Mensch von ruhelosem Charakter, ein Intriguant, begabt mit einem unglaublichen Erfindungs- und Organisationstalent, der Odysseus seiner Zeit, wie ihn Caraccioli nennt. Zweimal war er durch kühne List dem Gefängnisse der Aragonesen und dem ihm schon bestimmten Tod entgangen, mit gleicher Unerschrockenheit wusste er im Kriege sich allen Schlingen der Feinde zu entziehen, zuletzt ist er aber doch in Ferrante's Kerker freiwillig Hungers gestorben. Schon der Aufstand des Tosto war sein Werk; aus dem Gefängnisse entkommen, regte er nun einen Volkskrieg ganz anderer Art an. Bald war er Herr der ganzen südlichen Reichshälfte, kein reguläres Heer hielt gegen ihn Stand. Ferrante sah bald, dass er diesen Feind in seiner eigenen Weise bekämpfen müsse, er setzte ihm einen Gegner in der Gestalt eines Mannes niederer Herkunft mit Namen Maso Barrese entgegen.

War Centelles ein genialer Volksagitator, so ist Maso das eigentliche Ideal des Banditenchefs. „Nicht durch Liebe, sondern durch Schrecken suchte er zu wirken und seine Truppen verband er sich durch die Gemeinsamkeit der Verbrechen“, heisst es von ihm. Ihn spornten persönliche Motive an. Bei einem Volksaufstand in Cosenza war sein Bruder vom Pöbel in Stücke gerissen worden, dafür wollte er blutige Rache. Jede Stadt, die er eroberte, wurde schonungslos der Plünderung preisgegeben; seine Gefangenen liess er von den Zinnen der Mauern stürzen, bisweilen aber auch zersägen“ [2]),

[1]) Seine persönlichen Schicksale und seine Schilderung bei Carac., variet., über seinen Aufstand gegen Alfonso Facius X, sein Krieg mit Ferrante bei Pontan, hist. Dazu Archiv. st. p. l. prov. Nap. IX 256—285.

[2]) Pontan, de immanitate.

jähzornig im höchsten Maasse, verstand er es doch auch, diese seine Stimmung den Truppen mitzutheilen. Lange schwankte so der Kampf, der auf beiden Seiten entsetzlich grausam geführt wurde, in jeder Beziehung ein Gegensatz zu den grossen strategischen Operationen der Condottierenheere dicht daneben; zuletzt aber erhob sich der allgemeine Volksunwille gegen Maso zu einer äussersten Anstrengung. Vor ihr musste er weichen, und doch blieb sein Name ein Gegenstand der Phantasie desselben Volkes, das er gequält hatte.[1])

So diente die Menge, die selbst nur Typen und keine Gestalten zeigt, doch dem thatkräftigen Mann als die Grundlage, auf der er sich emporschwang. Das classische Land dieser Volksaufstände waren mehr noch als die Abbruzzen die südlichen Provinzen des Reichs, Basilicata und Calabrien; in Campanien nördlich Neapels und in Apulien, wo sie schon die weiten Ebenen nicht aufkommen liessen, findet man sie nicht. Dort heftete sich der Krieg allein an die festen Plätze. In sie flüchtete man auch, wenn die Gegend von den Raubzügen der Bergbewohner heimgesucht wurde; es richteten sich auf den besonders geschützten Punkten wirkliche Asyle ein, wie die Grottenkirche des heiligen Michael auf dem Monte Gargano als solches benutzt wurde.

Jegliche höhere Cultur schien hier und in den Abruzzen nur im Vorübergehen Platz zu fassen. Die wenigen Grundstücke, die in den Gebirgsthälern bebaut wurden, lagen weit auseinander, ihre Bestellung hält den Bauer den Tag über von Hause entfernt.[2]) In der apulischen Steppe verschwand in unruhigen Zeiten, ausser in den zerstreuten Oasen mit üppigem Obstbau, der Ackerbau völlig[3]); ungeheure Heerden von Hirschen ergriffen dann von den Feldern Besitz; und mehr als einmal ist es vorgekommen, dass diese bei Nacht von den rastenden Heeren für den anrückenden Feind gehalten wurden. Kein grösserer Contrast konnte sich finden, als wenn

[1]) Costanzo, XXI.
[2]) Massuccio Nov. 25.
[3]) Pontan, d. bell. Neap.

man aus diesen Gegenden herabstieg an die Küste des thyrrhenischen Meeres in die *terra di lavoro*.

Schon damals meinte man wohl, das Land verdiene jenen Namen, weil eigentlich nur dieser Boden der menschlichen Arbeit werth sei, nie ruhe hier die Bestellungsarbeit der Menschen.[1]) Solch andere Naturverhältnisse erzeugten auch sociale Zustände völlig verschieden von jenen des Inlandes. Allerdings lagen auch hier noch wesentliche Theile von vier Herzogthümern: Fondi, Sessa, Nola, Salerno, aber der grösste Theil mit den Städten Capua, Gaëta, la Cava, Amalfi war königlich, und die Städte waren mit bedeutenden Freiheiten ausgestattet. Von den 4 Städten, die man die Schlüssel des Königsreichs nannte[2]) (Gaëta, Benevent, Capua, Salerno), war nur Salerno nicht im Besitz der Krone. In der Nähe der Städte, besonders Neapels, war der Grundbesitz sehr zersplittert, zwischen unabhängigen Bauern hatten hier namentlich die Sedilen ihre Besitzungen.

Sie bewirthschafteten dieselben nie selbst, mochten sie aber doch nicht ganz aus der Hand geben. Schon damals war deshalb „seit Alters her" jenes Verhältnis des Theilbaues, der *mezzeria* hier üblich, das sich für eine Landwirthschaft, die im Kleinen mit Sorgfalt und doch mit verhältnismässigem Capitalaufwand betrieben sein will, wie Oelbau und die von der Regierung vor allem begünstigte Seidenzucht, besonders eignet.[3]) Der Colone musste für gute Bestellung, Düngung, besonders aber Bewässerung des Grundstückes sorgen, erhielt das Inventar und übernahm für dasselbe und für den Ertrag die Gewährleistung. Die Rente wurde in einem nach den Umständen wechselnden Antheil am Producte selbst abgestattet.

An Streitigkeiten fehlte es in diesem Verhältnis bei einem so processlustigen Volk natürlich nicht. So zersplitterten

[1]) Quod hoc inprimis solum dignum sit, in quod hominum industria et labor insumatur, neque unquam a cultura cesset. Folieta, laud. Neap. Mit denselben Worten bekanntlich Göthe.

[2]) Statistica del regno s. 1444 Arch. st. p. l. pr. Nap. I, 730.

[3]) Alexandro I, c. 4, eine juristische eingehende Darstellung dieses Verhältnisses, eine andere Galat. Callipolis.

selbst die grösseren Besitzer ihre Güter in kleinere Wirthschaften, denn die Art des hier von der Natur angezeigten Ackerbaues macht eine Bewirthschaftung in kleinen Parzellen nothwendig; deshalb sehen wir von jeher hier ein Volk auf Zwerggütern ansässig, das sich gerade vom Ertrag seiner Scholle nährt, in guten Jahren, wie sie hier gewöhnlich sind, sorglos und leichtsinnig sein Leben hinbringen.

Oft findet man auch hier noch freie Bauern, die überall zwischendurch sassen, selten aber in grösseren Ortschaften vereinigt waren. Fast scheint es[1]), dass sie in diesem Land, wo aller grössere Grundbesitz nur durch Verleihung besessen wurde, auf ihre Unabhängigkeit, „vermöge deren sie ihr Grundstück bis hinauf zum Himmel mit dem entsprechenden Platz in demselben und hinab bis zum Mittelpunkt der Erde besassen“, etwas allzu stolz gewesen seien. Glänzend war deshalb ihre Lage nicht, denn zumeist mussten sie noch ein Gewerbe nebenbei betreiben, oft das des Gastwirths, die ärmeren aber Handwerk und Fischerei. Einige der reizendsten Novellen Masuccio's führen uns in diese harmlos leichtsinnigen Kreise der Landbevölkerung südlich Neapels um Amalfi und La Cava ein. Für gewöhnlich wohnen diese Leute in ihren Hütten in der Stadt oder im Dorf, oben in ihrem Stückchen Weinberg oder Olivengarten haben sie dann noch eine kleine Vigne, wo sie in der Zeit der Lese hinziehen. Im übrigen Jahr ist der Mann Handwerker, etwa Zimmermann, und wenn die Arbeit stockt, geht er für einige Monate als Matrose auf ein Schiff.

Daneben streift noch das völlig besitzlose Lazzaronithum in göttlicher Bedürfnislosigkeit und Trägheit im Lande umher, und Masuccio hat in einem lustigen Schneidergesellen, der als *peveriere* mit seinem Dudelsack auf jedem Volksfest erscheint, bei allen, besonders aber bei den Frauen willkommen geheissen, in reizender Weise einen Typus dieser Gattung gezeichnet.

[1]) Pontan, Actius, eine heftige Anklage und Schilderung dieses Bauernstolzes, die er dem Sedilen Sannazaro in den Mund legt.

Besonders charakteristisch für diese Bevölkerung ist das Arbeitgehen in die Städte. In Neapel gaben damals die grossen Bauten der Aragonesen, denen bald die Barone nacheiferten, stets Gelegenheit zur Arbeit[1]); dahin zogen die Landleute in Schaaren, um den Sonnabend mit dem Wochenlohn in der Tasche nach Hause zurückzukehren. Zumeist trieb man aber als Nebenbeschäftigung Fischerei und Schifffahrt. Sannazaro, als er seinen Eclogen eine locale Färbung geben wollte, griff ganz naturgemäss zum Fischerleben. Die Schifffahrt nahm mit dem eigenen neapolitanischen Handel rasch zu; nach den Grundsätzen der Navigationsacten, die jeder emporstrebenden Macht natürlich sind, bemannte Ferrante seine Handelsschiffe nur mit Neapolitanern vom Capitän an bis herab zum untersten Matrosen[2]); es dauerte nicht lange, so war die campanische Schiffsmannschaft eine gefürchtete politische Macht in den Händen Coppola's. Die Handelsmarine, welche er hauptsächlich in Händen hielt, gewöhnte ihre Leute an eine straffe Organisation; wir sahen, wie unbedingt selbst zu kriegerischen Zwecken Coppola über sie verfügte, „denn alle Schiffer sahen ihn wie ihren gemeinsamen Patron an.“[3]) Es waren jene selben Tage, da sich aus dem besitzenden Mittelstand in der Stadt Neapel eine neue Partei bildete. Die spanische Herrschaft hat dann diese neuen lebensvollen Keime sehr bald geknickt.

So vielgestaltig regte sich das Leben hier, wo es auf engen Raum zusammengedrängt, wo jedes Fleckchen benutzt war, bei diesen unbewussten Erben einer uralten Cultur; wie so ganz verschieden von jenen Gebirgs- und Steppenstrichen, wo der Mensch nur im Vorbeigehen Fuss gefasst zu haben schien, wo der Hirte und selbst der Landmann einsam Tage lang von Hause entfernt bleiben mussten. Täglich kamen hier die Menschen

[1]) Alfonso's Bauten zusammengestellt bei Panormita II, 42, für Ferrante und die Barone Pontan, magnificentia und liberalitas. Folieta, laud. Neap. Solche Züge bei Masuccio, Nov. 19.

[2]) Notar Giacomo, p. 127.

[3]) Caracc., variet., vgl die panegyrischen Gedichte auf Copp. im Arch. st. p. l. p. N. IX.

in Berührung mit einander, an den Landstrassen, in den Osterien, dann vor allem auf den Märkten und Volksfesten. Pontan und Masuccio schildern gern das bunte und zwanglose Leben und Treiben auf diesen, besonders betonen sie, wie frei die Mädchen und Frauen der Landbevölkerung sich hier bewegten.[1]) Auch die Bergbewohner kamen zu denselben, und in mannigfacher scherzhafter Weise that sich dann der Gegensatz des Gebirges und der Ebene in ununterbrochenem, nicht gerade zartem Hohn kund. Meist aber scheint der derbe Witz des Abruzzesen über die leichten Angriffe des Campaners, der der provocirende Theil war, gesiegt zu haben.[2]) Immerhin hatte das enge Zusammenwohnen bei diesem Küstenvolke eine grosse Routine des Lebens, Scharfsinn, Behendigkeit und eine nicht gewöhnliche Gabe des Witzes erzeugt, zugleich aber einen durch die öffentlichen Verhältnisse genährten Wankelmuth und Empörungsgeist, wie er sich bei einem Proletariervolk, das wenig zu verlieren hat und zwischen dem gleichmässigen täglichen Leben die aufregenden Scenen des Aufruhrs herbeisehnt, leicht ausbilden mag.[3])

Sehr wesentlich wurde dies ganze Leben dadurch beeinflusst, dass hier Stadt und Landvolk in fast ungetrennter Gemeinschaft mit einander lebten. Die Fischer waren schon so wie so auf den täglichen Verkehr mit dem Markt der Städte angewiesen. bei Unruhen strömten sie schaarenweise in die Stadt[4]), und es ist bezeichnend, dass bis auf den grossen Masanielloaufstand fast alle Führer und mit ihnen natürlich auch die grosse Menge aus den Fischerstädten der Nachbarschaft sind.

Das Bild, welches uns diese Landstädte zeigen, ist wiederum in vielen Zügen ein eigenartiges. Wie im Alterthum heftet sich jede Vorstellung grösserer Gemeindefreiheit an den

[1]) Pontan, Antonius, fingirte Reise durch Italien.

[2]) Solche höchst charakteristische Witzgefechte (meist ist es die Unkenntnis des Meeres und seiner Producte, welche den Anlass giebt) bei Pontan, de sermone, lib. V.

[3]) Uebereinstimmendes Urtheil bei Alexandro, Folieta, Pontan, Marin, Sanudo u. a. m.

[4]) Caracc., de inquisitione. Folieta, tum. Neap.

Namen der Stadt. Eigentliche freie Bauerndörfer gab es kaum; wo sie, wie in den Bergdistricten um La Cava, vorkamen, wusste man sich ihnen gegenüber gar nicht zurechtzufinden, man betrachtet sie als etwas abnormes und spricht von ihnen als einer *civitas*, die aber in Weilern zerstreut *(vicatim distributa)* sei.[1]) Aber auch die Städte waren sehr verschieden mit Freiheiten begabt. Von dem Verhältnis der Landstädte zu ihren Baronen war vorübergehend schon die Rede. In ihnen zeigten sich alle Nachtheile und Vortheile der modernen Regierungskunst. Man suchte in ihnen eine kleinliche polizeiliche Bevormundung auszuüben; jeder geringe Verstoss, selbst jede missliebige Aeusserung wurde sofort geahndet; dass Polizei und richterliche Gewalt in einer Hand vereinigt waren, führte zu argen Missständen, aber man erzielte auch mit Sbirrenschaaren, die freilich bisweilen Banditen ähnlicher gewesen zu sein scheinen, eine leidliche Ordnung; was in Neapel nie durchzusetzen war, das Verbot Waffen zu tragen, führte man hier mit grosser Strenge durch. Die alten Adelsgeschlechter, die auch in allen diesen Städten vertreten waren, beugten sich theils diesem Regiment und nahmen als Beamte und Hofleute Theil daran, theils blieben sie unthätig schmollend und raisonnirend in ihren Versammlungshäusern sitzen.

Einzelne Herzoge liessen es sich schon in eigenem Interesse angelegen sein, ihre Städte materiell in die Höhe zu bringen. Die Sanseverinen dachten daran, die alte medicinische Facultät wieder einzurichten[2]); sie versuchten auch zeitweilig mit Erfolg, wenn sich bei Kriegsunruhen der Handel von Neapel wegzog, denselben nach Salerno zu übertragen.[3]) Handel und Industrie zogen sich aber auf die Dauer lieber nach Städten, wo sich der Bürger freier bewegen und grösseren Antheil an der Verwaltung nehmen konnte. Dies war in den königlichen Städten der Fall.

Bestimmte gesetzliche Feststellungen, nach denen sich das Verhältnis von Krone und Stadt gerichtet hätte, gab es

[1]) Pontan, d. bell. Neap. I.

[2]) Tiraboschi, VI 1, p. 97.

[3]) Masuccio, Nov. 38.

wohl, ohne dass sie jedoch von grosser Bedeutung gewesen wären. Es war lediglich eine Frage der Politik und der Macht des Königs, wie weit er ging, was er sich erlaubte und was er zugab. Im Ganzen kann man sagen, dass die Aragonesen bei ihrer Bekämpfung des Feudalismus in der städtischen Freiheit einen Bundesgenossen gesehen haben; man hatte offenbar vor Gefahren, die von dieser Seite kommen konnten, wenig Furcht, wusste man doch, wie Macchiavell sagt, in ganz Italien, „dass Neapel für eine republikanische Verfassung zu verdorben sei.“

Während diese Städte in der grossen Politik auf eine eigene Rolle zu Gunsten Neapels verzichteten, verfuhren sie in ihren eigenen Angelegenheiten unabhängig und oft mit grösserer Freiheit als die Hauptstadt. Es schien nicht gerathen, nach Gaëta, dem Haupthandelsplatz nächst der Hauptstadt selbst, im Krieg einen Militärgouverneur zu schicken, „denn dies Volk, das nur vom Handel lebe, werde sich einem bürgerlichen Beamten eher fügen“ [1]); in der That ordneten sie sich Spinola, dem Bürger der republikanischen Handelsstadt Genua, gern unter, und von ihm organisirt, leisteten sie dem Heer und der Flotte Alfonso's einen wahrhaft heroischen Widerstand.[2]) Gerade in den Neapel am nächsten liegenden Städten schlug das Parteileben seine Wogen am höchsten. Das kleine Ischia spielte in den einheimischen Kriegen die Rolle des Corcyra, Massenmord, Verrath, Ueberfall waren zwischen den beiden Parteien etwas alltägliches; den ganz verwilderten Rest der Bewohner verpflanzte zuletzt Alfonso auf das Festland.[3])

Besonders war es das grosse Capua, das mit einem regen communalen Leben und städtischen Selbstbewusstsein voranging. Ferrante konnte hier vor dem allgemeinen Unwillen sein Weinmonopol auf die Dauer nicht durchsetzen.[4]) Auch

[1]) Bracellius, lib. II.

[2]) Bracellius von genuesischer, Facius von neapolitanischer Seite, ergänzen sich aber diese interessanten Ereignisse sehr wünschenswerth.

[3]) Pontan, d. bell. Neap. I.

[4]) Pontan, de liberalit.

hier fanden sich zwei grosse Parteien, die an und für sich durchaus nicht mit Aragonesen und Angiovinen zusammenfielen; und so gut waren sie organisirt, dass der Führer der einen bei Ferrantins Wiederankunft ihm mit 1300 Mann zu Hilfe kommen konnte.[1]) Derselbe wagte es später, allerdings zu seinem Unglück, einen Aufstand gegen die französische Herrschaft auf eigene Hand zu erregen. Wir sahen schon, wie eine Zeit lang sogar in Neapel selbst die aus den campanischen Städten stammende Bürgerschaft die Oberhand zu gewinnen im Begriff war.

Auch in den apulischen Städten, die späterhin eine Zeit lang unter venetianischer Herrschaft standen, besonders in Barletta, herrschte ein lebhaftes communales Leben, sie handelten nach gemeinsamem Beschluss auch in politischen Dingen und die Entscheidung ihrer Sindaci war ein wesentliches Moment in allen Kämpfen.

Zu einer noch viel unabhängigeren Stellung als alle diese hatten sich die beiden grossen Städte des Inneren, Benevent und Aquila, emporgeschwungen. In Benevent[2]) gab schon die Doppelstellung zwischen der Curie und dem Königreich fortwährenden Anlass zu Unruhen; und wir sahen, wie Aquila vollends als eine Republik angesehen werden muss, die nur in einem lockeren Schutzverhältnis zur Krone stand.

Weit entfernt war die Reichshauptstadt, war Neapel von einem derartigen städtischen Leben. Neapel war zu sehr Residenzstadt, um in sich ein freies communales Leben zu entwickeln; die herrschenden Bestandtheile der Bürgerschaft, die Seggi, waren zu sehr durch ihre Beziehungen als Beamtenadel eingeengt. Eine andere Ursache lag aber auch in dem niederen Volk und seiner unverhältnismässigen Bedeutung. Dies Zusammenwirken von Adel und Pöbel liess auf die Dauer die mittleren Stände zurücktreten.

Neapels Bedeutung beruhte darauf, dass es allein als Ausgangspunkt der Centralisation gegenüber dem wirren

[1]) Notar Giacomo, f. 262.

[2]) Simoneta, lib. 25. Codice Aragonese II. 2, No. 460.

Durcheinander des Lehenswesens dienen konnte, auch sein Aufschwung rührte erst seit jener Zeit her, als die Regierung nach dieser Richtung hin zu wirken begann. Das grösste Wachsthum der Bevölkerung soll in den letzten Jahren König Roberto's und Johanna I. stattgefunden haben[1]), seitdem ging es bald rascher, bald langsamer, doch immer regelmässig fort. Nicht allzulange nach dem Sturz der Aragonesen berechnete man die Einwohnerschaft aus dem Getreideverbrauch und „anderen untrüglichen Merkmalen" auf 200,000 Köpfe, eine Anzahl, die im damaligen Europa nur Paris übertraf, und die, unter dem damals üblichen Verhältnis von Stadt und Land betrachtet, unfraglich für das kleine Königreich viel zu gross und nur künstlich erzeugt war.[2]) Dies wird erst klar, wenn wir in Betracht ziehen, von was sich diese Volksmasse ernährte. Neapel war nie eine eigentliche Gewerbestadt, seine wirthschaftliche Bedeutung war die der Handelsmetropole des Königreichs, wohl zählte sie einen zahlreichen Handwerkerstand[3]), wie dies bei einer grossen und reichen Stadt zu erwarten war, aber eine eigentliche gewerbetreibende Bevölkerung, wie Aquila und früher La Cava sie besass, hat ihr stets gefehlt.[4]) Es ist schon bezeichnend, dass alle Erweiterungen der Stadt auf Handelsbeziehungen hindeuten, da wird uns schon in den angiovinischen Zeiten ein Quartier der Genuesen, der Florentiner, der Catalonier namhaft gemacht.[5])

Die grosse Mehrzahl jenes zahlreichen niederen Volkes bildeten wahrscheinlich Fischer und Tagelöhner, die sich zeitweise als Matrosen verdangen, also Handlanger ohne regelmässige Beschäftigung, wie sie der Handel gebrauchen kann. Solche, ferner Esswaarenverkäufer und Schenkwirthe, deren es in Neapel immer in Ueberfülle gab, sind auch die Führer bei allen Aufständen. Aber vergeblich sucht man nach irgend welchen Lebensäusserungen eines unabhängigen, organisirten

[1]) Carac., Joanna I.

[2]) Folieta, laud. Neap. schildert den Zustand um 1530.

[3]) Folieta, laud. Neap.

[4]) Masuccio über La Cava, Nov. 19.

[5]) Carac., Joanna.

Handwerkerstandes, wie sie doch den Parteikämpfen keiner anderen italienischen oder deutschen Stadt fehlten.

Diejenigen Handwerke, welche sich einiges Rufes erfreuten, dienten insgesammt dem Luxus eines reichen Adels, waren also abhängig. Caraccioli konnte geradezu sagen, „der Handwerkerstand hängt ganz und gar von der Freigebigkeit der Könige und von einer prächtigen Lebensführung der Barone ab“. Er nennt besonders die schönen, mit Bildwerk verzierten Sättel und Geschirre, die bis Ungarn und Spanien versendet wurden, und die kunstreichen Pferdedecken, die man sogar auswärtigen Fürsten zum Geschenk mache.[1]) Mit dem Verfall des Turnierens und des eleganten Reitens seien diese Gewerbetreibenden brotlos geworden; kaum dass man noch für Maulesel solche Bestellungen mache. Jedoch hat sich bekanntlich beim niederen neapolitanischen Volk die Vorliebe für solche reichverzierte Sättel und Geschirre bis auf unsere Zeit erhalten.

Wenn nicht aus ihrer Thätigkeit, kann man die Massen recht gut aus der Art und Weise ihrer Ausschreitungen kennen lernen. So träg sich der Pöbel für gewöhnlich verhielt, — sobald eine Gelegenheit da war, wo er sich frei die Zügel schiessen lassen durfte, konnte ihm auch keine Gewalt mehr Einhalt thun. So geschah es vor allem bei den Dynastiewechseln. Als Alfonso II. 1494 vor den nahenden Franzosen entwich, hatte Neapel zum ersten Mal eine solche Plünderung durch die Hefe des Volkes zu erdulden.[2]) Zuerst wandte sich der Pöbel gegen die Juden und plünderte deren Häuser, bald aber auch gegen reiche und angesehene Bürger aller Art. Ihre Führer waren dabei heruntergekommene Adlige der Seggi.

Gleiche Scenen wiederholten sich bei Federigo's Abreise nach Frankreich. Noch wenige Tage zuvor hatten sich Barone,

[1]) Carac. epistola de statu civitatis (M. S. Neap.) In den zahlreichen Notizen über Gobelinweber und Sticker, die sich in den Rechnungsbüchern Alfonso's Archiv. stor. p. l. prov. Nap. VI. finden, sind aber nur Franzosen und Niederländer erwähnt.

[2]) Notar Giacomo f. 186.

Seggi und Bürgerschaft freiwillig zu jener Union zum Schutz des Königs vereinigt; das verhinderte nicht, dass der Pöbel auf dem Weg zum Hafen das Gepäck des Königs und seiner Begleiter raubte. „Es war in der Bürgerschaft keine Furcht und Ehrerbietung vor der Obrigkeit und, wie es in ähnlichen Fällen bekanntlich stets geschieht, liess der Pöbel seinen Gelüsten frei den Zügel schiessen[1]," setzt Caraccioli fast gleichgültig hinzu, es ist nur ein Schatten mehr in dem dunkelen Gemälde, das er zeichnet.

Es bedurfte nicht einmal so tiefgreifender Umwälzungen, um gleiche Scenen hervorzurufen. Einst hatten einige verdiente Regimenter Gonsalvo's an der Beute nicht Theil nehmen können, er gab ihnen dafür seinen eigenen Palast in Neapel preis, dies hielt aber der städtische Pöbel für ein Zeichen, sich nicht nur hierbei seinen Theil zu holen, sondern auch die Plünderung, so weit es ging, auszudehnen.[2] Es hätte an und für sich kaum ein Interesse, die Lebensäusserungen dieses Gesindels, das überall, wo es auf der Welt vorkommt, dasselbe bleibt, zu verfolgen, gälte es nicht die relative Bedeutung desselben in der neapolitanischen Gesellschaft und die Stellung, welche die anderen Klassen zu ihm einnahmen, zu ermitteln.

Einen merkwürdigen Maassstab für die zunehmende Bedeutung des Pöbels in Neapel gewähren die grossen Agitationen, zu denen sich von Zeit zu Zeit die gesammte Bürgerschaft vereinigte. Während in früherer Zeit das niedere Volk vertrauend der Leitung der Seggi folgte, stellte es sich während des Streites derselben mit dem besitzenden Mittelstand instinctiv auf die Seite des letzteren. Einzelne Pöbelscenen mochten damals vorkommen, aber es war doch weit davon entfernt, dass der Pöbel die politische Initiative ergriffen hätte. Schon in den ersten Zeiten der spanischen Herrschaft, bei dem grossen Inquisitionsaufstand von 1508, zeigt sich dagegen eine bedeutende Mitwirkung des niederen Volkes. Sein Widerwille gegen das blutige spanische Tribunal ist ihm gewiss zum

[1]) Carac., Spinelli.

[2]) Jovius, vita Consalvi.

Guten anzurechnen, aber es spielten auch mancherlei andere Beweggründe mit. Zum ersten Mal seit Federigo's Sturz vereinigten sich Barone, Seggi und Bürgerschaft aus eigenem Antrieb zu einer Union [1]), schon gab aber auch das Proletariat, die „*humillima plebs*" seine Stimme mit dazu.[2])

Wenn der Dominicanische Inquisitor wagen sollte, seine Wirksamkeit mit dem üblichen öffentlichen Gottesdienst und der Ansprache an das Volk zu eröffnen, so sollte es das Signal zum Aufstand sein. Nach stürmischen Scenen setzte man eine Deputation direct an den König durch. Während ihrer Abwesenheit stellte sich die Ruhe wenigstens einigermassen her, nicht ohne dass beständig der offene Aufruhr vor der Thür gestanden hätte. Unzufriedene Barone schürten unter der Hand das Volk an; bald war es eine Privatstreitigkeit, bald das blosse Gerücht von einer ungünstigen Entscheidung des Königs, die gefährliche Strassenaufläufe hervorriefen.

Im Augenblick schlossen sich dann, wie es üblich war, alle Läden und Werkstätten der Stadt, jedermann griff zu den Waffen. Dabei fanden, „als ob ein allgemeiner Stillstand des Verkehrs verkündigt wäre", täglich Versammlungen aller Art statt, der Barone beim Vicekönig, der Seggi in ihren Hallen, des Volkes in den Stadtquartieren. Aus den Handwerkern erhoben sich populäre Volkstribunen, verliessen ihre eigenen Werkstätten und eilten überall umher, um zum Widerstand aufzumuntern; dann wieder vereinigte sich plötzlich die gesammte Einwohnerschaft zu öffentlichen Bittgängen, das Blut des heiligen Januarius wurde vorangetragen, alles folgte, Barone, Sedilen, Pöbel bunt durcheinander. Man wusste nicht, sagt der aristokratische Caraccioli, sollte man lachen oder angeekelt von dem Schauspiel sich hinwegwenden.

Zuletzt brach auf die Nachricht, dass die Inquisitoren schon insgeheim einzelne Verhaftungen vorgenommen hätten, der Aufstand doch aus, als im letzten entscheidenden Augenblick die Einwilligung König Ferdinand's in das Begehren der

[1]) Notar Giacomo, f. 317.

[2]) Caraccioli, de inquisitione

Bürgerschaft eintraf. Sofort verwandelte sich nun die Scene zu ebenso rauschendem wie ausgelassenem Festesjubel. Ebenso leicht keimte aber in den Massen wieder der Argwohn auf; das Volk verlangte das Document zu sehen, es von Notaren prüfen zu lassen. Bezeichnend, wie das juristische Bewusstsein selbst in die unteren Schichten übergegangen war! Wieder eilte man zur Volksversammlung, die von Sonnenaufgang bis in die späte Nacht hinein dauerte. Natürlich wurden die unzähligen Redner nur in einem engen Kreis verstanden; ausserhalb desselben schrien und lärmten die auf- und abfluthenden Volksmassen um so mehr. Damit hatte dann aber auch die Sache ein Ende erreicht.

Vergleicht man aber diesen Inquisitionsaufstand mit jenem von 1549, so sticht er doch sehr vortheilhaft ab.[1]) Damals sind die Seggi zu einer willenlosen Coterie unter der Leitung des Vicekönigs geworden, man sieht nur eine gestaltlos hin- und herwogende Pöbelmasse in den Händen der Grossen, die gegen Toledo's Unterdrückung einigen Rückhalt in einer Strassenpopularität suchten. Zur eigentlichen Blüthe ist das Lazzaronithum also erst unter den Spaniern gekommen; die Keime dazu waren aber gewiss schon unter den Aragonesen gesät, nur dass damals in Seggi und Bürgerschaft ein Gegengewicht vorhanden war.

Man hat wohl früh mit Absicht das niedere Volk von der Krone abhängig zu machen gesucht, indem man ihm seine Nahrung vorwiegend durch die Maassnahmen der Regierung zukommen liess. Wie im alten Rom wurde die *annona*, die Getreideversorgung der Hauptstadt, eine der wichtigsten Regierungssorgen. Schon im Anfang des 15. Jahrhunderts war der mit derselben betraute Beamte einer von den angesehensten Baronen, in seiner Hand war sie ein Mittel, sich die hauptstädtische Bevölkerung zu verpflichten.[2]) Trotz des Druckes der Monopole scheint die Regierung der Aragonesen hierin wenig Anlass

[1]) Für denselben die Hauptquellen: Folieta, tumultus Neapolitanus und die Vita di Pietro di Toledo.

[2]) Caraccioli, vita Serz. Caraccioli.

zu Klagen gegeben zu haben, aber sofort unter Gonsalvo und von da an unaufhörlich hört man die Beschwerden über mangelhafte Versorgung.[1]) Man wird allerdings die Nachrichten über Aufkäufe der Barone und anderer Speculanten und die dadurch erzeugte Noth sehr vorsichtig aufnehmen müssen, jedenfalls scheinen aber die gerichtlich geschützten Monopole damals zu grossen Missständen geführt zu haben. Eine Zeitlang suchte die Stadtverwaltung von Neapel, die *annona* selbst in die Hand zu nehmen; durch Contracte, nach denen ihr bestimmte Mengen Korn zu festem Preis einige Monate hindurch geliefert werden sollten, suchte sie sich zu schützen.[2])

Einer derartigen Erhaltung des Volkes unter den Aragonesen entspricht das persönliche Verhältnis des Königs zu demselben. Noch galten bei officiellen Gelegenheiten die Seggi freilich für die Vertreter der Bürgerschaft, daneben sah man aber um so mehr auf die thatsächliche Beliebtheit beim niederen Volk. Alfonso verfolgte bei seinen Festlichkeiten schon die Nebenabsicht, dasselbe bei guter Laune zu erhalten. Gerne mischte er sich in Neapel unter die Handwerker und auf der Jagd in der Umgegend unter die Bauern.[3]) Ruhte doch der Zauber, den er auf die Menschen ausübte, besonders darin, dass er so völlig den Fürsten vergessen liess.[4]) Es kam vor, dass er unerkannt einem Eseltreiber Hilfe leistete; sein Lobredner Beccadelli bemerkt bei diesem Anlass ausdrücklich, wie viel derselbe zu seiner Beliebtheit bei den unteren Volksklassen beitrug.

Wie hätte der kalte Menschenverächter Ferrante hierin seinem Vater folgen können! So viel Gaben ihm sonst die Natur verliehen hatte, die, Liebe zu empfinden und bei anderen zu erwecken, hatte sie ihm gänzlich versagt. Um so einflussreicher trat seine Gemahlin Isabella hin, das wahre Ideal

[1]) Notar Giacomo f. 277.

[2]) Notar Giacomo f. 309.

[3]) Vespasiano Fiorent. vita di Alfonso.

[4]) cf. seine Charakterschilderung im sechsten Capitel.

einer italienischen Fürstin. Sie verstand es, ein ganzes Volk zum Theilnehmer an den Sorgen und Leiden des Königshauses zu machen.

Als die Angiovinen vor Neapel standen, war ihr von ihrem Gemahl die Stadt anvertraut worden, da sah man sie, eine imposante Erscheinung, ihre kleinen Söhne an der Hand, täglich unter den Bürgern erscheinen und dieselben aufrufen, jene, ihre zukünftigen Könige, geborene Italiener, nicht den Franzosen zu überantworten.[1]) An den Feiertagen sass sie selbst an der Thür des Domes und nahm jede, auch die geringste Spende zur Fortsetzung des Krieges in Empfang.[2]) Vor allem entflammte sie die Herzen des Volkes durch eine fast leidenschaftliche Frömmigkeit und Demuth, die nicht ohne abergläubische Färbung war, wie der aufgeklärte Pontan sagt, der trotz aller Bewunderung ein gewisses Unbehagen gegenüber der charaktervollen Frau nicht unterdrücken kann.

Auch Ferrante's zweite Frau, die Schwester Ferdinand's des Katholischen, sah das Volk, selbst noch in der spanischen Zeit, wie seine besondere Beschützerin an, auch sie verschmähte es nicht, selbst in unmittelbare Berührung mit den niedersten Ständen zu treten.[3]) Zuletzt erscheint dann noch in solcher Weise jene Isabella, die Tochter Alfonso II. und Wittwe Herzog Giovan Galleazo's, die den Sturz ihres Hauses, in dem sie selbst die bedeutendste Rolle gespielt, lange überlebte, nur noch von dem Gefühl des Hasses gegen Frankreich belebt.

Immerhin bleibt es äusserst bedeutsam für das damalige Italien, dass Frauen eine derartige Stellung erringen; jene Prinzessinnen wurden von früh an dazu erzogen, solche Rollen zu übernehmen. „Ueber Männer zu herrschen und sie zu leiten, ist der Beruf einer Fürstin", ruft ein neapolitanischer Humanist einer solchen zu.[4]) War es doch zu zweien Malen vorgekommen, dass Königinnen über Neapel herrschten, und

[1]) Pontan, d. bell. Neap. I.

[2]) Caraccioli, variet.

[3]) Notar Giacomo f. 209.

[4]) Galateus, Brief an Bona d'Aragona Sforza.

zu so schweren Unruhen dies auch sonst geführt, beim niederen Volke genossen sie stets einer an Begeisterung grenzenden Hingebung.

Wie weit nahmen nun die Humanisten Antheil an diesem regen Volksleben? Welchen Gewinn suchten sie für ihre eigene Bildung daraus zu ziehen?

Die Stellung der Gebildeten zum Volk hatte im Lauf der Zeit mehrmals in Italien gewechselt. Die grossen, in beiden Sprachen dichtenden Chorführer der Neuzeit, von Dante bis zu Boccaccio, waren auch ausgezeichnet durch scharfe und feinsinnige Beobachtung des bewegten Lebens, wie und wo es sich ihnen bot. Aber von den Florentiner Humanisten der ersten Generationen ist eigentlich nur Poggio zu nennen, der den treffenden Volkswitz in elegantem Latein nachzubilden verstand. Er beschränkte sich auf diese niedrigste Gattung der Schilderung. Der Mann, der am besten der alten Welt das Lästern abgelernt hatte, sah auch sein eigenes Volk am liebsten im Zerrbild der höhnenden, oft gemeinen Rede.

Anders ward es von der Mitte des 15. Jahrhunderts ab. Diese Zeit, welche den grossen Riss zwischen den literaturkundigen Gebildeten und dem niederen Volke erst ganz unheilbar machte, verstand es andererseits doch auch, die unvollkommenen Formen der Volksliteratur künstlerisch zu gestalten und aus den rohen Stoffen derselben den edlen Kern herauszuschälen; sie verstand es auch, das niedere Volk treffend zu schildern. Oft führte hierbei die Ironie dem Künstler die Hand, — das ist in der Renaissancezeit natürlich —, oft aber verschmolz sich auch das Wohlwollen mit dieser und brachte so die liebenswürdigste Stimmung eines überlegenen Geistes, den Humor, zu Tage.

Dadurch, dass in Florenz Lorenzo Medici und die Seinen, trotz und neben aller Alterthumsschwärmerei, diese Richtung verfolgten, eröffneten sie der nationalen Bildung eine neue Bahn und machten ihre Vaterstadt zum zweiten Male zum Mittelpunkt der italienischen Literatur. In Venedig konnte damals etwas Gleiches nicht geschehen, denn hier bildete ein stolzer Adel allein die Bürgerschaft; für das Volk, das sich

auf den Gassen und Canälen umhertrieb, war die Lagunenstadt nur ein Aufenthaltsort, nicht eine Heimath. Es kam dasselbe auch für die Humanisten nicht in Betracht Um so entschiedener wandte sich hier die bildende Kunst dem bunten Volksleben zu; sie wusste es, indem sie es treu wiedergab, doch zu verklären. In Rom gaben die überwältigenden historischen Erinnerungen dem Gelehrten eine so hohe Vorstellung vom „Volke", dass die dürftige Wirklichkeit gar nicht recht dazu passen wollte. Hier werden wir denn auch am ehesten mit Phrasen abgespeist. Auch damit wir aus der Lombardei und der Romagna eine eigenartige Schilderung erhalten, bedurfte es des Zufalles, dass ein wandernder Bettelmönch, Baptista Mantuanus, unter die Poeten ging. Mit seiner weitschichtigen dichterischen Thätigkeit hat er, da ihm jene Verfeinerung des Verses fehlte, die man in Italien verlangte, mehr in den nördlichen Ländern gewirkt.[1]) Ihre höchste Virtuosität im Schildern der Erscheinungen des Volkslebens entwickeln die Humanisten dann, wenn es fremdartige, ausländische Zustände zu zergliedern galt. Schon Petrarca kann hierfür als Beispiel dienen, mit Enea Silivo war dann jene Höhe erreicht, welche später in den diplomatischen Berichten dauernd innegehalten wurde.

Nach Neapel aber kam Anfangs der Humanist wie in's Ausland. Die Zustände waren ihm hier so fremdartig, dass sie bald seine Spottlust, bald seine Schilderungslust erregten. Je mehr dann die Fremden hier heimisch wurden, und je mehr Einheimische sich der fremden Bildung zuwandten, um so liebevoller wurden auch jene Schilderungen. Indem man sich mit Innigkeit an diese unvergleichlich schöne Landschaft

[1]) Wie schon Jovius bemerkte, und die grosse Anzahl in Deutschland erschienener Drucke aller seiner Werke beweist. Noch jetzt ist in unseren Bibliotheken kein italienischer Humanist so reichlich vertreten, als B. M Für die englischen Schulmeister muss noch in Shakespeare's Zeiten der „göttliche Mantuanus", der Lieblingsdichter der Schulmeister gewesen sein, den sie beständig im Munde führten, wie der Hohn Sh.'s in Loves labour lost zeigt. Der merkwürdige Mann und der von ihm geübte Einfluss verdienten wohl einmal eine genauere Untersuchung.

anschloss und ihren Zauber einsog, liess man sich auch von dem Reiz des bunten, lebhaften Volkslebens besiegen, mit dem zusammen diese Landschaft erst ein harmonisches Ganzes bildet. So ist es denn gekommen, dass wir aus Neapel, wo der Humanismus am wenigsten volksmässigen Boden besass, doch durch die Humanisten am meisten vom Volke hören.

Die Florentiner und Römer an Alfonso's Gelehrtenhof blieben in Neapel noch völlig Fremde; und namentlich Lorenzo Valla hatte persönlich guten Grund, übel auf den Fanatismus, der hier im Volke herrschte, zu sprechen zu sein. Der Genuese Facius, der Geschichtsschreiber des Königs, hat zwar meisterhafte Schilderungen der Oertlichkeiten des Kriegsschauplatzes gegeben und zum wenigsten in der Darstellung des Widerstandes der Städte Gaëta und Neapel auch einiges vom Volke berichtet[1]), aber er thut es doch nur, um auch in diesem Punkte nicht hinter den gefeierten Alten zurückzustehen.

Der erste Humanist, der sich wirklich heimisch machte in Neapel, Antonius Panormita, zeigt an sich selber die besprochene Wandlung. Gern und gut beobachtet hatte er immer; das zeigen aus jüngeren Jahren seine Briefe vom Hofe des letzten Visconti. Aber dem verwöhnten Weltkind war es am wohlsten in der üppigen Stadt Pavia, deren Pracht er anschaulich zu schildern weiss. Verschlägt ihn einmal der Zufall zu den Bauern, so findet er nicht Worte genug, um den Schmutz der ländlichen Wohnungen, das Zusammenleben von Mensch und Vieh, die Einförmigkeit des Lebens zu verwünschen. Später, in seiner berühmten Lobschrift auf König Alfonso fand er Gelegenheit, des Königs grossartig unbefangene Weise im Verkehr, namentlich auch mit dem niederen Volke, in sprechenden Zügen zu schildern. Dass er es aber auch selber gern und viel beobachtete, dass er in dieser Beobachtung die Quelle einer heiteren und gelassenen Lebens-

[1]) Viel anschaulicher ist übrigens auch er, wo er ausseritalienische Scenen zu schildern hat: den Zug Alfonso's gegen Tunis, die Einnahme und Plünderung von Marseille etc.

auffassung fand, wissen wir nicht durch ihn, sondern durch seinen jüngeren Freund Pontan. Den Dialog, in dem dieser ein Bild des neapolitanischen Lebens mit seinen Licht- und Schattenseiten hat geben wollen, hat er nach dem Namen des kurz vorher gestorbenen Antonius benannt.

In einer seiner Wohnung nahe gelegenen Säulenhalle, so wird hier erzählt, pflegte Antonius einen Kreis gebildeter Männer in den Nachmittagsstunden zu erwarten. Zwar habe er selber, heisst es weiter, dabei auch gern gesprochen, doch lieber noch andere ausgefragt als sie belehrt, und ihren Auseinandersetzungen nicht sowohl beigestimmt, als vielmehr zum Schluss die Redner ausgelacht. Und so seien auch seine Zuhörer mehr mit Vergnügen über seine Unterhaltung, als mit sicherem Urtheil über die Gegenstände der Debatte nach Hause gegangen. Seine immer heitere Stimmung, seine fatalistische Lebensauffassung, die gute und böse Tage als gleichmässig nothwendig hinnahm, erschienen als die Frucht dieser Gesinnung. Dieselbe wird mit jener des Sokrates verglichen und war ihr wohl auch absichtlich nachgebildet, nur dass sich hier nicht, wie bei dem griechischen Weisen, die Ironie blos gegen das vermeintliche Wissen kehrt, sondern gegen alle und jede Erscheinungen des Lebens überhaupt, und dass deshalb ihr Ziel auch nicht in der Ermittelung der Wahrheit, sondern im Behagen am Spotte selber gefunden wird.

In dieser Art des Antonius, auf dessen Witzworte immer wieder verwiesen wird, werden nun von der behaglichen Versammlung allerlei vorüberziehende Scenen des neapolitanischen Gassenlebens beobachtet, die Vorbeiziehenden ausgefragt, geneckt und bald wohlwollend, bald scharf kritisirt. Die Pfaffen und die Grammatiker sind besonders auf's Korn genommen, und ihre Verhöhnung kann nicht derb genug ausfallen; aber auch die Bilder, die das eigentliche Volk bietet, drängen sich zu. Da kommt der Alte, der in herzbrechenden Tönen, wie er es den Spaniern abgelernt, seiner Angebeteten ein Ständchen bringt, die klatschsüchtige Dame, welche Antonius „Die Glocke des Weltalls" betitelt hat, der

Mandolinenspieler, der für ein kleines Trinkgeld seine Lieder — oder vielmehr Probestücke von Pontan's lateinischer Muse — zum Besten giebt. Zum Schluss entsteht ein förmlicher Volksauflauf um den Bänkelsänger und seinen Begleiter, den Pulcinella[1]) — oder wie man sonst damals die komische Person benannt haben mag.

Diese letzte Scene ist mit besonderem Behagen ausgemalt. Es handelt sich um den rhapsodischen Vortrag der romantischen Lieder des Karls-Kreises, die bald darauf in Florenz durch Pulci ihre Veredlung fanden. Damals waren sie nach Neapel erst vor Kurzem aus der Lombardei gekommen; „dies einzige fehlte noch zu den heiteren Sitten unserer Stadt!“ ruft einer der Mitunterredner aus. Ein Trompeter geht voran; mit Epheu bekränzt folgt der Recitator, selber maskirt, wie es antiker Tradition folgend das neapolitanische Volksschauspiel noch heute will, und von anderen Masken geleitet. Eine Arena, eine einfache Bühne, werden in aller Geschwindigkeit hergestellt, der Sänger besteigt sie, die Hörer drängen sich zu, lassen sich nieder, der Trompeter bläst, und die Aufführung beginnt. Nun hat freilich Pontan nicht eine Uebertragung des romantischen Epos gegeben, immerhin aber die Aehnlichkeit dadurch festgehalten, dass er gleichsam eine antike „Spagna“ dichtete, in der er die spanischen Kämpfe des Alterthums, die des Sertorius mit Pompejus feiert. Dass er in die Schilderung der Schlacht allerlei Anspielungen auf die Gegenwart verflicht, dass er seine Freunde mit vollem Namen als Mitkämpfer auftreten lässt, auch dass er seinen Sänger, ohne um eine Anknüpfung bemüht zu sein, mitten heraus aus seinem Stoffe mit einem „*ipse autem*“ anheben lässt, ist der Wirklichkeit entsprechend.

Diese Nachbildung besitzt jedoch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrem Urbild. Um so treuer, ja wahrhaft virtuos, ist die Darstellung des Pulcinella ausgefallen, der Anfangs mit leidlichem Ernst die „neue Erzählung der alten Fabel“ ankündigt, um alsbald zu den derbsten Spässen über-

[1]) Histrio personatus.

zuspringen: er läuft mit seinem Weinkrug im Kreise umher, giebt bald diesem, bald jenem zu trinken, übt hier an einer rothen Nase, dort an einem schläfrigen Gesicht seine Neckereien. Kaum schweigt der Sänger einen Augenblick, so beginnt auch wieder der Pulcinell sein Spiel. Nicht nur das Publikum, sondern auch sein dichterischer Begleiter ist es, der den Gegenstand seines Hohnes abgeben muss. Bald ist es das pathetische Behagen, mit dem derselbe sich den Epheukranz festnestelt und den Bart streicht, bald der Durst, „Homers Erbschaft", mit dem er seine vom schreienden Recitiren angestrengte Stimme aus dem Weinkrug wiederherstellt, den ihm der Pulcinell hinaufreicht.[1])

Wir sehen hier, in welcher Weise ursprünglich die Ironisirung der Gegenwart und des Dichters selbst neben der pathetischen Schilderung einherlief; wir wissen, wie genial dann Pulci diese beiden Elemente der Volksbelustigung mit einander verflochten hat, und wie zuletzt Ariost, dadurch dass er sie auf's innigste verschmolz, jenes einzige Kunstwerk schuf, in dem aller Reichthum der Phantasie und des Herzens vor dem Hörer entfaltet werden, während doch der Dichter mit seinen Gestalten spielt wie mit bunten Seifenblasen, die sein Hauch entstehen und vergehen lässt, je nachdem er ihnen ihr kurzes, schimmerndes Scheindasein vergönnen will. In diesem merkwürdigen Entwicklungsgang des italienischen Epos[2]) ist auch Pontan's — so viel ich weiss, alleinstehende — Schilderung ein nicht unwichtiges Glied.

Den im Portikus an der *via Capuana* versammelten Genossen genügt es aber nicht blos, die Neapolitaner Revue passiren zu lassen; einer der Freunde, Suppatius, der von einer Reise zurückkehrt, muss auch sein Gutachten über andere Gegenden Italiens abgeben. Er erzählt von den stillen

[1]) Interessant ist es, diese Schilderung mit jener einer Volksbelustigung zu vergleichen, die in dem grössten Kunstwerk, welches das Leben in seiner ganzen Vielgestaltigkeit, in seinen höchsten wie in seinen niedersten Beziehungen darstellt, enthalten ist: im Wilhelm Meister.

[2]) Wie ihn zuerst Ranke meisterhaft geschildert hat.

Landstädtchen des Königreichs, wobei denn die sittenlosen und faulen Mönche, die trotzdem die blinde Verehrung des Volkes geniessen, wiederum ihr Theil abbekommen; aber auch das erfreulichere Bild des Wochenmarktes in Sessa mit den kecken, frischen Landmädchen führt er vor. Den berühmteren Orten des Auslandes hängt Suppatius allerlei Merksprüche an, die ganz so aussehen, als ob sie unmittelbar dem Volkswitz entnommen seien: In Bologna findet er zwar keine lebenden Gelehrten, aber um so mehr todte, die man jedoch angekettet hat (sc. die Bücher in der Bibliothek). In Florenz freut er sich, dass die Bürger im Hausflur die Wage hängen haben, aber er bemerkt bald, dass man im Signorenpalast eine doppelte Wage gebraucht: mit der einen messen die Herren die Verhältnisse der Stadt, mit der anderen diejenigen Italiens. In Siena müsste man seinen Namen entsprechend (Senae von senex!) Greise finden, aber lauter Jungen lenken dort den Staat. Aus Prato läuft er gleich fort, denn dort giebt es gar eine Procession mit dem Gürtel der Jungfrau Maria; und in Lucca hat der Stadtheilige einen so dicken Kopf, dass man daraus einen Schluss auf die Bürger machen kann. In der ewigen Stadt vollends findet er alles voll von Garköchen, Kneipwirthen, Kupplern — und Grammatikern, deren Fäusten er sich kaum zu entziehen vermag.

Auch hübsche volksthümliche Redewendungen bringt er mit: Was den Augen am dienlichsten sei? — Nie einen Advocaten zu sehen. Was den Ohren? — Kein Weib im Hause zu haben. Was dem Magen? — Nie bei einem Cardinal zu speisen. Und weiterhin: Was sei das Vortheilhafteste für's Vermögen? — Kein Darlehen von einem Catalonier zu nehmen. Was für die Ruhe im Leben? — Nie eines Fürsten Hof zu betreten. — Und welche Zeit sei weggeworfen? — Die Predigt eines spanischen Bettelmönches zu hören.

Im damaligen Italien nahm man so etwas nicht übel, aber es ist mir höchst wahrscheinlich, dass auch die schärfste Streitschrift, mit der der deutsche Humanismus wohlgezielte Pfeile gegen Rom sandte, unmittelbar aus diesem Keim erwachsen ist: Die satirische Reise, die Hutten den Vadiscus

nach Rom machen lässt, entspricht ganz jener ironischen des Suppatius, und wie hier, sind auch dort zu je drei und drei solche Fragen und Antworten zusammengestellt als *Trias Romana.*

Pontan hat diese von Antonius Panormita übernommene Volksbeobachtung mit Vorliebe bis in sein höchstes Alter geübt. Nie, ausser im alten Athen und vielleicht im England Shakespeare's, hat es eine so beneidenswerthe Unbefangenheit des Lebens gegeben, wie im Italien der Renaissance! Man lese nur die Schilderung, die der alte weissköpfige Minister, der Jahre lang die Geschicke des Reiches in Händen gehabt, und der als Gelehrter eine Art literarischer Diktatur besass, den natürlich auch jedes Kind in Neapel kannte, von sich selber giebt[1]): Er sitzt mit zwei gleich alten und gleich zahnlosen Freunden — Staatsmännern wie er — an der offenen Strasse, ruft die Vorübergehenden an, verspottet sie nach Herzenslust, und wenn jene über die drei lustigen Alten wiederum ihre Witze machen, so übertrumpfen sie mit behaglichster Selbstironie dieselben sofort.

Das ist die sogenannte Akademie Neapels!

Während sich der Adel in seinen Seggi spröde vor der Berührung mit dem Volk abschloss, ist es das sicherste Zeichen, dass sich der Humanist in Neapel heimisch und als vollberechtigtes Glied der Gesellschaft fühlte, dass er sich hinaus, unter das Volk, begab, dass er, ohne alle Sorge, seiner Würde etwas zu vergeben, sich am Leben der Gasse betheiligte, neckte und sich necken liess. Die besten Köpfe des Stadtadels selber nahmen bald Theil an dieser freieren Art, das Leben zu beobachten und zu geniessen —, auch Tristan Caraccioli kam, trotz allem. Gerade sein Bild hat Pontan in hohen Jahren anmuthig gezeichnet, wie er mit ihm in jener Halle auf und ab wandelt, und wie sich die beiden erfahrenen Männer über jene Tugend unterhalten, die allein aus der Lebens-Beobachtung erworben wird: die Klugheit. So wenig erbaut man in diesem Kreise von dem Einfluss der Spanier

[1]) de sermone IV, c. 2.

auf die neapolitanischen Volkssitten war, so vorurtheilslos nahm man doch den gebildeten Spanier auf, dessen nationale Eigenschaft, der kaustische Witz, hier wohl zu verwerthen war.

Unzweifelhaft gewann die Art des Philosophirens — das einzige, was der edle Florentiner in vornehmer Abgeschiedenheit als eine höchst verfeinerte Schwelgerei des Geistes betrieb — bei Pontan und den Seinigen, dadurch dass man sich mit demselben auf die Gasse begab. Gerade die Dialoge Pontans zeigen dies deutlich. Sie behandeln oft die tiefsten Gegenstände des Denkens, aber immer ist diesen eine Seite abgewonnen, die sie mit dem rauschenden Leben rings umher verbindet. Der nach Sannazaro benannte Dialog Actius giebt Pontan's geistvolle Theorie der Dichtkunst und Geschichtsschreibung, aber eingeleitet wird auch er von dem köstlichen Bildchen der Bauern, die von einem schreibkundigen Winkeladvocaten auf der Gasse eine Verkaufs-Urkunde aufsetzen lassen und zwei der Akademiker als Zeugen herzuholen. Die Bauern mit ihrem fortwährenden Dreinreden, mit ihrem Bestehen auf Kleinigkeiten, mit ihren burlesken Schwüren, der Contrast zu den pomphaften Rechtsformeln sind nach dem Leben gezeichnet.

Der Mann, der als Philosoph das Ziel verfolgte, eine Theorie des Lebens, wie es wirklich ist, zu geben, musste in der Betrachtung eines vielgestaltigen Volksdaseins, in dem, wie vielleicht nirgends auf der Welt, die Leidenschaften sich offen kund thaten, eine reiche Quelle der Belehrung finden. Bei der Schilderung dieses Volkes selbst sind wir oft den von ihm gewählten Beispielen begegnet.

Aber Pontan war nicht nur Philosoph, Historiker und Satiriker, sondern er war in erster Reihe Dichter. Als solcher hat er bei den Zeitgenossen den höchsten Ruhm erlangt. Sehen wir zu, ob ihm auch als solchem das Volksleben Stoffe und Farben bot!

Pontan hat einige Eklogen gedichtet, denen man es leicht ansieht, dass er ausser Virgil auch Theokrit sich zum Muster genommen hat. Den Zweck, eigene Erlebnisse unter dem idyllischen Hirtengewand darzustellen, hat er mit seinem grossen römischen Vorbild gemein, aber mit aller Anstrengung

ist er auch bemüht, wie der Grieche möglichst viel realistischen Inhalt in das übliche Schema von Dryaden, Faunen, Metamorphosen zu bringen. Es sollen wirklich die Hirten vom Gaurus und den phlegräischen Feldern sein, von denen er singt: wir kehren ein in den aus Binsen und Weiden geflochtenen Hürden, erfahren auf's Genaueste die Zubereitung ihrer Speisen – die Gedichte und die Küsse, welche diese Hirten austheilen, duften von Zwiebeln und Anis —, wir hören recht ungenirte Unterhaltungen über Stiere und Widder, Diebstähle und Liebesfreuden, die von der Wirklichkeit nicht weit abweichen werden; und wenn sich diese Hirten wundern, dass der reiche, alte Meliseus — d. i. Pontan selber — an ihren bäurischen Mahlzeiten Geschmack findet und das Haberrohr zur Hand nimmt, so könnte auch dies auf Wahrheit beruhen. Wenn nun aber die Hirten gar im Wetteifer mit dem Quaken der Frösche ihre Lieder singen, dabei jedoch fortwährend in Virgilische Reminiscenzen verfallen, so wird Pontan's Versuch, unvereinbare Gegensätze zu verschmelzen, unwillkürlich zur Parodie. Die Aufgabe, die er sich hier setzte, hat erst sein Schüler Sannazaro gelöst. [1])

In eine ganz andere Welt treten wir mit dem herrlichen, in 7 Aufzügen sich vor uns vorbeibewegenden Festspiel Lepidina. Es ist die Huldigung, die Pontan, der geborene Umbrer, seiner zweiten Heimath dargebracht hat; die Hochzeit der Parthenope, der Sirene, der mythologischen Gründerin Neapels und des Flussgottes Sebethus ist ihr Gegenstand. Ob in der That das Gedicht gleich den italienischen Gesängen des Lorenzo Medici der begleitende Text zu einem Festzug gewesen, lässt sich nicht sagen, jedenfalls aber hatte Pontan einen solchen im Auge; und ein merkwürdiges Zeugnis bleibt dies Werkchen für die phantastische Ausschmückung, die sinnreiche allegorische Verknüpfung, die dramatische Lebhaftigkeit, durch welche der Italiener den Augenblick der auf's

[1]) Unter Pontan's Eklogen ist der Meliseus, die Klage um den Tod seiner Frau enthaltend, weitaus die schönste, aber ganz individuell, der Alcon ist die charakteristischste.

Höchste gesteigerten Volksfreude zu verschönen und zu vergeistigen wusste, mit welchen er ästhetischen Idealen, die sich der dauernden Darstellung entzogen, ein flüchtiges Dasein verlieh.

Hier nun verzichtet der Dichter zum Glück ganz darauf, die Wirklichkeit selber in die Darstellung zu mengen; Symbole sind es, die er giebt, und nur dass diese den Geist der Landschaft und des Volkes getreu abspiegeln, ist sein Zweck. Zur Feier der in ewiger Schönheit herrschenden Königin Neapel nahet das ganze Dienergefolge aller Nymphen und Götter der Berge und Buchten, Inseln und Klippen, Quellen und Haine, die das Auge rings um den Golf umspannt. Welche Landschaft der Welt erträgt und fordert wohl mehr die dichterische Beseelung als diese, in der der Geist sich beständig versenkt in all die wundervollen Einzelheiten, um dann immer wieder zurückzukehren zu jenem Gesammtbilde, dem nichts auf Erden gleicht, dessen Reiz nie ausgekostet wird, sondern immer neues Entzücken und neue Sehnsucht erweckt! Die Humanisten wussten wohl, warum sie gerade in der Sirene mit Vorliebe Neapels Symbol erblickten; aus ihrer Hand hat dann das Volk die verführerische Sängerin als Sagengestalt zurückempfangen und zeitweise wie eine heidnische Schutzheilige verehrt.[1])

Was uns aber an dieser Stelle allein angeht, ist, dass es Pontan verstanden hat, Natur und Menschenleben eng mit einander zu verknüpfen. Der stille Fleiss des Landmannes, der am Sebeto und in den Gefilden von Caserta die Rebengewinde bis in die luftigen Gipfel der Pappeln zieht, die stickenden und spinnenden Mädchen in den Dörfern hinter dem Posilippo, die Jagdlust, die auf den waldigen Bergrücken des Gaurus herrscht, vor Allem die vielgestaltigen Scenen des Fischerlebens ziehen an uns vorbei. Die ausgelassene bacchantische Lust, der übermüthig rohe „fescenninische

[1]) Hierfür besonders Summonte, Storia della città di Napoli, lib. I. Eine antike Porträtstatue, in der man die Parthenope erblickte, genoss die höchste Verehrung. Da war sie dargestellt „als eine ehrbare Frau mit zurückgestrichenen Haaren“.

Spott“ ebenso wie die zarten Laute des Liebesgespräches, die Klänge des Hymenäus, bald rauschend und jubelnd, bald gemessen und feierlich, bald in neckendem Wechselgesange verklingend, sie alle, in die glühenden Farben des Südens getaucht, sind so verschlungen, dass man kaum weiss, was ist der Antike, was der Gegenwart abgelauscht. Eins aber tritt aus allem hervor: wie liebevoll sich der Dichter in die Betrachtung der Natur und des Volkslebens versenkt hat.

Vergegenwärtigen wir uns kurz den Gang der Schilderung: Ein junges ländliches Ehepaar, Macron und Lepidina, legen vor einem Lorbeergebüsch ihre schwere Last von den Köpfen nieder, errinnern sich in zierlicher Wechselrede ihrer ersten Liebesschmerzen und Liebesfreuden, die dieser Ort gesehen. So kommen sie auf die Hochzeit und auf die Reize der Parthenope zu sprechen. Gar anmuthig ist die Kraft des Sirenengesanges geschildert, der in allen belebten und unbelebten Wesen unauslöschliche Liebessehnsucht erweckt. Für ihren Gatten aber weiss die Neapolitanerin guten Gegenzauber: dreimaligen Kuss beim Abschied auf der Schwelle, Eringion im Munde, Epheu im Busen und Umschlingen mit beiden Armen während der nächtlichen Ruhe. — Ein Reigentanz der Landleute zieht vorüber, mit zärtlichem, aufmunterndem, neckendem Wechselgesange wenden sich die Frauen an den Bräutigam, die Männer an die Braut.

Nun aber naht der Zug der Götter selber. Pausilype eröffnet ihn, die menschenfreundliche, welche die Mädchen in ihren Gärten mit den schönsten Früchten beschenkt; eine strahlendere Schönheit als sie folgt ihr Mergellina — ihr hat Sannazaro's Muse noch höheren Ruhm verschafft — die anmuthigste im Tanze, an deren Gestade, ganz dem Alter entgegen, Liebeswahn die Menschen berückt. Trauriger kommt die dunkle Resina, die Tochter des Vesuv, von ihrem Lavagefilde. Den Umarmungen des Triton kaum entronnen, hat sie sich höher hinauf in die waldigen Schatten des Berges zurückgezogen, ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester, der Nymphe von Portici, die lachend, den Seeblumenschmuck im Haar, zierlich herbei tänzelt. Aber erst mit der gigantischen Göttin

von Capri, die mit gewaltigen Formen aufragt aus dem Getümmel der Töchter des Meeres, die sie umspielen, erreicht dieser Aufzug seinen Höhepunkt. Der Triton zieht ihr voran, seine Trompete schallt, und die Nymphen bringen der Braut die bunten Gaben des Meeres dar.

Ein zweiter Aufzug führt die im Stillen wirkenden Göttinnen der Vorstädte und der Gärten herbei. Wer mag diese aber noch in der Schilderung erkennen, heute, wo sie längst in das Strassengewirr der Riesenstadt verschlungen sind. Nun aber beginnen rauhere Weisen. Seltsame Gestalten drängen sich herzu, Söhne einer wilden Gebirgsnatur. Aus den Rissen und von den Klippen der phlegräischen Felder sind sie herabgestiegen, struppige Gesellen mit pechschwarzem Haar und schwefelflammendem Auge. Ihnen folgt eine wilde Jägerschaar mit Beute beladen, die Faune des Waldgebirges, geführt vom alten Gaurus mit dem Fichtenstamme in der Hand. Zur Linderung ihres Trotzes aber sind ihnen die häuslichen, mit Nadel und Rocken geübten Nymphen der Dörfer um Pozzuoli beigegeben. Doch bald schäumt die ungebundene Lebenslust wieder auf, als der Greis Misenus, getragen von den Armen rüstiger Jünglinge, die hinter ihm riesige Seeungeheuer schleppen, naht; sie wird zur wilden Ausgelassenheit, als der hinkende Capimontius (Capo di Monte) mit der bacchantischen Schaar schwärmender Landleute hereinbricht, und erreicht ihren Gipfel, als nun endlich die groteske Gestalt des Vaters Vesuv mit der Gefolgschaft seiner Berg- und Waldgeister im Triumph herbeizieht. Zwischen Weinschläuchen thronend wirft er kleine Gaben von seinem Esel herunter unter das Volk, das sich balgt, ihn umdrängt, sein Thier mit Kohl, Eppich und Nüssen kränzt. Unter Spott, Gelächter, Jubel, nickend und winkend mit dem Horn, das er nach antiker Götter Weise stattlich trägt, zieht er vorbei.

Nach dem wilden Taumel der Lust aber ziemt ein sanfteres Ausklingen der angeschlagenen Saiten. Der Wechselgesang der Oreaden und Dryaden führt uns zurück in die ländliche Stille. Aus ihrer Mitte tritt die schönste, die von Pontan und Sannazar als Hüterin von Virgil's Grab oft

besungene Patulcis. Ihr Anblick erinnert die Gatten an die Zeiten ihrer ersten Liebe, sie aber klagt verschmähte Neigung. Feierlicher naht nun zum Schluss des Dichters eigene Muse, die Nymphe des schönen Thales von Antignano, das jetzt nur noch einen schwachen Schimmer früheren Liebreizes behalten hat, sie, die ihre Neigung einzig dem Dichtergreise bewahrt hat. Feierlich erhebt sie das Hochzeitslied, in dessen Hymenausruf die Menge brausend einstimmt, dessen stolz hinströmende Distichen den Vergleich mit dem schönsten, was uns die römische Dichtkunst hinterlassen, mit Catull's Epithalamien, aushalten. Weissagungen knüpft sie daran von all den Söhnen, die dieser Ehe entspringen werden, und nochmals sehen wir in engerem Rahmen das Bild der neapolitanischen Bevölkerung zusammengedrängt. Zwei Fremdlinge, die doch echte Söhne dieses Landes werden, fügt sie denen hinzu, die es schon durch die Geburt sind: Virgil ist der erste, der, welcher dies gedichtet, der andere.[1]) Der Humanist säumt nicht, sich den Lorbeerkranz selber auf die Stirn zu drücken, aber wenn er es that, so fand er auch hierfür Billigung und Bewunderung.

Nicht nur in so phantastischer Umgestaltung wie hier hat Pontan das Leben in der Natur gefeiert, er hat es auch zum Gegenstand einer ruhigen didaktischen Darstellung gemacht; und gerade in diesem Gedicht von den Gärten der Hesperiden lernen wir die Quelle kennen, aus der für den Neapolitaner Humanisten die sinnige Natur- und Volksbeobachtung herfloss: Wir sehen ihn in seinen Mussestunden in traulichem Zusammenleben mit der Natur die Arbeit des Gärtners theilen. Wir empfinden, dass für ein aufgeregtes Leben hier ein beharrliches Gegengewicht gefunden ward, während umgekehrt wir die Einförmigkeit unserer Arbeit und unseres Gesellschaftslebens dadurch zu unterbrechen wünschen, dass wir im Naturgenusse Anspannung und Aufregung suchen.

[1]) In diesen Strophen fand später Bembo die Anregung zu seiner Sarca, deren Verse zwar noch gefeilter sind, als die der Lepidina, welche erst nach Pontan's Tode schlecht genug bei Aldus herausgegeben wurde, die aber in Reichthum und Kraft der Schilderung ihr entschieden nachsteht.

Dann löst sich uns auch das Räthsel, weshalb eine Zeit, die von wilden Leidenschaften bewegt wurde und dieselben wohl zu schildern wusste, doch so gern bei der Hirtenidylle verweilte; auch diese ist mehr, als es Anfangs scheint, aus dem Leben geschöpft.[1])

Dies war eine Art des Genusses, bei der man sich in Uebereinstimmung fühlte mit den bewunderten Römern. Wo träte auch das Gefühl einer solchen Doppelexistenz schärfer hervor als in den Gedichten des Horaz, und wo hätten diese beiden Seiten des Lebens einen vollkommeneren künstlerischen Ausdruck erhalten als in den Werken des Virgil! Seine Eklogen haben freilich oft störend auf die Unbefangenheit der Schilderung gewirkt, aber seine Georgica, das nationale Gedicht der Römer, das die Arbeit des Friedens darstellt, wurden recht eigentlich das Lehrbuch eines unverkünstelten Naturgenusses. Mit ihnen, die ihren Stoff mit einer Gründlichkeit sonder Gleichen erschöpfen, war schwer zu wetteifern. Pontan hat es aber in seinen letzten Lebensjahren, in der Zeit einer unfreiwilligen Musse, während deren seine dichterische Begabung erst zu voller Blüthe kam, zu thun versucht.

Hier bot sich nun eine eigenthümliche Aufgabe. Die italienische Natur, welche Pontan schildern wollte, war nicht mehr diejenige, welche Virgil gesehen hatte, wie wir wiederum heute aus Pontan's Bericht sehen, dass die Vegetation eine noch südlichere geworden ist. Um das Bild duftender und mit süssen Früchten belasteter Orangenhaine zu malen, muss Pontan seine Phantasie bis an den Ganges beflügeln, dort habe Vasco de Gama nach unendlichen Mühen diese neuen

[1]) Um den Ton der ländlichen Geselligkeit, wie sie Pontan auf seinem Landsitz pflegte, kennen zu lernen, sei hier ein kurzes, elegantes Billet mitgetheilt, mit dem Compater Sannazaro in Pontan's Auftrag zur Weinlese einlädt (Sammlung Arditi): „Vindemialia cras in Antiniana celebrantur, choreae puellarum atque adolescentium Baccho duce et auspice jam a Joviano nostro indictae sunt, et ut nil injucundum nil odiosum nil serium limina tangat aedilicio edicto cautum. Ego posthabitis forensibus curis Silenum aemulaturus albescente coelo asello impositus illinc me confero, veni ergo, equum statim ascende, ut nobis aequo animo arrideas. Vale.“

Gärten der Hesperiden gefunden — für uns sind solche von Sorrent, Catania, Palermo her ein gewohntes Bild. In Italien war es damals noch selten, dass die Orange süsse Früchte trug, und die Pflege des Baumes erheischte eine Sorgfalt des Gärtners, die er heute keineswegs mehr bedarf.

Jene doppelte Anregung: mit Virgil zu wetteifern und ein Bild des eigenen Lebens zu geben, spricht sich schon in den einleitenden Strophen aus: er ruft die Nymphen der neapolitanischen Landschaft, als die Hüterinnen von Virgil's Grabe und den Mincius an; dann aber in rührenderen Tönen beschwört er den Schatten der schon dahingeschiedenen Gattin Ariadna; er glaubt sie wiederum im Orangen-Garten beschäftigt zu sehen, jätend, die Bäume begiessend, die abgefallenen Blüthen sorglich sammelnd, die Früchte pflückend, um dann im Schatten dem Reihen und dem Gesang der Nymphen zu lauschen, die mit ihm dieses Lied anheben.[1]) Und alsbald eröffnet er uns nun ein Landschaftsbild, so farbenprächtig, wie es in der Renaissancezeit nie mehr gegeben worden: Von der kühlen Quelle seines Landsitzes aus schweift sein Blick zu den üppig blühenden Gärten am Gestade des blauen Meeres, über die gelben Felder, die lachenden Weinberge, bis zu den schattigen Höhen des Vesuv. Er glaubt die Musen zu sehen, wie sie mit Veilchen und Myrthen Virgil's Grab bekränzen und die Nereiden, wie sie mit nacktem Fuss und wallendem Haar den bekränzten Sebethus umtanzen, der ihnen seine kühlen, moosigen Grotten zum Ruhesitze bereitet.

Wenn uns die Vermischung des Mythologischen mit dem Landschaftlichen in den Gemälden eines Claude Lorrain so anspricht, warum sollten wir sie im Idyll ganz ablehnen? Sie wenigstens ist echt antik. Auch weiterhin wechseln nun solche Schilderungen — eine ganze mythologische Vorgeschichte des Orangenbaumes wird gegeben — mit peinlich genauen Darstellungen des Gartenbaues, der verschiedenen Sorten von

[1]) Eine Anlehnung an Properz ist ersichtlich. Aber wer wehrt es dem Dichter, so schön zu empfinden, wie ein anderer schon vor ihm gethan. Echte Empfindung bleibt immer neu, auch wenn sie sich tausendmal wiederholt.

Apfelsinen, Pomeranzen, Citronen, alles in gleich zierlichen und wohltönenden Hexametern. Zu wahrer dichterischer Schönheit erhebt er sich jedoch dann am meisten, wenn er kleine Familienbilder einstreut: die Hausfrau, wie sie das sommerliche Mahl im Garten anordnet, das tröpfelnde Gefäss über den Zweigen des verschmachtenden Baumes aufhängt, vorsichtig die goldenen Aepfel mit der Klammer bricht, und sie für den Winter einlegt. Die Dichter der Renaissance gewähren so selten einen Einblick in diese Seite des Lebens, dass es uns wohl thut, hier zu sehen, wie auch sie vorhanden und mit Bewusstsein ausgebildet war.

Eine wehmüthige Stimmung zieht sich durch das ganze Gedicht. Es ist nicht nur die Gattin, die er entbehrt, sondern auch der Freund: Sannazaro. An den Schluss hat er eine tief empfundene Klage um den Verbannten gestellt, die Trauer des herrlichen, nun vereinsamten Landsitzes, den Schmerz der Mergellina, die verlassen auf ihrem Felsen des Fernen gedenkt, besungen.

Sannazaro selber hat in einer schönen Elegie, welche bewundernd Pontan's reiche Wirksamkeit darstellt, mit der der vielgeschäftige Mann wenigstens seinen Zeitgenossen auf allen Gebieten Genüge that, sein eigenes Streben dem seines Meisters entgegen gestellt. Es ist die Gesinnung, die er bei seinem Lieblingsdichter Tibull fand, und die er immer vertreten hat, bis ihn das Schicksal seines Vaterlandes und seines Königs gewaltsam aus seinem Stillleben herausriss: abhold allem Lärm der Welt, will er die rauschenden Wogen der Heimath und die Schwelle seines Mädchens nie verlassen; sie allein sollen ihm auch Gegenstand der Dichtung sein.[1]) Und als ihm König Federigo den kleinen reizenden Landsitz an der Mergellina, „da wo die Woge den Quell am Felsen wegschlürft“ schenkte, scherzte er selber: diese Belohnung, die dem Dichter zugedacht sei, werde ihn nun völlig zum Landmann machen.[2])

[1]) Sannaz., Eleg. I, 9: de studiis suis et libris Jov. Pontani. Fast in allen Elegien ähnliche Züge, in der an Pardus, an Crassus u. a. m.

[2]) Sann., Epigr. I 1.

So war er sich der Schranken seines Talentes sehr deutlich bewusst; die Vielgeschäftigkeit des Humanisten, der gern nach jedem Kranze geizt, ist dieser vornehmen Natur fremd; sie konnte im Bewusstsein ihres echten Werthes bescheiden bleiben. Durch diese Beschränkung ist es ihm aber gelungen, der eigentliche dichterische Herold seines Vaterlandes zu werden. Die kleine Kirche an der Mergellina, die Sannazar's würdevolles Grabmal enthält und von ihrer Plattform jenen schönsten Ueberblick über den Golf gewährt, wie ihn der Dichter oft besungen, ist die von der Kunst am meisten geweihte Stelle Neapels; und die Inschrift Bembo's: dass er wie im Dichten, so jetzt im Grabe Virgil der Nächste sei, sagt nicht zu viel.

Das süsse Träumen, das an diesem Gestade leicht von der Seele Besitz ergreift, hat in Sannazaro's Gedichten einen unvergänglichen Ausdruck erhalten, oft wird es geradezu zur Sentimentalität, wie in seiner Schwärmerei für die Ruinen des Alterthums[1]), aus denen er sich nicht das Bild vergangener Grösse schöpft, sondern nur den schwermüthigen Gedanken, dass alles andere ebenso vergehen werde. Immer aber sucht er seinen Empfindungen greifbare Gestalt zu verleihen, und hierdurch wird er wieder auf das Volksleben zurückgeführt. Er, von Geburt Neapolitaner, Landedelmann aus freier Wahl, kennt dieses viel genauer als Pontan, aber weniger als dieser mischt er seine realistischen Züge in die Darstellung. Nur einmal in seiner Jugend hat er es selber zum Vorwurf genommen, als er für seinen Freund, den nachmaligen König Federigo, das kleine Volksschauspiel Gliomero schrieb, in dem er alle sprichwörtlichen Redensarten der Neapolitaner zusammendrängte. In seinen Eklogen und lyrischen Gedichten giebt er zwar mit dem feinsten Pinsel gemalte Stücke des Volkslebens, aber durchweg in idyllischer Verklärung. Es war sein Vorsatz: Virgil und Tibull in eine neapolitanische Umgebung zu verpflanzen; die Empfindungsweise seiner Eklogen ist geradezu peinlich dem antiken Vorbild nachgeahmt;

[1]) Epigr. II 41, Theater in Capua. Eleg. II 9, Ruinen von Cumae, sein Meisterstück.

aber es sind Fischergedichte und nicht Hirtengedichte, die er giebt. Er schildert einmal sich selber[1]), wie er auf seiner bunten Gondel im Abendlicht angesichts der zackigen Felsen des Posilippo einsam rudert, Muscheln von den Klippen streift und neuen Gesängen nachsinnt, so lernte er Lebensweise, Brauch und Sitte der Fischer auf's Genaueste kennen und weiss dieselben, viel sinniger als sein römisches Vorbild das Hirtenleben, zu verwerthen.

Ferner ist es der Festjubel, der dem antiken und dem neuen Italien im wesentlichen gemeinsam ist, den er weniger schildert, als dass er ihm in seinen Gedichten Ausdruck leiht. Ein Hymnus an Bacchus[2]), in dem nicht ein Wort den modernen Ursprung verräth, ist doch das treue Bild des Taumels der Weinlese am Posilippo, und nicht anders ist es, wenn er die Vorbereitungen zum Maifest und zu seinem eigenen Geburtstag schildert[3]), obwohl die Anlehnung an Horaz sofort ersichtlich ist. Mitunter streift er aber wenigstens hier das antike Gewand ab, so, wenn er den Heiligen seines eigenen Geschlechtes, San Nazaro, feiert, den er zugleich — hierin wieder ganz antik empfindend — als den Urheber der Familie, als deren Heros, betrachtet. Zu diesem Feste kamen die Fischer und Landleute der Umgegend; hier war es, wo Sannazar, der Dichter und Wirth, sich frei unter dem Volk, wie einer aus dessen Mitte, bewegte. Seine Sehnsucht nach diesem heiteren, harmonischen Dasein hat er in einer Ode niedergelegt, als er in der Verbannung an der öden Mündung der Loire zufällig in Saint Nazaire jenen Tag wieder erlebte.[4])

Merkwürdig bleibt, dass Sannazaro in seinem italienischen Werk Arcadia sich viel mehr als in den lateinischen Gedichten in den conventionellen Formen des Hirtenepos bewegt. Die Anschaulichkeit der landschaftlichen Schilderung bleibt dem Dichter auch hier — diesmal geben die waldigen Thäler

[1]) Epigr. II 1.
[2]) Eleg. II 5.
[3]) Epigr. I 3, II 42.
[4]) Epigr. II 42, 43, 57, 67.

des Apennin, in denen er seine Kindheit zugebracht[1]), — die Scenerie — die lyrischen Abschnitte aber sind nur Stimmungsbilder, sie lehren nur die Seele des Dichters kennen und stehen auch in dieser Beziehung hinter seinen Sonetten zurück. Gerade die Arcadia aber hat in Italien den grössten Einfluss geübt, sie trägt einen Theil der Schuld, dass die italienische Dichtkunst je länger je mehr in die Bahn einer unfruchtbaren und unwahren Bukolik einging und den Geschmack des ganzen übrigen Europa hierbei mit sich zog. Noch die französische Poesie des 16. Jahrhunderts wird, wie neuerdings überzeugend nachgewiesen worden, wesentlich durch Nachahmung Sannazar's bestimmt, die oft zum blossen Ausschreiben wird.

Wenn sich seit der Mitte des Jahrhunderts die Phantasie gerne in jene erträumten, idyllischen Zustände flüchtete, so findet dies seine Erklärung in der Verkünstelung und Verschrobenheit der Zustände und in dem bedrückenden Gefühl, dass die Renaissancezeit vorbei gegangen sei und fast keines ihrer Ideale verwirklicht habe. Dass aber für die Neapolitaner an der Scheide der beiden Jahrhunderte die Quelle ihres warmen Gefühls für Naturschönheit und Volksleben eine andere war, haben wir hier zur Genüge gesehen.

Derjenige Dichter, welcher nächst Pontan und Sannazar im neapolitanischen Kreise am meisten galt, Elisius Calentius, hat ein von ihnen sehr verschiedenes Schicksal erlitten.[2]) Seine Gedichte sind bald in völlige Vergessenheit verfallen, und doch steht er an Gewandtheit des Verses hinter jenen beiden nicht zurück, an Lebhaftigkeit der Schilderung, die sich bis-

[1]) In diese führt uns schon die schöne Elegie an seine Freundin Cassandra, El. III, 2.

[2]) Die einzige Ausgabe von 1503 scheint ganz verschollen, obwohl noch Jovius E. C. als Dichter hohes Lob spendet. Ich benutze die Urschrift des Dichters aus der Bibliothek des Colotius Bassus, Cod. Vat. 2833. Eine Edition wenigstens der besten Gedichte wäre sehr lohnend.

weilen zu wahrer Gluth steigert[1]), übertrifft er Sannazar, und die Keckheit, mit der er sein eigenes Leben zum Gegenstand der Dichtung macht, steht ihm, da er es ohne Selbstironie thut, eher besser an als Pontan. Aber es fehlt ihm ebenso der Adel der Gesinnung des einen wie der weite Gesichtskreis des anderen. Hier interessirt er uns besonders, weil er eine eigene Gattung des Verhältnisses zum Volke vertritt: die Liebschaft mit dem Bauernmädchen, das er in seiner ländlichen Einfachheit, in Garten und Stall oft allerliebst zu schildern weiss, am hübschesten aber, wo sie es ihm abzuschmeicheln weiss, dass er sie zur Frau nimmt.[2]) Die Herbeiziehung antiker Reminiscenzen fällt dann freilich sehr komisch aus, wie er z. B. auf gut horazische Weise einen Baum verwünscht, der aber nicht auf seine Aurimpia gefallen, sondern von dem sie vielmehr selber beim Kirschenpflücken herabgefallen ist![3])

Gleich seinen beiden Freunden geht Calentius das Herz erst recht auf, wenn er von seiner engsten Heimath, von seinem Garten reden kann, und von seiner Landarbeit.[4]) Andere mögen Rom loben, ihm ist seine apulische Heimath lieber, wo er sich am Bergabhang sein niedriges, aber weit in's Land hinaus schimmerndes Landhaus gebaut hat, von dem er über das tiefe Thal zu dem Gargano und bis an's Meer sieht. Hier hat er sich aus unfruchtbaren Felsen mit unverdrossenem Fleiss den schönsten Garten geschaffen, in dem er rings um den beschatteten Brunnen alle ihm erreichbaren Sorten von Bäumen vereinigt hat. Jeden hat er selber gepflanzt und veredelt. Das sollen einst die Enkel durch eine Inschrift an der Felswand melden. Hier lebt er seine behaglichen Tage, bricht Früchte, dichtet und freut sich in dem

[1]) So ist das Gedicht: Noctem laudat Aurimpia dum potitur I 21 vor allen ähnlichen neapolitanischen durch echte Leidenschaft hervorragend.

[2]) Carm. III, 4.

[3]) Ebenso verunglückt sind die Eifersuchtsscenen, zu denen wiederum Horaz und Catull die Farben gegeben haben.

[4]) Carm. I, 6, de sua patria, noch schöner III, 4.

Gedanken, dass auf demselben Felsen, wo er tändelt, einst der grosse Alcide gesessen habe.

Merkwürdig bleibt es, dass trotz allem die Humanisten sich selber nicht entschlossen, nun auch ihrerseits dem Volke etwas von ihrem Wirken zu gewähren; jener, nur zum Zweck flüchtiger Erheiterung geschriebene Gliomero Sannazar's blieb eine vereinzelte Erscheinung. Der Grund liegt hauptsächlich darin, dass die Sprache dieses Volkes ein Dialect war, den die Meinung der Gebildeten schon damals von der literarischen Verwerthung ausschloss. Der Toskaner hatte es den grossen Dichtern des vergangenen Jahrhunderts zu danken, dass er, wenn er sich seiner Sprache bediente, dem Gebildeten ebenso wie dem Volke Genüge that; der Neapolitaner musste beständig argwöhnisch auf die eigene Rede sein, wenn er nicht sein Ansehen als Schriftsteller verscherzen wollte. So kam es, dass der bedeutendste Dichtergeist, den Süditalien hervorgebracht hat, Torquato Tasso, schliesslich Alles abgestreift hat, was an seine Heimath erinnern konnte.

Unterdessen erfreute sich das Volk hier wie allerwärts im späteren Mittelalter an der Aufführung der Mysterien, und auch in die Hoffestlichkeiten wurden solche bisweilen hereingezogen.[1]) Jedoch liessen in früherer Zeit die blutigen Turniere eines kriegerischen Adels sie im Interesse des Volkes selber zurücktreten, später überwucherten bei den prunkenden Darstellungen, durch welche die spanische Herrschaft die unruhigen Gemüther einzuschläfern verstand, sinnlose Allegorien immer mehr den Inhalt. Schon bei den Mysterien, die uns aus der Blüthezeit italienischer Cultur gegen 1530 erhalten sind, nehmen symbolische Gestalten — die Arbeit, die Zeit,

[1]) Vgl. hierüber den schönen Aufsatz Torraca's „Sacre rappresentazioni del Napoletano" im Arch. stor p. l. p. N. IV, 113—160, und seine Publication von Mysterien aus Aversa. Die Vermuthung T's, dass die Mysterien erst durch Alfonso's Einfluss, der sich hierbei an Florentiner Muster angelehnt, ausgebildet seien, scheint nur nicht genügend begründet. Die Nachricht des Panormita scheint sich nur auf eine ästhetische Verfeinerung dieses volksthümlichen Vergnügens zu beziehen.

das Leben, der Tod — einen ungebührlichen Raum ein; das eigentlich dramatische Element tritt hier, wo es sich fast nur um eine Reihe kunstvoll gestellter Bilder handelt, sehr zurück, das lyrische aber, wie es sich namentlich in den Klagen der Maria unter dem Kreuze äussert, ist bisweilen von echter Schönheit.

In derselben Zeit kamen in Deutschland diese selben Mysterien über dem Wunsche, nur möglichst viel Handlung im engen Rahmen zusammenzudrängen, im kleinsten Raum ein Weltbild zu geben und „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ zu leiten, meist zu gar keinem Ruhepunkte. Aber doch verstand schon Hans Sachs sie zu einer höheren Kunstform zu erheben, und das Problem eines philosophischen Volksdramas blieb hier für ein späteres Jahrhundert vorbehalten. In Italien fand das volksthümliche Schauspiel nicht so liebevolle Hände, wie sie das volksthümlichste Epos gefunden hatte.

Möglich ist es dagegen, dass Sannazaro bei den scharfen politischen Epigrammen, die er seit der grossen Wandlung seines Lebens zumal gegen die Päpste als gefürchtete Geschosse schleuderte, die Spott- und Hohnlieder im Auge hatte, die das neapolitanische Stadtvolk schon seit der Hohenstaufenzeit treffend zu schmieden und den Grossen anzuhängen wusste[1]), wie auch heute noch die Mehrzahl der Couplets, die sich blitzartig in dem leichtbeweglichen italienischen Volk verbreiten, in Neapel ihren Ursprung haben.[2])

Nur in der Novelle behielt die Sprache des täglichen Lebens ihr Recht, und wenn sich Neapels origineller Erzähler Masuccio auch noch so oft entschuldigt, dass ihm das echte, reine Italienisch fehle, so hat er doch nicht daran gedacht, um einer peinlichen Beobachtung der Worte willen die natürliche Frische seiner Rede aufzugeben. Dieser Mann, bei dem

[1]) Torraca's treffliche Abhandlung „sulla poesia popolare in Napoli“ Arch. stor. VIII, 316 ff.

[2]) Es ist jedoch charakteristisch, dass die Erhebung derselben zur Kunstgattung durch Giusti in unserem Jahrhundert wiederum von Florenz ausging.

sich die Anregung, die er von dem humanistischen Kreise empfangen hatte, zu entschiedener Opposition gegen das überkommene neapolitanische Wesen verdichtet hatte, ist dann auch sofort wieder als launiger und geistreicher Schilderer des Volkslebens ausgezeichnet. Er hat dem Volkswitz nächst dem alten Franco Sacchetti am meisten Platz eingeräumt und mehr als irgend ein anderer Novellist in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung seine Stoffe gesucht.

Einer aus dem Freundesbunde, der sich um Pontan schloss, eine der merkwürdigsten Gestalten desselben, der Arzt Galateo aus Lecce, hat sich nicht damit begnügt das Landleben in halb scherzhaften, halb schwungvollen Briefen zu preisen, sondern hat es auch allein unternommen, Land und Volk eingehend zu schildern. Sein Beruf, wie er ihn launig selbst beschreibt, als vielgeplagter Arzt, der von früh bis spät von Hilfesuchenden belagert wird, und den seine Krankenbesuche täglich vom Palast der Fürsten, mit denen er freundschaftlich verkehrte, zur Hütte des Armen führten, verschaffte ihm eine Kenntnis seines Gegenstandes, welche die des eigentlichen Humanisten weit übertraf. Und als Naturforscher, als welcher er zu den bedeutendsten und vorurtheilslosesten jener Zeit zählte, verstand er es, Land und Volk zugleich aufzufassen. Nicht minder eifrig sammelte er die Reste des Alterthums. Finden die Bauern solche, dann rufen sie ihn alsbald herbei, und er führt dieselben, von einer ansehnlichen Gefolgschaft umdrängt, wie im Triumph nach Hause.[1])

Freilich ist er von seiner Heimath, der *terra di Otranto*, wohl etwas über Gebühr entzückt; indem er Ort für Ort derselben durchgeht, weiss er nur immer zu loben; aber auch aus seinem Schriftchen ist doch zu sehen, wie reich entwickelt selbst in diesem entlegensten Winkel Italiens noch das Leben war, das hier durch die starke Beimischung griechischen Blutes eine besondere Färbung erhielt.[2]) In Lecce und in Neri fehlt es auch an wissenschaftlicher Anregung nicht.

[1]) Galateus, Descriptio Iapygiae u. Callipolis im Delectus SS. rer. Neap. Neapel 1735.

[2]) Hierüber cf. das nächste Cap.

Stille Städte ohne Geschäftsverkehr und Reichthümer, aber auch ohne Aufstände und fast ohne Gerichtshändel, mit friedlicher anspruchsloser Geselligkeit schildert er. Die Standesunterschiede treten zurück, es ist gerade nur so viel davon vorhanden, als ein Philosoph loben kann. Die Anmaassung, das Laster der Zeit, ist hier durch eine einfache, aber freisinnige Jugenderziehung ausgeschlossen. Die Frauen sind fast alle keusch, fleissig und gehorsam; an Festtagen bleiben sie fast ebenso streng zu Hause, als in der Woche, während deren sie Wolle und Lein spinnen. An ihrer Frömmigkeit hat er, obwohl sonst ein geschworener Feind des Aberglaubens, doch zu loben, dass sie bei kleineren Leiden sich lieber an die heilige Agathe als an den Arzt wenden. Die Mädchen sind klein und gedrungen, dunkelfarbig und von feurigen schwarzen Augen; ihre Rede ist sparsam, aber anmuthig und freundlich. Schon im 12. Jahre pflegen sie verheirathet zu werden, bis dahin werden sie streng im Hause gehalten, dürfen nie an's Fenster treten und keinen Mann anreden. So gleichen sie ganz den Landschönen des Theokrit, und bewähren sich als echte Nachkommen der Spartanerinnen auch bei den Kämpfen der Männer, denn bei Belagerungen nehmen sie ihren Platz neben diesen auf der Mauer ein.

Der der Landesart seiner Heimath dieses Loblied anstimmt, war ein Mann, welcher sonst den Humanistenstolz wie nur irgend ein Zeitgenosse zur Schau trug, ein witziger Vertreter religiöser Aufklärung und unter allen Freunden derjenige, den Pontan als das Muster feiner, geistreicher Unterhaltung rühmt. Aber auch er bedurfte zur Ergänzung seines Wesens den Anschluss an das Volk, und gerade bei ihm steigert sich diese Empfindung zu warmer Liebe. Das Volk selber hat wenig genossen von den Früchten dieser Gesinnung, aber diese selbst hat dazu gewirkt, den Humanismus feste Wurzel fassen zu lassen in Süditalien.

Aus der Berührung mit diesem Volke, das dergestalt mit kindlicher Naivetät in den Armen der Natur zum Theil zurückgeblieben war, sogen die Humanisten dichterische Kraft; in der Beobachtung desselben dort, wo die Wogen des Lebens

höher gingen, schulten sie ihre Gabe charakteristischer Darstellung, und an seiner Schwäche, dem blinden Aberglauben, wurden sie sich ihrer eigenen geläuterten Weltanschauung bewusst.

IV.

Fremde Elemente.

Die Zeitigung der italienischen Cultur hing nicht zuletzt von dem lebhaften Verkehr ab, der frühzeitig in dem wirthschaftlich hochentwickelten Lande herrschte. Die einzelnen Menschen und Gemeinwesen, die sich in ihrem kleinen Kreis eigenartig entwickelt hatten, kamen hierdurch untereinander in Berührung, lernten von einander, ohne dass eine Gleichartigkeit hieraus entstanden wäre. Neapel theilte, was seinen eigenen inneren Verkehr betrifft, diesen Vortheil nicht in gleichem Maass mit dem übrigen Italien; um so mehr aber unterlag es der Beeinflussung von Fremden. Seine Geschichte zeigt, dass es während des ganzen Mittelalters der Tummelplatz der europäischen Politik war; Griechen, Araber, Normannen, Deutsche, Franzosen, Ungarn, Spanier, alle erscheinen hier zeitweise herrschend und einflussreich; und es ist nicht zu zweifeln, dass noch in späterer Zeit ihre Einwirkung auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Zustände zu erkennen war. Uns gilt es jedoch nur, die im 15. Jahrhundert vorhandenen fremden Elemente, soweit sie noch selbständig und unvereinigt sich im neapolitanischen Volk vorfinden, in ihrer Eigenart und ihrem Einfluss kennen zu lernen.

So lebendig in den Italienern jener Tage das antike Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer städtischen Heimath, zu einer *πόλις* war, so finden wir doch schon damals viele reiche Leute, die ohne weiteren Grund ihre Heimath aufgaben und, angezogen von der prachtvollen Gegend, in Neapel ihren Wohnsitz nahmen.[1]) Ausserdem gab es in Italien kaum

[1]) Folieta, laud. Neap.

eine zweite Stadt, in der sich so bequem Zeit und Geld verbringen liess. Masuccio schildert uns solche junge Leute, die in bester Absicht, die Welt kennen zu lernen, von Hause mit gefülltem Beutel weggehen, und nicht weiter als bis Neapel kommen, wo sie sich von dem lustigen Flaneurleben der jüngeren Sedilenkreise und seinen kleinen Abenteuern nicht mehr losmachen können.[1])

Für Ausseritaliener war natürlich in jenen Zeiten das Reiseziel meistens Rom; nicht selten kamen sie aber auch bis nach Neapel herunter, besonders scheinen schon damals die Engländer vertreten gewesen zu sein. Pontan hat uns eine Schilderung dieser reisenden Briten hinterlassen, bei der man an allen Grundsätzen von historischer Entwickelung und Wandelbarkeit der gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der Nationen irre werden möchte, denn es sind ganz und gar die reisenden Engländer unserer Tage, die uns da im 15. Jahrhundert begegnen.[2]) Die Scene spielt in einem Strassenwirthshaus auf dem Wege nach Rom: Fremde kommen mit ihrem Vetturino an. „Das sind Briten“, ruft der Wirth, der nach ihnen ausschaut; er erkennt sie an ihrer sonderbaren Tracht. „Stockbriten“ (*Britanissimi quidem*) setzt er hinzu, wie sie nahen, und man auf ihren Gesichtern aus dem Nasenrümpfen die vornehme Unzufriedenheit mit allem und jedem ablesen kann (der Meisterstrich, mit dem Pontan sie malt, bleibt unübersetzbar: „*fastum in naso gerentes*“). „Nun muss ich sehen, dass sie ein gut englisches Bett bekommen“, ist die nächste Ueberlegung des Wirths. Natürlich verstehen sie kein Wort Italienisch, und während Wirth und Vetturino sich über sie aufhalten und mit Kennerblick die verschiedenen Weine des Kellers probiren, müssen sie warten.

Auch der seltsamen Gestalt eines Deutschen begegnen wir hier einmal. In den letzten Jahren Kaiser Maximilian's zog sich ein Secretär und Vertrauter desselben, ein humanistisch gebildeter Mann — sein Name wird uns leider nicht genannt —

[1]) Masuccio, Nov. 11.

[2]) Pontan, Asinus.

nach der Certosa von Neapel zurück, um dort die Weihen zu nehmen und an diesem schönsten Punkt der Welt sein Leben zu beschliessen. Er trat in engen freundschaftlichen Verkehr mit den neapolitanischen Humanisten, besonders mit dem ernsten Tristan Caraccioli, der nicht Worte genug findet, seine feine Urbanität, seine heitere Erzählungsweise, seinen ruhigen, umsichtigen Blick über das Leben, vor Allem aber die rührende Anhänglichkeit an seinen alten Herrn zu rühmen. Aber eines Tages war er plötzlich verschwunden, ohne von den Freunden Abschied zu nehmen. Der eigenartige Naturschwärmer hatte sich das damals noch gar nicht besuchte Capri als Aufenthaltsort für seine letzten Jahre erlesen.[1])

Weit nachhaltiger als solche vereinzelt auftretende Fremde, die nur flüchtig die Beobachtungsgabe anregten, war die dauernde Verbindung mit dem Ausland, wie sie durch den Handel vermittelt wurde. Wir sahen, mit welcher Sorgfalt die Aragonesen die Gewerbe der Seiden- und Wollenweberei und die Eisenindustrie förderten. Hand in Hand hiermit ging ihre Beschützung gegen das Ausland.[2]) Die Erzeugnisse, die Neapel dem Handel bieten konnte, waren fast nur Roh-Producte, vor allem Getreide und Oel; Gewerbserzeugnisse wurden noch immer in grosser Menge eingeführt. Es waren zunächst fiscalische Rücksichten, von denen Ferrante geleitet wurde, als er nun ein ganz neues System der Handelspolitik eröffnete, bald aber auch eine richtige volkswirthschaftliche Erkenntnis, „dass er nicht dulden dürfe, dass der gesammte eigene Handel des Reiches sich fast ganz in's Ausland gezogen habe".[3]) Indem der König Coppola zu seinem Geschäftsträger ernannte, concentrirte er den gesammten Handel in seiner Hand. Jede zur Ausfuhr oder Einfuhr bestimmte Waare musste Coppola vorher angeboten werden; die dadurch gewährte Uebermacht nutzte der kluge Mann in vollem Maass.[4])

[1]) Caraccioli, Disceptatio. M. S. Neap.

[2]) Für Seide und Eisen Urkunden bei Bianchini. Die dort mitgetheilten dürftigen Proben zeigen, welcher Schatz im neapolitanischen Archiv liegt.

[3]) Urkunde bei Bianchini.

[4]) Carac., variet.

Es ist wohl wahr, was ihm Caraccioli vorwirft, dass er ohne alle Rücksicht auf das Wohl und Wehe des Volkes nur nach finanziellem Vortheil gehandelt habe, aber man muss auch beachten, wie mächtig sich zu jener Zeit die Seemacht hob, und wie allgemein anerkannt es war, dass zu keiner Zeit der Wohlstand des Reiches in gleicher Weise geblüht habe.[1]) Freilich liess sich jenes System nur durchführen durch die äusserste Bevormundung, zum Theil der Production selbst; aber später sah man auch blos diese Schattenseiten, und sie haben besonders dazu beigetragen, die aragonesische Herrschaft unbeliebt zu machen.

Hierfür ist ein noch vollgiltigeres Zeugnis als die bekannte Schilderung, die Commines von dem neapolitanischen Fiscalsystem entwarf, ein eigenes Bekenntnis Ferrante's in einem Edict, durch welches er einige der lästigsten Einfuhrzölle aufhob.[2]) In demselben entwirft er ein grelles Bild des allgemeinen Misstrauens, der Unterschleife und Uebergriffe der Beamten, er giebt selbst zu, dass jene Zölle gegen die öffentliche Moral gewesen seien. Besonders scheint die Stadt Neapel mit diesem ganzen Handelssystem unzufrieden gewesen zu sein.

Ihren Wohlstand verdankte sie nicht der Industrie sondern dem Handel, und auch die Sedilen, die selbst den Kaufmann verachteten, hingen in ihrem Wohlstand wesentlich von ihm ab, ihnen schien als die glücklichste Zeit jene der Angiovinen, „als Neapel voll gewesen von den Kaufleuten aller Nationen“[3]), als in kurzer Zeit Kaufhäuser und bald auch ganze Quartiere derselben entstanden wären. „Der Adel und der Kaufmannsstand sind die zwei Grundpfeiler Neapels“, sagt Caraccioli.[4])

Ferrante hat in späteren Jahren diesen Beeinflussungen mehr nachgegeben. Jene Einfuhrzölle fallen, wie er sagt,

[1]) Carac., de Ferdinando ejusque posteris.

[2]) Bei Bianchini.

[3]) Carac., Joanna.

[4]) Carac., epist. de statu civitatis (M. S. Neap.)

nicht nur zur Beförderung der Moral, sondern auch des Handels, später gab er aus demselben Grunde die Ausfuhr der Rohproducte frei. Im Ausland säumte man nicht, den Königen die Vortheile des freien Handels zu rühmen. Schon 1439 machten Alfonso gegenüber die Genuesen bei den Friedensverhandlungen geltend, „das Land, das durch den langen Krieg erschöpft sei, werde sich durch Freihandel mit dem Ausland in kurzer Zeit zum alten Wohlstand wieder erheben.“[1])

Damals handelte es sich aber noch um einen Handel, der auf einer grossartigen italienischen Industrie fusste. Dass es schon mit dem Ende des Jahrhunderts anders wurde, bezeugt uns Pontan's Klage: ehedem sei „kaufmännische Treue“ (*fides mercatoria*) eine besondere Ehrenbezeugung gewesen. Jetzt sei das anders; jedes Stück Tuch, das man jetzt verkaufen wolle, dürfe durchaus nicht italienisches oder spanisches, sondern müsse flandrisches und englisches heissen.[2]) Diese Anschuldigung ist noch mehr Beweis für den Verfall des Gewerbes, als für den des Handels.

Uebrigens war auch in Freihandelsperioden die Lage der auswärtigen Kaufleute keine sehr gesicherte. Das Monopolwesen, das unter Alfonso ganz willkürlich gehandhabt wurde, hemmte sie, ohne dass es den Unterthanen zum Nutzen gereicht hätte. Damals waren statt gesetzlich geregelter Zölle plötzliche Confiscationen üblich. In einem Kriege mit Florenz wurden alle in Neapel ansässigen toscanischen Kaufleute gezwungen, das Land zu verlassen[3]), ein andermal gestattete der König einem Günstling die Confiscation sämmtlicher florentinischer Waaren.[4]) Von mehr Nachsinnen zeugt wenigstens die schon echt mercantilistische Sorge für die Erhaltung des Baarbestandes. In Kriegszeiten war die Ausfuhr edler Metalle bei Todesstrafe verboten; auch später

[1]) Facius, VI.

[2]) Pont., de serm.

[3]) Vespas. Fiorent. Comment. di Manetti.

[4]) Naldus, vita Manetti.

unter Ferdinand dem Katholischen durften die vertriebenen Juden ihr ganzes Vermögen, jedoch kein baares Geld mitnehmen.[1])

Die hauptsächlichsten Handelsverbindungen unterhielt Neapel mit Genua. Getreide und Oel des Landes gingen hierher; nur für diese suchten auch die Genuesen Handelsfreiheit zu erlangen.[2]) Für die grossen Capitalien in Neapel, die sie in diesen Handel gesteckt hatten, ward ihnen, wie es scheint allein, von Alfonso Sicherheit im Kriegsfall und das Recht, sie aus dem Königreich zu ziehen, zugestanden.[3]) Welche Bedeutung Neapel für Genua hatte, erhellt aus dem Antheil, den es an allen Kriegen des Königreiches nahm und der reger ist, als der irgend einer anderen italienischen Macht. In der Mitte zwischen Neapel, der Provence und Catalonien gelegen, hatte es zu allen drei kriegführenden Staaten lebhafte Beziehungen. Die Catalonier waren jedoch damals schon eher Mitbewerber auf dem Markt, als von den Genuesen abhängig. Sie selbst rechtfertigten deshalb ihr Ausharren bei den Anjous mit der unbedingten Handelsfreiheit, die ihnen in der Provence gewährt werde, und mit der Menge der in derselben befindlichen Bürger und Capitalien.

Dass diese ihnen so geneigten Fürsten das Königreich Neapel gewännen, war für sie von höchster Bedeutung. Im Kriege machten sie für dieselben die grössten Anstrengungen, besonders wenn es sich um die Emporien des Reichs handelte. Vor Gaëta haben sie den grössten Ehrentag ihrer Flotte gefeiert, als sie in einer Schlacht 2 Könige und einen grossen Theil des Adels von Neapel und Aragonien gefangen nahmen. Kriegsruhm war jedoch das wenigste, was sie begehrten; als Alfonso's Herrschaft befestigt war, suchten sie, obgleich unbesiegt, Frieden um jeden Preis. „Der Vertrag“, bemerkt ihr Historiker Bracellius, „war nicht sowohl ehrenvoll, als

[1]) Carac., de inquis. Notar Giacomo p. 330.

[2]) Codice Aragonese. II, 2. No. 421 f.

[3]) Facius, lib. VIII, theilt ausführlich die Verhandlungen und Verträge mit. Wie weit sie eventuell gehalten wurden, ist eine andere Frage.

den Zeitumständen angemessen, da er das Meer den Handelsschiffen eröffnete und uns Vortheile im Handel mit Getreide und anderen Gegenständen gewährte." Man verstand sich sogar dazu, jährlich eine goldene Schaale wie einen Tribut darzubringen, so schwer man es auch verschmerzte, dass Alfonso hieraus eine ceremonielle Hoffeier in Gegenwart der anderen italienischen Gesandten machte.

Das Verhältnis der aragonesischen Könige zu Venedig wird weit mehr durch die zeitweilige Lage der grossen italienischen Politik, als durch Handelsbeziehungen geregelt. Sehr früh zeigt sich jene für die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts charakteristische Furcht vor einer Alleinherrschaft Venedigs; sie führt zu jenen immer wieder auftauchenden Projecten und Versuchen einer italienischen Conföderation, die zwar durch den Eigennutz der Theilnehmer immer wieder zerstört wurden, für das politische Bewusstsein der Nation aber von nicht geringer Bedeutung waren, indem sich entweder das Nationalgefühl an sie anlehnte, oder, von ihrem Scheitern belehrt, die Staatsmänner ihren kritischen Blick für das Mögliche und Erreichbare schärften. Die Venetianer hatten Neapel gegenüber ein ganz bestimmtes Interesse an der Küste des adriatischen Meeres, das sie als ihr volles Eigenthum angesehen wissen wollten. Sie hätten jedes Erscheinen einer Flotte in diesen Gewässern als einen Eingriff in ihre Rechte betrachtet, sie erlaubten es trotz strenger Neutralität nicht, dass einem in Apulien blokirten Heer die Getreidezufuhr von der See her abgeschnitten werde.[1])

Deshalb schien aber auch ihre Unthätigkeit, als die Türken Otranto nahmen, um so strafwürdiger. Man war allgemein überzeugt, dass sie ein Schelmenspiel gespielt hätten; es sei eine schlechte Politik, hiess es, erst Italien zu Grunde richten zu wollen, um es dann zu retten.[2])

Wie lange haben sie nicht gestrebt, durch den Besitz jener Landstriche diesen ihren Anspruch für immer zu sichern!

[1]) Pontan, d. bell. Neap., später handelt man ebenso bei Gonsalvo in Barletta.

[2]) Archiv. st. p. l. prov. Nap. VII. Foucard, i Turchi in Otranto.

Von jeher unterhielten sie enge Verbindungen mit den Baronen Apuliens.[1]) Als sie dann die sieben Städte erhielten, richteten sie sich auch sofort häuslich ein. Es fehlte freilich nicht an Gewaltthätigkeiten, aber gleich Anfangs suchte man alles von Bedeutung, selbst die Humanisten des benachbarten Lecce, nach Otranto zu ziehen.[2])

Damals erreichte die Todesfurcht vor Venedig in den neapolitanischen Regierungskreisen das höchste Maass. Es giebt kaum ein interessanteres Actenstück der politischen Geschichte jener Tage, als die Denkschrift, die Federigo noch kurz vor seinem Sturz an Gonsalvo einreichte.[3]) In der äussersten Verzweiflung des Todeskampfes sieht er doch nur einen Feind, der ihm überall und überall drohe: Venedig. Aller Groll, der sich in einem Jahrhundert angesammelt hat, kommt hier noch einmal zum Ausbruch, der unglückliche König fleht nach Rettung bei eben jener Macht, die weit bestimmter als der begehrliche Kaufmannsstaat seinen Untergang beschlossen hatte. Als dann die Katastrophe von einer ganz anderen Seite gekommen war, schien freilich den patriotischen Neapolitanern Venedig im Gegentheil als der Rettungsanker der italienischen Freiheit. Damals schrieb Sannazaro seine herrlichen Epigramme zum Preise der Lagunenstadt. Der Krieg der Liga von Cambray machte bald auch diesen Hoffnungen ein jähes Ende.

Weitaus anderer Natur waren die Beziehungen Neapels zu der dritten republikanischen Grossmacht Italiens, zu Florenz. Politische Absichten aggressiver Natur konnten die Florentiner nicht haben, auch die Verbindungen des Handels dienten hier nur dazu, Feindseligkeiten beizulegen, statt sie zu entfachen. Schon unter den Angiovinen waren Zweige angesehener Florentiner Familien nach Neapel übersiedelt, ein Acciajuoli zählte eine Zeit lang zu den obersten Würdenträgern des Reiches[4]); dass die grossen Geschäftshäuser hier ihre eigenen,

[1]) Simoneta, XXII.

[2]) Galateus, epp. 12 Spicil. Rom. X.

[3]) Abgedruckt im Archivio storico Ital. IV, p. 231.

[4]) Es ist der berühmte Stifter der Certosa im Val di Ema bei Florenz.

meist halb unabhängigen Filialen hatten, verstand sich von selbst.[1]) Unglaubliches wird von der Pracht dieser Banquiers und von ihren Festen, an denen der Hof theilnahm, erzählt; grosser Gewinn entschädigte sie für die Unsicherheit ihrer Stellung. Besonders lästig muss ihnen das häufige Verbot der Edelmetallausfuhr gewesen sein, da der überwiegende Theil ihres Capitals in Neapel im Banquiergeschäft enthalten war. Man berechnete in dem Vaterlande der Statistik, dass 200,000 Ducaten umlaufenden Capitals florentinischer Bürger sich in Neapel befänden, in Venedig dagegen z. B. nur 150,000.[2]) Der eigentliche Handelsverkehr beschränkte sich auf die Einführung florentinischer Industriewaaren, Tuch und Leinen. Bei einer Confiscation fanden sich in der Stadt Neapel für 50,000 Ducaten von denselben vor. So bedeutend die Summe an sich ist, so erscheint sie doch immerhin unbedeutend neben jenen Capitalien der Wechsler, und beide würden uns, mit dem Maassstab des heutigen Geldmarktes gemessen, geringfügig erscheinen.

Auch mit den andern italienischen Staaten waltete mannichfacher Zusammenhang. Die Baronenschaft ebenso wie der Beamten- und Advocatenstand, hing mit jenen des Kirchenstaates zusammen, und es wurde schon darauf hingewiesen, wie eng die Beziehungen mit den verschwägerten Höfen von Mailand und Ferrara waren, und welchen Antheil die Seggi an der Blüthe der kleineren italienischen Fürstenhöfe nahmen.

Fremdlinge aller Art drängten sich damals in Neapel sogar in Colonien zusammen. Vor dem Vorrücken der Türken flüchteten zahlreiche Albanesen an die gegenüberliegende Küste und liessen sich, zu Gemeinden vereinigt, in Apulien nieder.[3])

Zahlreicher noch kamen die vertriebenen Griechen; und während sie im übrigen Italien nur zerstreut auftreten und unstet ihr kümmerliches Brot zu erwerben suchten, bildeten

[1]) cf. Reumont, Lorenzo v. Medici.

[2]) Vespasiano, Manetti.

[3]) Pontan, de fortitud. II, 4.

sie in Süditalien bald Colonien und wurden, ohne ihre Eigenart ganz aufzuheben, mit der Zeit einheimisch.

Bekanntlich hat man früher lange Zeit den Einfluss der eingewanderten Griechen auf die Zeitigung der Renaissancecultur vielfach überschätzt; seitdem man dann später die Bildungsstoffe, die sich das versteinerte Byzantinerthum noch bewahrt hatte, besser abgewogen und nachdem man ausserdem bemerkt hatte, wie wenig freundlich sich die Humanisten selber über diese Einwanderer aussprechen, ist man mehrfach in das entgegengesetzte Extrem verfallen. Betrachtet man jedoch diese viel gelobten und viel geschmähten Gestalten im Einzelnen, so wird man finden, dass sie im Grossen und Ganzen kein härteres Urtheil verdienen als die Humanisten eben auch. An die ehrwürdige Gestalt eines Chrysoloras hat sich keiner der schmähsüchtigen Zeitgenossen gewagt; an diesem Manne, der keine Bücher schrieb, bewährte es sich glänzend, dass der Einfluss einer bedeutenden Persönlichkeit, die eine bestimmte Bildung in sich verkörpert zeigt, weiter trägt als das geschriebene Wort. Konnte Griechenland noch einen solchen Mann hervorbringen, konnte dieser so wirken, wie er es that, dann war der alte Geist hier doch nicht ganz erloschen. Selbst an die Spitze des Florentiner Platonismus, dieser edelsten Blüthe der Renaissance, werden wir wohl doch den byzantinischen Scholastiker Gemistos Plethon setzen müssen.

Auch aus der Zeit nach der Zerstörung Constantinopels lässt sich mancher tüchtige Mann namhaft machen, der sein und des Vaterlandes Unglück mit Würde trug und durch redliche wissenschaftliche Arbeit sein Leben fristete. Demjenigen, den man als Vertreter der ganzen Klasse betrachten kann, Cardinal Bessarion, hat freilich die Zeit der schärfsten Federn und Zungen mancherlei üble Nachrede angehängt; auch wäre es für einen Mann in seiner zweideutigen Stellung an der römischen Curie jener Tage unmöglich gewesen, sich so lauter zu erhalten, wie es der eingezogene Gelehrte vermag. Aber sein hochsinniges Streben: zu erhalten und nutzbar zu machen, was sich retten liess von einer untergehenden Cultur, und die

Uneigennützigkeit, mit der er die zerstreuten Flüchtlinge unterstützte, lassen uns auch seine Schwächen milder beurtheilen. Wenn man ihm aber, als griechischen Kirchenfürsten, noch heut als schimpflichen Verrath auslegen kann, dass er Angesichts des Todeskampfes seines Volkes die Einheit der Kirche und die Unterstützung des Abendlandes damit erkaufen wollte, dass er in Gottes Namen den heiligen Geist auch vom Sohne ausgehen liess und im Abendmahl gesäuertes Brot ass, so könnte sich vielmehr Bessarion über die Engherzigkeit beschweren, die nicht nur sein Streben vereitelt, sondern auch sein Andenken verunglimpft hat.[1])

Auch von den Neapolitaner Humanisten hören wir harte Urtheile genug über die Griechen. Wer griechische Literatur kennen lernen wolle, der könne das, meint Pontan, besser in Italien als in Griechenland thun, nach Constantinopels Zerstörung mit Recht. Die bombastische Redeweise, die dünkelvollen Ansprüche, die mangelhafte Bildung dieser Leute entgehen seinem Tadel nicht, und selbst an dem von ihm hochverehrten Demetrius Gaza muss er die Unstetheit, die beständige Unzufriedenheit aussetzen. Emigranten sind eben selten liebenswürdig. Wer sein Vaterland verloren, wer seine Existenz hie und da fristen muss, dem folgt der Fluch der Heimathlosigkeit, und seine Ruhmredigkeit ist oft nur der Deckmantel der Verzweiflung. Demetrius Gaza, dessen philologische Verdienste nie bestritten worden sind, galt trotz dieser Schwächen doch den sämmtlichen Neapolitanern als

[1]) Ein höchst gerechtes und umsichtiges Urtheil über das Verhalten der Griechen hat Monrad gefällt in seiner ausgezeichneten Schrift „Lorenzo Valla und das Concil zu Florenz." Nur verfährt er gar zu milde mit den Fanatikern, die ohne Gefühl für die Noth des Vaterlandes in dem jämmerlichsten Wortstreit starr beharrten. Ebenso wird ihm wohl Niemand beipflichten, wenn er in einem beschränkten und fanatischen Neapolitaner Mönch „eine der erfreulichsten Gestalten" nur deshalb sieht, weil er in einer — sehr albernen — Weise mit den Kindern das apostolische Glaubensbekenntnis übte. Immerhin ist eine solche Milde des Urtheils, wie eben Monrads Werk zeigt, mit kritischer Schärfe am nöthigen Orte sehr wohl vereinbar.

das Muster eines Philosophen, und Paul Giovio, der gewiss nicht zu milde urtheilte, berichtet, wie undankbar Papst Sixtus gegen ihn gewesen, und wie er endlich nur durch Bessarions Vermittelung eine kleine Pfründe in Calabrien erhalten habe. Auch die würde für den mässigen, genügsamen Mann, der unbesieglich jeder Begierde gegenüber stand, ausgereicht haben, wenn er nicht seine Armuth noch mit den hungrigen, unersättlichen Landsleuten getheilt hätte. [1])

Nach der Zerstörung von Constantinopel wurden die griechischen Flüchtlinge so zahlreich in Neapel, dass sie sich hier eine eigene Kirche erbauten, die von einem der Ihrigen in griechisch-orthodoxer Weise ausgemalt ward. Dass sie so lange wie möglich ihre nationale Art festzuhalten suchten, ist ehrend für sie, wenn es auch ein vergebliches Bemühen war. Die talentvolleren entzogen sich deshalb doch nicht dem Eindruck, den der Humanismus auf sie machen musste, und während die Mehrzahl derselben der Philologie durch Behandlung altgriechischer Texte gute Dienste that — ich erinnere nur an Marcus Musurus Verhältnis zu Aldus Manutius — wandten sich einige auch der lateinischen Dichtkunst zu. Gerade in Neapel empfingen hierzu zwei derselben Anregung: Marullus und Manilius Rhallus. Marull wird von den Neapolitanischen Poeten beständig als einer der Ihrigen gerechnet, und seine Gedichte zeigen ihn auch deutlich als Pontan's Schüler. [2]) Sein bestes Werk, die „Naturhymnen", die sich an Pontan's Urania anschliessen, sind auch einem Neapolitanischen Grossen, Antonello Sanseverino von Salerno, gewidmet. [3]) Aber der unstete Grieche hat sich im Leben

[1]) Jovius, Elogia. Gaza.

[2]) Die beiden ersten Bücher derselben bewegen sich noch ganz auf dem Boden Neapels und in dem Kreise seiner Humanisten, erst in den späteren überwiegen die Florentiner Interessen.

[3]) Er stand längere Zeit in dessen Dienst. Wie der Humanist ein solches Verhältnis auffasst, zeigt ein Epigramm. Epigr. lib. I, f. 6.

Ad Antonium principem Salernitanum.

Das gemmas aurumque, ego do tibi carmina tantum,
Sed bona si fuerint carmina, plus ego do.

ebenso wenig wie im Dichten auf eine bestimmte Landschaft beschränkt, er machte sich auch in Florenz heimisch, wo er in erbitterte Fehde mit Politian gerieth, während er mit Lorenzo Medici und mit Pico[1]) ein gutes Verhältnis zu wahren wusste, er hat Gedichte für Kaiser Maximilian, für Mathias Corvinus und Karl VIII. gemacht und sogar die Stadt Ragusa, in der seine Familie zuerst Zuflucht gefunden, mit trefflicher Schilderung ihrer Eigenart gefeiert.[2])

Die Ruhmredigkeit des Griechen wie die des Humanisten trägt er nur zu oft zur Schau; aber in einem Punkte mag man sie verzeihen: wenn er von seinen Eltern und seinen Verwandten spricht. Sie hatten wirklich Gut und Blut für ihr Vaterland geopfert. Und so ragen hoch über alle seine anderen Gedichte jene hervor, die dem Schicksal des unglücklichen Griechenland geweiht sind — man wird sie zu den schönsten Leistungen der Renaissance-Poesie zählen müssen. Hier gab sein eigenes Lebensloos dem Dichter das, was dem humanistischen Lyriker nur zu oft fehlte: einen der Dichtung würdigen Gegenstand. Bald ist es die Klage über die Knechtschaft und die Verwüstung der Heimath, bald die erhebende Erinnerung, dass doch wenigstens zuletzt die Griechen heldenmüthig mit ihrer Freiheit zugleich gesunken seien, die ihn beseelt. Seine eigene Vaterstadt Byzanz feiert er sehr schön unter dem Bilde jener spartanischen Mutter, welche die Wunde auf der Brust des todten Sohnes mit Stolz betrachtet. Und wie der italienische Humanist die Helden des Römerthums, so besingt er die des alten Griechenland: Aristomenes, Agesilaus, Thrasybul.

Was man am wenigsten von dem Byzantiner erwarten sollte: er ist nicht verblendet über die Ursachen des Unterganges seines Volkes. Wenn er sich im fremden Lande, wo der Grieche nur zum Spott diene, wo seine sogenannte Freiheit doch nur ein Schatten sei, überlegt, ob er nicht besser thue, in die alte Heimath zurückzukehren, um alles zu dulden,

[1]) Mit Pico war er nach Gyraldus nahe verwandt.

[2]) Epigr. IV, f. 48.

was sie dulde, aber auch die Freuden zu geniessen, die nur sie bieten kann, dann frägt er sich auch, wer denn die Schuld trage, dass diese Heimath jetzt Sclavin sei? Und er wälzt dieselbe ab von dem Geschick auf die Schultern des eigenen Volkes, das sich so lange auf fremde Streitkräfte verlassen habe, statt selber Weib und Kind bis zum Tode zu vertheidigen.[1]) Er hätte einen warnenden Zuruf an Italien richten können!

Immer wieder nimmt er einen Anlauf, das Leben frei und heiter zu geniessen; dem Genossen Rhallus, der, eine minder elastische Natur als er, nie heraus kam über die grüblerische Betrachtung seines Unglücks, schildert er anmuthig die Freuden des Frühlingsfestes, die ihn den Schmerz der Verbannung vergessen lassen können; und oft predigt er dem Trostlosen den weitgehendsten Cosmopolitismus. Aber es ist doch vergebene Mühe; das drückende Gefühl der Heimathlosigkeit verlässt ihn nicht. „Als es noch eine Heimath gab, da war auch der Erdkreis, so weit er sich dehnt, noch ein gastlicher Aufenthalt", ruft er einmal aus. Ueberall verfolgt ihn dieser quälende Gedanke, selbst in der Liebe. Auch das Florentiner Mädchen, um das er als Gattin wirbt[2]), und das unter dem Namen Neaera überall in seinen Gedichten wiederkehrt, verschmäht „den Griechen", und er musste sich beinahe vor ihr rechtfertigen um seines Ursprungs willen, der doch der Grund seines höchsten und berechtigtsten Stolzes war.[3]) Dann ist es ihm ein Trost, dass auch der Grösste unter diesen stolzen Toskanern, Dante, als einzigen Lohn die Verbannung davongetragen hat.[4])

Man wird es begreifen, dass dieser Mann in bitterem Gefühl erlittenen Unrechts sich aufbäumte, als Politian's höhnischer und abschätziger Angriff auf die Griechen erfolgte, um so mehr, weil er sich bewusst war, als Fremder in die

[1]) Epigr. III, f. 39 ff., de exilio suo Weitaus sein schönstes Gedicht.

[2]) Durch diesen ernsthafteren Hintergrund unterscheiden sie sich von den meisten humanistischen Liebesgedichten.

[3]) Epigr. II, f. 26.

[4]) Epigr. III, f. 34, de Dante Aligero.

Reihen der besten lateinischen Humanisten eingetreten zu sein und als solcher in Neapel anerkannt war. Der Streit zwischen den beiden Männern wurde mit einer Erbitterung geführt, die traurig an die Zeit der Invectiven gemahnt, über die man doch sonst schon hinaus gekommen war. Marull trat in ihm als Vorkämpfer sämmtlicher Griechen auf und glaubte in dieser Eigenschaft keine Rücksichten nehmen zu dürfen. Nach dem vorzeitigen Tode beider Männer kam man bald zur Einsicht, dass der Streit für beide Theile wenig ehrenvoll gewesen sei. Je mehr dann aber bei der Nachwelt Politian's Ansehen stieg, um so mehr beurtheilte man den Gegner nach seiner Schilderung, und zeitweise ist Marull's Name fast sprichwörtlich für einen bissigen und neidischen Poeten geworden.

Die Neapolitaner hatten auf der Seite ihres Freundes gestanden. Der ihm nächststehende, Sannazaro, hatte, ganz im Gegensatz zu seiner sonst bewährten vornehmen Gesinnung, Politian in unverantwortlich leidenschaftlicher Weise angegriffen, er war ausserdem durch die Geschmacklosigkeit gereizt, mit der der Florentiner das anmuthigste Gedicht Catull's in eine rohe Zote umgedeutet hatte. Als Marull, noch sehr jung, auf der Reise nach Neapel bei Volterra ertrank, hat ihm Pontan einen warmen Nachruf gewidmet.

Weniger begabt als Marull, jedoch als Philologe tüchtiger, bewegte sich Manilius Rhallus ganz in den Bahnen seines Freundes. Auf die Zeit, da Marull und er Pontan's Schüler gewesen, blickte er in hohem Alter als Titularbischof von Creta [1]) zurück als auf das goldene Zeitalter des Humanismus. In der Zeit Leo's X., in Rom, fand er, der geborene Grieche, dass die lateinische Beredtsamkeit, der Stolz der Aelteren, bereits einer blos philologischen Erläuterung der Schriftsteller Platz gemacht habe. Pontan schätzte seine dichterische Anlage, ermunterte ihn beständig, dieselbe fleissiger zu pflegen. Rhallus sandte ihm wohl einmal ein liebeglühendes, nach der Weise seines Lehrers in Erinnerung genossener Lust

[1]) Nach Lilius Gr. Gyraldus.

schwelgendes Gedicht, dann aber kehrt er doch wieder zur Klage zurück: sein Geist sei gebrochen und könne nur einen Gegenstand finden: die Trauer um das geknechtete Vaterland. Diese seine patriotischen Gedichte haben ein weicheres Gepräge, als jene des Marull; seine Resignation ist vollkommener als jene des unruhigen Freundes.[1]) An dem Streit mit Politian betheiligte auch er sich mit etwas komischem Eifer.

Längst war in Neapel selber die letzte Spur griechischen Wesens getilgt, aber die Erinnerung, dass einst als „Gross-Griechenland“ diese Landschaften ihren höchsten Ruhm erworben hatten, war geblieben; und wenigstens eine halbgriechische Landschaft liess dies mehr als eine todte Erinnerung sein: die *terra di Otranto.* Die Männer, welche Petrarca und Boccaccio die Kenntnis des Griechischen vermitteln sollten, stammten aus dieser Landschaft. Von ihnen war freilich wenig Rühmenswerthes zu sagen. Jetzt aber warf sich gerade jener Humanist, der neben Pontan und Sannazar am meisten unter allen Neapolitanern im Ausland galt, zum Anwalt dieses „italienischen Griechenthums“ auf: Antonius Galatheus. Seine Familie war hier schon längst eingewandert und Niemand hätte ihn noch als einen Fremdling betrachtet, freiwillig also wählte er diese Rolle. Gerade, dass seine Vorfahren verheirathete Priester gewesen, hebt er mit Absicht hervor, um den Unterschied der Anschauungen recht deutlich zu machen, und wenn er lebhaft wird, spöttelt er selber über sich: Das müsse man eben dem Griechlein erlauben. Noch sein Vater hatte das Italienische wie das Griechische gleichmässig gesprochen, so war es damals noch im japygischen

[1]) Seine immerhin recht interessanten Gedichte und einige Briefe in der Sammlung Arditi. Als Probe gelte das kürzeste

Tumulus Demetrii Boichali Laconis avunculi.

Pro laribus patriis, pro libertate focisque
Multa tuli pugnans vulnera Bojochalus.
Dumque acies solus Turcas dum solus fatigo
Spes fuit et patriae vincere posse meae,
At postquam bello insignem mors invida vicit
Una omnis mecum Graecia victa jacet.

Lande allgemein gewesen, und erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war das Griechische zurückgetreten. Lebensgewohnheiten und Sitten aber hatten sich auch seitdem nicht geändert, und vielfach bestand in den Städten eine selbständige griechische Gemeinde neben der lateinischen.

Wir sahen schon früher, wie er die Vorzüge des Volkes geradezu aus seinem „spartanischen“ Ursprung herleitete; so fühlte er sich auch selber in seinem naturphilosophischen Streben als ein Nachfolger seiner Landsleute Pythagoras und Archytas. Die griechische Schule in Neri, von den Herzögen — erst den Sanseverinen, dann den Aquaviva — begünstigt, war nicht nur der wissenschaftliche Mittelpunkt dieses „Winkels Italiens“, sondern galt auch den Griechen selber als musterhaft. Hier übte man noch die schöne, alte Schreibweise, die Galateo mit Recht den Schnörkeln, wie sie das 16. Jahrhundert für den Druck verwandte, vorzieht. Auch die Griechen nannten dieselbe Neritische Schrift. Hartnäckig hielten die Basilianer Mönche und mit ihnen das Volk an ihren vom Unionskonzil gewährleisteten rituellen Eigenthümlichkeiten fest. Die Spürhunde der Orthodoxie, die Dominikaner, machten ihnen dies schwer genug.

Während im Mutterland diese griechische Hartnäckigkeit in Formel-Angelegenheiten nur dem starren, herrschsüchtigen, byzantinischen Pfaffenthum Vorschub leistete, veranlassten im Gegentheil hier, wo man nur geduldet war, diese Abweichungen eine Schärfung des kritischen Blickes, ein Gefühl der Selbständigkeit gegenüber der gedankenlosen Gleichmacherei. So ist gerade von seinem griechischen Standpunkt aus Galateus dahin gelangt, der merkwürdigste Vertreter der humanistischen Aufklärung zu werden.[1])

Zu diesem stammverwandten Völkchen wanderten die flüchtigen Griechen ebenso wie die Albanesen am liebsten aus, aber auch die Türken suchten hier zuerst in Italien festen Fuss zu fassen. Auch griechische Adelsgeschlechter machten sich hier ansässig und traten sofort in nähere Beziehungen zu den Baronen der Nachbarlandschaften. Aquaviva

[2]) Vgl. den Abschnitt „Religiöse Verhältnisse“.

hat seine „Psalmodia", die er selber mitten unter Kriegsstürmen gedichtet, einem Michael Kalephates, Grafen von San Marco, gewidmet und feiert dessen uralten byzantinischen Adel ebenso wie die Thaten und Leiden des Geschlechtes in jüngster Zeit: Michael's Grossvater war bei der Eroberung Constantinopels gefallen, sein Vater hatte lange in Bosnien tapfer gekämpft und war dann ebenfalls bei der Vertheidigung von Otranto gefallen; die Türken hatten ihm den Kopf abgeschnitten, und die Leiche war nicht mehr gefunden worden. Aquaviva tröstet den Sohn, indem er zugleich des Vaters Schicksal preist. Auch sein eigener Vater hatte damals sein Leben verloren; dessen Tod, wie selbst die Leiche noch unerschüttert auf dem Pferde festgesessen, hat dann wiederum der Halb-Grieche Galateo besungen. Solche Erinnerungen mussten hier Italiener und Griechen fest an einander kitten.[1])

In seiner Vertheidigung griechischer Sitte geht Galateo wohl einmal so weit, dass er ausruft: nicht, dass er von Griechen stamme, sondern dass er als Italiener geboren sei, müsse ihn mit Scham erfüllen, denn Griechenland sei durch Geschick und aus Alter, Italien aber aus eigener Schuld jetzt in fremde Knechtschaft verfallen. Das war nicht so ernst gemeint; er will im Grunde nur den Griechen ihre Stellung wahren; zusammen mit den Italienern sollen sie, wie es einst die Vorfahren im Alterthum gethan, den „Barbaren", den Spaniern und Franzosen, entgegengesetzt werden. Lebhaft vertheidigt er die Italiener gegen den Vorwurf der Treulosigkeit; sie seien vielmehr gerade gerechtigkeitsliebend; aber sie halten es auch für ein Zeichen eines wohlgebildeten Geistes, nur gerechter Herrschaft zu gehorchen. Das sollen sich die merken, welche in Italien lange herrschen wollen. Nicht italienische Treulosigkeit, sondern eigener Stolz und Maasslosigkeit haben noch immer die Fremden vernichtet. Er findet im italienischen Nationalcharakter viel mehr Tugenden, als in jedem anderen: Sanftmuth und Mitleid neben der Tapferkeit,

[1]) Die Gedichte Aquaviva's wie das Galateo's in der Sammlung Arditi.

Frömmigkeit und Bildung, vor Allem aber Freiheitsliebe. Denn das italienische Ideal sei nun einmal die Republik, deshalb nennen sie auch Spanier und Franzosen: Barbaren und Königssklaven. Freilich fügt er mit einem Seufzer hinzu: Diese Freiheitsliebe stürzt sie meistens in die elende Sklaverei der Fremden. — So macht sich eine richtige Erkenntnis geltend mitten in dem Selbstlob, mit dem sich der Humanist über die traurige Thatsache der Fremdherrschaft hinweghelfen will.[1])

Diese Lobpreisung Italiens hat Galateo verflochten mit einer Schilderung des Turniers, das in seiner Nähe, bei Barletta, zwischen 12 italienischen und 12 französischen Rittern stattfand. Er hat zuerst diesen Sieg der Italiener gefeiert als eine Bürgschaft, dass die kriegerische Tugend seines Volkes nicht erloschen sei. So haben ihn dann die Zeitgenossen auch betrachtet. Während die Grossen der Erde willkürlich mit den Geschicken der Völker spielten, musste den Gebildeten Italiens ein Kranz, im Turnier davongetragen, als Zeichen des nationalen Ruhmes gelten, und, was merkwürdiger ist, gilt er ihnen bis heute als solches.[2]) So arm ist Italien an erhebenden Erinnerungen, sobald wir das Gebiet der Culturgeschichte überschreiten!

Und diese turnierenden Ritter dienten im Heere des katholischen Königs; Galateo lässt Gonsalvo von Cordoba eine Anrede an sie halten, des Inhalts: Spanier und Italiener seien gleichen Blutes, gleicher Sprache! — Nur zu rasch waren diese Italiener den verachteten Griechen gleich geworden.

Andere Flüchtlinge nahten sich von Westen her Neapel, das für sie ein vergleichsweise sicherer Aufenthalt war: Juden und Marranen. Schon früher zählte das Königreich in einzelnen seiner Striche eine recht ansehnliche hebräische Bevölkerung. So besonders in Apulien. Papst Eugen's

[1]) Galat., epp. 6 und 7 im Spicil. Rom. VIII, 523 ff.

[2]) Ettore Ferramosca, der Führer der italienischen Ritter, ist noch heut eine der populärsten Gestalten. Auch im Arch. st. p. l. p. N. nehmen die Untersuchungen über ihn und über seine Familie einen ungebührlichen Raum ein. Es giebt eine wahre Ferramosca-Literatur.

Heerführer Vitelleschi, der berüchtigte Cardinal-Patriarch von Alexandria, suchte einst durch Brandschatzung derselben sein Heer schadlos zu halten[1]), da schickte die gesammte Einwohnerschaft von Trani in ihrer Angst zu Alfonso, der auch schleunigst zum Schutz heranrückte. Als in Spanien den Juden und Marranen zuerst immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt, zuletzt sie ganz vertrieben wurden, lenkte sich der Strom der Auswanderung vorzugsweise nach Neapel. Schon 1490 suchten zelotische Mönche Ferrante zu ähnlichen Austreibungsmaassregeln zu bewegen; man griff nach einem fabricirten Wunder, das damals viel von sich reden gemacht hat.[2]) Man fand in Tarent Bleitafeln mit einer Weissagung des heiligen Cataldus, in der eine Verfolgung der Feinde des Glaubens anbefohlen war; unterbliebe sie, so ward mit dunkeln Worten alles erdenkliche Unheil für das Königshaus und das Land vorausgesagt. Natürlich verfingen solche Maassregeln bei dem rationalistischen Ferrante am allerwenigsten, nur das Volk wurde von den betrügerischen Zeloten noch nachher beunruhigt und aufgehetzt.

Gerade in den nächsten Jahren erfolgte die Haupteinwanderung[3]); die Regierung wusste sehr wohl, was sie an den fremden Ankömmlingen erhielt und was Spanien an ihnen verloren hatte[4]); besonders für die Seidencultur in Calabrien war ihr Einfluss sehr förderlich. Allerdings brachten sie durch dieselbe auch die Landbevölkerung in starke Abhängigkeit von sich.[5]) Für den Fiskus aber waren sie eine ergiebige Einnahmequelle und schon bei der Vertreibung der Marranen (1501) empfand man die Abnahme der Zölle und Steuern höchst empfindlich.

Beim niederen Volk waren jedoch schon damals die Andersgläubigen sehr verhasst. Bereits 1494 plünderte der Stadtpöbel,

[1]) Facius, lib. VI.

[2]) Pontan, de sermone II, der den Trug enthüllt, Alexandro und Notar Giacomo, die ihn fest glauben, aber die Wendung gegen die Juden weglassen.

[3]) Notar Giacomo, f. 177.

[4]) Caraccioli, de inquisit.

[5]) Archiv. stor. p. l. pr. Nap. VI, 313 ff. I Giudei in Reggio.

geführt von heruntergekommenen Edelleuten, die Juden; als in den folgenden Jahren der Einfluss des Volkes wuchs, setzte es sogar einen, freilich nicht ausgeführten, Ausweisungsbefehl durch.[1]) Erst als die spanische Herrschaft auch nach Neapel herübergriff, war ihres Bleibens nicht mehr lange. Bei seiner ersten Anwesenheit begnügte sich Ferdinand noch, die vergessenen Vorschriften über Trennung und Abzeichen der Juden zu erneuern[2]); dann 1507 erfolgte die Vertreibung der Marranen; der eigentliche Hauptstreich sollte mit der Einführung der Inquisition geführt werden. Fast scheint es, dass Ferdinand auch hier Gefahren politischer Natur gefürchtet habe.[3]) Die Erhebung des Volkes nützte den Juden nicht; ihre völlige Vertreibung war der Preis, um den der König in die Aufhebung der Inquisition willigte.

Ausgeführt wurde jedoch die Bestimmung auch damals nicht; nur in einigen kleineren Ortschaften, wie in Reggio, kam es zur Verbannung, und selbst da war die Handelseifersucht der Genuesen im Spiele. Erst als unter Toledo die Hispanisirung Neapels grosse Fortschritte gemacht hatte, wurde die Vertreibung Thatsache. (1531)

Ein ganz eigenthümliches Element der neapolitanischen Gesellschaft findet man in den Sclaven, die hier noch zahlreich waren, während nach Pontan's Bericht am Po und in Toscana keine mehr gefunden wurden.[4]) Ihre Menge gab dem freidenkenden Humanisten Anlass zu tiefgehenden Reflexionen über Freiheit, Gehorsam und Menschenrechte, in denen der moderne Cosmopolitismus sich siegreich über das sonst festgehaltene aristotelische Schema erhebt, das eine Rechtfertigung der Sclaverei in niedrigster Weise bot. Meist waren diese Sclaven Mauren aus den Barbareskenstaaten; aber auch christliche Bulgaren und Tscherkessen fand man zum besonderen Unwillen Pontan's unter ihnen. Masuccio giebt uns auch Preise an, und wir haben keine Ursache, an denselben zu

[1]) Notar Giacomo, f. 203 a a. 1496.
[2]) Notar Giacomo, f. 294.
[3]) Caraccioli, de inquisit.
[4]) Pontan, de obedientia, lib. II.

zweifeln; 70 Dukaten war darnach der Preis für eine schon ältere Sclavin, eine unverhältnismässig hohe Summe.

Erinnert schon die ganze Einrichtung daran, dass Neapel, der südlichste Theil Italiens, ein den afrikanischen Küsten genähertes Land ist, so tritt dieser afrikanische Zug noch besonders deutlich in den Einzelheiten des unwürdigen Zustandes hervor. Pontan eifert dagegen, dass man freie Diener, deren Liebe allein echt sein könne, aus der näheren Umgebung fernhalte, dass man zu den ihnen zukommenden Diensten lieber Sclaven verwende. Allenfalls, meint er, könne noch der im Haus erzogene Sclave einige Anhänglichkeit besitzen, die der freiwilligen Liebe des unabhängigen Dieners nahe kommen könne. Diesen Ausweg ergriffen die gebildeten Neapolitaner wirklich.[1]) Bei ihnen finden wir junge Mauren, die sorgfältig erzogen werden, man liess sie selbst an den humanistischen Studien Theil nehmen, sie lernten dann in Gesellschaft römische Lieder, etwa Catull und Tibull, zur Cither vorzutragen. Es kam vor, dass man ihnen als Freigelassenen nach altrömischem Muster gestattete, den Namen ihres früheren Herrn zu führen. So that es z. B. Sannazaro.

In den Novellen Masuccio's spielen, weit mehr als in den toscanischen und lombardischen, Sclaven und besonders alte Sclavinnen eine grosse Rolle als Vertraute ihrer Herren, Vermittler ihrer Liebeshändel, Helfershelfer zu allerlei Schelmenstreichen. Gewiss hat Masuccio hier wie überall seinen Zuhörern nur Verhältnisse vorgeführt, die sie kannten, in denen sie selbst lebten.[2])

[1]) Alexandro, Gen. dies, die Anfangserzählungen von Buch II und V, auch in Masuccios Novellen kommen im Haus erzogene Sclaven vor.

[2]) Auch im 17. Jahrhundert war es in Neapel allgemein, dass gekauften Türkinnen der Dienst bei den Damen übertragen wurde, sie nahmen geradezu eine Vertrauensstellung ein. Vgl. den interessanten Brief einer nach Neapel verheirateten Züricherin bei Meyer v. Knonau, „Aus einer züricherischen Familienchronik" p. 46: „Von minen 8 Wiberen hab ich dissmoll 4 libeigne, 2 Morin, 2 Türgin; 1 Türgin hab ich gekauft umb lieb der Anna Madle Werdmüller, wil sy war ihr kuntelffet im Gesich, in gestalt, im reden, in allem, dan sy auch in irem land

Freilich tritt überall die Kehrseite dieses Verhältnisses hervor, die Pontan schonungslos aufdeckt: Die moralische Entwürdigung auf beiden Seiten. Darf man den Novellisten in diesem Punkt glauben, so griff die Sinnlichkeit der Frauen, sich zu befriedigen, meist nach jenen Sclaven[1]), die sich stets in der Umgebung der Herren aufhalten, und die man sich als völlig willenlose Werkzeuge jeder bösen Lust anzusehen gewöhnt hatte. Man wird dabei aber in Betracht ziehen müssen, dass durch ein derartiges Verhältnis überhaupt nur die äusserste Verworfenheit bezeichnet werden sollte, denn im Volksbewusstsein trennte doch einmal den Mauren von dem Italiener, den Mohamedaner vom Christen eine unermessliche Kluft. Stets suchte die ungezähmte Wildheit und der Stolz der Barbaresken, denen noch dazu die Heimath so nahe lag, Befreiung und Rache. Mit eiserner Grausamkeit mussten sie oft niedergehalten werden. Dann erfolgten bisweilen Racheacte der Sclaven, so blutig und wild, wie sie nur eine afrikanische Phantasie ersinnen kann; aber ganz richtig bemerkt Pontan nach solchen Erzählungen: „Die Schuld fällt zurück auf den Herrn. Die thierische Wildheit des Sclaven klagt jenes Grausamkeit an.“

Weit tiefer als irgend eine andere ging die Einwirkung der spanischen Elemente, die mit dem Herrscherhaus herübergekommen waren. Freilich waren die Verbindungen mit der pyrenäischen Halbinsel älter als die Herrschaft der Aragonesen. Die Nachbarschaft der von Aragonesen beherrschten Insel Sicilien vermittelte den Verkehr, der sich nach der früheren Feindseligkeit bald friedlich gestaltete, schon Dante schilt auf die catalonischen Bettler an König Robert's Hof und unter Johanna I.[2]) findet man bereits ein eignes Quartier der catalonischen Kaufleute in Neapel. Während der Kriege Alfonso's nutzten diese die Stellung ihres Königs nach Kräften aus,

aller Dingen wohl geboren und umb dessetwillen hab ich sy genummen für min Kamerdieneri, welcher sy mir aller Dingen woll ufwartet.

[1]) Nicht weniger als 6 Novellen bei Masuccio handeln hiervon.

[2]) Caraccioli, Joanna.

was ihnen um so leichter gelungen zu sein scheint, je mehr der eigene neapolitanische Handel in jener Zeit daniederlag. Sie bildeten den Grundstock der Colonie, die während der aragonesischen Herrschaft in ihrer Stärke ausserordentlich wechselte. Ein grosser Theil des aragonesischen Adels war Alfonso gefolgt; ebenso schlossen sich ihm zahlreiche Castilianer an, die durch die Bürgerkriege aus ihrer Heimath vertrieben waren und denen er Wiederherstellung zugesagt hatte. Namentlich diese waren es, die er nachher in seinem neuen Königreich entschädigte.[1]) Neapel war damals der Sitz der Regierung eines Reiches, das sich auf beide Halbinseln erstreckte. Man sah bisweilen Bauern aus der Umgegend Barcelonas, die ihre Processe zu beschleunigen hierher kamen.[2])

Der gesammte Hof war nach Neapel übersiedelt, seine Sprache aber war spanisch geblieben.[3]) Mit ihm kam eine grosse Anzahl Abenteurer und Stellenjäger, die fortwährend mit spanischem Hochmuth Belohnungen und Sinecuren verlangten, so dass Alfonso bisweilen in völlige Verzweiflung über diese Landsleute gerieth, von denen er meinte, sie würden nicht eher aufhören, lästig zu sein, bis jeder einmal selbst König gewesen wäre.[4]) In Neapel fühlten sie sich damals durchaus nicht heimisch, ihre Lage war und blieb unsicher. Bei einer gefährlichen Krankheit Alfonso's hatten schon alle angesehenen Aragonier ihre Abreise nach Spanien vorbereitet, während die neapolitanischen Grossen sich aus der Stadt entfernten, um Unruhen entweder zu erregen oder auf dieselben vorbereitet zu sein.[5])

Später scheinen sie sich sicherer gedünkt zu haben, jedenfalls wollten sie ihre Stellung dauernd behaupten. Alfonso's Sterbelager umspannen die Intriguen des Hofes, der die Krone dem Spanier Carl von Viana zuwenden wollte.[6])

[1]) Caraccioli, variet.

[2]) Vespas. Fiorent., re Alfonso.

[3]) Vespas. Fiorent., Manetti.

[4]) Panormita, dicta et facta I, 33.

[5]) Giornale Napoletane.

[6]) Caraccioli, variet.

An der Treue der Seggi, die eines an Alfonso geleisteten Eides eingedenk waren, scheiterte dann ein Handstreich, durch den man Carl die Krone verschaffen wollte. Nach dessen Missglücken eilten, wie es heisst, alle Aragonier, die nicht fest ansässig in Neapel waren, auf die Schiffe.[1]) Jene Bleibenden bildeten aber wohl die Hauptmasse der bisherigen Colonie, und viele hielt auch noch Ferrante an seinem Hofe zurück. Nach wie vor pflegte man mit dem verwandten Königshause die engsten Beziehungen. Wiederholt wird uns von Festlichkeiten und Illuminationen erzählt, die zur Feier glücklicher Ereignisse in Spanien veranstaltet wurden.[2]) Ferrante selbst suchte seine zweite Gattin wieder in den Stammlanden der Dynastie. Und bald hört man auch wieder von erneuten Einwanderungen. Schon 1463 langten von Barcelona 3 Schiffe Catalonier mit Hab und Gut in Neapel an[3]); und der Einwanderung spanischer Juden wurde schon Erwähnung gethan.

Die Mehrzahl dieser Spanier war weit davon entfernt, dem Königshause, dem sie ihre neue Heimath verdankten, Anhänglichkeit zu beweisen. Ihr Undank, ihre Treulosigkeit gegen ihre königlichen Wohlthäter waren geradezu zum Sprichwort geworden.[4]) Schon in ihrer Heimath gab es kaum ein aufsässigeres Volk als diese später so devoten Castilier und Aragonier; und im Auslande dienten sie nur einer Göttin als Ritter: dem Glück. Unter dem Namen Abenteurer schaarten sich alte Söldner Gonsalvo's zu einer Räuberbande zusammen[5]); Catalonier waren fortwährend die gefürchtetsten Seeräuber in den neapolitanischen Gewässern.[6]) Selbst die Catalanencolonie in Ischia, eine Lieblingsschöpfung Alfonso's, ergriff schon im angiovinischen Kriege Partei

[1]) Pontan, d. bell. Neap. I.

[2]) Notar Giacomo, ein Drama über die Eroberung Granadas, erwähnt von Gregorius, Gesch. d. St. R. VII, 2, p. 624.

[3]) Istoria Napoletana. (Murat. SS. 23.)

[4]) Pontan, d. bell. Neap. II.

[5]) Notar Giacomo, f. 278.

[6]) Pontan, d. bell. Neap. II. Ferrante machte aber einmal einen solchen zum Admiral.

gegen Ferrante. Aehnlich handelten die hohen Adligen, die sich in Neapel festgesetzt hatten. Bei ihnen waltete vielleicht das Streben vor, sich ihren neuen Landsleuten zu nähern[1]), besonders wenn durch ein Hineinheirathen in alte Familien hierzu ein Anlass gegeben war. Man braucht sich hierbei nur an die Rolle zu erinnern, die Antonio Centelles schon unter Alfonso und dann unter Ferrante spielte. Ausser bei den Davalos reicht die Dankbarkeit bei keinem dieser Geschlechter bis über die zweite Generation; selbst das meistbegünstigte, die Guevara, einst arme aragonische Ritter, jetzt Erbgrossseneschalle Neapels, stürzten sich in die Baronenverschwörung.

So wenig an die Traditionen ihrer alten Heimath gebunden, bildeten diese „Catalonier" ein zerstörendes Ferment in der neapolitanischen Volksmasse, denn eine so enge Verquickung zweier verschiedenen Stämme, wie sie hier stattfand, wirkt doch zumeist nur zersetzend auf das innere Leben beider ein.

Wie tief die Einwirkung ging, dafür ist der beste Beweis der mit unzähligen spanischen Formen bereicherte Jargon, der den neapolitanischen Stadtdialect jener Zeit bildet. Deshalb darf man aber noch keineswegs ein völliges Aufgehen dieser spanischen Elemente im neapolitanischen Volk erwarten. Im Gegentheil, je zahlreicher sie wurden, um so entschiedener wurde auch der Gegensatz, in den die italienische Bevölkerung zu ihnen trat. Selbst die eingewanderten grossen Adligen hielten doch in den meisten Stücken an spanischen Sitten fest. Niemand hatte sich gegen die Renaissancebildung entgegenkommender verhalten, als die Davalos.[2]) Seit 3 Generationen waren sie nun in Italien ansässig, aber auch der Sieger von Pavia lernte noch Spanisch als seine Muttersprache und mochte als Knabe seine Phantasie ausschliesslich mit den Gestalten spanischer Ritterromane erfüllen.[3])

Bisweilen kam es zwischen den niederen Schichten der Bevölkerung und den Catalanen zu offenem Kampf. Im

[1]) So die meisten bei Caraccioli, variet.

[2]) Cf. u. a. nur die Briefe Philelpho's.

[3]) Jovius, vita Piscarii.

Jahre nach Alfonso's Tode, während der höchsten Bedrängnis des Reiches, hatten einige Galeerencapitäne neapolitanische Fischer zu Ruderern gepresst.[1]) Darauf erhob sich ein gefährlicher Aufstand, das allgemeine Geschrei war: Tod den Cataloniern; ohne die umsichtige Leitung der Königin hätte man aus diesem Ruf eine Wahrheit gemacht.

Noch gefährlicher waren die Unruhen, die fast dreissig Jahre später im Jahre des Baronenaufstandes stattfanden. Damals lieferten sich Catalonier und Italiener einen ganzen Tag über in den Strassen der Hauptstadt eine blutige Schlacht.[2]) Zuletzt wurden die Spanier in die Flucht geschlagen und verschanzten sich am Hafen und der Mole hinter regelrechten Barrikaden; mit Mühe gelang es der Regierung, am nächsten Tage die Ruhe wieder herzustellen.

Solchen Verhältnissen entsprach die allgemeine Schätzung, der Ruf der Aragonier in Neapel und ganz Italien. Es lag doch etwas Beschämendes darin, ein so starkes fremdes Element mit seinen Ansprüchen dulden, ihm sogar eine Art von Herrschaft einräumen zu müssen. Bisweilen suchte man mit etwas sophistischen Argumenten hierüber hinwegzukommen. Catalonier und Neapolitaner, so setzt Galateo auseinander, seien ja beinahe Nachbarn, von der Natur auf einander angewiesen, „die Gleichheit der Sprache" beweise die enge Stammverwandtschaft beider. Wie heftig aber der Nationalhass entbrennen konnte, zeigt am besten das Epos von der Belagerung von Piombino durch Alfonso. Der loyale Bürger, den es zum Verfasser hat, erschöpft das ganze Lexicon von Schmähworten der italienischen Sprache, um seinen Hass gegen die „Raonesi" und ihren König auszudrücken.[3]) Selbst Vespasiano Fiorentino, der aufrichtigste Bewunderer König Alfonso's, empfindet es als höchste Schmach Italiens, dass in Calixtus III. ein Spanier den heiligen Stuhl bestiegen

[1]) Istoria Napoletana.

[2]) Notar Giacomo, f. 103.

[3]) Istoria dell' assedio di Piombino in Terzinen bei Muratori, tom. XXIII.

habe, während doch selbst in Constanz ein Italiener durchgesetzt worden sei.[1]) Zum mindesten stellte man, wie der sehr bedächtige Bracellius, an die Aragonier und ihren König das Ansinnen, „sich sehr ruhig und bescheiden, wie es ihnen als Fremden gezieme, in Italien zu betragen.“ [2])

Auch in den maassgebenden politischen Kreisen theilte man solche Ansichten; von wie blindem Hass gegen alle Aragonier Venedig beseelt war, kann man aus Sanudo's leidenschaftlichen Declamationen ersehen. Selbst jene Mächte, welche die Aragonesen mit Bewusstsein aufrecht hielten, thaten dies nur aus Furcht vor den Franzosen. Franz Sforza sprach es nach Alfonso's Tode aus: er glaube, der Einfluss der „Barbarennationen“, über die jener geherrscht, werde jetzt aufhören. Die grössere Gefahr drohe von den Franzosen, „denn wer wisse nicht, dass diese stets hungrig und arm nach Italien kämen, dort ihre Gier zu sättigen.“ [3])

Neapel aber ward auf diese Weise auf die spanische Herrschaft vorbereitet; als alle Aussichten eines unabhängigen Weiterbestehens schwanden, ergriffen die weitblickendsten und tüchtigsten Köpfe des Landes die Partei Ferdinand's des Katholischen.[4]) Wenigstens Schutz vor der Türkengefahr, die seit der Eroberung von Otranto immer das Schreckbild der Süditaliener blieb, gewährte die spanische Macht. Als Calabrese, der täglich die türkische Küste vor Augen sehe, der in seinem eigenen Leben die Gefahren, die von ihr drohten, zur Genüge kennen gelernt hatte, muntert Galateo Ferdinand auf, diesem Ziele nachzufolgen und hierdurch die Weltherrschaft zu erwerben. Denn es sei göttliche Ordnung, dass diese unter den Völkern wechsele. Nur die Spanier seien bisher immer in ihrer Heimath geblieben, nun treten sie auf die Schaubühne, und die Entdeckung der neuen Welt sei das erste Unterpfand

[1]) Vespas., vita di Capranica.

[2]) Bracellius I. Marin Sanudo, bellum Gallicum.

[3]) Simoneta lib. 26 in den erst von Muratori herausgegebenen Noten, Briefe zwischen Cosmo und Franz Sforza.

[4]) Carac., Spinelli.

ihres Berufes. „Spanier, verliert die Gelegenheit nicht. Eure Zeit ist gekommen.“ [1])

In den humanistischen Kreisen theilte man zwar im Ganzen die allgemeine Abneigung gegen die Spanier, aber man wusste doch auch zu gut, dass es eben diese spanischen Könige gewesen, welche die neue Bildung eingeführt hatten und noch fortwährend schützten, um nicht das Urtheil etwas zu mässigen. Tristan Caraccioli sprach nur im Namen der Seggi, als er in der Anrede bei Alfonso's II. Krönungsfeier betonte: sein Grossvater und Vater seien den Neapolitanern Fremde geblieben; wo er als Humanist von Alfonso I. spricht, da giebt auch er voll Bewunderung das Bild des vollkommenen, glänzenden Renaissancefürsten. Am schärfsten war man in der Verurtheilung der niederen spanischen Elemente, die in die Bürgerschaft eingeströmt waren, und die zum Theil dem Auswurf angehört haben mögen. Den ränkevollen, betrügerischen catalonischen Kaufleuten schrieb man die Untergrabung der Ehrlichkeit zu, auch die Leichtfertigkeit des Lebens schien durch sie noch gesteigert zu sein. Und wenn Pontan ausruft: „In Neapel kauft man nichts billiger, als Menschenleben“, so fügt er hinzu: „Von den Spaniern haben wir den Dolch des Meuchelmörders empfangen.“ Dass aber erst unter ihrem Einfluss das Volk sich an obscöne Schwüre und Flüche gewöhnt habe, scheint nach allem, was wir aus alter und neuer Zeit von den Neapolitanern wissen, doch mehr als zweifelhaft. [2])

Derselbe Pontan, der dies rügt, hat aber auch geistvoll die Eigenart der spanischen Rede zergliedert, das Scharfe, Zutreffende, aber Dunkle, den Witz, der dem verdeckten Fechterhieb gleicht und noch öfter verletzen als erheitern will, in ihr aufgedeckt. Und als Philologe hat er sich Martial's Dichtungsart aus seiner spanischen Abstammung erklärt. [3])

[1]) Galat., epp. No. 1. J. Burckhardt betrachtet wohl mit Recht diesen Brief als die erste öffentliche Kundgebung dieser Gesinnung.

[2]) Pont., Ant. dial.

[3]) Pont., d. serm. III.

An Alfonso's Hofe waren es gerade die spanischen Begleiter des Königs, die zuerst auf die Art und Weise der Humanisten eingingen. Die Davalo's, die doch in der Gesinnung ganz Spanier blieben, fanden sich ohne weiteres in den cordialen Ton, den ein Philelphus und andere nach dem Vorbild der Antike anschlugen.[1]) Bald begegnen wir auch Spaniern in dem Kreise des Pontan; zunächst Joannes Pardus, einem Manne von strenger, ernster Gesinnung, den mathematischen und Naturwissenschaften zugewandt und minder leicht im Lebensgenusse als die meisten anderen des Kreises. Pontan neckt ihn einmal: im lustigen Badeleben von Bajae könne man ihn, den sittenstrengen Kritiker, den Cato dieser Zeit, nicht brauchen. Hiergegen verwahrt er sich freilich scherzhaft; aber als er Sannazaro's schöne Elegie[2]) empfing, in der dieser sein eigenes träumerisches und liebeseliges Landleben dem hohen Streben des Freundes, „des seltenen Ruhmes spanischen Bodens“ gegenüberstellt, ihn glücklich preist, dass er schon im Leben sich emporschwingen könne zu den Geheimnissen des Himmels, da antwortete er tiefbewegt: Auch er fühle in sich wohl die Neigung zu solcher ländlicher Zurückgezogenheit, aber er habe kein Landgut, kein Erbe seiner Ahnen und keine Heimath wie Sannazar, ihm möge drum das Sternengefild die Stätte seiner Sorge sein.[3]) So fühlte sich dieser Spanier doch als ein Fremder in dem schönen Lande. Ihm hat Pontan die Schrift *de conviventia* gewidmet, „das Buch über die Gastlichkeit dem Hausfreund“, wie er in der Vorrede sagt.

Um so heimischer fühlte sich der andere bedeutende Spanier dieses Kreises, Garetto aus Barcelona, oder wie er sich hier nannte, Cariteo. Als behaglicher Gesellschafter übertraf ihn nach Pontan's Urtheil nur noch Galateo durch geistreiche Heiterkeit; wenn ihm wieder einmal ein Mädchen geboren wird, gratulirt ihm Sannazaro scherzhaft, und wie

[1]) Philelphus, epist., viele Briefe aus den Jahren 1450 — 55.

[2]) Eleg. I, 2.

[3]) Miquia nulla soli natalis cura relicta est, Cura est aeterni sidereique soli. Seine Gedichte und Briefe in der Sammlung Arditi.

seine Frau mit der langen Reihe der Töchter bei Freunden und Bekannten zu Besuchen umherzieht, während daheim der alte Herr selber durch seine Gicht nur noch redseliger wird, weiss Pontan lustig zu schildern. Cariteo war Geheimschreiber der Könige, und einer der wenigen, die Alfonso II. auf der Flucht nach Sicilien begleiteten; mit Ferrantin kam er dann zurück.

Sein Heimathsrecht in Italien hat er aber am besten dadurch belegt, dass er selbst zum italienischen Dichter ward, und ausser Sannazaro und einem Caraccioli ist dieser Spanier der einzige, welcher als solcher aus Neapel in jener Zeit zu nennen wäre. Den Spaniern, die sich hier ansässig gemacht, war noch die alte provençalische Minnedichtung geläufig, von der einst auch die italienische Lyrik ihren Ausgang genommen hatte, deren Kenntnis jetzt aber zu den Seltenheiten gehörte.[1]) Auch Cariteo scheint mit Vorliebe dieses Studium getrieben und aus ihm Anregung geschöpft zu haben.

Auch einen Sprössling jener spanischen Familie, die, nachdem sie zuerst in Neapel festen Fuss gefasst hatte, bald in schwindelndem Ehrgeiz auf der Bahn des Verbrechens höher klimmte, der Borgia, finden wir unter den Humanisten Neapels. Hieronymus Borgia, ein Neffe Alexander's VI., theilte die wechselnden Schicksale seines Hauses, bis er in seinem Alter unter Paul III., dem er höfische Gedichte widmete[2]), als Bischof wieder einen ruhigen Lebensabend in Neapel genoss, und seine Würde auf einen Nepoten vererbte. Noch damals beschäftigte er sich mit der Abfassung eines grossen Geschichtswerkes, und er erzählt, dass ihm einst als Jüngling Pontan das Amt zugewiesen, seine vereinzelt gebliebene historische Darstellung fortzusetzen.[3]) So begegnet uns noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts der unmittelbare Einfluss

[1]) Siehe einen merkwürdigen Brief hierüber bei Tiraboschi VI, 2, c. 3 n. 16.

[2]) Nachdem die verschiedenen Arten der Weissagung künftiger Grösse, eines goldenen Zeitalters etc. damals erschöpft waren, muss zur Abwechselung in ihnen einmal eine alte Zigeunerin prophezeien.

[3]) Samml. Arditi.

des merkwürdigen Mannes, den wir an die Spitze der süditalienischen Renaissance zu stellen haben.

Eines fällt bei diesen Spaniern, die sich selbstthätig der neuen Bildung anschlossen, auf. Sie geben ihr Vaterland geistig auf, obwohl doch dieses auf dem Gebiet der Politik herrschend dastand. Bedenken wir, wie zäh die armen, bettelnden, hilfesuchenden und verachteten Griechen ihre Eigenart festhielten, wie sie dieselbe auch dann, wenn sie lateinische Schriftsteller wurden, nur mit doppelter Entschiedenheit zur Geltung brachten, so wird uns der Einfluss klar, den eine alte, ererbte, geistige Cultur auf ihre Träger ausübt. Noch hatte der Spanier keine solche zu vertreten. Darum jene Leidenschaft, mit der sich ein Alfonso und die Seinen der Ideen einer ihnen neu aufgegangenen Welt bemeisterten! Ich möchte dieselbe jenem extremen Verhalten der Gebildeten unter den Slaven gegenüber der modernen europäischen Literatur vergleichen.[1])

Es bedurfte noch einer völligen Wandlung der Verhältnisse, bis nicht nur das niedere Volk dem Einfluss spanischer Sitte und die Politik der Beherrschung durch spanische Macht, sondern auch das Geistesleben der höheren Klassen dem Eindruck spanischen Wesens unterlag.

V.

Die Geistlichkeit und die religiösen Zustände.

Dass Süditalien das Land der Extreme, die einander wechselseitig verschärfen, ist, dies zeigt sich auf dem Gebiete der religiösen Empfindungen am deutlichsten. Aberglaube und Unglaube sind schon im Mittelalter hier in ihren bizarrsten Gestaltungen neben einander hergegangen, und hatte auch bald die festorganisirte Macht der Kirche ihre Gegner gebrochen, so musste doch gerade der Druck dieser Macht immer wieder über kurz oder lang die radicale Opposition hervorrufen. So

[1]) Auch die Sinnesart eines Alexander und Caesar Borgia erklärt sich vielleicht aus diesem Vergleich.

geschah es auch wiederum in der Renaissancezeit. Wenn dann aber trotzdem die Träger der neuen Bildung nicht bei der blossen Verneinung stehen blieben, wenn sie vielmehr auf eigenem Wege eine Begründung ihrer religiösen Weltanschauung versuchten, so zeigt ein solches Bestreben, auch wenn es nicht zu haltbaren Ergebnissen führte, doch den Ernst, mit dem der Humanismus auch dieser höchsten Aufgabe sich gegenüber stellte, einer Aufgabe, die ursprünglich gar nicht auf seinem Wege lag.

In welcher Weise die religiösen Bedürfnisse des Volkes in diesem Lande von Alters her sich äusserten, welche Gestalt sie annahmen, welchen Einfluss sie auf Staat und Gesellschaft übten, habe ich in den ersten beiden Aufsätzen dieser Sammlung [1]) dargelegt. Hier mögen noch einige Erscheinungen des religiösen Wahnes, die dort nicht erwähnt werden konnten, hinzugefügt werden.

Der Dämonismus, wie man es wohl genannt hat, der im Aberglauben des Mittelalters überall spukte, zeigt sich wohl nirgends in Europa kenntlicher entwickelt, als in Süditalien. Das dumpfe Gefühl, umgeben und beeinflusst zu sein von unbekannten Mächten, die der Wissende dann doch unter sich zu beugen versteht, verschmilzt sich hier mit der behenden Phantasie, die jedem Gedankenbilde eine greifbare Gestalt verleiht und durch das Abenteuerliche, Ungeheuerliche sich angezogen fühlt, die aber auch gern umspringt in's Neckische und Bizarre und schliesslich gar sich mit dem Dämon in ein vertrauliches Verhältnis setzt. Der Erzengel Michael, der heil. Januarius, der Zauberer Virgil, sie alle zeigen diese Züge, nur in verschiedener Mischung.

Wie schwer es dem echten Neapolitaner ward, auch wenn er zu einer höheren Bildung gelangte, selbst nur den rohesten Aberglauben los zu werden, das zeigt recht deutlich der oft erwähnte Sedile Alexander de Alexandro. Hier haben wir einen Mann, der, ohne selber Humanist zu sein, doch mit den Häuptern des Humanismus vertraut verkehrte, der soweit die

[1]) Der Erzengel Michael und Januarius.

lateinische Sprache beherrschte, dass er mit reinem und höchst lebendigem Ausdruck wissenschaftliche Gegenstände und Schilderungen der Gegenwart behandelte; wir erfahren, dass er den geschworenen Feind aller zweifelhaften Tradition, Lorenzo Valla, als seinen Lehrer verehrte, wir sehen in ihm einen Heisshunger nach Stoff des Wissens und eine scharfe Beobachtungsgabe, um die ihn mancher gefeierte Gelehrte hätte beneiden können, aber dieser Mann mischt fortwährend zwischen treffliche Untersuchungen über römische Staatsalterthümer und gute naturwissenschaftliche Beobachtungen die albernsten Gespenstergeschichten und Vorzeichen. Nicht die waghalsige Lust, einmal die Grenze des Möglichen zu überspringen, wie sie sonst in der Magie der Renaissance sich geltend macht, sondern die Grundeigenschaft aller Superstition, die Furcht, spricht aus ihnen.

Der Teufel spielt hier eine grosse Rolle, aber er ist niemals der Versucher, sondern ein gewaltthätiger Dämon, der sein Opfer ermorden will. Nur bisweilen ist seinem Anfall eine unrechte That des Menschen vorangegangen. Auf offener Strasse in Neapel treibt er Nachts sein Wesen, und herbeieilenden Leuten gelingt es noch, einen schon fast erwürgten Jüngling aus seinen Klauen zu reissen.[2])

Das waren Erzählungen, wie man sie in den Seggi zu hören bekam, und daneben gab es auch dort jetzt manchmal einen Streit über Sueton — so seltsam verschmolz sich hier Altes und Neues. Es gab aber auch Humanisten, die solchen Schwächen unterlagen, der alte Junianus Majus, der sich sonst gerade durch Popularisirung der neuen Bildung hervorthat, betrieb zugleich auch das Traumdeuten als Passion. An jedem Morgen versammelte sich bei ihm eine Schaar Männer, hohe und niedere, denen er ihre Nachtgesichte auslegte. Auch zu seinen Gläubigen gehörte Alexander.[2]) Die Griechen brachten ihren heimischen Aberglauben von Nereiden und Tritonen mit, selbst Theodorus Gaza erzählt mit vollem Ernst von dem

[1]) Gen. dies IV, c. 19.

[2]) Gen. dies I, c. 11.

trauernden Meerweib, das nach einem Sturm auf dem Strande zurückgeblieben war; und von der epirotischen Küste kam die Kunde von einem Triton, welcher die Mädchen beim Wasserschöpfen raubte, bis ihn die tapfere Jugend einfing.[1]) Vergebens eifert Galateo gegen diesen „Nereiden-Aberglauben" seiner Landsleute, er stellt ihm denjenigen der Neapolitaner an „Januarien" zur Seite; mit diesem dem Schutzheiligen entlehnten Namen hatte man dämonische Luftwesen — wie es scheint — belegt.

Der Hexenglaube trieb üppige Blüthen, die sich aber von denen im übrigen Europa nicht weiter unterscheiden. Pontan lässt seinen durch Italien reisenden Suppatius in Gaëta eine alte Zauberin treffen, sie treibt ihr Gewerbe ziemlich harmlos, der Liebeszauber mit schwarzen Opferthieren ist ihre beste Einnahmequelle, und sie beschwert sich nur, dass ihr die Mönche des benachbarten Klosters viel Concurrenz machen.[2]) Virgil hatte einst in seiner Pharmaceutria das Bild einer antiken Liebesbeschwörung gegeben, Sannazar säumte nicht, dieser ein höchst drastisches neapolitanisches Gegenbild zuzufügen, aus dem wir alle Ingredienzien des Zauberkessels kennen lernen mögen.[3]) Der berühmten Erzählung des Benvenuto Cellini von der Geisterbeschwörung im Colosseum tritt fast ebenbürtig eine solche des Masuccio[4]) an die Seite, nur dass der Novellist noch burlesker die Scene ausmalt: den verliebten Tölpel, der sich vergebens Herzhaftigkeit einredet, und den alten Gauner, der umhüllt von qualmenden Dämpfen die mitgebrachten Opferthiere schlachtet und allerlei Hocuspocus treibt. Auch hier ward zuweilen der Zauber zu ernsteren Zwecken verwendet. Bei der Belagerung einer apulischen Stadt wandten die bedrängten Vertheidiger, um einen Seesturm

[1]) Gen. dies III, 8.

[2]) Pont., Anton. dial.

[3]) Sannaz., Eclog. X, 5.

[4]) Novell. 20, in einer anderen verspricht ein Priester, der noch mehr Aufschneider als Betrüger ist, die Auferstehung der Todten, die er als Theaterscene arrangirt, Nov. 8.

heraufzubeschwören, folgendes Mittel an: erst schleichen sich einige Priester an's Meer und versenken in dasselbe, unter Beschwörungsformeln an die drei Elemente, ein Crucifix. Dann wird vor der Kirche einem Esel eine Seelenmesse gelesen, ihm die Hostie gereicht und er darauf lebendig begraben.[1])

An solchem Unfug betheiligten sich auch die höheren Klassen. Im Volk trat dazu der landläufige Hexenaberglaube, die Salbung, die Verwandlung in Thiergestalten, der Durst nach Kinderblut, der Tanz über den Sümpfen, die Teufelsbuhlschaft, alles findet in ganz Europa seine tausendfache Wiederholung. Vieles erkannte der scharfblickende Galateus als antiken Ursprunges. Gerade in dem Augenblick, als diese Wahngebilde erst recht anfangen eine furchtbare Macht zu werden, schleudert der streitbare Mann eine glänzende Invective gegen dieselben. Er kann es nicht begreifen, wie diese aus kindischer Furcht und Altweibergeschwätz geborenen Fabeln alle Völker verwirren können; das Wunderbarste sei freilich, dass auch die Päpste gegen die Hexen ihre Sprüche richten, meint er.

Aber er schilt nicht nur, er sucht auch zu erklären: „Ist einmal der Geist befangen und von Lügen überzeugt, so müssen sich nothwendiger Weise auch bald die Sinne täuschen, und sind erst diese getäuscht, so versinkt wiederum der Geist ganz in Wahnwitz. Die Verwandtschaft zwischen Geist und Sinnen ist eben gross, äussern sich doch alle inneren Kräfte nur durch die Handlungen der äusseren Sinne.“ Zur Erläuterung seiner Theorie beruft er sich auf den Traum, die Hallucination, die gewöhnliche Sinnestäuschung, von der sich ja völlig kein Mensch losmachen könne. Als Heilmittel dieser Krankheit verordnet er ganz richtig: man müsse endlich Ernst machen mit der aristotelischen Forderung, dass die Erscheinung mit der Vernunft, und diese mit jener übereinkommen müsse, wenn nicht alles falsch und irrthümlich sein solle.[2])

Noch hören wir damals nicht, dass der Aberglauben

[1]) Pont., hist. l. V.

[2]) Galateus, Japygia.

blutige Folgen gehabt habe; erst unter spanischem Einfluss 1506 wird uns als etwas ganz Besonderes die Verbrennung einiger Hexen, die der Teufelsliebschaft beschuldigt waren, aus Neapel erzählt.[1]) Es war ein vorläufiges Experiment zur Einführung der spanischen Inquisition.

Die grossen Wallfahrtsepidemien, die im übrigen Italien jetzt stark zurücktraten, zuckten hin und wieder noch durch den Körper des Königreichs und haben dort eigentlich nie eine Unterbrechung erfahren. Man wusste oft gar nicht, wie sie eigentlich entstanden waren. Eine Bruderschaft der Stadt Neapel zog mit ihrem Heiligenbild einmal in der Nachbarschaft umher, die Wunder und zugleich mit ihnen das Gefolge fingen sich an zu mehren, und schliesslich wallte man mit einem ungeheuren Schwarm durch's ganze Land.

Zu einer vollständigen Kreuzzugsbewegung kam es 1457 nach dem grossen Erdbeben, das 200,000 Menschenleben gekostet haben soll. Besonders in den von den Türken bedrohten östlichen Provinzen ergriff sie das Volk[2]). Damals nahm auch König Alfonso das Kreuz, nachdem er schon früher ein ähnliches Gelübde geleistet.[3]) Pontan aber schrieb, eben durch jenes Erdbeben angeregt, seine einschneidendste Satire gegen Kirchenwesen und Aberglauben den Charon. Wie es zu geschehen pflegt, fanden die aufgeregten Gemüther damals plötzlich in allerlei gleichgiltigen Dingen beunruhigende Vorzeichen, Bussen und Kasteiungen sollten dieselben abwenden. Der Satiriker spottet über das Widernatürliche in diesen Wundern und über den gesammten Wahn, dass sich die Zukunft vorher erkennen lasse. Aber er findet diesen Trug überall gleichmässig verbreitet; die grossen Herren, welche die „Götter“ als Falkner und Hufschmiede betrachten, machen es eben auch nicht anders als die alten Weiber, die sich ein Heiligenbildchen anschaffen, um es über jedes kranke Huhn zu befragen. Aberglauben findet er auf Schritt und Tritt: in den geweihten

[1]) Notar Giac., a. a. 1507, p. 286.

[2]) Giorn. Napol.

[3]) Platina, Calixtus III.

Wachsgliedern — damals wie heut der unvermeidliche Schmuck jeder Kirche — in der Vermischung von Volks- und Kirchenfest, wenn sich etwa der Pöbel in den heiligen Räumen selbst um ein eingeseiftes Schwein zankte, oder beim Maifest des Januarius die Priester bekränzt einherzogen, Aberglauben im Glockenläuten, das man bis in die Unterwelt hört, und von dem der Ἑρμῆς ψυχοπόμπος meint: man habe es erfunden, umdas Restchen von Verstand, das noch in den Köpfen sei, um so besser zu umnebeln, Aberglauben vor allem im ganzen Heiligendienst. Keck wird derselbe ohne Weiteres dem antiken Götterdienst gleichgesetzt: einer facht Feuer an, und der andere löscht es aus, der sorgt für Krieg und jener für Frieden, die Mehrzahl schaden, und einige heilen. Wenigstens haben diese Götter sich die Liebschaften abgewöhnt, zu denen auch die unverhüllte Antike mehr Gelegenheit gegeben als die Jetztzeit mit ihrer eifersüchtigen Bewachung der Frauen. Nach einem unliebsamen Abenteuer Jupiters haben die Götter ihrem alten Lebenswandel feierlich entsagt und die Priester auch hierin als ihre Stellvertreter eingesetzt.

Darauf kommt der Satiriker immer wieder zurück: die festgefügte Macht der Priester über das Volk ist es, welche die Schuld am Aberglauben trägt, lässt man doch selbst das scandalöseste Leben hingehen — der Aberglauben deckt es zu. Die Fischer in Gaëta findet er die besten Stücke des Fanges aussondernd für die Mönche, die er zuvor daheim bei den Weibern getroffen hat: „Armes Volk, ruft er aus, du mästest Ehebrecher.“ In den Charon hat er die lateinische Verarbeitung einer der heftigsten Novellen Masuccio's gegen die Mönche aufgenommen, in der der Missbrauch der frommen Unschuld durch den heuchlerischen Priester gegeisselt wird.[1]) Wenn aber der Todtenfährmann hier das verführte Mädchen frägt, ob sie auch vor ihrem Tode durch jenen Priester die Absolution erhalten, und auf die bejahende Antwort fortfährt: „Gut, dann werden dich auch die Richter absolviren“, so kehrt sich dieser bittere Hohn schon nicht mehr blos gegen den

[1]) Nov. 2.

geistlichen Stand, sondern gegen die katholische Lehre von der Sündenvergebung überhaupt.

Und damals konnte Masuccio seinem Freunde Pontan[1]) dennoch als einzigen Mangel seines Genies vorwerfen, dass er sich zu sehr im Umgang mit Priestern gefalle. Der Novellist widmet ihm deshalb eine jener Novellen, damit er dies Geschlecht erst recht kennen lerne, so hat er auch die anderen gleichen Inhalts lauter bedeutenden Leuten, den ersten Männern des Staates zugeeignet: König Ferrante und dem Prinzen von Calabrien, Petrucci dem Staatssecretär und Antonius Panormita. Nun ist ja freilich von Boccaccio an die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes das unerschöpfliche Lieblingsthema der Erzähler, in Masuccio aber haben wir einen Mann von ganz anderem Schlage als die Bandello und Giraldi. Boccaccio und Juvenal zugleich nachzufolgen, erklärt er einmal, sei sein Ziel.[2]) Ihm ist es mit seinen Erzählungen bitterer Ernst; nachdem ihm einmal der Verkehr mit aufgeklärten Männern und die Beobachtung der Welt die Binde von den Augen genommen, will er sie gewaltsam auch den Anderen entreissen; er ist recht eigentlich ein Aufklärer. Ganz systematisch verfährt er, und nichts entgeht seinem Zorn: die falsche Heiligkeit[3]), der Reliquienschwindel[4]), das raffinirte Fabriciren falscher Wunder[5]), der Geiz der Mönche und ihre Parteiungen[6]), die Frechheit, mit der sie das Heilige selbst verspotten[7]), vor Allem aber die namenlose Unsittlichkeit und die Verpestung, die sie dann weiter in's Volk tragen. Was er von den Nonnenklöstern grimmig berichtet[8]), ist nicht viel weniger arg, als was Peter Aretino frech ausmalt; ganz öffentlich ward das Unwesen betrieben und an den Orgien der Mönche und Nonnen nahmen

[1]) Nov. 3.
[2]) Vorrede zum lib. III.
[3]) Nov. 7.
[4]) Nov. 2. u. 3.
[5]) Nov. 2, 4 und 8.
[6]) Nov. 10.
[7]) Nov. 3 und 5.
[8]) Nov. 6.

ungescheut auch Fremde Theil. Die Meinung, dass die Landpfarrer etwa besser seien[1]), wird ebenso bestritten, wie die, dass die letzte Klosterreform etwas geholfen habe; gerade die Observanten seien die schlimmsten, meint er, denn sie sind die ärgsten Heuchler.[2])

Vollends das Unerträglichste ist der geistliche Hochmuth dieser Leute, die gar schon sagen: eigentlich seien alle Laien verdammt[3]), die das Paradies verkaufen und sogar die Plätze darin mit bestimmtem Preis[4]), die einander in der Beichte nur ein Paternoster auflegen, bei Dingen, wo sie einen Laien als Ketzer verdammen würden, die, um nicht verstanden zu werden, sich eine eigene Sprache zurecht gemacht haben, und dadurch ihre obscönen Reden vor Uneingeweihten verhüllen. Und doch glaube diesen Bösewichtern alles, denn sie haben ja das Himmelreich in Händen; und nicht eher werde es besser werden, als bis Gott das Fegefeuer aufhebe, dann würden sie auch wieder zur Hacke greifen müssen, statt sich vom Almosen zu ernähren.[5]) Diese Priester-Verehrung ist es, die ihrer Unsittlichkeit Vorschub leistet. Die Bauersfrau, auf die der Pfarrer sein frivoles Begehren richtet, ist ja stolz auf die neue Würde, die sie damit erlangt[6]), der Beichtstuhl ist das beliebteste Mittel zur Kuppelei.[7])

Nicht glimpflicher verfährt er mit den Cardinälen, den „neuen Pharisäern"[8]), und mit den Päpsten selbst. Die Idealisirung des edlen Mohamedaners Saladin, seit den Kreuzzügen das Probestück der religiösen Aufklärung, geht bei ihm Hand in Hand mit der schwärzesten Schilderung des Papstes: Friedrich Barbarossa pilgert aus Andacht in's heilige Land, der Papst, „der Vorläufer des Antichrist", lässt sein

[1]) Nov. 6.
[2]) Nov. 8.
[3]) Widmung an Hippolita d'Arragona.
[4]) Nov. 10
[5]) Nov. 2.
[6]) Nov. 9.
[7]) Nov. 7.
[8]) Nov. 15.

Bild Saladin überbringen und giebt zu verstehen, dass Friedrich als Spion komme. Der Sultan ist zwar sogleich von Verachtung dieses Schurkenstreichs erfüllt, nimmt aber den Kaiser gefangen. Auf seine Vorstellungen hin lässt er ihn aber sofort frei und verlangt ein Lösegeld nur deshalb, um zu sehen, wie weit denn die Treue der Christen gehe. Als es Friedrich schickt, sagt er: Nicht Geld, sondern einen Freund wolle er erwerben und sendet ihm seine Söhne zur Erziehung. Der Papst wird schimpflich von Rom verjagt und endet sein Leben, wie er es verdient, im Elend.[1]) Masuccio aber fügt eine donnernde Declamation gegen die Nichtswürdigkeiten der früheren und das verfluchte Leben der gegenwärtigen Päpste bei, von dem keine Zunge genug reden, keine Feder schreiben könne. Er spricht hier auch als Neapolitaner; das Bewusstsein: von diesem römischen Stuhle hänge sein Vaterland ab, schürt seine Erbitterung.

So ziemlich alle Vorwürfe, die man gegen einen verrotteten Priesterstand erheben kann, hat Masuccio zusammengedrängt, nur einen erhebt er nicht: denjenigen der Grausamkeit. Er kennt zwar auch die Inquisitoren der Ketzerei als Plage des Volkes, sie haben aber keinen anderen Zweck als ihre Brüder, die Kreuzzugssammler, Ablassprediger, Reliquienkrämer, den Zweck, Geld zusammen zu scharren. Für seine Novellen kam er zwar selbstverständlich in den Ruf eines Pfaffenfeindes, aber ausser dass die Weiber auf ihn lästerten, erwuchsen ihm weiter keine schlimmen Folgen hieraus, und an diesen Gegnerinnen hat er zur Genüge Rache genommen. Unter König Alfonso hatte das Inquisitionstribunal noch Lorenzo Valla wegen seiner kritischen Ansichten über das apostolische Glaubensbekenntnis hinterrücks vorgefordert und die Prediger hatten das Volk gegen den kühnen Humanisten aufgehetzt, aber dies war nur dadurch möglich geworden, dass der mächtigste Kirchenfürst, der Spanier Borgia, der spätere Papst Calixtus III, seinem Ingrimm gegen den Neuerer Befriedigung verschaffen wollte. Und auch damals musste man sich mit

[1]) Nov. 49.

einem Scheinsiege begnügen.[1]) Ein Widerruf kostet dem Humanisten nicht viel, um so mehr, wenn er unmittelbar daneben seinen Hohn ausgiesst über ein Verfahren, das Widerruf dort will, wo es sich um vernunftgemässen Beweis handeln würde. In der That werden wir ja einen solchen Widerruf unterscheiden müssen von einem, der sich auf Glaubenssachen bezieht.

Jedenfalls war das neapolitanische Volk sonst weder unduldsam noch blutdürstig, und aller spanische Einfluss konnte es nicht dazu machen. Dazu war sein Glauben und Aberglauben auch gar nicht angethan, es verlangte kein starres Dogma, sondern ein fortwährendes, lebendiges, abenteuerliches Erlebnis. Dass in dieser „guten Stadt Neapel" so wie so viel gesündigt wurde, wusste jeder, aber dafür hatte man eben St. Januarius, die übrigen Heiligen und die Priester, die die Rechnung droben begleichen mochten, eine Inquisition begehrte man nicht, und sie schien geradezu wie eine Beleidigung.

Tristan Caraccioli hat in einem meisterhaften Schriftchen die Inquisitions-Unruhen des Jahres 1507 beschrieben und uns damit das unübertreffliche Bild einer südlichen Volksbewegung gegeben.[2]) So wenig dem strengen Aristokraten die tumultuarischen Scenen als solche gefallen, so bedenklich es ihm ist, dass der Pöbel in diesen Agitationen immer mehr Einfluss erhält, so unbedingt billigt er doch die Gesinnung, die das Volk beseelt, die Hohe und Niedere einander verbindet. Er selbst besitzt einen so klaren Einblick in die Entstehung der spanischen Staatsinquisition, wie ihn bis auf Spittler dann Niemand mehr besessen; er weiss, dass es sich hier zunächst um die Ausbeutung einer religiösen Institution zu politischen Zwecken handelt, dass Ferdinand um der

[1]) Ich gestehe, dass mich Monrad's treffliche Untersuchung in diesem Punkte nicht befriedigt. Es wird eben immer ein vergebliches Bemühen sein, aus Humanisteninvectiven irgend ein sicheres Bild eines Vorganges zu erhalten. Sonst aber scheint mir Valla's eigene Darstellung der Wahrheit sehr viel näher zu stehen, als diejenige Poggio's.

[2]) De inquisitione epistola.

socialen Bedeutung des Juden- und Neuchristenthums, des semitischen Elements, willen den Fanatismus zum Nutzen der Despotie verwerthet hat, und er urtheilt schon 1507: „Wenn auch die spanischen Könige seitdem ruhiger geherrscht haben, so haben sie doch durch diese heilige Inquisition oder durch den Vorwand der Heiligkeit ihr Reich ärmer an Menschen und erschöpft an Gütern gemacht. Ihr Vorsatz war vielleicht noch gut, die Ausführung zeigt in jedem Falle nur Grausamkeit und Habgier." Das Volk war von solcher tieferen Kenntnis natürlich weit entfernt, die beiden Worte aber, auf die es ankam, „Grausamkeit und Habgier", hatten sich ihm um so tiefer eingeprägt, und erregten seinen tiefsten Abscheu. Alles, was dieses nicht gerade tiefsittliche, aber weich und warm empfindende Volk empören musste, war in dieser Inquisition vereinigt. „Man erzählte", berichtet Caraccioli, „auf wie geringfügige Gründe hin grausamste Marter und Hinrichtung verhängt würden, ja wie man sogar gegen die Todten mit Richtersprüchen verführe, ihre Gebeine aus den Gräbern reisse und sie, um ihr Andenken zu schänden, und die Lebenden zu entsetzen, verbrenne, wie man Schwangere, ohne die Geburt abzuwarten, getödtet habe, wie man unmündige Kinder für die Schuld der Eltern enterbt, Mädchen und Jungfrauen, die weder eigener noch fremder Schuld überwiesen, gegen alle jungfräuliche Zucht nackt durch die Strassen getrieben und ihrer Mitgift beraubt habe, wie man Auflaurer angestellt, um Unschuldige mit der Aussicht einer Untersuchung zu schrecken und zur Flucht anzutreiben, wie man dann die Flucht als Beweis ihres Verbrechens angesehen, Haus, Hof und alle Güter für den Fiskus eingezogen, wie man die zufällig zurückgebliebenen Diener in's Gefängnis zur Untersuchung geschleppt habe, um von ihnen statt der entflohenen Herren Geständnisse zu erpressen."

So erfasste Grauen und Entsetzen dieses leichtlebige Volk, weil es plötzlich spanisch werden sollte. Aber auch eine andere, weniger ehrenvolle Erwägung sprach mit: Die Inquisition nahm jede geheime Denunciation an; und wohin sollte das führen, in dieser Stadt, deren eigenthümliches Laster von jeher der Meineid war! Auch die Priester hatten

kein Interesse daran, die Einführung der Inquisition zu fördern. Sie sassen hier fest genug im Sattel.

Und wie wäre es jemals möglich gewesen, den Einfluss der Priesterherrschaft zu brechen, wo die politischen Verhältnisse des Reiches und die Ueberzeugung des Volkes zusammenwirkten, um ihn festzustellen! Während Masuccio die Schändlichkeiten der Mönche als etwas Allbekanntes hinstellt, hat er doch darüber zu klagen, dass sie sogar ihre Parteiungen populär zu machen wissen, dass selbst in den Seggi die Freunde der Dominikaner und die der Franziskaner einander als feindliche Gruppen mit eigenen Parteinamen entgegen stehen.[1]) Man musste zufrieden sein, den Einfluss zu mildern und sich, was das eigene Denken anlangt, einen freien Platz vorzubehalten, aber rechnen musste man jederzeit mit ihm; und so lag die Versuchung nahe, ihn, wo es anging, auch auszunützen. In Tristan Caraccioli's politischem Glaubensbekenntnis, seiner Rede an Alfonso II., wird dem König vor Allem eingeschärft, um jeden Preis ein gutes Verhältnis zur römischen Curie zu wahren. „Die Geschichte dieses Reiches zeigt durch ununterbrochene Proben: hier ist der Zugang zum Thron, hier ist die Werkstatt, wo Heil und Unheil des Landes bereitet werden.“ [2])

Man mochte sich bäumen gegen diese Thatsache, aber man musste sie täglich fühlen. In einer philosophischen Schrift spricht es Pontan mit Bitterkeit aus: „Der Aberglaube ist so weit verbreitet, dass er, nicht zufrieden damit, uns nach dem Tode den Himmel zu versprechen — ach könnte er ihn uns doch im Leben verkaufen! — über uns auch die weltliche Herrschaft besitzt.“ [3]) Und selbst der Notar Giacomo weiss, wie Dante und Walter von der Vogelweide, vom Wehklagen des Engels bei der Schenkung Constantin's zu erzählen, und fügt hinzu: so sei es auch geschehen.[4]) König Alfonso, der sich das Reich gegen den Willen des Papstes erstritten

[1]) Masuccio, Nov. 10.

[2]) Oratio ad Alfonsum juniorem in der Samml. Arditi.

[3]) Pont., d. obed. I.

[4]) N. Giac., f. 5.

hatte, unter dessen Schutz Valla, zwar nicht als Neapolitaner, aber als Stadtrömer, den heftigsten, gelehrtesten, einflussreichsten Angriff gegen die weltliche Herrschaft des Papstes geschleudert hatte, selbst er liess am Ende seines Lebens den Hofhistoriographen Facius schreiben: Braccio's Untergang vor Aquila erkläre sich aus seinen früheren Angriffen auf den Kirchenstaat, „als ob er mit den Ueberirdischen Krieg geführt habe.“

Immerhin ist es Alfonso noch am leichtesten geworden, sich mit diesen unbequemen Thatsachen abzufinden.[1]) Da kam ihm wieder seine unvergleichliche Natur zu Hilfe, in der sich die Gegensätze vertrugen. Welchen Eindruck machte es nicht auf die Neapolitaner, wenn der König, so oft er auf der Strasse dem Sacrament begegnete, vom Pferde stieg und ihm nachfolgte bis in die Hütte des Armen, zu dem es der Priester trug [2]), wenn er dann diesem mit den Reliquien, die im Königsschatz aufbewahrt wurden, zu Hilfe kam, wenn er in Gegenwart des Hofes und der fremden Gesandten am Gründonnerstag 12 Armen die Füsse wusch.[3]) Das kostete ihm weder Ueberwindung noch Heuchelei, in diesen Dingen war er Spanier. Und nicht minder wirkte die aufrichtige, wohlgemeinte Freigebigkeit, mit der er arme Mädchen ausstattete, sobald sie Nonnen werden wollten. Allerdings hat hierbei selbst Panormita zu erwähnen, dass sich nun Schaaren zu dieser bequemen Versorgung — die ja eben nicht viel Entsagung forderte — zugedrängt hätten.

Aber dieser selbe Mann war auf der anderen Seite sehr aufgeklärt. Blos dem Priesterwort zu glauben, war nun seine Sache ganz und gar nicht; denselben Eifer, mit dem er das Alterthum zu erfassen suchte, wandte er auf religiöse Er-

[1]) Die folgenden Züge sämmtlich aus Panormita und Vespasiano.

[2]) Es war das eine spanische Hofsitte, die auch Ferdinand der Katholische bei seiner Anwesenheit in Neapel sofort wieder in Anwendung brachte. Not. Giac., p. 299.

[3]) Dieser Brauch hat sich bekanntlich unter dem Einfluss spanischer Sitte auch an den katholischen Höfen Deutschlands eingebürgert.

kenntnis. Vierzehn Mal hatte er die Bibel durchgelesen und konnte sie beinahe auswendig, mit grösstem Eifer verfolgte er die theologischen Disputationen seiner geistlichen und humanistischen Umgebung, und wenn er selber eingriff, geschah das in drastischer Weise. Einen übereifrigen Vertreter der Transsubstantionslehre führte er dadurch ad absurdum, dass er das Ciborium seiner Hauscapelle kommen liess. Statt der Hostie fand sich ein Mehlwurm, der jene verzehrt hatte. „Bete ihn an, das ist dein Gott“, erläuterte der König; und der humanistische Papst Pius II. lobt diese Beweisart höchlichst. So war er auch misstrauisch gegen jedes Eingreifen wunderbarer Erscheinungen in die Gegenwart, falsche Faster, die mit Engeln Unterredungen haben wollten, suchte er selber zu entlarven. Und seine Kirchenpolitik war so geschickt gewesen, dass er als Gegner und als Freund den Päpsten gleichmässig sich bemerklich gemacht hatte. Ein Papst, eben Pius II., hat ihm schliesslich die begeistertste und die einzig unbestochene Lobrede geschrieben.[1]) So fühlte er den Druck nicht, der durch die Priesterherrschaft auf dem Lande lastete.

Alsbald nach seinem Tode trat derselbe wieder in aller Deutlichkeit hervor. Der erste Borgia auf dem Stuhl Petri, der sein Emporkommen einzig und allein Alfonso, seinem Landesherrn, zu danken hatte, konnte sofort den Versuch wagen, seinen Nepoten statt des Sohnes seines Wohlthäters auf den Thron zu bringen. Pius II. verfuhr dann, mit dem Maassstab jener Zeit gemessen, selten uneigennützig gegen Ferrante; aber das demüthige Bewusstsein, allein durch die päpstliche Macht gehalten zu werden, ersparte er dem Könige um so weniger, als er, der Diplomat und Gelehrte, immer zaghaft und missmuthig war, wenn es einmal wirklich etwas zu wagen galt. Von da ab hatte Ferrante immer und immer zuerst darauf zu sehen, die Päpste bei guter Laune zu erhalten, mochte ihn, wie mit Sixtus IV. eine verbrecherische Politik zusammenführen oder nicht. Und die letzte Sammlung seiner Depeschen — sie sind insgesammt aus Pontan's Feder —

[1]) Am Schluss der Europa.

zeigt uns den alten Mann wieder ängstlich bemüht, den zweiten Borgia, Alexander VI., der einen noch höheren und schrecklicheren Ehrgeiz entfaltet, als sein Oheim gethan, zu besänftigen, zu gewinnen, seinem Hause dauernd zu verbinden.

Unter solchen Umständen entwickelte sich sein religiöses Empfinden, das seines Sohnes, seiner Umgebung, zusammengesetzt aus Heuchelei und Hohn. Das Interessanteste an Masuccio's Novellen ist vielleicht, dass sie aus der Hof-Unterhaltung hervorgegangen oder für dieselbe bestimmt waren. Wo der Aberglaube seine Regierungshandlung beeinflussen wollte, da verschwanden bei Ferrante die Rücksichten auf das Volk, wie bei den falschen Prophezeiungen des h. Cataldus, und das Entlarven falscher Faster betrieb er so geschickt, wie sein Vater. Wo es ihm unbequem war, trieb er auch wohl einmal ein Nonnenkloster ohne weiteres auseinander, um Platz für einen Palastbau zu gewinnen; sich eine Frau aus dem Kloster holen galt an diesem Hof als etwas sehr Löbliches: das heisse ja, der Geistlichkeit eine schöne Beute abjagen.[1]) Noch in Alfonso's Rath hatten Geistliche eine grosse Rolle gespielt, — mit welchem Erfolge, das zeigte Papst Calixtus — in dem Ferrante's begegnen wir nur noch Laien. Betreffend die Besetzung der Bisthümer hatte schon Alfonso weitgehende Zugeständnisse erlangt; man musste freilich viel Rücksicht auf die Creaturen der Curie nehmen, im Uebrigen konnte man sie aber rücksichtslos als Geldquelle ausbeuten. Auch Gelehrte wurden bisweilen mit ärmeren Bisthümern wie Policastro und S. Marco bedacht;[2]) die fetten Bissen wie Tarent wurden bis zu 13,000 Ducaten verhandelt.[3]) Dafür liess man dann Masuccio auch freie Hand, kräftig auf den simonistischen Stellenhandel an der Curie zu schimpfen.

[1]) Masuccio, Nov. 13.

[2]) Pontan, de beneficenita.

[3]) Commines. Ein anschauliches Bild, wie genau die Krone in diesem Punkte war, und wie unmöglich es war, ohne Geld etwas von ihr zu erreichen, bietet der Briefwechsel des Io. Ant. Campanus mit Petrucci. Er hätte gern sein kümmerliches Abruzzenbisthum mit einem besseren vertauscht. Campani Opp. Epistolae.

Aber auf der andern Seite that man auch alles, um beim Volk den Schein rechter Frömmigkeit zu erwecken. Wir sahen schon, wie man absichtlich dem Januariusdienst Vorschub leistete; dass die Frauen des Königshauses wenigstens theilweise die abergläubische Frömmigkeit der Massen theilten, empfand man entschieden als Vortheil. Die Festlichkeiten behielten hier mehr als anderwärts in Italien das kirchliche Gepräge, die gesammte Geistlichkeit erschien bei ihnen wie zur Musterung.[1]) Man scheute sich gar nicht, den Grundsatz der Heuchelei offen auszusprechen. Lange vor Macchiavelli schrieb Pontan in seiner Unterweisung für den Prinzen von Calabrien (Alfonso II.), seiner Erstlingsschrift: „Nichts dient so dazu, die Gemüther der Unterthanen zu gewinnen, als der Ruf der Gerechtigkeit und der Frömmigkeit.“ Und während er bei andern Tugenden hinterher auch auseinandersetzt, wie weit der Fürst sich ihr Wesen aneignen müsse, lässt er es bei der Frömmigkeit beim blossen Ruf bewenden. Wie der Aberglaube benützt werden müsse, um das Volk zu lenken, meint er, solle er von Alexander dem Grossen lernen. Das beste Beispiel bleibe aber der Ahn, Alfonso I., der in solchem Ruf der Frömmigkeit gestanden, dass ihn kein Papst übertroffen.

Aehnliche Ansichten wiederholen sich bei dem Verfasser des Charon und Antonius auch in andern philosophischen Schriften: „Das Volk will nun einmal gesättigt werden mit Schaustellungen und Reliquien, also gebe man sie ihm“.[2]) Er beruft sich auch hierfür auf die Alten und die Pracht ihrer Tempel.[3])

So verschieden lauten Pontan's Aeusserungen, wenn er als Staatsmann und wenn er als beobachtender Satiriker spricht. Es kommt darauf an, wie er als Philosoph zwischen

[1]) Beim Leichenbegängnis Ferrante's war der Zug derselben so lang, dass die ersten schon S. Chiara erreicht, ehe die letzten das Castell verlassen. Caraccioli, de funere Ferrdinandi (M. S. Neap.)

[2]) De conviventia.

[3]) De magnificentia.

diesen Standpunkten hindurch zu einer Ansicht kam, die ihm und die seinen Zeitgenossen genügte. In seinen früheren Schriften, die sich mit den Eigenschaften beschäftigen, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, und denen, die das menschliche Leben verschönen, steht er auf einem ganz verneinenden Standpunkt, den er weniger entwickelt, als dass er ihn durchblicken lässt. In der grundlegenden Schrift über den Gehorsam nimmt er die bequeme Ausflucht zu Hilfe: über den Gehorsam gegen Priester und Päpste wolle er in einem besonderen Werk handeln; in der Schrift über die Tapferkeit begründet er diese Tugend geradezu dadurch: „der Tod habe nichts Schreckliches, da man ja meine, dass er den Menschen von Grund aus vernichte und auslösche, obgleich es auch Leute gebe, die anders urtheilen." Das Buch ist seinem Schüler Alfonso II gewidmet. In dieser Zeit charakterisirt er die Rathlosigkeit in der Unsterblichkeitsfrage treffend dahin, dass er den Charon erzählen lässt: als er Aristoteles übergefahren, habe er gern von diesem einen bestimmten Ausspruch über die Unsterblichkeit herauslocken wollen, der vorsichtige Philosoph aber, obwohl schon todt, habe sich nicht zu einem solchen bewegen lassen. In dem Gespräch selber ist die Unterwelt nur Scenerie. In der Abhandlung über die Freigebigkeit setzt er noch Liberalität gegen Priester und gegen Gaukler auf eine Stufe, so sehr er sonst in dieser Schriftengruppe auf Pracht des Gottesdienstes dringt, um seines praktischen Nutzens und des daraus erlangten Ruhmes willen. In der Rede über den Fürsten giebt er, nach jener Empfehlung religiöser Heuchelei, demselben als positiven Anhalt nur die antike Scheu vor dem Schicksalswechsel, wenn das Glück lächelt; aus ihr geht dann auch die einzige dem Fürsten wirklich nothwendige Tugend, die Selbstbeherrschung, hervor.

Aber mit der Zeit modifizirte Pontan seine Behandlung des christlichen Glaubens etwas. Auch jetzt noch sah seine Philosophie von demselben ab, aber sie machte ihm ihre höfliche Verbeugung. Noch in der Schrift über den Hochsinn, die er in höherem Alter, aber noch im Amt des Ministers

verfasste, steht er auf einem keineswegs religiösen Standpunkt. Hier entwickelt er sein Ideal des vollkommenen Menschen ohne alle Rücksicht auf dessen religiöses Verhalten. Nicht einmal für eine hochsinnige Verachtung irdischer Güter will er die christliche Entsagung als Beispiel gelten lassen, denn sie habe auch ein Gut, nur ein himmlisches, im Auge und falle deshalb unter den Gesichtskreis des Theologen, nicht des Philosophen. Ganz zum Schluss schleppt er dann freilich die christliche Aussicht auf Unsterblichkeit mit ein paar Worten hinterdrein, aber doch nur, um zu versichern, dass sie mit seiner Philosophie Hand in Hand gehen könne.[1])

Vollends in der im höchsten Alter verfassten Hauptschrift über die Klugheit, in der das aristotelische Sittlichkeitssystem eine zeitgemässe Verarbeitung erhält, entwickelt er den Begriff des Glückes und des Glücklichen ganz allein aus philosophischen Gründen. Auch hier aber glaubt er zum Schluss eingehen zu müssen auf jenes Glück, das der christliche Glaube den Seelen der Frommen verspricht, dem er das Glück frommer Priester, die ganz dem Gottesdienste leben, anreiht. Und er erklärt: solchen Zustand möge man Seligkeit nennen, aber nicht Glück. Glück erwachse nur aus dem Leben und im Leben, der Tod oder das Absterben für die Welt setze ihm sein naturgemässes Ziel. Seine Philosophie aber lasse Untersuchungen über solche Zustände nicht zu.[2])

Unzweifelhaft hat Pontan auch mit dieser Scheidung religiöser und philosophischer Untersuchung, ebenso wie mit den gleichgiltigen Anerkennungs - Formeln am Schluss bedeutenden Einfluss ausgeübt. Die Scholastik hatte, mochte sie nun aufgeklärt, mochte sie orthodox sein, immer das entgegengesetzte Ziel: eine Einheit von Religion und Philosophie, verfolgt. Die Florentiner platonischen Philosophen gingen demselben Zweck auf anderem Wege nach. Dagegen hatte Lorenzo Valla, auch hier der Bedeutendste, die Kraft seines

[1]) Pontan, de magnanimitate lib. II. Schluss.
[2]) Pontan, de prudentia lib. I. Schluss.

dialektischen Verstandes zersetzend auch auf Philosophie und Religion zugleich wirken lassen. Die consequente Skepsis, der hier nicht durch historische Untersuchung die Wage gehalten werden kann, ist sein Ergebnis; und bei ihm wenigstens ist es der reine Hohn, wenn er den Vortheil solcher Betrachtungsweise für die christliche Religion auseinandersetzt.[1]) So steht er in der Neuzeit als der erste jener Nomaden da, die von Zeit zu Zeit allen regelmässigen Anbau des philosophischen Feldes zerstören, die aber auch aus dem dogmatischen Schlummer aufrütteln, wie Kant die Skeptiker bezeichnet hat. Bald traten Pomponatius und, wenn auch halb verschämt, Erasmus[2]) in seine Spuren.

Eine dogmatische Philosophie, die ganz unabhängig sei vom religiösen Dogma, machte sich aber doch als Bedürfnis geltend in einer Zeit, die vor Allem bestrebt war, jedes Ding in seiner Eigenart zu erfassen. Hier bot sich Pontan's Wiederbelebung der aristotelischen Ethik als eine Lösung, die einstweilen befriedigte, so schwach auch der eigentliche philosophische Gehalt war. Ihr ebenso wie seiner Ueberfülle an fasslichen, meist der Antike entlehnten, Beispielen hat dann Pontan auch sein Ansehen in den protestantischen Schulen zu danken; denn erst die Reformation machte mit jener Scheidung völlig Ernst, durch sie ist dieselbe zur Entwickelungsbasis des modernen Geisteslebens geworden.

Pontan selber hielt die Scheidung noch nicht auf die Dauer fest. Er, der die längste Zeit sich nur das Ziel gesetzt hatte, eine Theorie des Lebens zu geben, entzog sich

[1]) So, gleichmässig in den dialektischen Untersuchungen und in der philosophischen Hauptschrift: de voluptate. Besässen wir nur eine echt philosophische Darstellung Valla's. Was aber soll man bisher mit Prantls Geschichte der Logik anfangen, die für Alles, was mit des Verf. eigener logischer Ansicht nicht übereinstimmt, nur die Ehrentitel: Blödsinn und Stumpfsinn in Bereitschaft hält.

[2]) Im Epicureus, der wohl seine philosophischen Ansichten am besten entwickelt und in so hohem Maasse Luther's Zorn erregte. Dagegen beruht der Skepticismus des Agrippa von Nettesheim auf ganz anderen Grundlagen.

am Ende seiner Laufbahn auch der andern Aufgabe nicht: die Mächte, die über dem Menschen stehen, von denen er sein Dasein bestimmt fühlt, ohne sie selber bestimmen zu können, womöglich doch philosophisch zu erkennen. Hierbei musste sich sein Denken fortwährend mit den Ansichten der christlichen Religion berühren oder kreuzen. In dem interessanten Aufsatz über die Unmenschlichkeit[1]) hatte er den systematischen Zusammenhang seiner bisherigen Schriften und seine Stellung zu den Vorgängern erläutert. Den vielfach an ihn herantretenden Mahnungen frommer Leute gegenüber erklärte er hier: „Sein Gottesdienst sei die Erkenntnis der moralischen Natur des Menschen", aber schon arbeitete er damals an seinem Buch über das Glück.

Auch in dieser Schrift ist Pontan natürlich zumeist bemüht, die Definitionen des Aristoteles zu erläutern und auszuspinnen; er hat ausserdem sogar Thomas von Aquino stark herbeigezogen; deshalb sind aber seine Aeusserungen nicht weniger interessant. Auch was er von jenen beiden entnimmt, ist verarbeitet zu einem Glaubensbekenntnis der Renaissance über Schicksal und Weltlenkung; ist doch auch Dante mit seiner tiefsinnigen Schilderung der Fortuna nicht originell, und dennoch wird man dieselbe als wichtigstes Zeugnis der italienischen Lebensauffassung im 14. Jahrhundert ansehen.

Die fromme christliche Ansicht: dass Alles Gottes Wille sei, dass sich unter dem, was wir „Fortuna" nennen, seine geheimen Absichten verbergen, und dass wir diesen nicht nachzuspüren haben, will Pontan am wenigsten behagen, merkwürdiger Weise deshalb, weil sie ihn zu sehr an die neapolitanische Volks-Unsitte erinnert, mit jeder Kleinigkeit die Heiligen zu behelligen. Gott, meint er, lenke und erhalte selbstverständlich das Weltall, aber ihm alle Kleinigkeiten wie den Einbruch eines Wolfes in die Heerde und Aehnliches zuzuschreiben, sei der Wahn eines nichtigen, unseligen Aberglaubens. Wenn andere aber die Fortuna deshalb leugnen, weil der Mensch sein Leben vernunftgemäss einrichten könne

[1]) De immanitate.

und die Misserfolge nur seinen Begierden und nicht dem Geschick zuschreiben dürfe, so beruft er sich hingegen für die Existenz auf die Meinungen der Alten und auf die tägliche Erfahrung, dass der Erfolg der Handlungen oft gar nicht der vorhergehenden Ueberlegung entspricht. Alles, was wir Glücksgüter nennen, Reichthümer, Ehren und der günstige Ausgang unserer Unternehmungen ist der Herrschaft der Fortuna unterworfen. Diese Glücksgöttin wird ganz in Uebereinstimmung mit Dante wie ein lebendes Wesen betrachtet, das sogar unabhängig von der Existenz der Menschen ist, ebenso wie die Anlage des Künstlers von der Existenz des Marmors unabhängig ist. Mit seinem Aristoteles muss er ihr zwar die Vernunft absprechen, aber mit seinem Freunde Galateo meint er, sie sei die Dienerin des Fatum, der unabänderlichen Verkettung der Ursachen, sie entspreche dem Zufall in der unbelebten Natur, der auch nicht ohne Ursache, aber ohne vernünftigen Grund eintrete.

Immer wieder windet er sich, um eine solche Ansicht mit dem christlichen Theismus in Einklang zu bringen: Zwar könne Gott unmittelbar mit der Fortuna nichts zu thun haben, ihrer Unvernünftigkeit halber, und ihn verantwortlich zu machen für widrige Glücksfälle, heisse nichts anderes, als den Müller tadeln wegen des Brotes, das der Bäcker verbrannt hat; dass aber trotzdem Gott in irgend einem Verhältnis stehe zur Fortuna, beweise der dem menschlichen Gemüth eingepflanzte Drang, ihm für Glücksgüter zu danken. Und plötzlich taucht in diesem Widerstreit der Gefühle bei dem geschworenen Feind des Aberglaubens wie eine halb verloschene Schrift das christianisirte Heidenthum als Auskunftsmittel auf. Früher die Heiden und jetzt ebenso die Christen, urtheilt er, haben ganz klug daran gethan, von den einen Göttern dies, von den andern jenes zu erbitten, und wenn sie es erlangt, ihnen dafür zu danken. Sie seien überzeugt gewesen, dass jeder Gottheit ihre Aufgabe und besondere Macht innewohne. — So entpuppt sich uns der Fortunadienst plötzlich in der Metamorphose zum Heiligendienst, und damit sind wir mitten in den volksmässigen religiösen Antrieben

angelangt. Alles Begriffsspalten kann nicht helfen, die völlige Rathlosigkeit des Philosophen in der wichtigsten Ueberzeugungs-Frage zu bemänteln.

Was nun aber Pontan eigentlich in dieses Dilemma gebracht hat, das zeigt sich erst deutlich da, wo er von dem Mann, dem die Fortuna folgt, vom „Glücksmenschen“ *(fortunatus)* spricht. Die Gesinnung der Renaissance, die ja oft bis zur abergläubischen Scheu vor dem Glücke oder zum trotzigen Pochen und zur bewundernden Verehrung ging, tritt hier offen zu Tage. „Zum Glück gehört Empfänglichkeit, eine Naturanlage, ein innerer Trieb.“ [1]) Dreierlei Leute gehören hier als Verwandte zusammen: der Prophet, der Dichter, der Glücksmensch. Er beschreibt den Zustand der Wahrsagerinnen, der Sibyllen, bäuerischer, halb närrischer Weiber: von der Vernunft und den Sinnen verlassen, fahren sie auf; das Bild des Gottes stellt sich ihnen dar, dessen Wort sie kundgeben; kommen sie wieder zu sich, so haben sie keine Kenntnis mehr von dem, was sie gesprochen. Die Thätigkeit des Dichters aber, der nur auf die Stimme des Gottes in seinem Innern lauscht, der nur dem natürlichen Genie, das aber selber etwas Uebernatürliches sei, zu folgen hat, der nie durch Studium und Sorgfalt den Mangel desselben ersetzen könnte, beschreibt er in einer Weise, die uns Wunder nimmt bei einem Pontan, dem Dichter der theoretisirenden, abwägenden, feilenden Renaissancezeit.[2])

Der dritte unter diesen, der Glücksmensch, folgt wie jene beiden auch nur dem inneren Antriebe, dem Instinct, der ihn richtig führt. Und wie die dichterische Anlage auf verschiedene Zweige der Poesie geht, so auch die Glücksanlage, die eine auf Geld, die andere auf Ehren u. s. w. Frägt man einen solchen Menschen nach den Gründen seiner Handlungen, so sagt er „Mein Geist dictirt mir's zu“ oder „Mein Herz hat mir ein Zeichen gegeben“. Und giebt man sich hiermit nicht zufrieden, so beruft er sich wohl auf einen Antrieb Gottes.

[1]) Soweit stimmte er noch mit Aristoteles und Thomas überein.

[2]) De fortuna I, c. 38.

Und so ist es, meint Pontan, auch recht; sie dürfen gar nicht auf die Vernunft hören. Hundertmal komme es vor, dass sie gegen die Rathschläge kluger Männer, gegen die Warnungen erfahrener Greise, gegen die Beispiele der Weisesten, unter Verschmähung und Zurückstossung aller Freunde, das Gefährlichste, augenscheinlich Verderblichste beginnen und es doch glücklich durchführen. Geradezu eine Art Stumpfsinn schreibt Pontan dem Glücksmenschen zu.[1])

Dennoch folgt ihm die Bewunderung des Humanisten. Er wird von einer Naturgewalt getrieben und muss ihr folgen; nur wer eine solche nicht in sich fühlt, möge der Vernunft folgen. „Bei diesem erliegt der natürliche Trieb der moralischen Anlage und den Vorschriften der bürgerlichen Gesellschaft. Hingegen den von Natur zum Glücksmenschen Geschaffenen darf keine Scham bewegen, keine Rücksicht auf das Ehrbare, nur was ihm gefällt, wozu ihn der Instinct treibt, dem folge er nach, ob er auch nichts weiss vom rationellen Zusammenhang der gewagten oder zu wagenden That.“

In solcher Weise findet bei dem Manne, der eine vollständige Theorie des Lebens geben wollte, auch der frevelhafte Wahlspruch jener Zeit, das: „Erlaubt ist, was gefällt“, seine Begründung. Die Scheu der Menschen jener Tage vor der dämonischen Individualität tritt uns nirgend so lebendig als in dem philosophischen Erklärungsversuch entgegen. Pontan rechnet zu jenen Glücksmenschen auch den Mann, an den sein eigenes Schicksal geschmiedet war, König Ferrante. Und während er, der Minister, jenem als die ergänzende, warnende Vernunft zur Seite stehen musste, meint er doch: Hätte der König Charakter und Handlungsweise geändert, so würde auch die Fortuna von ihm gewichen sein. Und so konnte der Humanist noch schreiben, lange nachdem diese italienische Tyrannengesinnung, dieser Glückstrotz das aragonesische Haus schon in's Verderben geführt hatte!

Dieser Schicksalsglaube fand übrigens bei Pontan nicht

[1]) Stoliditas quasi quaedam II, c. 26.

eine Begründung in der Astrologie, obwohl gerade er ein ganzes System dieser Wahnwissenschaft geschrieben, berühmten Astrologen seiner Zeit Grabschriften geweiht, und selber den Söhnen seiner Freunde, wie Pescara dem späteren Sieger von Pavia, das Horoskop gestellt hat.[1]) Aber er verfuhr hierbei in dem ehrlichen Glauben, dass es sich um eine wohlbegründete Erfahrungs-Wissenschaft handele, in der die antike Ueberlieferung ebenso sicher und unantastbar sei wie die Beobachtungen des Aristoteles über die Thiere. Auch war es nicht sowohl die Zukunft als die Anlage des Menschen und der Einfluss, den die Natur auf ihn ausübt, die er zu erkennen suchte. Die Ueberzeugung, dass ein untrennbarer, einziger Causalitätszusammenhang das Grösste und Kleinste im Weltall verbinde, dass auch der Mensch von demselben nicht ausgenommen sei, und dass zu seinem Entstehen und weiteren Werden die ihn umgebenden Naturmächte das ihre beitragen, war es, was auch Leute von freierer Gesinnung damals der Astrologie in die Arme führte.[2]) Die Wissen-

[1]) Pontan, tumuli. Jovius, vita Piscarii.

[2]) Als Beispiel einer solchen rationalistischen Auffassung der Astrologie sei hier die kürzeste derartige Auseinandersetzung Pontans im Aegidius gegeben: Die Körper sind zusammengesetzt aus den 4 Elementen, diese sind aber selber in beständigem Fluss, in Vermehrung oder Verminderung befindlich. Dies hängt vermöge natürlichen Causalzusammenhangs von der Constellation der Gestirne ab. Den Verlauf körperlicher Dinge und diejenigen Gemüthsvorgänge, welche hiervon bestimmt werden, also die Leidenschaften, kann die Astrologie mithin ergründen, und eine absolute Negation derselben, wie die Picos, ist nicht zulässig. Jedoch schon hier giebt die Natur selber vielerlei Beschränkungen durch die Verschiedenheit des Klimas, der Fruchtbarkeit und des Habitus der einzelnen Länder. (Consequenter lässt in der astrologischen Hauptschrift und in der Urania Pontan gerade diese von den Sternen abhängen. Die Willkürlichkeit des Systems verträgt eben bald diese bald jene Ansicht.) Daraus erklären sich die Verschiedenheiten derselben Dinge an verschiedenen Orten; die Sterne haben darauf keinen Einfluss. Und ebenso wird auch der Mensch in seinem Handeln vielfach durch andere Bedingungen bestimmt: die heimischen Sitten, die Staatsgesetze, den Beruf. Einzelne Fälle kann also der Astrolog nicht voraussagen, sondern nur die Anlagen. Aber

schaft konnte mit dem ganzen wunderlich scholastischen System falscher Lehrsätze nichts anfangen, aber nachdem die echte Astronomie dieselben zerstört und ein unendlich höheres Weltbild als jenes erträumte an ihre Stelle gesetzt hatte, konnte jene berechtigte philosophische Grundanschauung bei dem grössten Denker, den Süditalien seinen Sohn nennt, bei Giordano Bruno, in geläuterter Gestalt wieder auftreten.

Die Bekämpfung, die der Astrologie durch Pico von Mirandula zu Theil ward, verneinte auch jene Weltauffassung und setzte ihr die rein theistische, die eine unbedingte Willensfreiheit auch dem Menschen zuspricht, entgegen. Und da hier einmal eine Weltanschauung gegen die andere stand, so hatte Pontan auch Recht, die seine gegen Pico zu wahren. So lange er nur auseinandersetzt, dass durch die Bewegungen der Gestirne die meteorischen Erscheinungen, durch diese die Eigenschaften der Länder und durch diese wiederum die

auch für Handlungen, die der durch die Sterne gegebenen Anlage entsprechen, besteht eine sittliche Zurechnung im Einzelnen. Nero hatte wohl ein grausames Naturell durch Einfluss der Sterne, aber jede einzelne grausame Handlung hing von seinem Willen ab. Die sinnliche Natur wird allerdings, wo sie sich ein Gut vorstellt, erregt, und dieser Kitzel (*titillatio*) ruft den Willen wach; dadurch jedoch, dass die Vernunft erwägt, ob es sich wirklich um ein Gut handelt, zügelt sie ihn. Der Wille ist daher zwar an sich unfrei, wird aber durch die Vernunft, die als rein geistige Eigenschaft gar nicht unter den die Körperwelt beherrschenden Sternen steht, befreit. Charakter und Glücksgüter kann also der Astrolog nicht vorhersagen. Da freilich doch die Mehrzahl der Menschen sich nur vom körperlichen Bedürfnis und von den Leidenschaften leiten lässt, so kann man es den Astrologen nicht eben übel nehmen, wenn sie auch jene Dinge prophezeien wollen.

Diese Auseindersetzung ist freilich die gemässigteste. In den anderen Schriften sucht Pontan gerade die hier ausgeschlossenen zufälligen glücklichen oder unglücklichen Ereignisse aus der Constellation der Gestirne zu erklären; und unzweifelhaft war es dieser Wunsch: das Zufällige als ein Gesetzmässiges zu begreifen und demgemäss zu lenken, was weitaus bei den meisten Anhängern der Astrologie den Ausschlag gab, und wovon sich auch ihre rationalistischen Vertreter nie ganz frei machten. Die Praxis blieb bei allen das reine Delirium.

Bewohner beeinflusst werden, ist wenigstens die Art seines Schliessens rationell, so phantastisch auch die Anschauungen sind. Wenn dann aber von diesen Mittelstufen ohne Weiteres abgesehen wird und die beiden äussersten Punkte der Reihe mit einander in Beziehung gesetzt werden, so bricht auch der gesammte Aberglauben, den die Jahrtausende aufgesammelt, schrankenlos herein.

Uebrigens versichert Pontan seine grösste Hochachtung vor Pico, und wir wissen auch ausserdem, dass im neapolitanischen Kreise die Astrologie gleichsam Privatsache war. Unter seinen eigenen Freunden fand Pontan die ärgsten Spötter.

Welche Bedeutung jedoch diese Vorstellungen für den Meister des süditalienischen Humanismus selber besassen, erkennt man am Besten daraus, dass er sie auch in seinem dichterischen Hauptwerk, der Urania, ausgeprägt hat. Die Bewunderung der Zeitgenossen, welche ziemlich einstimmig in ihm den Höhepunkt der neuerweckten lateinischen Dichtkunst sahen, und den Einfluss bei der Nachwelt, die sich lange seiner als Lesebuch bediente, hatte dies Lehrgedicht über die Sterne freilich anderen Eigenschaften zu danken: der Fülle seiner Versification, der Anmuth der episodischen Schilderungen und der Fruchtbarkeit, mit der das Feld des antiken Mythus von Neuem angebaut ward. Aber für den Dichter selber war unstreitig das Weltbild, das er geben wollte, die Hauptsache. Und als solches ist das Gedicht das vollendetste Beispiel der Aneignung heidnisch-antiker Vorstellungen. Denn hier sind die antiken Götter mit ihren Eigenschaften wirklich recipirt, — nämlich als Gestirne, und nur die falsche Vermenschlichung ihrer Eigenschaften bringt allein den Aberglauben hervor[1]), meint der Dichter. Dann aber werden die Gestirne und mit ihnen die Heidengötter wohl auch als Engel, als Mittelwesen, denen die Gottheit in den reineren, lichten Höhen ihren Platz angewiesen, in platonisirender Darstellung aufgefasst.

[1]) Urania, lib. I: Unde nata sit superstitio. Ein Gesang von Lucrezischer Gewalt und Schönheit.

Andererseits muss zu der — als Dichtung höchst erhabenen — Schilderung der Schöpfung auch die Bibel einige Elemente geben, vor Allem den Optimismus des Schöpfers, der über das Gelingen seiner Werke erfreut ist. Im Ganzen jedoch ist ein bewusster Gegensatz zur christlichen Schöpfungsgeschichte innegehalten: ein Paradies hat in diesen Räumen keinen Platz; der Mensch ist für Pontan das nackte, dürftige Geschöpf, dem ein Prometheus erst den Feuerfunken bringen muss, das sich unter dem Einfluss wechselnder Gestirne allmählig entwickelt, und der Wunderglauben ist ihm, wie nur je einem Epikuräer des Alterthums, nichts als ein Wahn der Menschen, welche die Götter umsonst plagen, während jene mit heiterm Blick auf das Sterbliche schauen und die Natur ihren verhängten Gang geht.

An solchen in der Dichtung ausgesprochenen Ansichten nahm in dem an Nachahmung der Antike gewöhnten Italien Niemand Anstoss, so wenig als an den Naturhymnen des Marull, der genau in die Spuren seines Lehrers trat, und die einzelnen antiken Götter wie existirende Wesen feierte. Und als Erasmus das Gedicht sehr wenig christlich fand, fasste man das als eine absichtliche Beleidigung der Italiener auf und spottete: Christliche Musen verlangen, heisse: barbarische verlangen.[1]) Uebrigens änderten sich auch in Deutschland die Ansichten, je mehr man sich an eine gedankenlose formale Verwendung des Olymp gewöhnte. Gerade die Wittenberger Ausgabe weiss an der Urania sogar die christliche Gesinnung zu loben![2])

Hingegen erweckte Pontans Schrift über das Glück auch in Italien sofort bei den Theologen Widerspruch. Sein Freund, der Augustinergeneral Aegidius von Viterbo, erklärte Pontan geradezu: es sei ein scharfsinniges aber unchristliches Buch[3]); und der Humanist bemühte sich noch nachträglich zu zeigen, dass diese metaphysische Schrift ebensowohl vereinbar mit dem christlichen Glauben sei wie seine ethischen.

[1]) L. Gr. Gyraldus.

[2]) Vorrede des Vitus Amerbach zur Ausgabe von 1559.

[3]) De fortuna lib. III, Einleit.

Es war Pontan's Sache niemals, einen einzigen Grundsatz rücksichtslos zu entwickeln, wie es sein Zeitgenosse Pomponatius that. Seine Bedeutung besteht vielmehr darin, dass er, begabt mit einer staunenswerthen Versatilität des Geistes und einer behenden, aber nicht tiefen Reflexionsgabe, jede Anregung seiner Zeit aufnahm und bis zu einem gewissen Grade weiterführte. Deshalb ist auch seine hier geschilderte religiös - philosophische Entwickelung für die Renaissance-Cultur typisch, obwohl sie doch schliesslich die Rathlosigkeit im Punkt der höchsten Fragen offenbart. So werden wir denn nicht erstaunen, diesen Mann zum Schluss auch noch die Scholastik, die philosophische Begründung der christlichen Dogmatik, wenigstens als ein interessantes Problem behandeln und unter demselben Gesichtspunkt ihn auch als Dichter Proben mit dem kirchlichen Hymnus machen zu sehen. So hat er in seinem Füllhorn Gaben für jedermann bereit.

Dies zu begreifen, müssen wir aber noch einen Blick auf sein religiöses Verhalten als Privatmann werfen. Das versteht sich von selbst, dass er seiner Frau in einer an dieselbe gerichteten Elegie empfahl, seine Töchter zu Frömmigkeit und Kirchenbesuch anzuhalten; dass er ihnen zugleich allzu langes Verweilen beim Gottesdienst untersagte, war nur altneapolitanische Vorsichtsmaassregel.[1]) In höherem Alter hat er dann jenes reizende Oratorium als Grabheiligthum seiner Familie gebaut, das man beinahe ein künstlerisches Programm des Humanismus nennen möchte, in dem die antiken Formen ohne die geringste Einschränkung auf die christliche Kirchenbaukunst übertragen sind. Dieses zierte er mit einer langen Reihe trefflicher, aber rein philosophischer Weisheitssprüche aus, dem einzigen Altar im Inneren aber gab er eine Inschrift, die eine Kriegserklärung gegen die übliche neapolitanische Religiosität einschloss: „Nicht um mit Gott einen Handelsvertrag abzuschliessen auf Glück, Reichthum, Ehren, sondern aus reiner Verehrung des höchsten und weisesten Wesens errichte er diesen Altar." Aegidius, dem er die Inschriften

[1]) De amore conjugali, lib. I. Die vorletzte Elegie.

übersandte, schwieg über diese eine, die anderen bewunderte er; aber sie schienen ihm für ein heiliges Gebäude nicht recht passend.

Etwas später schrieb Pontan, nun schon ein Greis, gleichzeitig mit der Fortuna den Dialog Actius. Hier legt er Sannazaro nach einer heftigen Anklage des Verderbnisses der Religion die Schilderung einer Geister-Erscheinung in den Mund. Der verstorbene Freund antwortet nach langem Schwanken dem an der Unsterblichkeit der Seele zweifelnden Sannazar: „Wir, die wir aus dem Leben geschieden sind, werden von Sehnsucht beherrscht, zu jenem Leben zurückzukehren, welches der Seele mit dem Körper gemeinsam ist.“ Der Dichter schöpft aus dieser Antwort neuen Muth zum Leben, „der Vervollkommnung der Seele“. Gebe es nur eine Möglichkeit, dass die Seele einst wieder einen Körper erhalte, so sei der Tod nicht schwer. Gegen eine blos geistige Unsterblichkeit aber verwahrt er sich auf's Entschiedenste. Der Körper sei nun einmal das Vaterland der Seele; wie eine Verbannte würde diese von ihm getrennt sich nach ihm sehnen; der rechte Unsterblichkeitsglaube könne deshalb den Menschen nur zu den Aufgaben des thätigen Lebens drängen.

Man sieht: die Auffassung lässt sich zwar sehr wohl in Einklang bringen mit der christlichen Lehre von der Auferstehung des Fleisches, geschöpft aber ist sie ursprünglich aus Achill's Worten in der homerischen Unterwelt, und ihre Spitze wendet sie gegen die Askese, welche den Körper abtödten und dem Leben entfliehen will. Und bei dieser Ansicht beharrte Pontan. Als nach dem Tode des Altilius ein Mönch von Monte Cassino an die Akademiker eine Warnung ergehen liess: der Geist desselben sei ihm erschienen und habe ihn beschworen, die Freunde zu vermahnen, die Spiele der Jugend zu verlassen und sich ernsten Bestrebungen zu weihen, so erklärte Pontan: damit sei die Beredtsamkeit gemeint, die bisher der Naturwissenschaft ebenso wie der Theologie gefehlt. Und seine Vertheidigung der Visionen dürfte dem Mönch ebenso wenig gepasst haben: „Wie der

menschliche Verstand im Augenblick aus den Elementen den Schluss unbewusst zieht, wie das Auge das Bild des Dreiecks herstellt, wie der Künstler im Moment die Idee der Statue fasst, so bildet der schlummernde Geist sich das Erscheinungsbild.“ Er spricht ihm also die objective Wahrheit unstreitig ab.

Eben damals (1501) schrieb ihm Aegidius unter überschwänglichen Lobsprüchen: die Vertreter jeder Wissenschaft und Kunst rechneten Pontan zu den Ihrigen, auf jeder Altersstufe habe er sich als trefflicher, bester Mann bewährt, aber doch so, wie es unter sterblichen Menschen üblich. Nun möge er den Rest seines Lebens dazu verwenden, die Gesinnung der Unsterblichen sich anzueigenen, sich nach Gott bilden, um selbst ein Gott zu werden, oder wenigstens Gottes Kindern zugetheilt zu werden.[1]) Das Unsterblichkeitsbild, das er ihm entwirft, zeigt ihn durchaus als Schüler des Marsilius Ficinus; dafür, dass die Seelen den Lichthimmel umkreisen, beruft sich der Augustiner-General geradezu auf Plato. Auch jetzt aber kann sich der alte Philosoph Pontan zum Dogmatisiren in diesen Fragen nicht entschliessen, seine Erwiderung lautet noch eben so unentschieden, wie einst die des Aristoteles in seinem Charon: „Dies betreffend, dass du mich an mein schwerer drückendes Alter erinnerst“, schreibt er, „so will ich dir frei sagen, was ich denke: das frühere Alter des Menschen ist das sterbliche zu nennen, denn in diesem pflegt das, was wir durch himmlischen Einfluss — also durch Gott — Göttliches besitzen, durch die Sterblichkeit selbst angesteckt und von seiner Herrlichkeit abgelenkt zu werden, die letzte Lebenszeit aber ist die unsterbliche, weil in ihr wiederum nach Zurücklegung des Weges jener göttliche Theil in den Himmel zurückzukehren beginnt. Deshalb dulde ich es leicht, mich von meinem Aegidius, also von mir selbst, in einem bereits unsterblichen Alter mich an die Unsterblichkeit erinnern zu lassen, und was ich schon freiwillig von selbst thue, will ich noch lieber

[1]) *Sed te quoque finge Deo ut deus ipse evadas aut certe ascribaris filiis Dei.* (Briefwechsel des Aeg. und P. in der Samml. Arditi.)

thun auf die Ermahnung eines solchen Rathgebebers.[1]“ Das kann ebenso gut heissen: „Die Seele macht sich im Alter bereit, in den Himmel zurückzukehren“, als: „Die leidenschaftslose Betrachtung des Ewigen im Alter ist meine Unsterblichkeit.“ Auch diese Gedankenreihe führt sich auf Plato zurück, aber so, wie dies die antike Skepsis auch that.

Eine merkwürdige Gestalt bleibt dieser Aegidius. Der berühmteste Kanzelredner, als ein Heiliger von seinen Zeitgenossen betrachtet, war sein Bestreben, die philosophisch-humanistische Bildung, wie es die älteren Humanisten versucht, nun wirklich ganz mit der Theologie zu verschmelzen. Als begeisterter Anhänger des Marsilius Ficinus war er keck nach Rom gegangen, um hier den Kampf gegen die „tempelschänderischen Peripatetiker“ aufzunehmen. Er schreibt an den alten Meister, der bekanntlich selber vor der Oeffentlichkeit Scheu hatte, bewundernd: Als er ihn den Plato erklären hörte, da glaubte er keinem Professor, sondern dem Orakel von Dodona zu lauschen; er schien sich Alcibiades, der an der Seite des Sokrates liegt. (!) Nun will er aber auch mit allem Feuereifer Ficinus vertreten und dessen Ansicht, dass Plato's Theologie mit der unseren übereinstimmt, und ihre Vorläuferin gewesen. Wie es Pico, ehe er nach Florenz gekommen war, gethan hatte, kündet er ein Redeturnier an, und schildert seinem Lehrer die giftigen, neidischen, aufgeblasenen Peripatetiker (sc. Scholastiker). Die Sache wäre ihm fast schlimm bekommen, hätten ihn nicht die anwesenden Cardinäle, seine Gönner, geschützt. Der Platonismus lag dem Augustiner um so näher, als auch der h. Augustin, mit dem sich der

[1] „Quod autem ingravescentis me aetatis admones, dicam libere quod sentio. Primam quidem hominis aetatem mortalem eam esse nominandam, quo tempore id quod e coelo, i. e. a Deo, divinum in nos influxit, assuesceret mortalitate ab ipsa infici suaque ab excellentia declinare, postremam vero immortalem, quo rursum tempore divina illa pars confecto jam itinere regredi in coelum incipiat. Itaque facile patior ab Egidio meo, a me scilicet ipso, in aetate immortali immortalitatis me ipsius admoneri: id quod volens et sponte mea jam ago, acturus etiam libentius tali praesertim admonitore ac consiliario.“ Die Stelle diene zugleich als Probe für Pontan's Briefstyl.

Orden nun einmal identificirte, so unzweideutig den Einfluss Plato's zeigte. Aegidius dankte später Sannazaro besonders deshalb, weil er in sein geistliches Epos auch Augustin zu bringen gewusst hat.[1])

Ebenso suchte er in die verfallene Kanzelberedtsamkeit die humanistische Eloquenz einzuführen. Damit folgte er den Spuren des Augustiners Fra Mariano, den eben um jenes Bestreben willen Savonarola bitter angegriffen hatte, und dem Pontan nach seinem Tode eine so antike Apotheose dichtete[2]), dass er selber an deren Christlichkeit etwas zweifelte. Wie Pontan uns eine Fastenpredigt des Aegidius überliefert, ist sie in der That eine Rede über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Der Beweis für das Christenthum wird dadurch geführt, dass die Religionsvorstellungen der barbarischen Völker, die Ansichten der heidnischen Philosophen und die Beispiele der grossen Männer des Alterthums an Stelle der dialektischen Begriffsentwickelung treten. Die übernatürliche Geburt Christi wird durch jene der Minerva und den Glauben der Aegypter, dass Frauen vom Wind empfangen können, plausibel gemacht und sein Opfertod durch jenen der Decier. So verfährt Aegidius auch in seinen, nicht eben bedeutenden, christlichen Idyllen — er wollte sie als „Musenlos" (ἄμουσα), nachdem er Kenntnis von Sannazar's Epos erlangt, nicht mehr gelten lassen. Die Engel, welche hier den Hirten die frohe Botschaft bringen, sind zu tanzenden Nymphen, schöner als Phyllis und Chloe, verwandelt. Zum Schlusse wird Virgil geradezu aufgefordert einzustimmen in den Gesang, und es werden nun die berühmten Verse der dritten Ekloge mit hineingezogen. Nach dem Vorgang des Augustiners that dann Sannazar dasselbe.

Dieser Mann nun erlas sich als Wirkungsfeld besonders Neapel. Die Zeiten waren dort vorüber, in denen Pontan abschätzig von der Unsterblichkeitslehre wie von einer kaum noch bekannten Ansicht sprach, und Masuccio's Novellen der

1) Sammlung Arditi.

2) Im Dialog Aegidius.

Nachklang der Hofgespräche waren. Der Erzbischof Oliver Caraffa selber war durchaus Anhänger der neuen Bildung, Altilius und Zeno waren Bischöfe geworden und der ritterlichste, schönste, in allen Leibesübungen und allen Künsten der Geselligkeit gewandteste[1]) unter den Humanisten, Petrus Gravina, war Domherr und dichtete wohl einmal auf Bestellung seines Gönners, des Erzbischofes, die Grabschrift für den heiligen Januarius. Das Verhältnis war, wie es Pontan's ethische Schriften zeigen, das der wechselseitigen Duldung.

Nun aber kam dieser Augustiner Aegidius und zwar als ein Mitstreiter. So oft er auch Pontan versicherte: die Quelle der Philosophie eines Theologen seien die Evangelien, — er war doch derselbe Mann, der die römischen Scholastiker in Wuth gesetzt hatte, und so fern man auch in Neapel dem Jüngst-Platonismus stand, so war er doch eine Waffe gegen den eigentlichen Feind, die nominalistische Scholastik. Seitdem es Valla mit den öffentlichen Disputationen gegen die Mönche übel ergangen war, waren solche in Neapel verstummt. Nun aber stand Aegidius nicht mehr allein; von Anfang an war sein Einfluss in seinem Orden der bedeutendste, seine Erhebung zum General war lange vorbereitet; und dieser Bettelorden, der bisher hinter den anderen in wissenschaftlicher Hinsicht etwas zurückgestanden hatte, der aber durch seine Vergangenheit nicht so gebunden war wie jene, ging in Italien mit Eifer auf die hier vorgezeichnete Richtung ein. In den Briefen des Gravina an Aegidius wird uns von dem erbitterten Redekampf erzählt, den ein Schüler und Freund des Aegidius, Ambrosius, im Dom von Neapel mit den Skotisten hatte, der Erzbischof und der Cardinal Borgia (Caesar Borgia) wohnten der achtstündigen Debatte bei. Die Humanisten betrachteten die Sache dieser Augustiner ganz als die ihrige. Damals forderte Sannazar halb scherzend, halb ernst König Federigo auf, nach den Galliern nun auch die Schotten zu vertreiben.[2]) Und in vielen seiner späteren Schriften weist Pontan darauf

[1]) So schildert ihn Jovius Elogia.

[2]) Sannaz., Epigr. III, 5.

hin, dass Aegidius der Mann sei, um die Beredtsamkeit in die Theologie zurückzuführen, als Philosoph werde er den alten Ruhm der Bettelorden besser erneuern, denn er selbst leite von der verderbten Kenntnis der alten Philosophen die leidige zanksüchtige Scholastik her und erwarte von einer Besserung der Form auch eine solche des Inhalts.

Pontan, der in seiner weitläufigen Schriftstellerei bereits so verschiedene Standpunkte eingenommen, fühlte sich nun auch durch das hier gegebene Problem angezogen, er nahm es in seiner letzten Schrift, dem Dialog „Aegidius“ auf. Es ist dies ein erstes Symptom, wie wichtig bald wieder die rein theologischen Fragen werden sollten. Er will hier offenbar den Weg zeigen, auf dem eine Rechtfertigung der christlichen Dogmen erfolgen kann: die Unsterblichkeit ist dem menschlichen Gemüth so wie der Gottesglaube eingepflanzt, wie man an den Kindern und in dem allen Völkern gemeinsamen Dienst der Manen sehen könne. Dass vielerlei Aberglaube hierbei mit unterlaufe, sei bei nicht genügend gebildeten Menschen und Völkern natürlich, aber auch er zeige das Bedürfnis. Die entgegengesetzte Meinung sei nicht alt, sondern ein modernes Erzeugnis von Gelehrten, die die philosophische Methode unrecht anwenden. Die christliche Himmels-Vorstellung lässt er durch Tristan Caraccioli mit dem heidnischen Elysium vergleichen und findet nur eine geläuterte Auffassung in derselben, und auch für das Dogma von der Weltschöpfung und Erlösung dient ihm als Ausgangspunkt die Erwähnung des „*verbum divinum*“ in Hermes Trismegistus. Seinen Versuch, aus metaphysischen Begriffen die Nothwendigkeit dieser Dogmen zu entwickeln, nimmt er selber nicht sehr ernst, sondern unterbricht ihn mit allerlei Scherzen. Die Auseinandersetzung über Schicksal und Willensfreiheit hingegen ist ihm um so wichtiger, behandelt aber nur Gegenstände, die schon in der Schrift über das Glück vorkommen.

So trugen die Humanisten Neapels dazu bei, die Augustiner-Congregation dem Humanismus zu nähern und einen freieren Geist in ihre Reihen zu tragen. Nicht einflusslos

ist das auf die Ordensbrüder in Deutschland und hiermit auf die Entstehung der Reformation geblieben. Auch die meisten der Hymnen Pontan's fallen wohl in diese spätere Zeit.[1]) Zwar hatte er schon Weihinschriften für den Herzog von Calabrien gedichtet, als dieser nach der Befreiung von Otranto und nach der Niederwerfung der Baronenverschwörung die Kriegsbeute in Nachahmung antiken Gebrauchs am Altar des heiligen Georg aufhing; weit übertroffen aber werden diese durch die schönen Marienhymnen, in denen sich Pontan deutlich das Ziel gesetzt hat, möglichst genau die der Bibel entlehnten Wendungen in tadellosen Hexametern wiederzugeben. Eine derselben enthält in's Enge zusammengedrängt gleichsam ein Progamm des grossen Epos des Sannazar. Aber auch ein heiteres Gedicht, dem heiligen Martin geweiht, findet sich, das uns das volksthümliche Kirchenfest vorführt; wenn dort der „Gott" in den Kreis der heitern Zecher selber eintritt und ihnen Bescheid thut, so haben wir wohl an einen der auch in Deutschland üblichen Umzüge zu denken.[2])

Auch im religiösen Verhalten zeigt sich der Unterschied zwischen Pontan und Sannazar, der uns früher entgegengetreten ist. Hier der unermüdliche, bewegliche Geist, der jede Anregung, die er empfangen, verwerthet, aber auch von einer zur andern abspringt, dort die in sich gekehrte Dichternatur, die nur einen kleinen Kreis für ihr Gemüthsleben bedarf, dasjenige aber, was sie einmal erfasst hat, unerschütterlich bis zur Schroffheit festhält.

Um Sannazar's geistliches Epos würdigen zu können, müssen wir den Eindruck, den es auf die Zeitgenossen machte, beachten. Der Dichter hielt, ohne Rücksicht zu nehmen auf die nicht fehlenden moquanten Bemerkungen[3]), mit seinem Werk 20 Jahre lang zurück, auch seinem rasch fertigen Freund Pontan wollte er mit der Veröffentlichung nicht zu Dienste sein; es bedurfte eines eigenen Breve von Papst Clemens VII, um Einsicht von ihm zu erlangen. Zuvor scheint von Fremden

[1]) De laudibus divinis.

[2]) Eridanorum liber I, de festis Martinalibus.

[3]) Die natürlich Jovius aufbewahrt hat.

nur Aegidius ihm die Mittheilung dieses Geheimnisses, das er nicht einmal dem Himmel anvertraue, abgeschmeichelt zu haben. Sein Entzücken ist ungeheuchelt: ein Licht, das sein Auge kaum ertragen kann, scheint ihm von diesem Werke auszugehen. Er stellt es hoch über alles, was die Alten geschrieben; schmucklos sei die Bibel gewesen, jetzt erscheine auch das Heilige, wenn dies erlaubt sei zu sagen, schöner. Das beruhe aber auf der Gesinnung, mit der Sannazar geschrieben, den Frömmigkeit, nicht Ruhmbegier getrieben. Die Art, wie Aegidius dann die einzelnen Scenen lobt, zeigt, dass er ganz richtig das malerisch dramatische Talent, mit dem dieselben so zu sagen gestellt sind, als die wesentliche Dichtergabe Sannazar's erkennt.

Die Gestalten und Vorgänge der heiligen Geschichte hatten damals die denkbar höchste Darstellung durch die bildende Kunst erhalten, und dass es auch jetzt noch wie nur je im frommen Mittelalter der Stoff war und nicht nur irgend ein formales Problem, was dem Künstler die Begeisterung lieh, das sollte jedem ein Blick auf Raphael's Verklärung zeigen. Für dies ganz von ästhetischen Interessen erfüllte Zeitalter musste es von höchstem Werth sein, auch die dichterische Veredlung den christlichen Stoffen zukommen zu lassen, und man war ganz ehrlich davon überzeugt, dass die ästhetische Läuterung des religiösen Empfindens eine Reform desselben bedeute. Dieses ernsthafte, ebenso sehr religiöse wie künstlerische Streben Sannazar's erklärt auch sein Zaudern. Ob er nun sein Ziel wirklich erreicht hat, darüber wird man verschiedener Meinung sein, je nachdem man eine solche Kunstgattung überhaupt zulässt. Jedenfalls hat er seiner Zeit genug gethan; sein Gedicht ist ganz malerisch und pathetisch ebenso wie dasjenige Milton's dramatisch und präcis, das Klopstock's überschwänglich regellos und sentimental. Obwohl Sannazar wenig schildert, sieht man doch, dass er eigentlich immer schöne Gruppenbilder vor Augen hat, und von einem zum andern eilt. Man fühlt sich bisweilen versucht, ganz bestimmte Bilder zu bezeichnen und darf jedenfalls annehmen, dass er geistliche Schauspiele, wie sie durch Alfonso

nach dem Muster der florentinischen als schön arrangirte lebende Bilder neu gestaltet waren, vor Augen gehabt hat.

Das pathetisch-rhetorische Element, welches dem Alterthum entlehnt war, kommt zur herrlichsten Geltung erst da, wo die eigentliche Handlung beendet ist. Das dritte Buch, die Schilderung des Jubels, der vom Throne des ewigen Vaters ausgehend sich über den Erdkreis verbreitet, dürfte die bedeutendste Leistung der humanistischen Poesie bleiben. Dass Sannazar in sie die Verse Virgil's, die Weissagung enthaltend, verflochten hat, konnte als Zeichen gelten, dass nun wirklich die Renaissance Wohllaut und Anmuth des antiken Hexameters völlig erreicht hatte.

Wie es dem echten Dichter ziemt, hat Sannazaro in seiner eigenen Persönlichkeit eine solche ästhetische Verklärung der Religiosität gezeigt, die alles Schöne warm erfasst und Verstandeskritik ihm gegenüber nicht walten lässt, die aber das Abgeschmackte ebenso wie das Verwerfliche aus ihrem Kreise verbannt und mit Heftigkeit verfolgt. Der anmuthige Heiligendienst des Südens spricht ihn an, die Erhebung der Reliquien des h. Gaudiosus giebt ihm Anlass, diesem eine Hymne zu weihen; die nur durch die gereinigte Form von den altchristlichen unterschieden ist, und in dem Dienst und der Verherrlichung seines Gentil-Heiligen St. Nazarius vereint sich für den Dichter alles, was seinem Herzen nahe liegt: sein Naturgefühl, sein Familiensinn, seine Heimathsliebe und seine Religion. Wenn aber die neapolitanische Bevölkerung, von Taumel ergriffen, eine Kritzelei, die h. Anna darstellend, plötzlich hoch verehrte, wenn sich die Wunder häuften,[1]) dann warf er ein zündendes Spottgedicht dazwischen, das sich eigentlich gegen den ganzen Anna-Dienst kehrte, wie ihn seit dem Dekret des Papstes Sixtus IV. die Mönche, um ihr sinkendes Ansehen wieder beim Volke anzufrischen, durch ganz Europa aufbauschten.[2]) Und über die drohenden Gespenster-Vorzeichen, welche die dumpfe Furcht vor den

[1]) Notar Giacomo, der natürlich gläubig ist.

[2]) Epigr. II, 50.

kommenden Ereignissen im neapolitanischen Volk fortwährend erzeugte, scherzt er: die Gespenster könnten wohl auch kommen, um die guten Zeiten König Federigo's noch mitzuerleben[1]); vollends von den gemeinen, blasphemischen Schwüren des Volkes wendet er sich mit Ekel ab.[2])

Dieser eingezogene, stille Dichter ward aber zum heftigsten politischen Epigrammatiker, als sein Vaterland das Opfer der Politik ward. Dem Dichter blieb diese Rache als die einzige übrig. Der fromme Sänger der Geburt Christi hat ebenso wie der atheistische Verfasser des Buches vom Fürsten im Papstthum seiner Zeit das Verderben Italiens gesehen; bei ihm aber mischte sich hiermit die Erbitterung über die Verderbnis der Kirche. Diese von Hass und Hohn getragenen, von einem bitteren Witz erfüllten, stachelnden Verse haben das Urtheil über die Päpste jener Zeit stark beeinflusst. Keiner ist hier verschont: Innocenz VIII., der Mann der Unschuld, der sich ums Vaterland wohl verdient macht, denn er schenkt ihm, dem erschöpften — Kinder, Julius II., einst Cardinal von St. Peter in vinculis — so benannt mit Recht, denn er bringt Schwert und Ketten; Leo X. — der Verschacherer des Heiligen, der nicht einmal die Sakramente nehmen kann, denn er hat sie verkauft, er der blinzelnde Maulwurf, der gern gegen seine Natur Löwe sein möchte; Hadrian VI., der, während sich Italien gegen Barbaren rüstet, selbst als ärgster Barbar auf Petri Stuhl sitzt, ein Zeugnis für die Langmuth Gottes. Aber alles das steht zurück gegen den unauslöschlichen Ingrimm, mit dem er die Borgias verfolgt. Nur die Schandthaten dieses Geschlechtes erklären den grausamen Hohn, den er auch nach dem Fall über es ausgiesst, über den gottesleugnerischen Papst, der mit den höllischen Mächten im Bunde steht, den Menschenfischer, der den eigenen Sohn — den ertränkten Herzog von Gandia — im Netze findet, über den Herzog, der entweder Cäsar oder nichts sein will und doch beides zugleich sein kann, diesen umstellten Stier in der Arena,

[1]) Epigr. I, 5.

[2]) Epigr. I, 55.

der unter Roms Beifallsrufen den Stoss empfängt[1]) — endlich über die neue Lucretia, die immer noch der alte Sextus begehrt, die man auch wohl eine neue Europa nennen kann: denn, wenn die alte den Stier Jupiter als Liebhaber besass, so diese den spanischen Stier, der den Himmel und die Götter unter seiner Herrschaft hält.

Gregorovius hat nachgewiesen, dass die Behauptung blutschänderischer Verhältnisse in der Familie Borgia durch diese Spottgedichte Sannazar's erst recht im Umlauf gebracht worden ist; er hat deshalb geglaubt, diesen Vorwurf entkräften und nur im Hass des Neapolitaners gegen das Haus, welches Schuld am Sturz der Aragonesen trug, seinen Grund suchen zu müssen. Aber der in allen seinen Werken und in seinem Leben bewährte Charakter des Dichters schliesst jede Vermuthung absichtlicher Erfindung aus; und die tiefe sittliche Entrüstung, die aus diesen Epigrammen spricht, ist ein belastendes Moment gegen die Angeklagten.[2])

Aus diesem Süditalien waren einst im Mittelalter die heftigsten Angriffe gegen das Papstthum gekommen, aber sie hatten zur religiösen Negation geführt. Wenn auch jetzt der Druck dieser tief unsittlichen, mit dem Mantel der Heiligkeit bekleideten Macht auf die politischen Verhältnisse manchmal ähnliche Ansichten hervorrief, so hatte einen Sannazaro gerade seine humanistisch-ästhetische Bildung gelehrt, hier eine Scheidung eintreten zu lassen. Dass dies auch

[1]) Cäsar Borgia hatte bekanntlich selber das spanische Vergnügen des Stierkampfes in Rom eingeführt.

[2]) Die Frage wird nicht durch Sannazar's Epigramme, sondern durch Burcardus entschieden. Hält man dessen Berichte mit Ranke für gefälscht, so fällt der Vorwurf zu Boden. Gregorovius vertritt aber — und wie mir scheint mit Recht — die Zuverlässigkeit des Burcardus; gerade aus seinem Schweigen will er Lucretia's Unschuld beweisen. Jedoch es giebt ein sehr beredtes Schweigen, und einem Cermonienmeister steht ein solches besonders an. Ist der Bericht von den Orgien und anderen widerlichen Scenen, die Alexander bereiten liess, um sich zugleich mit Lucretia am Anblick zu ergötzen, echt, so ist auch der psychologische Schluss unabweislich, dass zwischen diesen beiden Personen ein lasterhaftes Verhältnis bestand.

auf philosophischem Wege geschehen konnte, dafür ist das entscheidende Zeugnis der Dialog Eremita des Galateus, vielleicht das merkwürdigste Product der Aufklärung im Zeitalter der Renaissance.[1])

Den Lebenden, nicht der Nachwelt sei diese Fabel geschrieben, nicht um Ruhmes willen, sondern um sie den Uebelwollenden, wie einen Bissen dem Cerberus[2]), entgegenzuschleudern, erklärt ihr Verfasser. Ob sie in seiner Zeit den Erfolg der gelungenen Streitschrift gehabt, wissen wir nicht, der Nachwelt ist sie jedenfalls vorenthalten worden, und auf das Titelblatt der Abschrift in der Neapolitaner Bibliothek hat man die Warnung gesetzt: *attamen caute legendum.* Sie war wohl zu beherzigen, denn es handelt sich hier um einen Angriff auf die gesammte Organisation der katholischen Kirche, vor Allem aber auf deren empfindlichsten Punkt, den Primat des römischen Papstes. Galateo war, obwohl Italiener, doch griechischer Confession, und hat auch diese Schrift dem griechisch-unirten Bischof Ptolemaeus von Lecce gewidmet, der sich um die Wiederherstellung geordneter Zustände nach der türkischen Occupation bedeutende Verdienste erworben hatte, um seines abweichenden Glaubensbekenntnisses willen aber viel Anfeindungen, wie Galateo auch, erlitt. Nachdem er aber einmal den Standpunkt errungen, das Recht einer Minorität in der Kirche zu wahren, richtet sich seine kühne Kritik alsbald gegen die Autoritäten dieser Kirche selber, und ein unabhängiger Standpunkt, der den Forderungen der neuen humanistischen Bildung entspricht, wird von ihm gesucht.

Eine leidenschaftliche Anklage gegen Rom eröffnet die Schrift. Durch eigene Kraft hatte das Christenthum den Erdkreis erobert; als Rom es anerkennt, da beginnt es zu altern; da beginnen die Bürgerkriege, der innere Hass, die Spaltungen. Und fortwährend wird es unter Roms Herrschaft schlimmer, Orden auf Orden, Regel auf Regel

[1]) M. S. der Bibliothek in Neapel. Da eine Veröffentlichung kaum zu erwarten, gebe ich eine ausführlichere Analyse.

[2]) Die erste der oft wiederkehrenden Reminiscenzen an Dante.

drängt sich; drei Tage lang klingen bei den Festen der jeweils neuesten Heiligen die Glocken, die Kirchen strahlen dann von Putz und Lichterglanz, den Aposteln und Evangelisten aber wird kaum noch eine kleine Kerze angezündet. Vollends die Mönche! Welcher Unterschied zwischen diesen wohlgenährten Weinkennern, die in den Palästen der Grossen verkehren, und den alten, griechischen Eremiten der Klippen Dalmatiens und der Einöden der Thebais!

Einen solchen Einsiedler alten Schlages will er hier vorführen, einen guten oder wenigstens nicht bösen Mann, der in einem Winkel Italiens geboren, leidlich in lateinischer und griechischer Literatur bewandert, sich aus Ueberdruss von der Welt zurückgezogen hat, um sich und den Göttern in Unschuld zu leben, um nicht die Armen unterdrückt und die Reichen triumphirend zu sehen. Sehr bald lässt Galateo — denn er ist es selber — die Eremitenmaske fallen, und giebt sich als das, was er ist, als den vielgeplagten Arzt.

Diesen Eremiten erfasst alsbald nach seinem Tode der böse Dämon, vergeblich ruft die Seele ihren Engel an, dieser vertheidigt sie nur lässig gegen die sophistischen Beweisgründe des Bösen: „ich kann ihm nicht widerstreiten, denn nicht nach Lastern und Tugenden werden die Menschen gewogen, sondern nach dem Glück. Sie sind doch alle Lügner, alle Liebediener. Drum, guter Mann, gehe nur frohen Sinnes zur Unterwelt, der Tugend kann ja nirgends ihr Platz fehlen.“ Die Mischung von Ernst und Ironie, die überhaupt in Galateo's Wesen lag und den Dialog ganz erfüllt, tritt schon in dieser seltsamen Darstellung der Gnadenwahl und der Fortuna hervor.

Der Eremit möchte wenigstens gern das Paradies sehen; dies erlaubt ihm auch der Dämon, um ihm die Qual dann um so bitterer zu machen. Angesichts des schmalen Weges und der engen Pforte bricht er in den Ausruf aus, der das Motto des ganzen Dialogs genannt werden kann: „das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewaltthätigen rauben es.“ — In eben jener Zeit setzte man denselben Spruch in etwas anderem Sinne auf das Grab des h. Januarius. — Der

Eremit macht sich aber sofort diesen Grundsatz zu eigen und entzieht sich ganz wie der Gauner in Dante's Hölle durch einen raschen Sprung den Klauen des Dämons, als gerade die Himmelsthür aufgeht.

Nun beginnt erst der Haupttheil des Gesprächs. Der Streit der Seele, um zur Seligkeit zugelassen zu werden, ist im 15. und 16. Jahrhundert, das ja durch keine Frage tiefer bewegt wurde, als durch diese, in allen Ländern Europas mit Vorliebe dramatisch behandelt worden[1]), auch Galateo hat vielleicht Kunde von einem dieser religiösen Schauspiele gehabt, jedenfalls bewegt sich aber sein Gespräch in derselben Richtung: der Eremit muss sich sein Recht auf den Himmel erkämpfen, und er kann dies nur dadurch, dass er gegenüber den ihn bedrängenden Heiligen, den Repräsentanten der das Himmelreich verschliessenden Kirchengewalt, den Standpunkt vertritt: Sie sind gerade so Sünder, wie ich, und den Sündern gehört das Himmelreich. So weit könnte man die Polemik als eine protestantische bezeichnen, ginge nicht die Kritik der heiligen Traditionen weit über das protestantische Maass hinaus.

Petrus stellt sich dem Einsiedler mit dem Einsetzungsspruch selbstbewusst vor: „Ich bin Petrus u. s. w.", und während er die Seele hinauszudrängen sucht, entspinnt sich eine beinahe burleske Scene, indem der Apostel nun alles hören muss, was er je Zweideutiges begangen. Die bitterste und beredteste Anklage aber wird erhoben über die Verwandlung des niedrigen Fischers zum Weltherrscher. Wodurch habe denn Petrus das verdient? — „Durch meinen Glauben und meine guten Werke" antwortet der Apostel; der Eremit aber will von einem Glauben nichts wissen, der sich in dreimaligem Verleugnen und in Flucht geäussert; hier im Himmel dürfe man sich wenigstens frei in der Rede ergehen. Auch wolle er Gott keinen Vorwurf machen; es sei eben Schicksal, dass, wer auf Erden der Schlimmste, im Himmel der Höchste sei. Der Herr selbst sage ja, dass er der Sünder wegen gekommen sei.

[1]) Siehe hierüber Gödecke Every Man.

Petrus wird bange vor der streitbaren Seele; denn wenn der Herr Christus dazu komme, meint er, werde der wieder zu mild sein, habe er doch selbst am Kreuz noch für seine Feinde gebeten. Das giebt dem Eremiten sofort wieder Anlass, auf die unwürdigen Diener Gottes, welchen die Milde der christlichen Religion im Grunde ein Aergernis ist, loszufahren. Wie mit Petrus, weiss er auch mit Paulus fertig zu werden, den er um seines Schwertes und seines Vorlebens willen nur den Gladiator nennt. Und da Petrus sich auf seine Machtbefugnis beruft, selbst den Engeln zu gebieten, schilt er auch diese übel: sie sollen doch die Wunden zeigen, die sie im Kampfe erhalten; schliesslich hätten sie doch nur für den Alleinbesitz des Himmels gestritten.

Eine Reihe höchst ergötzlicher Scenen folgt, als nun von Petrus die Patriarchen des alten Testaments herbeigerufen werden. Deren Sündenregister aufzustellen ist nicht gerade schwere Arbeit. Am übelsten kommt Joseph weg, der durch Zigeunerkünste — denn vom Traumdeuten will der aufgeklärte Arzt nichts wissen — und schändlichen Wucher in's Himmelreich gekommen. Die anderen Patriarchen seien, meint er, im besten Falle gute Hirten gewesen, ihre Einfalt sei kein Ruhm, besser würden sie gelebt haben mit den Wissenschaften als ohne dieselben, und ihr vermeintliches Reden mit Gott sei dem des Philosophen, der göttliche und menschliche Dinge betrachtet, nicht entfernt zu vergleichen.

Eine ganz eigenthümliche Scene spielt sich nun mit Moses ab, den Galateo als Vertreter des Judenthums auffasst. Wir erinnern uns, wie warm er sich der Juden in seinem Briefe an Belisar Aquaviva angenommen, als des Volkes vom ältesten Adel, und wie er zu ihren Gunsten gegen den Christenstolz den Humanistenstolz ausgespielt hatte. Auch hier wird nun Moses als der tiefste Philosoph und weiseste Gesetzgeber gefeiert, nachdem ihn der Eremit Anfangs im Eifer des Gefechts auch unfreundlich begrüsst hat. Moses enthüllt nun die Rathschlüsse über Fatum und Freiheit: Auch Gott gehorcht dem Geschick, denn er habe Gott selber bei sich schwören hören; aber indem Gott dies thut, ist es bei ihm

die höchste Freiheit, die Liebe fällt in ihm mit dem Willen, die Macht mit der Weisheit zusammen. Was man jetzt den Sohn Gottes oder das Wort, durch welches alles geschaffen, nenne, sei eben diese Weisheit Gottes; auch Weltseele, in der die Ideen aller Dinge vorhanden, könne man Gott nennen. Und ohne Weiteres billigt er die platonische Lehre, welche die im Weltall wirkenden Kräfte als Götter und die höchste Intelligenz als den obersten Gott bezeichnet.[1]) Mit einem verächtlichen Seitenblick auf Petrus bemerkt er: „Dem Papste dort wird das Gespräch zu schwer, der versteht von solchen Dingen nichts, er dient dem Bauch und nicht der Betrachtung." Jedoch Petrus im ruhigen Gefühl des Besitzes erwidert: „Du Allerweisester hast in der Wüste die ungelehrte Menge, ich Unwissender aber habe in Rom, der Weltherrscherin, die weisesten Männer Griechenland's überzeugt; die, welche deinen Lehren folgen, dienen den Knechten der Knechte, die, welche den meinen, herrschen über die Herrscher der Herren" — ein verständlicher Hieb auf die Titulatur der Päpste.

Weiterhin erklärt Moses gut rationalistisch seine Ceremonialgebote und seine Politik: Die Theokratie entschuldigt er damit, dass ein Volk, das plötzlich frei geworden ist, diese Freiheit nicht tragen kann, aus Volksbefreiern würden Demagogen und Tyrannen. An Italien sehe man es, dessen Volk freiheitsdurstiger sei, als irgend ein anderes — eine Ansicht, die Galateo auch in seinen Briefen vertreten hat. Mit einem schmerzlichen Seitenblick auf den Katholicismus lobt der Eremit das Gesetz des Moses, in dem nichts sei, was gegen gute Sitten verstösst, nichts Erdichtetes, keine Wunder. Moses und Plato fliessen ihm zur Einheit zusammen.

Nach diesen ernsten Auseinandersetzungen kann wieder der Humor in sein Recht treten, als König David, der schlecht bewährte Schönredner, und sein Sohn Salomo anrücken, an dessen Seligkeit heilige Männer arg gezweifelt haben. Nun

[1]) Gal. stimmt also mit Pontan's Ansicht in der Urania überein. Plato selber legt bekanntlich auf die Idee des „Guten" mehr Werth. Auch die übrigen methaphysischen Fragen behandelt G. bei dieser Gelegenheit.

ist er zwar im Himmel, aber eigentlich nur, um die Menschen recht einzuladen zu seiner Weisheit: nach Herzenslust zu leben und zum Schluss mit etwas Reue sich der Seligkeit zu versichern.

Die ironische Behandlung der biblischen und heiligen Gestalten erreicht ihren Höhenpunkt, als das heldenhafte Dreigestirn erscheint: Simson, der nach Heiligenmanier die Embleme, Stadtthor und Eselskinnbacken, mit sich führt, Christoph, der Polyphem, den die Kirchen nicht fassen, und St. Georg, der „*miles gloriosus*“ von Cappadozien: „Also das ist der vorsichtige wohlgepanzerte Kämpfer? Warum ist er denn heilig? Dieser Alcide hat eine Eidechse getödtet. O ewig denkwürdige That, mit deren Bilde alle Tempel erfüllt sind! Dich beten die Könige an, dich rufen die Soldaten, dich schätzen die Städte ganz besonders als Schützer“, ruft der Eremit bei seinem Anblick aus.

Nach einigen weiteren Scherzen bricht der Unwille des Arztes, den der Aberglaube auf Schritt und Tritt verfolgt, laut hervor. Stirbt der Kranke, dann war der Arzt, wird er gesund, so war der Heilige Ursache. Warum sich denn die Götter gerade mit dem Pfuschen in der Medicin abgeben? Ebenso gut könnte man ihnen ja Ackerbau und Handwerk übertragen. Aber gegen solchen Wahn helfe nichts als Ausbreitung der Bildung.

Diese Polemik setzt sich fort, als Lucas, der Schutzpatron des Einsiedlers, herbei geholt wird, und sie führt zu einer genauen Untersuchung, was denn in den Wissenschaften fest begründet sei, denn Lucas meint, als Arzt und als Geschichtschreiber sei er nicht so leicht zum Glauben geneigt, wie der Pöbel der Heiligen. Aus den Abweichungen der gelehrten Meinungen von einander und aus dem Widerspruch mit der Erfahrung [1]), in dem ein Theil von ihnen steht, wird hier, wie es wenig später Agrippa von Nettesheim noch consequenter that, die absolute Ungewissheit alles Erkennens behauptet. Nur

[1]) cf. oben Galateo's Bekämpfung des Zauberglaubens und seine Forderungen für wirkliche Erfahrung.

das Evangelium ist eine jedes Zweifels enthobene, sichere Quelle.

Dieser Schluss und diese Präsumtion haben nach kurzer Zeit im Gedankenleben der Reformation die Hauptrolle gespielt. Auch Galateo knüpft an ihn die Bestreitung der Scholastiker. „Sie haben den lautern und einfachen Glauben, den die Evangelisten uns überliefert, um weise zu erscheinen verdorben; sie haben die Spitzfindigkeit in die Theologie eingeführt, disputiren über die Geheimnisse der Eucharistie, der Dreieinigkeit und so weiter. Das heisst nichts anderes, als Gott versuchen. Die Vernunft in der Theologie besteht darin, keine Vernunft anzuwenden, sondern nur Gottes Willen und die Autorität heiliger Männer, und nicht weiser sein zu wollen, als es zum guten und seligen Leben nöthig ist. Darum haben auch neuerdings einige berühmte Philosophen allen Eifer nur auf das Studium der Moralphilosophie verwandt.“

Wir finden hier denselben Standpunkt, den Pontan in der früheren Epoche seines philosophischen Schaffens einnahm, wir sehen, dass man auch die theologischen Consequenzen aus demselben zog. Nur scheint dies dem Manne wenig anzustehen, der eben erst selber Weltschöpfung und Weltlenkung mit platonischer Philosophie hat erläutern wollen.

Nach einer Ermahnung des Lucas an den Einsiedler, sich nicht vor dem Petrus zu fürchten, denn es sei ihm gar nicht so viel Macht verliehen, als er sich einbilde, und nach einer Abschweifung auf die Alchemie, die erst neuerdings von Deutschland eingeführt, leider auch in Italien sich ausbreite, bei Gelegenheit des Geldwechslers Matthaeus, geht Galateo zu einer bis zum Fanatismus getriebenen Befehdung der beiden Grundsäulen aller philosophischen Betrachtung des Christenthums, Hieronymus und Augustinus, über. Der Humanist hat scharfsichtig alle schwachen Punkte beider Männer herausgefunden: zunächst, dass sie die heidnische Bildung schmähen, während sie doch selber auf dem Boden dieser Bildung stehen. — Furchtbar wird namentlich Hieronymus verhöhnt wegen seines Traumes, dass er als Ciceronianer gegeisselt worden, er, der fortwährend bei den Rhetoren

heimliche Anleihen mache, und seinen Styl mit gesuchten Sentenzen und blumenreichen Phrasen kokett aufputze. Sodann: ihre Vorliebe für fromme Damen. „Aristoteles hat Alexander erzogen, Hieronymus correspondirt lieber mit hübschen Mädchen. An ihren Früchten also soll man sie erkennen — aber nein: Aristoteles ist ja dumm, Plato ist dumm, wenn es Hieronymus will.“

Er geht weiter, geisselt die beiden als die Urbilder unduldsamer Ketzermeister, wobei es ihm ein besonderes Vergnügen macht, dass sie sich wohl auch bisweilen einander den wahren Glauben abgesprochen und Ketzer gescholten haben. Bei ihnen und nirgend anders sei die Quelle der Unduldsamkeit zu suchen, die in der Kirche immer noch wachse, und die er mit den grellsten Farben abschildert. „Das ist euer Schild, das sind eure Waffen, das ist eure Grossthat, immer laut zu schreien: der ist ein Ketzer, der denkt schlecht von Gott, der ist ein Vernichter der Heiligen, der ist ein Heide, der hat die Göttin, die heilige Jungfrau, gelästert.“ Und warum das Alles? Weil die Philosophen, Leben und Treiben der Geistlichkeit durchschaut haben!

Hat er vorher dem schlichten Evangelien-Glauben gegenüber der Philosophie sein Recht gewahrt, so thut er nun dasselbe auch für den Philosophen gegenüber dem unduldsamen Theologen. „Jene leben für sich, und ob sie weise oder thöricht sind, mögen sie selber sehen; kümmert ihr Euch doch nicht um Fremdes, statt um Eigenes! Sie folgen der natürlichen Vernunft, ihr den Wundern und Jesus Christus.“

Immer aber beruft er sich auf den grundlegenden Satz: „Menschen und Heilige dürfen mich nicht richten, denn nach den Worten der Bibel sind sie allzumal Sünder!“ Diesem Ausspruch recht gelegen kommt der erste, der in's Paradies eingegangen, der bussfertige Schächer, zum deutlichen Beweis, dass auch über die Seligkeit das Glück entscheidet, jenes Glück, das ihn nach einem Sündenleben durch einen Zufall an Christi Seite gebracht hat.

Noch einmal lässt Galateo den burlesken Humor walten, als Petrus die heiligen Weiber aufbietet, um den zungen-

fertigen Eindringling zu übertrumpfen, dann führt er das Ende herbei. Thomas von Aquino, der italische Landmann, der nicht in Britannien oder Irland geboren, wie die anderen Scholastiker, der vertraut ist mit dem echten philosophischen Schmuck der Rede, tritt zum Einsiedler — nach der principiellen Bekämpfung der Scholastik allerdings eine merkliche Inconsequenz. Er spricht das Urtheil minder über das Schicksal des Eremiten, als über das des Dialogs. Allzu heftig sei Galateo, meint er, gegen Philosophen, Aerzte, Theologen und Juristen seiner Zeit losgefahren. Wären seine Schriften vielleicht auch nur für die Freunde bestimmt gewesen, so seien sie doch in's Volk gedrungen. Galateo vertheidigt sie: das hätten sie auch gedurft. „Ich gebe mich," sagt er, „als Poeten, dessen Recht es ist, dasselbe jetzt zu bejahen, jetzt abzulehnen, alles nach seinem Urtheil und nichts nach fremdem zu entscheiden, dessen Ziel es nur ist, menschliche Charaktere zu erkennen und zu beschreiben. Und war ich nicht Dichter, so war ich Skeptiker. Jeder sucht auf seine Art die Menschen zu beeinflussen — mit Versprechungen und Drohungen, selbst mit solchen von Himmel und Hölle. Ich thue es mit diesen Scherzen, in denen ich meine Gesinnung entwickele. Zu meiner Vertheidigung habe ich diese neue Schreibweise ersonnen." Thomas warnt ihn: solches Bekennen der Wahrheit werde ihm viele Feinde verschaffen; das bekümmert aber Galateo wenig: „Die Wahrheit lässt sich nicht verschweigen; für sie ist Christus unser Herr, sind so viel Märtyrer, so viel Heilige gestorben." „Nun wohl", schliesst jetzt Thomas, „kannst du deiner Natur nicht Gewalt anthun, verstehst du nicht zu schmeicheln, hast du nicht gelernt zu heucheln und dich zu verstellen, so bete die heilige Jungfrau Maria an, die die Wahrheit ist und der Welt die Wahrheit geboren hat."

So endet denn die seltsame Schrift mit dem feurigsten Marienhymnus, den man jemals in der Renaissancezeit angestimmt, einer überschwänglichen Lobpreisung, in der alle jene nie veraltenden Hyperbeln, in denen sich der Katholicismus gefällt, zusammengedrängt sind. „Der allein ist weise, der dich liebt, allein selig, der dich erkennt, allein glücklich, der

deine Schönheit erfasst, der von deiner Liebe glüht. O wahre Göttin, wahre Gottesmutter, du bist jene goldene Kette, die den Himmel mit der Welt, die Gott mit den Menschen in dauerndem Band verknüpft. Dein Gewand ist die Sonne, dein Schemel der Mond, dein Thron der Himmel!" Vor ihr will er denn auch gern seine Sünden bekennen, denn sie ist die einzig reine, vor ihr ist jeder Mensch unrein.

Maria neigt das Haupt, und der Einsiedler ist aufgenommen — er hat sich den Himmel erstritten.

Das ist das Endergebnis, zu dem die Gährung führt, bei dem sich der Kampf beruhigt, welchen dieser kühne Geist mit allem Scharfsinn geführt hat! Galateo hat das Priesterthum überwältigt, die Tradition weggeworfen und die Autorität auf ein geringes Maass beschränkt, er hat an den Gestalten der Bibel selbst eine scharfe Kritik geübt, und hat Versuche gemacht, die grundlegenden Dogmen des Christenthums philosophisch aufzulösen. Zwar hat er sich dabei nicht immer sicher gefühlt, und deshalb sich selber als Poet und Skeptiker bezeichnet; aber eins stand unverrückbar fest: „Die Kirche kann nicht verdammen, kein Heiliger kann es, alle Menschen sind gleichmässig Sünder." Der eifrigste Lutheraner hätte nicht anders denken können. Aber da, wo die Skepsis ihr Gegengewicht, das Glaubens-Ideal, fordert, da findet der Gräko-Italiker doch nur den Mariendienst als solches! So war es Pontan, so war es Sannazaro gegangen. Nach wie vor blieb der Madonnencultus das lebhafteste religiöse Gefühl, die Reflexion ging ihm vorüber und das Gemüth hielt ihn fest.[1])

Mag es nun gleich unmöglich sein, diese widerspruchsvolle religiöse Entwickelung der süditalischen Renaissance einheitlichen Begriffen zu unterwerfen, so sieht man doch deutlich an ihr, wie sich die einzelnen Richtungen erhoben, wie sie wirkten, wie sie sich verschmolzen; und die Probleme, die hier noch vermischt erscheinen, hat die weitere Culturentwickelung bald geschieden. Möglich war eine Schrift, wie

[1]) Es ist das einer der wenigen Punkte, in denen ich von Burckhardt's Ansichten abweiche.

Galateo's Eremit, nur bei einer völligen Freiheit der Debatte, wie sie vor der spanischen Herrschaft der Humanist in Süditalien genoss. Der Dialog ist noch unter Federigo geschrieben; Ferdinand dem Katholischen gegenüber musste Galateo bereits in einem Briefe seine Orthodoxie, was man über dieselbe auch sagen möge, betheuern.[1])

In Pontan's Akademie ist die freie religiöse Gesinnung heimisch geblieben, auch nachdem sie ihre wissenschaftliche Bedeutung beinahe ganz verloren hatte. Die Männer der versöhnlichen Richtung, die von der schroffen Gegenreformation für die Bildung fürchteten, wie der Cardinal Seripando, gehörten ihr an. Sie wurde deshalb auch eines der ersten Opfer der Reaction. Ihr Vorsitzender, Scipio Capycius, einer der letzten Männer, die in ihrer Person die Rollen des Humanisten und Staatsmannes vereinigten — er war wie Pontan Staatssecretär — musste, als der Ketzerei verdächtig, flüchten (1537), und die Akademie wurde von den Spaniern geschlossen, auch äusserlich ward so der Triumph der Gegenreformation über die Renaissance damit kundgethan. Gerade in dem Augenblicke wurde die freiere geistige Bewegung erstickt, als sie in Neapel anfing, ihre Früchte zu tragen. Die verherrlichende Lebensbeschreibung des Vicekönigs Toledo berichtet darüber: „In dieser Zeit (um 1535) erhoben sich in der Stadt viele literarische Akademien, die sich ein Oberhaupt wählten, das unter den Mitgliedern die Reihenfolge bestimmte, in welcher jedes eine Vorlesung über einen humanistischen oder anderen Gegenstand zu halten hatte, indem sie über denselben alsdann disputirten, verbreiteten sie sich oftmals zu Schwätzereien über die heilige Theologie. Und da es dem Vicekönig schien, dass aus dieser Beschäftigung falsche Meinungen entstehen könnten, zauderte er nicht, die Akademien in aller Stille aufzuheben. Dagegen liess er den religiösen Literaten die höchste Begünstigung zu Theil werden.“[2]) Zu gleicher Zeit that dies der finstere Spanier, als er die Unterdrückung der Weinlesefestlichkeiten

[1]) Epist. 1, im Spicil. Roman. X.

[2]) Vita di P. di Toledo, Archiv. stor. it. IX., p. 51.

verhängte, weil die lustige Ausgelassenheit, die sich in der allgemein erlaubten Freiheit des Spottes äusserte, zu der neuen Polizeiherrschaft nicht passen wollte.

Kurze Zeit darauf schrieb Ignatius Loyola an einen neapolitanischen Grossen, der ihn um Prediger angegangen: Nicht Prediger thäten Noth, sondern Jesuiten-Collegien, in denen die Jugend zugleich Wissenschaft und fromme Sitten lerne, so wandle man allmählig auch das ältere Geschlecht um, gediegener als durch Predigten.

Das war einstweilen das Ende der religiösen Bewegung der Renaissancezeit in Süditalien.

VI.

Die Fürsten und die Humanisten.

Was war das fremde Königsgeschlecht der Aragonesen für Neapel? Nur eine Vorbereitung für die vollendete spanische Herrschaft oder ein wirklich nationales Herrscherhaus?

Hören wir, wie sich der freimüthigste unter den neapolitanischen Denkern, Tristan Caraccioli, hierüber ausspricht. Er thut es in seiner Begrüssungsrede, die er im Namen der Hauptstadt 1494 bei der Krönung Alfonsos II. hielt.[1] Die Zeit der hohlen humanistischen Prunkreden war damals schon vorüber, und ein Caraccioli durfte bei solcher Gelegenheit ein gedrängtes Programm geben, das er dem neuen Herrscher vorzeichnete.

Er beginnt mit einem gemässigten Lobe Alfonso's I., dessen Milde gegen besiegte, seiner Rache preisgegebene Feinde er dem Enkel vorführt, dessen erste That die Hinrichtung der von Ferrante eingekerkerten Barone war. „Und dennoch“, fährt er fort, „vermochte Alfonso keineswegs jene

[1]) Handschriftlich in der Sammlung Arditi.

Liebe gegen uns zu äussern, wie sie unsere alten, einheimischen Könige uns gespendet, und wie wir sie bedurften. Er, der Fremde, hat sich Neapel nicht so hingeben können, wie die, welche bei uns erzeugt, nicht nur das Amt des Königs, sondern auch die Freundschaft von Vätern, Brüdern, Söhnen gegen uns geübt hatten. Er musste die belohnen, denen er seine Erhebung dankte, und die ihm gefolgt waren; er hielt es für königlich, ihr Verdienst durch seine Belohnungen zu übertreffen. Seine Erziehung, seine Sitten waren spanisch; alles drängte ihn dazu, sich und alle geheimen Dinge jenen, aber nicht ebenso uns mitzutheilen.“ Ihm sei Ferrante gefolgt, der von seinen Jünglingsjahren an in Italien gewesen. „Aber trotzdem haben nicht die einschmeichelnden Sitten dieser Stadt, nicht der Gedanke, dass ihr, seine Kinder, als Italiener geboren waret, ihn selber zum Italiener zu machen vermocht. In seinem ganzen Leben, in jeder Angelegenheit, ob inneren, ob äusseren, ob grossen, ob kleinen, wollte er sich immer nur auf irgend einen seiner Spanier verlassen.“

Seine Söhne aber besitzen, was jene beiden besessen haben, und noch eins dazu: sie sind geborene Italiener. „Nun endlich wird hier wieder einmal ein wahrer neapolitanischer König herrschen, der hier das Licht der Welt erblickt und hier seine ersten Worte gestammelt hat.“ Ihm können auch seine Unterthanen mit höherem Vertrauen nahen; ihm dürfen sie ihre Rathschläge geben.

Diese Rathschläge selber sind so freimüthig wie jene Einleitung, und aus dem, was wir bisher über den gesellschaftlichen Zustand erfuhren, sind sie wohlverständlich. Die Rechtspflege bedarf zunächst des persönlichen Eingreifens des Fürsten; es genügt nicht mehr, nur tüchtige Männer mit ihr zu beauftragen. „Vor der Zerfleischung durch die Uebermächtigen muss das Volk geschützt werden, aber ebenso vor den Richtern, die die Processe mit so vielfältigen, trügerischen Spitzfindigkeiten und Winkelzügen dehnen, dass oft Vermögen, Zeit und schliesslich das Leben selbst verzehrt wird, ehe ein Process zur Entscheidung kommt.

Demnächst wird eine Erleichterung des Handels verlangt, Aufhören der Belästigungen durch die im Lande liegenden Truppen, eine Verringerung der übermässigen Zölle, die dann von selbst durch erhöhte Betriebsamkeit auch erhöhte Einnahmen zur Folge haben werde. Vor Allem werden sodann öffentliche Bauten gefordert, denn es erscheint nun einmal dem Sedilen als unumstösslich — und er spricht es auch geradezu aus — dass die Einnahmen des Königreichs dazu da seien, um in richtiger Weise an den Adel und die Handwerkerschaft der Hauptstadt wieder vertheilt zu werden. Trotz der Vernichtung der Baronenmacht wagt Caraccioli Alfonso gerade diese, wenn sie nur richtig behandelt und der Möglichkeit beraubt würden, die Unterthanen zu unterdrücken, als die beste Stütze des Reiches zu preisen, die ihm jede andere entbehrlich mache. Den Mann, der auf sein Ansehen als Condottiere zu pochen gewohnt war, erinnert er, dass von Roms Grösse die Disciplin, von seinem Sturz die Zügellosigkeit der Soldaten die Ursache gewesen sei. „Als die Legionen anfingen, die Kaiser zu wählen, da war der Untergang des Reiches entschieden.“ Politische Hauptsache für Neapel sei aber das Verhältnis zum Papstthum. „Ununterbrochene Erfahrungen haben gezeigt, dass dieser Stuhl die Pforte ist für unsere Könige.[1]) Hier ruht Glück und Unglück des Reiches.“

Die Wünsche, die Caraccioli dem König vortrug, waren gewiss die aller ruhig und verständig gesinnten Neapolitaner. Sein Freund Gravina beglückwünschte ihn um seines Muthes, pries Neapel um eines solchen Bürgers willen, aber er fügte doch den Seufzer bei: „Folgten nur die Könige solchen Rathgebern und nicht ihren Schmeichlern, so würden sie eine festere und dauernde Herrschaft besitzen.“ So war man sich also doch des grausamen Gegensatzes bewusst, der zwischen diesen Wünschen und der Wirklichkeit bestand.

Uns macht es einen seltsamen Eindruck, dass derselbe Caraccioli, der hier in officieller Eigenschaft das Programm

[1]) Officina illa, ubi demolitoria regum nostrorum funduntur, sagt er ein andermal noch drastischer.

einer friedlichen, festbegründeten Monarchie entwirft, deren Träger durch gleiche Geburt und durch schützende Thätigkeit immer enger mit dem Volke verwachsen, an anderer Stelle eben diesen Krönungszug schildert, wie unheimlich, wie sorgenvoll er verlief, wie Jeder, vom König bis zum Niedrigsten, bedrückt war von dem Bewusstsein, dass dieser blutige Thron durch den ersten Windstoss des aufsteigenden Gewitters umgestürzt werden könne.

Eins aber sehen wir aus dieser Rede, wie aus allen andern, ähnlichen Aeusserungen: Man hatte in Neapel den sehnlichsten Wunsch nach einem nationalen, starken Königthum, man trug sich mit der Hoffnung, dass auch das Haus der Aragonesen mit der Zeit völlig national werden müsse.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtete man auch einzig und allein die Vergangenheit: die ärgste Tyrannis, das erbärmlichste Regiment ward in der Erinnerung verklärt, wenn es nur von Einheimischen ausgeübt worden war. In der Chronik des Notar Giacomo wird die Hohenstaufenherrschaft als schwerer Druck betrachtet, nicht etwa aus kirchlichen Rücksichten, denn dem päpstlichen Anspruch auf das Reich ist der bürgerliche Chronist durchaus abhold und weiss sogar zu erzählen, dass einst bei der Schenkung an Papst Silvester Constantin allein Neapel ausgenommen habe. Er sieht in den Schwaben nur die Fremden. Auch Carl von Anjou, dem Eroberer, traut er alles Böse zu, aber seine Nachkommen sind ihm sofort die heimische Dynastie und eine überströmende Loyalität wird ihnen entgegengebracht. Die Gelehrten theilten in dieser Beziehung die Schwäche des Bürgers. Sie forschten zwar eifrig über die Geschichte des Reiches unter den Hohenstaufen, und Pontan empfand es als eine arge Ungefälligkeit, als Galeazzo Sforza ihm die Abschrift einer Geschichtsquelle über Friedrich II. verweigerte, aber irgend welche Sympathie brachten sie diesen Zeiten nicht entgegen, in denen Süditalien zum ersten und letzten Mal welthistorische Bedeutung gehabt hatte. Als der Ferrarese Collenuccio zuerst mit Hilfe der Briefsammlung des Petrus de Vineis die Geschichte der hohenstaufischen Herrschaft erhellte, verdiente er sich bei den

Neapolitanern wenig Dank, da er natürlich ohne deren Localpatriotismus geschrieben hatte. Aus dem Gelehrtenkreise, zumeist auf Sannazaro's Anregung, wurde ihm der einheimische Angelo Costanzo entgegengesetzt, der denn unter schnöder Verurtheilung der Schwaben die Erzählung erst mit den Anjou's begann.

Die Anjou's aber mussten um jeden Preis gerechtfertigt werden. Diese Tendenz macht Costanzo's Geschichte in ihren früheren Partien geradezu zum Roman; sie hat aber selbst Tristan Caraccioli, den unbestechlichen Richter seiner eigenen Zeit, zum schönfärbenden Darsteller der Vergangenheit gemacht. Die anmuthige Biographie Johanna's I. malt da, wo eine Tragödie wilder Leidenschaften, lüsterner Frivolität und grauser Verbrechen am Platze gewesen wäre, ein Stillleben der guten alten Zeit. Wenn er die stumpfsinnige Johanna II. in eben so rosigem Lichte darstellt, so hat er freilich seine persönlichen Gründe, denn es gilt den Mann zu preisen, der das Geschlecht der Caraccioli emporgehoben, den mächtigen Grossseneschall Sergianni, den Geliebten der Königin.[1]) Aber selbst der Genuese Facius, der Hofhistoriograph Alfonso's, muss so glimpflich wie möglich mit Johanna verfahren, gegen deren letzten Willen sich doch sein Held das Reich erobert hatte, er kann sich höchstens durch kleine, boshafte Bemerkungen, wie: „Caraccioli habe sich durch viele Gaben des Körpers und Geistes der Königin empfohlen", schadlos halten.

Die höchste Verehrung spendete man vollends dem rohen Ladislaus, denn unter ihm, dem Eroberer Roms, dem Bedroher von Florenz, waren ja die neapolitanischen Waffen auf der Halbinsel ausschlaggebend gewesen. Sein Grabmal in der Carbonara — in der That das machtvollste Monument der Anjou-Herrschaft — begeistert Sannazaro zum Preis seiner Thaten. Und selbst Pontan hat sich die übliche Rede von den guten Tagen des Königs Ladislaus zu eigen gemacht.[2]) Solche Anschauungen machen die Aeusserungen in jener politischen

[1]) Vita Serzani Caraccioli.

[1]) Pontan, Antonius.

Programmrede, die wir an die Spitze gestellt haben, erst verständlich. Mochten Alfonso's I. Verdienste sein, welche sie wollten — er blieb dennoch nicht blos für die übrigen Italiener, sondern auch für seine eigenen Unterthanen der Spanier.

Aber in der Brust des Caraccioli selber wohnten zwei Seelen: die des Sedilen und die des Humanisten. Wo er in seiner zweiten Eigenschaft spricht, lauten seine Worte über Alfonso ganz anders. Die Pracht und die Heiterkeit seines Lebens und Treibens, der Glanz seiner Thaten und Schätze, die Verschönerung seines Lebens durch die Liebe reissen ihn zur Bewunderung hin. „Um alles zusammenzufassen," ruft er schliesslich aus, „er unterliess nichts, was ihm Ehre und Ruhm, was seinem Volke Freude bereiten konnte." Allerdings dient dieses sonnige Dasein dem düstern Historiker nur dazu, um den Hintergrund recht finster zu schildern, aber unter den Schatten dieses Bildes befindet sich nur der eine eben nicht, dass wir es mit einem Fremden, einem Halbbarbaren, zu thun haben.

In der That hatte diese Humanisten-Beurtheilung mehr Recht für sich, als jene andere. Alfonso war nicht mehr Spanier, mochten noch so viele Unterthanen jenes Reiches ihm gefolgt sein, mochte er auch noch zur Zeit der Friedensunterhandlungen mit Papst Eugen nicht ordentlich italienisch reden können, mochte er auch später noch die Kirchenschriftsteller vorwiegend aus französischen Uebersetzungen kennen, mochte auch in seinem äusseren Wesen manches an seine Heimath erinnern[1] — er war dennoch im Herzen ein Italiener der Renaissance geworden, und weil er sich diesen Standpunkt hatte erringen müssen, hielt er ihn um so fester.

[1] Facius l. VIII erzählt, wie durch Alf. Unkenntnis des Italienischen die Unterhandlungen mit Eugen sehr erschwert wurden. Nach Vespasiano Alfonso sprach er auch zu Manetti spanisch, nach Enea Silvio Europa verstand er zwar lateinisch zu reden, that es aber nur sehr selten, und nach desselben Commentar zu Panormita I, 6 las er Augustin in französischer Uebertragung.

So verschieden von einander sind die Männer, die Alfonso geschildert haben, dass das Bild Glauben verdient, welches sie übereinstimmend von ihm geben. Der feine Hofmann Panormita, der die gelungenste Art der Schmeichelei übt und den Freimuth zur Schau trägt, weicht in nichts ab von dem ehrlichen Florentiner Buchhändler Vespasiano Bisticci, der allen Groll gegen den Feind seiner Vaterstadt über der Bewunderung des humanistischen Fürsten vergisst; und der feinste Schilderer seiner Zeit, Enea Silvio, hat ihm, „dem herrlichsten König, der wie ein vorleuchtendes Gestirn unser Jahrhundert erhellt hat", eine Lobrede geweiht, die durch die Stelle, welche er ihr gegeben, — am Schluss der Beschreibung Europas — noch mehr hervorgehoben wird.

Freilich sind diese drei Beurtheiler gleichmässig voreingenommene Freunde, sie sind alle geblendet und sehen nur die Lichtseiten in Alfonso's Wesen. Aber das ist eben das Merkwürdige, dass damals nur der mit den geheimen Vorgängen der Politik vertraute Staatsmann die Schattenseiten sehen konnte, und dass allen übrigen Alfonso als der ideale König schlechthin galt. Dies konnte er nur dadurch werden, dass er freimüthig sich über jede Schranke, die man seiner Individualität hätte ziehen können, hinwegsetzte, dass er nur als Persönlichkeit gelten wollte und diesen Grundsatz so oft und so entschieden als möglich aussprach. Das Lob eines hohen Adligen, dass er König und eines Königs Sohn und Enkel sei, wies er höhnisch zurück: es gebe nichts, was er im Leben geringer schätze. Das sei nicht sein, sondern seiner Vorfahren Ruhm, das heisse von den Todten Zierden erpressen.[1]) In diesem Sinne hat er auch Facius seine Geschichte schreiben lassen, die sonst, wie schon Vespasiano bemerkt, über den Charakter des Königs wenig enthält. Recht mit Fleiss sind hier alle Unfälle, die der König in seinem abenteuerlichen Leben erlitten, seine Niederlagen, seine Gefangenschaft geschildert, um nur die persönliche Unerschütterlichkeit und Unbeug-

[1]) Panormita II, 23.

samkeit des Helden der Erzählung recht deutlich zu Tage treten zu lassen. Und Enea Silvio drückte diese Vorstellungsart dahin aus: „Das Glück, das dem grossen Fürsten beschwerlich gewesen, habe endlich seinen Irrthum einsehen und den Hass der Stiefmutter zur mütterlichen Liebe umwandeln müssen.“ Deshalb durften auch seine Gegner nicht eigentlich getadelt werden; gebot die Klugheit, die Feindseligkeit Papst Eugen's nach Möglichkeit zu vertuschen und den wahren Charakter Johanna's II. nur schüchtern anzudeuten, so tritt dagegen in Facius' anerkennender Schilderung des ritterlichen Renatus und seiner hochherzigen Gemahlin Isabella recht eigentlich Alfonso's Gesinnung selber zu Tage.

Diese unumwundene Anerkennung persönlicher Tüchtigkeit musste ihn bisweilen zu Missgriffen führen. Jeder Mensch, der sich selber emporgearbeitet, schien ihm schon um deswillen bewundernswerth. Der Condottiere Picinnino, der Nachfolger des Braccio als Haupt der einen grossen Condottierenfraction, galt ihm wie einer der Helden des Alterthums. „Lieber Sohn eines Fleischers und Picinnino, als Sohn und Erbe so manches Königs“, rief er aus, als man auf die Herkunft des Condottieren anspielte.[1]) Damals 1456 suchte Enea Silvio bei Alfonso eben gegen jenen räuberischen Söldnerführer für seine Vaterstadt Siena Schutz, und schrieb, um sich dem König zu empfehlen, einen Commentar zu Panormita's Werkchen. Bei dieser Stelle fällt er aus der Rolle des Panegyrikers, und ruft sehr richtig aus: „Italien, immer am Neuen sich erfreuend, hat nichts Festes mehr in sich, keine alte Königsherrschaft; aus Knechten sieht man hier leicht Könige werden. Picinnino, den Sohn eines Fleischers, hat unsere Zeit wie einen König verehrt. Mag man ihm Kunde des Kriegswesens zugestehen — ja, aber unter Menschen, die lieber fliehen und sich fangen lassen, als sterben.“ Echte Feldherren, meint er, siegen wie Hunyad, Georg Podiebrad und Albrecht Achill in blutigem Kampfe, während Italiens Soldaten Kaufleute seien, die Waffen und Pferde abgeben,

[1]) Panorm. I, 40.

um dann wieder frei zu sein. Solche Erwägungen kamen Alfonso nicht, und da seine eigenen Schlachten blutiger als die gewöhnlichen Condottierenkämpfe gewesen waren, und er sich selber der Gefahr unerschrocken aussetzte, so verlor er die richtige Schätzung für den Werth solcher „Kriegskaufleute“. Ihm war es vielmehr ein Bedürfnis, das durch seine classische Lectüre noch mehr genährt ward, sich in Gedanken auf eine Bühne, wo grosse Thaten von grossen Männern vollzogen werden, zu versetzen.

Das wunderlichste Zeugnis für diese Schwäche sind die Berichte, die er sich von einem Humanisten, der sich an Antonius Panormita angeschlossen hatte und gern in dessen Fussstapfen getreten wäre, Porcellius, aus dem Lager Picinnino's schicken liess, als dieser Feldherr Venedigs gegen Franz Sforza war. Die Auswahl eines Rhetors zum Berichterstatter fällt wenigstens auf sein Theil, aber wahrscheinlich hat er auch mit der Manier seines Secretairs sympathisirt, gewaltsam das Unbedeutende zur classischen Höhe emporzuschrauben, Picinnino „den Kühnen“ zum Scipio, Sforza „den Schlauen“ zum Hannibal umzutaufen. Der Auftrag des Königs gab Porcellius das Bewusstsein, der Herold dieses Kampfes zu sein, er sicherte ihm auch die Aufmerksamkeit Sforza's, der ihm sein Lager und dessen Einrichtungen genau zeigte. Diese Karrikatur der humanistischen Geschichtschreibung ist gerade um ihrer Erbärmlichkeit willen ein getreues Spiegelbild des hohlen Condottieren-Lebens, der Feigheit und Unsittlichkeit, die sich in solchen Söldnerbanden anhäuften. Wenn irgend etwas, so hätte dieser Phrasenschwall an unrechter Stelle den König aufmerksam machen können, dass die Vergötterung der Individualität einen objectiven Rückhalt bedarf, wenn sie nicht in's Bodenlose versinken soll.

Alfonso aber verstand es wirklich, den König völlig über dem Menschen vergessen zu lassen, und im Grunde beruhte darauf alle Wirkung, die er übte. Von seiner Umgebung wollte er es nicht anders; er vermerkte es sehr übel, wenn man streng auf die Hofordnung hielt, und tadelte diejenigen Grossen, welche ihre wenig tiefer stehenden Freunde Diener

titulirten[1]). Bei ihm selber ging die Vertraulichkeit mit den Hofleuten sogar zu weit. Wenn er eifrig bedacht war auf die Ausbildung seiner Zöglinge — so nannte er die jüngeren derselben — so war dies gewiss lobenswerth[2]), aber weniger war es dies, wenn er den Rest der Domänen an sie verschleuderte.[3]) Recht eigentlich entfaltete sich seine Liebenswürdigkeit erst im Verkehr mit Niedrigstehenden. Auf dem Marsche theilte der König mit den Soldaten alle Strapazen, liess sich ihre Scherze, bisweilen auch ihr Scheltreden, gefallen; in der Schlacht setzte er mitunter sein Leben ein für das eines gemeinen Reiters; im Frieden aber empfand er ein Vergnügen, wie es der Orientale seinen populärsten Fürsten andichtet, sich unerkannt unter das Volk zu mischen, etwa einem Eseltreiber hilfreich beizuspringen, sich mit den Ansichten, den Wünschen der Menge vertraut zu machen. Der ehrliche Republikaner Vespasiano macht dazu die richtige Bemerkung: „Wahrhaftig, die Herren von edlem Stamm und Blut sind von anderer Natur, als die, welche den Adel, den sie nicht besitzen, usurpiren wollen; aber ihre Handlungen und Sitten lassen sie bald erkennen.“ Das anmuthigste Bild zeichnet uns Panormita[4]): den König zu Messina in der Nachmittagsschule, wie er aufmerksam dem Uebersetzen des Virgil folgt, dann die Schuljugend um sich versammelt und sie bewirthet.[5])

Alfonso konnte unbeschadet seiner Würde sich gehen lassen, im entscheidenden Augenblick fand er dieselbe schon wieder. Gegen den Widerspruch seines ganzen Rathes hielt er wohl eine Ansicht fest mit Berufung auf seine höhere königliche Natur; die Räthe der Könige, meinte er dann, müssten entweder selber Könige sein oder königlichen Geist besitzen. Enea Silvio schränkt mit gutem Recht den Ausspruch sofort dahin ein: Könige müssten entweder alles von sich

[1]) Pan. II, 34.
[2]) Pan. III, 52.
[3]) Caraccioli, d. variet. s. Gabriel v. Sorrent.
[4]) Pan. IV, 18.
[5]) Ueber A.'s religiöses Verhalten s. oben.

aus verstehen, oder so dumm sein, dass sie wie in eine Kette verstrickt sich nach dem Belieben der Minister leiten lassen.[1]) Auch ward Alfonso durch dies hochgespannte Selbstvertrauen, das ihm jede Laune als berechtigt erscheinen liess, oft ein unbequemer Herr für seine Beamten, namentlich seine Gesandten. Es war fast unmöglich, ihm etwas zu Dank zu machen, wenn er sich schon zuvor eine bestimmte Idee in den Kopf gesetzt hatte[2]). Vespasiano, dessen Ehrlichkeit und Gerechtigkeitsgefühl wir so viel verdanken, dass wir gern über seine mangelhafte Bildung hinwegsehen, hat diese Schwächen wohl bemerkt, er schildert Alfonso als eigenwillig und eingenommen von sich selber; er wollte sich nicht rathen lassen, meint er, und wenn ihm jemand eine Ueberzeugung beibringen wollte, musste man das künstlich einfädeln und von Weitem her auf Umwegen nahen. Dabei war er freilich dann wieder arglos, denn jede Heuchelei und Verstellung sei seiner königlichen Natur fremd gewesen. Alfonso fühlte, dass er mit einer solchen Anlage doch nicht recht in das Italien des 15. Jahrhunderts passe, und er tadelte die Italiener um ihrer Verstellungskunst willen, mit der sie ihn oft betrogen hätten. Die italienischen Grossen verziehen sich diese sehr leicht untereinander, denn sie trauten so wie so einander nicht. Alle Lügen, Winkelzüge, Intriguen und Halbheiten haben Franz Sforza nicht um den Ruhm bringen können, der edelste Mann der Nation zu sein; aber jene Schwächen Alfonso's, dieses Irrationelle in ihm, dieser Mangel an Selbsterkenntnis, erbitterten geradezu diejenigen, welche unter ihnen zu leiden hatten; sie betrachteten — ob mit Recht, sei dahingestellt — dies als die Mitgabe der barbarischen Herkunft. Cosimo Medici hatte ihretwegen sogar einen maasslosen Hass gegen Alfonso, welcher freilich auch nach erlangtem Sieg in Neapel, übermüthig, berauscht von der Hoffnung auf die Alleinherrschaft in Italien, einen Streit mit Florenz vom Zaune gebrochen hatte. Er glühte darnach, „die catalonische Pest

[1]) Pan. I, 22, und Commend

[2]) Pontan, de obedient. lib. IV, c. 13.

aus Italien auszurotten.“ Und Sforza, der ihm auseinandersetzte, wie unklug dieser Wunsch sei, nachdem Ferrante ohne die Beziehungen des Vaters zu den Barbarennationen auf sie angewiesen sei, verurtheilte des todten Alfonso Charakter nicht minder: „Er war der allerübermüthigste Mensch, wollte Niemanden als Genossen auf gleicher Linie zulassen. Seine Anmaassung, sein Dünkel waren derart, dass er sich für würdig hielt, nicht nur unter den Menschen verehrt, sondern auch unter den Göttern angebetet zu werden, dass er meinte, selbst die Bäume und Mauern müssten vor ihm niederfallen, um ihn zu verehren. Mit ihm konnte man keine Lebensgemeinschaft, keine Freundschaft schliessen.“

Das Urtheil der beiden schlauen Italiener über den hochfahrenden Spanier ist leicht begreiflich, aber demungeachtet ungerecht. Wäre Alfonso nur so gewesen, wie ihn hier Sforza schildert, wie hätte er je einen Sieg über den argwöhnischsten der italienischen Fürsten, Filippo Maria Visconti, erringen können, als dessen Gefangener, nur durch sein ruhiges königliches Auftreten und die Ueberzeugungskraft seiner Rede? Diese plötzliche Umstimmung des Mailänders ist den Zeitgenossen ein psychologisches Problem gewesen, mit dem sie sich gern beschäftigten. Hören wir nur die beiden, welche Alfonso feindlich gesinnt sind, Bracellius und Simoneta.

Der Genuese Bracellius erkennt nicht nur freudig den Heldenmuth des Königs in der Seeschlacht an, welche ihn in die Gefangenschaft seiner Landsleute brachte, sondern stimmt auch seiner Aeusserung bei: als er alles auf einen Wurf gesetzt babe, sei er der Ueberlegung, nicht einem ungestümen Antrieb gefolgt. Die Sinnesänderung Filippo's, dem als damaligen Oberherrn die Genuesen den Gefangenen ausgeliefert hatten, möchte er gern bis in's Einzelnste verfolgen. So viel kann er versichern, dass der König schon nach dem ersten Zusammentreffen das Gemüth des Herzogs so besänftigt habe, dass jeder Rest von Hass und Eifersucht durch eine einzige kleine Rede verwischt worden sei, und dies nur durch die einfache Darlegung, dass

Filippo nicht zu seinem, sondern zu der Franzosen Gunsten gesiegt habe, und durch die Erinnerung an die von seinem Vater, dem grossen Johann Galeazzo, verfolgte Politik. Und der etwas spätere Simoneta, der als mailändischer Staatsmann den Sachverhalt genau wissen konnte, wenn er sich auch auf das Gerücht beruft — die Gespräche der beiden Fürsten wurden natürlich geheim geführt — stimmt mit dieser Darstellung aufs Genaueste überein. Als Freund und Biograph Sforza's hält er zwar mit seinem Helden Alfonso für einen übermüthigen und leichtgläubigen Barbaren, kann aber nicht umhin, einzugestehen, dass er während der Zeiten der Feindschaft stets höchst maassvoll über Sforza geredet, in denen der Freundschaft ihn mit Lob überschüttet habe; was wichtiger ist, er führt den Gedanken eines italienischen Staatenbundes, der durch die Wechselheirathen befestigt werden sollte, geradezu auf Alfonso zurück, dem es dabei, wie billig, besonders auf die Festigung seiner Dynastie ankam.[1]) Diese Thatsachen sprechen deutlich dafür, dass Alfonso im innersten Kern seines Wesens ein Mensch war, für den die vernunftgemässe Ueberlegung, die Sache selbst, den Ausschlag gab, auch darin ein echter Fürst der Renaissance.

Geradezu zum Idealbild eines solchen macht ihn aber der unwiderstehliche Hang, das Leben ästhetisch zu verschönen, macht ihn seine unerschöpfliche Genussfreudigkeit und die harmonische Durchbildung, die dieselbe seinem ganzen Wesen gab. Der zierliche, blasse Mann mit der starken Adlernase, den leuchtenden, fröhlich blickenden Augen, dem langen schwarzen Haar, das schon etwas zu ergrauen anfing, war in seinen Bewegungen wenig lebhaft, so auch in seiner Rede, er sprach nicht viel, und hörte lieber mit dem grössten Vergnügen den Debatten der Anderen zu, wenn er aber eingriff, dann trafen seine kurzen, klaren, höchst anmuthigen Worte. So wie uns Panormita seine Aussprüche überliefert,

[1]) Simoneta lib. XXV, der Ausdruck *Italica societas* ist ihm ganz geläufig.

tragen sie fast alle das Gepräge der Echtheit. In seiner Kleidung war er äusserst einfach; nur die goldene Kette zeichnete seinen schwarzen Anzug aus; einem in Goldbrokat einherstolzirenden Gesandten von Siena, dessen Bewohner schon seit Dante's Zeiten im besondern Ruf der Eitelkeit standen, gewöhnte er seine Tracht ab, indem er sie ihm karrikirt selber vorführte.[1]) Dem entsprechen auch seine übrigen Lebensgewohnheiten; nie kam ein Tropfen unvermischten Weins über seine Lippen. Jeder Genuss musste verfeinert sein, wenn er ihm Geschmack abgewinnen sollte, der edelste: das Gefühl für die Schönheit der Landschaft, ging bei ihm bis zur Schwärmerei. Er pflegte zu sagen: hätte er sich ein Lebensloos selber auswählen dürfen, so würde er Eremit auf dem Monte Pellegrino bei Palermo geworden sein; den Disputationen der Gelehrten in seiner Bibliothek wohnte er bei, sitzend an einem Eckfenster des *Castell nuovo* mit der köstlichen Aussicht auf den Vesuv und die Küste von Sorrent; dann verschmolzen sich ihm die beiden höchsten geistigen Genüsse; auch seine Vorliebe für die Jagd, für die er seinen Wildpark in den Kesselthälern und an den Abhängen der phlegräischen Felder hatte, während die grosse königliche Jagd, die sogenannte Incoronata, jährlich einmal den Hof nach den Abruzzen führte, hing wohl mit seiner Naturliebe zusammen.

Nächstdem war er ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik; seine Capelle musste ihn auch auf Reisen und in die Villegiatur begleiten [2]). Von seinem Kunstgeschmack giebt vollgiltiges Zeugnis nur der herrliche Triumphbogen im *Castell nuovo;* aber dieses, einem ganz persönlichen Ruhme dienende Denkmal gilt uns auch als eines der Werke, welche für die Kunstgesinnung der Renaissance charakteristisch sind. Die Zeitgenossen standen nicht an, auch die Liebhaberei des Königs für Perlen und Edelsteine, deren Anblick er sogar

[1]) Vespas. Fiorent.

[2]) Panorm. IV prooem. und fatti di Alfonso in A. st. p. l. p. N. VI, 233.

bisweilen erkaufte, mit zu rechnen zu den Vorzügen, welche einem prächtigen und hochstrebenden Könige geziemen. Mehr als alles zeigen dann seine Feste den Wunsch, dem Leben die denkbar schönste Form zu geben; sein Triumphzug mit der seltsamen Mischung von Pathos und Humor, von antiken und modernen Elementen ward durch die Schilderungen Panormita's und Facius' maassgebend für die Schaustellungen der Nachwelt; die Zeitgenossen schwelgten in dem Gedanken, dass die geliebte Antike hier zur Wirklichkeit geworden sei, muthete man doch Alfonso die Nachahmung alter Triumphatoren allen Ernstes bis zum Schminken des Gesichtes zu. Prächtig bis zur Uebertreibung waren die Feste zu Ehren Kaiser Friedrichs III. bei seiner Vermählung mit des Königs Nichte Eleonore von Portugal, die übersättigten Deutschen fütterten zuletzt mit dem Confect ihre Pferde, und die 150,000 Ducaten, welche die Festlichkeiten gekostet hatten, betrugen ungefähr den vierten Theil der Kosten, welche die 20 Kriegsjahre Alfonso gemacht hatten.[1]) Nicht nur an solchen Höhepunkten des Daseins entfaltete sich der neapolitanische Festjubel; man suchte denselben, wie und wo es nur anging, zu entfesseln. Die Einholung jedes fremden Gesandten durch den gesammten Hofstaat, der Einzug in die Stadt, der Umritt durch die Seggi, gaben hierzu Gelegenheit; vollends aber, als den alten König die jugendliche Leidenschaft zu der schönen Neapolitanerin Lucrezia d'Alagno ergriff, musste das ganze Volk in ununterbrochenen Festlichkeiten diesen Sieg seiner reizenden Mitbürgerin feiern. Auch hat der König nichts unberücksichtigt gelassen, was zur Erhöhung und Verschönerung der Festfreude dienen konnte. Die Turniere und die allegorischen Aufzüge, die nach florentinischem Muster verbesserten geistlichen Schauspiele, denen sich bald die Aufführungen, die *trionfi* des Petrarca anschlossen, stattliche Bewirthungen der Seggi in den Kirchen der Stadt und allgemeine Volksbelustigungen, Illumination mit Feuerwerk, Ball im Schlosse

[1]) Vespasiano giebt die Summe 150,000. Panormita IV, 4, 100,000 ohne die Geschenke; die Kriegsschulden betrugen nach Pan. III, 16, 660,000.

und grosse Jagden wechselten ab, ergänzten einander, hielten das leichtbewegliche, vergnügungssüchtige Volk beständig im Athem. Es war Alfonso's Grundsatz, sagt Pontan, dass Niemand traurig von ihm gehen dürfe. Er musste nun einmal bei allem, was er besass, immer daran denken, mit wem er es auch theilen wolle; er konnte nicht einmal einen neuen Rock anziehen, ohne gleich jemanden aus seiner Umgebung zu bestimmen, der denselben nach ihm haben solle. Und wie wusste er zu schenken! Unversehens, den Dank abschneidend, dadurch dass er sich selber als Schuldner bekannte, im losbrechenden überströmenden Gefühl oder leise und versöhnend tadelnd, wenn er glaubte verkannt zu sein. Solcher Züge sind uns am meisten von ihm aufbehalten, denn sie gingen einem Geschlecht, das bei allem Aufschwung des Gemüths doch der liebenswürdigsten Eigenschaft, der Herzlichkeit, beinahe entwöhnt war, besonders nahe.

Der sanfte Vorwurf an Manetti, weil er sich, um einen schuldigen und verhafteten Diener loszubitten, vom Papst einen Geleitsbrief hatte geben lassen, und der jubelnde Ausruf, als er diesen von ihm als höchsten verehrten Gelehrten für Neapel gewonnen hatte: er würde als Bettler das letzte Stück Brot mit ihm theilen, die humoristische Art, mit der er Panormita nach seiner Verheirathung ein Ruhejahr, wie es bei den Hebräern gebräuchlich, gab, das plötzliche Entzücken, mit dem er Facius nach der Vorlesung eines Capitels aus seinem Geschichtswerk eine grosse Summe schenkte und ihm versicherte: mit einem Herzogthum würde er nicht genug belohnt sein, sie zeigen denselben Mann, der sich's auch zum Vergnügen machte, catalonischen Bauern, die ihn in Neapel aufsuchten, mehr Geld zu schenken, als sie bis dahin je auf einem Flecke zusammen gesehen hatten, und den die Noth armer Mädchen so leicht rührte, dass er ihnen gern eine Aussteuer gab. Die Theorie der Freigebigkeit, welche später Pontan aufstellte, hat er im Wesentlichen seinem König abgelesen, der auch immer wieder als Beispiel in ihr angeführt wird: die Verachtung des Geldes, die Anmuth des Gebens, das Talent, immer dem Wunsche zuvorzukommen, die Ueber-

zeugung überhaupt, dass die Freigebigkeit, wie jede wahre Tugend, sich Selbstzweck sei, gehören Alfonso selber an. Und wenigstens seiner eigenen Ueberzeugung nach hielt er sich auch fern von dem Extrem, der Verschwendung, — einem Fehler, wie Pontan meint, leichter verzeihlich als der Geiz, da er einem grossen, jener aber einem kleinen Geist entspringe. Eine löchrige Cisterne, die kein Regen fülle, nannte Alfono den Verschwender; aber dies Wort habe ihm wenig angestanden, urtheilt Pontan. Der Staatsbankerott überraschte den König, ehe er es dachte; für einen solchen Mann war das eine besondere Beschämung, und die Sache ward dadurch nicht gebessert, dass er nun seinem Groll gegen die vermeintlich schuldigen Finanzbeamten freien Lauf liess. Die Humanisten aber haben ihrem Einfluss am wenigsten dieses Unglück zuzuschreiben; die Summe, welche der König jährlich auf Pflege der Wissenschaften wandte, 20,000 Dukaten, ist gross, aber doch nicht übertrieben.

Fast mehr noch, als dieser Wunsch, das Leben ästhetisch zu gestalten, zeigt das rastlose Streben nach geistiger Ausbildung Alfonso als echten Sohn der Renaissance. Die Verachtung der Bildung hatte ihm seine Landesgenossen so entfremdet, dass er zuletzt ausdrücklich wünschte, nicht in Spanien, sondern in Neapel begraben zu werden. Der Dünkel der Spanier gegenüber dem Gelehrten, ihre Meinung: Wissenschaften geziemten überhaupt einem edlen Manne nicht, waren ihm unerträglich.[1]) Recht ihnen zum Trotze nahm er in das königliche Wappen ein aufgeschlagenes Buch auf. Jede Gattung von Bildung hatte für ihn, den Autodidakten, dasselbe Interesse. Er hatte zu keiner Fahne geschworen, die geistige Arbeit als solche zog ihn an. Die dialektische Schlagfertigkeit spanischer und italienischer Scholastiker ergötzte ihn nicht nur, er disputirte auch selber gern und viel mit ihnen[2]) über die Dreieinigkeit und ähnliche Gegenstände. Manetti erregte wohl besonders deshalb seine Bewunderung, weil er wie kein anderer

[1]) Panorm. I, 5, 6.
[2]) Pan. II, 61.

Humanist auch bei jenen Fragen sattelfest erfunden wurde; von dem kühnen Versuche, den damals Lorenzo Valla unternahm, die Dialektik mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, scheint er dagegen keine Notiz genommen zu haben. Oft sprangen auch von der Beschäftigung mit dem Alterthum, von der Lectüre des Seneca und Cicero, seine Gedanken auf dieses Gebiet über.[1])

Dieses Alterthum selber überwog schliesslich doch in seinem Interesse; die Dialektik beschäftigte nur seinen Verstand, die Antike gab ihm in ihren grossen Gestalten auch Musterbilder des Handelns.

Deshalb sind Curtius und Cäsar seine liebste, ja tägliche Lectüre; er mochte es wenigstens selber gern hören, dass ihn Panormita mit dem Vorlesen der Feldzüge Alexander's von einer Krankheit geheilt habe. Wie er die Höhenpunkte des ästhetischen Genusses im Leben der Alten wieder zu erwecken suchte, so that er auch mit jenen des ethischen Handelns. Eine würdigere und klügere Nachahmung des Alterthums, als wenn er, wie Caesar, seines gefangenen Gegners Antonio Caldora Briefschaften ungelesen verbrannte, war nicht möglich.

Nun blieb ihm freilich das, was für den Humanisten selbst die Hauptsache war, die Schönheit der dichterischen Form, bei seiner höchst geringen Kenntnis der Sprache verschlossen, und er musste sich allein an die Moralphilosophen und Historiker halten, um so eifriger verehrte er jeden Rest des Alterthums mit einem Glauben, der allerdings mit christlichem Reliquiencultus stark versetzt war, denn nicht nur die auch von den „Gelehrten" anerkannten Reste, das Grab Virgil's, die Villa Ovid's, sondern auch ein falsches Grab des Cicero und einen Armknochen des Livius betrachtete er mit gleicher Ehrfurcht. Wenn er mit besonderer Vorliebe antike Münzen sammelte, so reichten sich auch hierbei seine Freude an Raritäten und seine Bewunderung des Alterthums die Hand. Je näher er sich selber den Helden der Vorzeit fühlte, um so mehr war es ihm auch Bedürfnis, die Gelehrten, die

[1]) Panorm. I, 48.

ihn umgaben, den antiken gleichzustellen; der Anspruch, den der Humanist erhob, die Unsterblichkeit in seinen Händen zu bewahren, fand in ihm einen zuverlässigen Gläubigen. Sie haben uns selber genug von dieser ihnen gespendeten Bewunderung berichtet. Die Fliege, die der König nicht von seiner Nase scheuchte, als er Manetti's Rede zuhörte, hat nicht nur Aufnahme in alle Berichte über Alfonso gefunden; er hat sich das Ereignis sogar selber in einer weiteren Prunkrede Manetti's noch einmal haarklein vortragen lassen müssen. Trotz des lächerlichen Anstrichs, den solche mit Würde behandelte Kleinigkeiten haben, hat der König mit seiner Hochschätzung der Gelehrten nicht so ganz Unrecht gehabt: die Humanisten haben ihn wirklich zu dem gemacht, als der er der Nachwelt galt, als der er auf die Vorstellungen der Hohen wie der Niederen fast ein Jahrhundert lang gewirkt hat: zum Idealbild eines hochsinnigen, freigebigen, völlig durchgebildeten Fürsten. Wie viel hat hierzu nicht allein Panormita's Schriftchen beigetragen! Wir werden aber auch jetzt noch bekennen müssen: sie haben ihn nicht künstlich zu dieser Höhe heraufgeschraubt, sondern ihre eigenen Gedanken an ihm emporgerichtet und geschult. Alfonso's Gestalt bleibt neben denen der drei Medicäer die merkwürdigste der Renaissancezeit.

Für **sich** bedurfte König Alfonso der Humanisten, keineswegs für sein Reich. Unter den Theologen, Juristen, Aerzten, die er aus ganz Europa berief, um an der neuerweckten Universität zu lehren, fanden sie keine Stelle; nur Valla, der geborene Schulmeister, trug auch öffentlich vor; ob der humanistisch gebildete Jurist Malferito, der mit Panormita befreundet war, und uns häufig in den Briefen der Gelehrten begegnet, es that, wissen wir nicht

Zuerst unter allen Humanisten hatte sich Leonardo Bruni dem König genähert, auf Aufforderung einiger Hofleute, wahrscheinlich eines sonst unbekanntsn Freundes Benedict von

A CE

Anagni. Er schrieb Alfonso mit dem offenen Bekenntnis, er wisse eigentlich nicht, was er ihm schreiben solle, und schlug deshalb ein allgemeines Thema an, von dem aber Alfonso auch später immer gern reden hörte: das Lob der Kaiser aus spanischem Blut.[1]) Der König hatte ihm sofort geantwortet und das freute den florentinischen Staatssecretair. Er lobte ihn jetzt, dass er, soweit es seine Beschäftigungen erlaubten, den Wissenschaften seinen Fleiss zuwende, denn er halte den, der jene nicht kenne, kaum für einen König. Nun preist er ihm die Nothwendigkeit einer theoretischen Ausbildung. Soviel auch die königliche Anlage wirke zu richtigem Verhalten in Krieg und Frieden, so werde dieselbe doch in wunderbarer Weise durch Schriften und Denkmäler der Gelehrten unterstützt. So allein könne er lernen, was einen König von einem Tyrannen unterscheide. Darum möge er sich aber auch nicht an die stammelnden Halbgelehrten wenden, die alles unpassend durcheinander werfen, sondern er solle von den Alten lernen, die allein mit der wahren vernunftgemässen Philosophie Glanz und Schmuck der Schreibweise verbunden hätten. Vor allem aber möge er die Geschichte treiben; sie sei die angenehmste Unterhaltung und zugleich die eigentliche Lehrmeisterin des Lebens.[2])

So wenig dieser Brief die Scholastiker bei Alfonso in Misscredit brachte, so sehr war er ihm sonst aus der Seele geschrieben. Hier fand er die Gesinnung ausgesprochen, die er dann sein Leben hindurch vertreten hat. Der Florentiner Staatsmann aber hat sich wohl kaum grossen Erfolg versprochen: als jener Benedict von Anagni damals den König wieder verliess, beglückwünschte er ihn, dass er Italien höher schätze, als alle Fürstenhöfe und allen Goldsand des Tajo, denn Falerner habe nun doch einmal anderen Duft als Aragonier.[3]) Erst später, als Alfonso schon in Italien mächtig war, knüpfte Leonardo die Beziehungen wieder an und widmete

[1]) Leonardi Bruni epistolae lib. VII, 2.
[2]) Leon. Bruni epp. VIII, 6.
[3]) Ibid. lib. VIII, 10.

ihm seine Uebersetzung von Aristoteles' Politik, „dem eigentlichen Buche der Könige". Er wiederholt seine früheren Ermahnungen, denn Alfonso hatte sich in seinem Briefe auf die trefflichen Vorbilder seiner Ahnen berufen, und der Humanist schärft ihm ein: Naturanlage und Ausbildung seien zweierlei Dinge. Jetzt durfte er aber schon die Thaten des Königs rühmen und seine mitten unter den Kriegsstürmen bewährte Liebe zu den Wissenschaften.[1])

In der That war Alfonso's Schicksal noch ganz unentschieden, waren seine Hilfsmittel äusserst beschränkt, als er schon in seinem Lager einen wandernden Humanistenhof mit sich führte, bestehend in Panormita, Valla und Porcello. Der erste, der gekommen war, derjenige, welchem der König eine unerschütterliche Zuneigung bewahrte, war auch eben der, welcher den Humanismus in Neapel heimisch gemacht hat: Antonio Beccadelli, gewöhnlich nach seiner Heimath Palermo Antonius Panormita genannt. Diese seine Stellung erfordert ein genaueres Eingehen auf Schicksale und Charakter des Mannes, als er es um seiner selbst willen verdienen würde.[2])

Antonius stammte aus einer alten Familie, die, ursprünglich in Bologna ansässig, von dort im Anfang des 14. Jahrhunderts durch Parteiungen vertrieben, nach Sicilien ausgewandert war, ohne doch die Beziehungen zur alten Heimath, in der ein Zweig zurückgeblieben war, aufzugeben. Auch in Palermo nahmen die Beccadelli durch Ansehen und Reichthum eine hervorragende Stellung ein. Antonio's Vater, der die Ritterwürde besass, war Bürgermeister, ein Onkel Erzbischof von Palermo gewesen, einzelne seiner Brüder hatten

[1]) Leon. Bruni epp. lib. IX, 1.

[2]) Eine sehr exacte Biographie hat Colangelo gegeben. Vita di Antonio Beccadelli, Napoli 1820. Unsere Auffassung des Humanismus ist freilich seitdem eine andere geworden. Meine Darstellung gründet sich wesentlich auf Panormita's eigenhändiges Manuscript seiner sämmtlichen Briefe Cod. Vat. 3371 und Cod. Vat. 3372, Briefe an ihn, sowie Cod. Neap. V E. 21. Carmina libri 2. Ueber den Zustand der gedruckten Briefsammlungen cf. Voigt I, 489.

die militärische Laufbahn, andere die juristische eingeschlagen; nur der lebhafte, geistreiche Antonio (geb. 1394 od. 95) wählte die Studien. Er muss es schon damals verstanden haben, zu imponiren, ohne viel Positives zu leisten, jedenfalls gab ihm seine Vaterstadt ein ungewöhnlich reiches Stipendium mit auf den Weg, das er nicht eben nöthig hatte.[1]) Er verbrauchte in seinen Studienjahren einige Tausend Goldgulden von seinem Vermögen, blieb aber offenbar trotzdem noch leidlich wohlhabend, denn als er zur Rückkehr in die Heimath von der Familie nur 100 Goldgulden, gewiss ein gutes Reisegeld, angewiesen bekam, schimpfte er ganz entsetzlich über solche Knauserei.

So half ihm seine Geburt über die Noth und Dunkelheit hinweg, in der andere Humanisten ihre Lehrjahre hatten durchmachen müssen. Unter solchen Umständen beeilte er sich weder in Bologna noch in Siena besonders mit dem Studiren, lernte aber das Genussleben der Alten um so ausgiebiger kennen. In Siena ward er mit Enea Silvio bekannt, in Florenz verkehrte er mit Marsuppini, Poggio, Niccoli, Cosmus Medici selber, und scheint mit dem bedeutendsten Kopf, den die Arnostadt damals besass, mit Leon Battista Alberti, näher befreundet gewesen zu sein. Im Verkehr mit diesen Männern scheint ihm die humanistische Bildung fast von selber angeflogen zu sein. Fast spielend muss er die vollendete Kunst des lateinischen Versbaues erworben haben. — Den Gegenstand der Dichtung aber bot ihm seine Lebenserfahrung. Sicherlich sind die Gedichte, welche er, bereits in der Mitte der Dreissiger stehend, als Sammlung veröffentlichte, vorher von ihm in dem Florentiner Kreise vorgetragen und besprochen worden, und die Widmung des Hermaphroditus konnte Cosimo kaum überraschend kommen.

Einige harmlose Studentenscherze: die Grabschrift eines allen Studiosen wohlbekannten Kochs, die Bittschrift eines blinden Pferdes stehen hier unter einer überwiegenden Mehrzahl

[2]) Mongitore Bibliotheca Sicula. Beccadelli.

schlüpfriger Gedichte.[1]) Viele der ärgsten Unanständigkeiten und Rohheiten sind freilich nichts als Varianten zu entsprechenden Stellen der antiken Vorbilder Catull, Ovid und Martial. Es ist offenbar der Stolz des Humanisten, den Wortspielen und zugespitzten Pointen jener eine neue Wendung zu geben. Dabei aber nährt er sich nicht blos, wie viele seiner Kunstgenossen, von den Brosamen, die er vom Mahl der Alten erbettelt hat; er hat sich vielmehr so gut in die antike Dichtung eingelesen und eingelebt, dass er unbekümmert ihre Formen handhaben darf, in der Zuversicht, dass der von ihm gewählte Ausdruck ein echt antiker sei. Dass diese Distichen ganz unvergleichlich besser als alle zuvor geschriebenen sind, dass Facius ganz recht hat mit dem Lobe: Panormita habe die fast erstorbenen elegischen Versmasse wieder in's Leben zurückgerufen, ist ganz unzweifelhaft. In einer Zeit, die nun einmal in einer Ueberschätzung der Form befangen war, gab aber dieser Vorzug den Ausschlag. Später freilich wollte man von solchen frivolen Versen nichts mehr wissen. Jovius übergeht den Hermaphrodit mit Schweigen. Gyraldus tadelt ihn hart, das Richtige traf Cortese, der unumwunden zugab, dass in diesem unzüchtigen Buche zum ersten Mal eine echt dichterische Sprache erschienen sei, während die früheren nur Daktylen an einander geleimt hätten.

Sobald man einmal einräumt, dass Catull und Martial das Obscöne mit Anmuth gesagt haben, wird man den gleichen Ruhmesanspruch auch ihrem Nachahmer Panormita nicht versagen dürfen. Die lateinische Sprache hat den zweifelhaften Vorzug (den unter den heutigen nur die französische beansprucht), selbst die unfläthigsten Worte der Gasse dem Dichter zu Gebote zu stellen. Panormita benutzte diese Erlaubnis. Er machte gerade dadurch Eindruck, dass er sich ohne weiteres die antike Freiheit nahm, das Gewagteste und sogar das Widrige mit Zierlichkeit offen auszusprechen. So

[1]) Dass widernatürliche Lüste hier eine Behandlung finden, ist jedoch ein unberechtigter Schluss aus dem Titel. Schon Geiger, Humanismus und Renaissance, p. 253, hat A. P. von diesem Vorwurf befreit.

schien ja doch die schöne Form ihren höchsten Triumph zu feiern. Mochte der Pöbel am Stoffe haften; der Mann, welcher seinen Geschmack am Wohllaut der römischen Dichtung geschult hatte, wusste besser, was dem Poeten zieme. Panormita sprach diesen Grundsatz offen gegen Cosimo aus:

„Folge ich nicht hiermit den weiseren alten Poeten,
War nicht jenen wie mir tändelndes Spielen erlaubt?
Jeglicher weiss: ihr Leben es war ein reines, ein keusches;
Aber von lüsternem Scherz sind ihre Werke erfüllt!
Freilich, das bleibet dem Pöbel, dem blinden, immer Geheimniss.
Nicht den Alten — dem Bauch ist seine Sorge geweiht.
Unsere Spiele wird auch des Volkes Dummheit zerpflücken.
Sei's! Der gebildete Mann tadelt mich sicherlich nicht.
Du nur lies sie, du achte für Nichts den Haufen, mein Cosmus,
Du nur folge der Spur ewiger Männer mit mir."

Diesen Anspruch erhob Panormita auch späterhin in seinen Briefen, wenn er nicht Ehrenhalber bei Uebersendung des Buches an Leute, wie Erzbischof Bartolomeo von Mailand, ein paar Phrasen drechselte: es thue ihm eigentlich leid, das Werk geschrieben zu haben. Sonst nahm er für sich das Wort Catulls in Anspruch, dass zwar der Dichter, aber nicht seine Verse keusch sein müssen; und er sprach gewiss allen Humanisten aus der Seele, wenn er behauptete, jeder Dichter besitze als solcher von Natur ein frommes und schlichtes Gemüth. Auf diese seine unbestrittene Dichterwürde hin glaubte der Götterliebling sündigen zu können, soviel als die schöne Form zulasse.

Nicht anders urtheilte auch der alte Guarino von Verona, ein Mann, von dem Panormita mit Recht sagen konnte, dass er von Jugend auf in Ehre gelebt habe, dass ihm nie etwas Niedriges, Verächtliches, Gemeines als angenehm gegolten habe. Er rühmte nicht nur den holdseligen Wohllaut des Gedichtes, den leichten Fluss der Rede, den ungesuchten Ausdruck, die Composition, die sich ohne Anstoss von selbst

entwickle, er verglich es um seiner Anmuth willen nicht nur mit dem Götterboten Hermes, sondern er wies geflissentlich trotzend auf den Inhalt. Er erklärte: deshalb lobe er das Gedicht und das Talent des Dichters nicht weniger, weil es Scherz, Leichtfertigkeit und eine gewisse Lüsternheit athme. Seines Mitbürgers Catull Ansehen gelte bei ihm mehr als das Geplärre der Ungebildeten, die sich nur an Thränen, Fasten und Psalmen zu ergötzen verstünden, die nicht wüssten, dass man im Leben und im Styl auf verschiedene Dinge zu sehen habe. Sei der Ruhm des Apelles und der anderen Maler geringer, weil sie nackt und offen die Körpertheile gemalt haben, welche die Natur selbst verborgen wissen wolle?

In Wahrheit hätte dieser Vergleich des Dichters mit dem bildenden Künstler Guarino auf seinen Irrthum aufmerksam machen müssen. Gerade damals machte die Kunst die Ergründung und Darstellung des nackten Menschenleibes wieder zu ihrer Aufgabe; aber ein Blick auf die Werke Donatellos und Masaccios hätte den Humanisten belehren können, dass diesen nicht „Scherz, Leichtfertigkeit und Lüsternheit" den Meissel und Pinsel wie Panormita die Feder hatten führen helfen.

Männer wie Guarino täuschten sich über ihr eigenes Wohlgefallen an dieser Art von Dichtkunst. Während sie sich den Anschein gaben, nur die reine Form zu lieben, die in der Bewältigung eines niedrigen Gegenstandes erst ihre volle Kraft beweise, fesselte sie dennoch dieser Inhalt. Dort mönchische Entsagung, hier sinnliche Naturwahrheit, das war, wenn nicht das Feldgeschrei, so doch die geheime Losung der classisch Gebildeten. Panormita konnte auf Guarinos Lobsprüche hin mit vollem Rechte ausrufen: „O beglückte Leichtfertigkeit des Büchleins!" Aber auch hier griff man fehl. Der Hermaphroditus offenbart gar nicht eine kräftige Sinnlichkeit, die, weil sie selbst naiv ist, auch nicht verletzt, sondern nur verbuhlte Lüsternheit und widerliches Raffinement. Die gelindeste Würze ist noch die oft wiederholte Gegenüberstellung des erröthenden Mädchens oder der ehrbaren Frau, die sein Buch wegwerfen sollen, und derjenigen Damen, welchen es zur Lectüre empfohlen wird.

Viel richtiger empfand Poggio, wahrscheinlich weil er Panormita's Gesinnung in Wirklichkeit näher stand als Guarino, dass mit der von Panormita beliebten Renaissance des Alterthums der humanistischen Sache schlecht gedient sei. Er schrieb nach vielen höflichen Redensarten an den Dichter: er habe sich gewundert, dass man so unkeusche, so unpassende Dinge doch so anmuthig und geschmackvoll sagen könne. Vieles Unanständige sei so vollkommen ausgemalt, dass man es nicht erzählt, sondern vorgeführt glaube. Für seinen Theil sage er ihm Dank für diese Wiedererweckung der schlummernden lateinischen Dichtkunst; aber er wünsche doch, dass sich Panormita grösseren Aufgaben zuwende. Auch Virgil habe in seiner Jugend die Priapea gedichtet, aber ihnen als Christen stehe doch nicht frei, was einst den heidnischen Dichtern erlaubt gewesen.

Gegen diese fromme Schlussbemerkung warf sich nun Panormita seinerseits zum Vertheidiger der humanistischen Freiheit auf und wies ausführlich nach, dass er mit dem Hermaphrodit ganz in den Bahnen der Alten geblieben, dass aber auch Seneca, der Freund des Apostels Paulus, und Platon, der Fürst der Philosophen, der doch in Wahrheit so gut wie ein Christ sei, mit ihm in der gleichen Verdammnis seien.[1]) Er schliesst sich dem an, was Apulejus über die Platon zugeschriebenen Gedichte gesagt hatte: sie seien gerade deshalb keusch, weil sie so unumwunden redeten. Heucheln und Verhehlen kennzeichnen den Sünder, Aussprechen und laut Verkünden den Spielenden. Offenbarer Hohn ist es aber, wenn das frivole Weltkind sich auch auf die Bussprediger seiner Zeit beruft, weil sie vor allem Volk die Sünden mit nackten Worten schildern. „Ich habe dieselbe Absicht wie sie", erklärt er, „und es thut nichts zur Sache, wenn ich dieselbe mit Spielen und Scherzen betreibe." Diese Prediger, denen sich Papst Eugen anschloss, waren nämlich nicht der Ansicht von

[1]) Man bemerke, wie sich diese ganze Debatte auf falschen unkritischen Voraussetzungen über Platon, Virgil und Seneca bewegt!

der Identität ihrer beiderseitigen Zwecke; sie predigten gegen den Hermaphroditus und verbrannten ihn öffentlich.

Peinlicher als die Erinnerung an die christliche Sittlichkeit musste Panormita die Mahnung sein, sich grösseren Stoffen zuzuwenden. Er hatte eben erst mit burleskem Humor geschildert, wie er einst mit dem guten Vorsatz, ein Heldengedicht zu beginnen, spazieren gegangen sei, wie ihm aber eine Unterbrechung, die schon den Alten als böses Omen galt, die Laune vertrieben habe. Auch gegen Poggio entschuldigte er sich: er sei Epigrammatiker. Epigramme seien kurz, scharf und würden mitten im Geräusche des Lebens am besten hingeworfen; zum ernsten, fortlaufenden Gedicht hingegen tauge nur ein unbeschäftigter, sorgenfreier Mann. Ein solcher sei er nicht. „Ich kann nichts unternehmen", klagte er, „ich werde abgezogen durch tausend Beschäftigungen, von denen ich mich nicht losmachen kann." So spielt der Weltkluge hier dem Humanisten von Fach gegenüber den vielgeplagten Hofmann aus. Er hatte auf beide Karten gesetzt und dachte mit beiden, aber mit den geringsten Auslagen, sein Glück zu machen.

In der That machte er auch durch diese Verbindung zweier Eigenschaften, die sich damals noch nicht oft bei einander fanden, am meisten Eindruck. Als ein unbekannter Abenteurer von seinem Ruf Vortheil ziehen wollte und als falscher Panormita auftrat, putzte er sich als Ritter heraus. Auch wusste Panormita über Wappen und dergleichen, zumal wo es seine alte Familie hervorzuheben galt, zu reden wie nur irgend ein Adliger. Und wenn er sich zu karg bedacht glaubte, spielte er seine Herkunft aus, die ihn zu höheren Ansprüchen berechtige, und die ihm — worin er unzweifelhaft Recht hatte — in Sizilien ein angesehenes Amt sichere. Er spottet über einen Freund, der ihm die Philosophie der Entsagung gepriesen: Wolle er ihn zum Philosophen werben, so möge er nur hinzufügen: unbeschadet der nöthigen Würde. Für eine Weisheit, die dem Geschlechte des Weisen Schimpf, ihm selber Elend bereite, danke er.

Bei einer solchen Gesinnung war für Panormita natürlich ein Fürstenhof der einzig geeignete Platz. Er suchte denselben

zuerst im Mailändischen, d. h. in Pavia, wo die Visconti in ihrem festen Castell mit dem herrlichen Wildpark, mit den stillen Canälen und den Prachtgaleeren ihren Hof hielten und das im Gegensatz zu dem geknebelten, unruhigen Mailand eine devote Residenzstadt war. Hierher zu übersiedeln, hatte ihn der Erzbischof Bartolomeo bewogen, sein besonderer Gönner, der an den Fortschritten des Hermaphroditus regen Antheil bezeugte. Er fand in ihm den aufrichtigsten Bewunderer, mit dem er höchst cordial verkehren durfte und der ihm in Briefen antwortete, die sich ebenso durch ihren schlechten Styl wie durch ihre Ueberschwänglichkeit auszeichnen. Durch dessen Vermittlung erhielt er eine Stellung, die so reichlich bezahlt war, wie es bis dahin selten vorgekommen war, mit 800 Dukaten, während später selbst der bewunderte Filelfo Anfangs nur 600 empfing. Die Art, wie er sich bei Filippo Maria einführte und wie ihm dieser antwortete, ist charakteristisch für beide. Auch grosse Männer, schrieb Panormita dem Herzog, würden bald vergessen, sobald sie die Schriftsteller vernachlässigen; die Dichter, welche zuerst Götter bei den Menschen eingeführt, seien auch fürderhin im Stande, Erdgeborne mit dem Himmel zu begaben. — Dieser Anspruch des Poeten ward in der That anerkannt, Filippo liess ihm mehr als blos beistimmend antworten. Er begrüsst den in seiner Trefflichkeit ebenso bewundernswerthen als ausgezeichneten Dichter und rühmt den Glanz, die Anmuth, die dichterische Würde jenes Briefes, der seinem sorgenvollen Fürstengemüth eine wohlthuende Beruhigung bereitet habe. Er sei sich wohl bewusst, dass er jene Fülle der Tugenden, wie sie die Alten besessen, nicht habe; doch fehle ihm wenigstens nicht das Bestreben, jenen gleichzukommen. Panormita durfte hierauf seinen zukünftigen Herrn daran erinnern, dass Scipio den Dichter Ennius in seinem Familiengrabe habe beisetzen lassen, dass Augustus Virgil und Horaz zu seinen Freunden erkoren, und dass es selbst Nero zum Ruhme gereiche, wenigstens gegen die Dichter mild gewesen zu sein. In seinem Amt waren ihm die Vorlesungen die Nebensache; er machte sich mit den verschiedenen Höflingen,

durch die der ängstlich sich abschliessende Visconti regierte, vertraut, fertigte für sie kleine Epigramme, Liebesgedichte und schrieb auf ihre Fragen Briefe von musterhafter Latinität. Der Herzog seinerseits liess bisweilen wunderliche Fragen an den Humanisten richten; er wünschte Briefe von Alexander dem Grossen und Cäsar zu lesen und musste sich einstweilen auf die Commentarien und Curtius verweisen lassen mit dem schwachen Trost: vielleicht besässe der grosse Sammler Niccoli auch solche Herrlichkeiten. Dass die Prunkreden des Humanisten auch in der Diplomatie Verwendung fanden, verstand sich damals von selbst. Bei seinem ersten Versuche, die Genuesen zu haranguiren, scheint er aber an die Unrechten gekommen zu sein, und es ist Valla wohl zu glauben, dass den nüchternen Kaufleuten diese Art von Beredtsamkeit sehr lächerlich vorgekommen ist.

Panormita machte sich nun an die Besingung der Thaten des Herzogs; aber es ging langsam damit vorwärts [1]), denn einen Fürsten, der, wie sein Dichter sich ansdrückte, „durch's Sitzen siege", also selbst den alten Zauderer noch übertraf, war es schwer, als Heros darzustellen. Panormita brauchte bei seinem luxuriösen Leben viel Geld, und erwartete es natürlich von der Freigebigkeit anderer. Jedoch bewahrte ihn seine vornehme Abkunft und die entsprechende von ihm übernommene Rolle vor so unwürdigen Betteleien, wie sie die meisten anderen Humanisten vorbrachten. Freunden, die ihn für kleine literarische Dienste reich beschenkten, antwortet er das erste Mal halb verstimmt halb scherzend, das zweite Mal tadelt er derb „die unliebenswürdige Gewohnheit des Schenkens" und einen derselben, der sich gewünscht hat, selbst reich zu sein, um ihn reich machen zu können, ironisirt er recht hübsch: „dann wünsche er vollends Jupiter zu sein, allen anderen wolle er Wasserregen schicken, dem wohlwollenden Freunde aber einen Goldregen." Lieber spielt Panormita selber den Gönner; so Facius gegenüber, den er mit herzlichen Empfehlungen an Carlo Marsuppini versah, Lamola, von dem er gern

[1]) Erwähnt wird ein Heldengedicht in der Elegie an Porcellius; sonst ist nur eine Elegie auf Filippo vorhanden.

Griechisch gelernt hätte, auch Porcello, dem er jedoch über seine weitschweifigen, leeren Verse schon damals tüchtig die Wahrheit sagte. Besonders scheint er aber zuerst das grosse Talent seines späteren Feindes Laurentius Valla erkannt zu haben, er war gern bereit, ihn mit Geld zu unterstützen, er redete dem Erzbischof mit Begeisterung von diesem „echten Römer“, er machte vor Allem die Florentiner auf Valla zuerst aufmerksam. Wenn es ihm auch ein verwegenes Unterfangen erschien, einen Vergleich zwischen Cicero und Quintilian zu Ungunsten des Fürsten der Beredtsamkeit zu ziehen, wie sein junger Freund es vorhatte, so meinte er doch, geschehe es nur, um gewisse Leute aus dem Schlafe zu wecken. Valla seinerseits theilte damals Panormita eine Hauptrolle in den Gesprächen über die Lust zu, seiner ersten kühnen Neuerungs-Schrift. Gerade das gab aber den Anlass zur Verstimmung, gewiss nicht, wie Valla später meinte, deshalb, weil Panormita eifersüchtig auf seinen Ruhm geworden wäre, sondern weil es ihm schon nicht mehr angenehm war, hier als Vertreter gerade des äussersten Libertinismus und Materialismus zu erscheinen.

Die Gegner hielten zwar den Verfasser des Hermaphroditus so wie so für einen Apostel der Sittenlosigkeit, aber um deren Angriffe kümmerte er sich nicht weiter. Die Minoriten von der Observanz blieben meist bei Worten und Drohungen, Mapheo Vegio, der sich bald darauf an ihm, seinem alten Lehrer, die dichterischen Sporen zu verdienen suchte, war damals noch ein jugendlicher Bewunderer, auf dessen Verse Panormita etwas gönnerhaft herabsah; dem einzigen ernsthaften Angreifer, dem Halb-Humanisten und Bettelmönch Antonio da Rho, diente Panormita mit lustigen und abschätzigen Epigrammen, von denen uns einzelne erhalten sind. Und vor diesen Waffen, die er nicht zu führen verstand, fürchtete sich der Mönch, während der Herr Erzbischof die kleinen Bosheiten mit viel Vergnügen las. Rho schrieb an Panormita, er möge die Feindseligkeiten einstellen, und dieser antwortete ihm sehr gnädig auf seine frommen Ermahnungen: den einen Wunsch könne er ihm

nicht erfüllen, aber von Invectiven wolle er gern absehen, auch er begehre nichts lebhafter als Frieden und Ruhe.

Mindestens 5 Jahre ist Panormita in Pavia geblieben,[1]) in die Umgebung des Herzogs passte aber der leichtlebige Mann, der möglichst viel Selbständigkeit verlangte, nicht; dieser bedurfte der Günstlinge, die sich jeder Laune schmiegten. Filelfo wusste sich jedenfalls den oft wunderlichen Wünschen seines Herrn besser anzupassen. Panormita wurde mit der Zeit knapper gehalten als Anfangs, und er begehrte nach einem anderen Posten. Zum Professor taugte ein Mann wie er nun gar nicht. Seine Nachlässigkeit zog ihm sogar den Tadel seines „Maecenas", des Ministers Franz Barbaravara, zu, und seine erneuten Ansprüche, dass er als Edelmann auftreten müsse, fanden taube Ohren[2]). Er verlangte Urlaub nach seiner Heimath und gab dem mit ihm befreundeten Secretair an, wie er die Briefe geschrieben haben wollte, um daheim recht stattlich auftreten zu können. Ein Empfehlungsschreiben an König Alfonso hatte man ihm von freien Stücken gegeben.

Diesen seinen alten Landesherrn traf er bei der Belagerung von Gaëta, und gerade so wie früher Filippo nahte er sich jetzt ihm mit dem humanistischen Selbstlob und mit der Empfehlung seiner adeligen Herkunft. Alfonso hat offenbar sofort in ihm den Mann erkannt, den er brauchte, er gewährte ihm gleich Anfangs nicht nur sein literarisches, sondern auch sein politisches Vertrauen. Panormita ward stimmberechtigtes Mitglied des Kriegsrathes, obwohl er eine besondere Verwaltungsstelle nicht inne gehabt haben kann. Welchen Ruf, ja welche Bewunderung bei den Zeitgenossen diese früheren Humanisten genossen, sieht man daraus, dass auch die belagerten Gaëtaner von freien Stücken Panormita als Unterhändler begehrten, und dass ihm der König sogleich diese wichtige Aufgabe

[1]) Er spricht sogar einmal davon, dass er 7 zum Lob des Herzogs verwandt habe.

[2]) Die betreffenden Briefe hat Colangelo aus einer Handschrift der Ambrosiana mitgetheilt. In die Sammlnng hat sie P. nicht aufgenommen.

übertrug[1]). Er konnte ohne Uebertreibung nach Mailand schreiben: „Mein Glück ist so, wie es für einen Philosophen genug ist, und mehr als das. Ehren werden mir zu Theil, sogar etwas mehr als einem Philosophen und Dichter ziemt. Der König liebt uns auf's höchste und täglich werde ich von ihm mehr geehrt und bereichert als ich es bitte". Seine Besoldung kam zwar Anfangs nicht sehr regelmässig ein, denn baares Geld hatte man nicht, und so war er auf die Wein-Accise seiner Vaterstadt Palermo angewiesen worden; aber er wurde trotzdem reich. Der König schenkte ihm die Zisa[2]), jenes köstliche Denkmal maurischer Baukunst, das damals noch in ungetrübter Schönheit inmitten seiner Orange-Gärten lag, sammt allen dazu gehörigen Ländereien; eine Villa in Portici, ein Palast in Neapel kamen hinzu; wenn Panormita später als Gesandter nach Venedig oder zu einer fürstlichen Hochzeit ging, trat er auf mit einem Gefolge von 20 Dienern und erhielt 850 Dukaten für seine Auslagen. So besass er jetzt jene Stellung, die er immer schon begehrt hatte. Im höheren Alter heirathete er noch eine schöne und reiche Neapolitanerin. Damals sammelte er seine Briefe aus der Mailänder Zeit, um seinen neuen Verwandten zu zeigen, dass er immer ein von den Fürsten geachteter und geehrter Mann gewesen sei. Er ging jetzt aus dem Adel der Stadt Palermo in den der Seggi über, König Alfonso verlieh ihm das Wappen des Hauses Aragon, die Familie, die er stiftete, die Beccadelli da Bologna, gehörte fortan zu den angesehensten des Neapolitaner Stadtadels.

Diese angenehme Gestaltung seines Lebensganges verdankte Panormita allein der Gunst des Königs. Die Stelle des Vorlesers, des gelehrten Berathers, des allezeit angenehmen Gesellschafters füllte er aus, die des Beamten ohne viele Sorgen ward ihm noch dazu zu Theil. Alfonso scheint nie müde geworden zu sein, die anmuthigen kleinen Billets Panormita's zu

[1]) Facius, lib. VI.

[2]) Diese ist doch wohl unzweifelhaft das in den Briefen erwähnte Schloss Sizia.

lesen und seinen Erläuterungen zuzuhören. Das Alterthum kam nun auch bei dem übrigen Hofe in Aufnahme und Panormita wusste auf die vielen unnützen Fragen immer eine Antwort, gab Auskunft über die Cloakengötter der Alten und meinte scherzhaft: der Mythus von dem Herakles, der statt des Atlas den Himmel halte, bedeute wohl den ersten Minister eines Königs. Eine dichterische Thätigkeit suchte der Mann, der die Form so leicht handhabte, nicht mehr auf; nur eine Anzahl oft sehr anmuthiger Epigramme, in denen er die Bauten des Königs, oder die verehrte Statue der Parthenope besingt, oder den Schönen des neapolitanischen Adels seine Huldigungen darbringt, namentlich aber verstorbenen Freunden ein Denkmal setzt, dichtete er noch. Auch einige boshafte Epigramme aus der Zeit des Streits mit Valla fehlen nicht.

Als Alfonso seinen Triumphzug nach Neapel vorbereitete, wandte sich der Adel an Panormita um eine Aufschrift für den Bogen. Er gab sie, aber er hatte mehr im Sinne: ein Ruhmesdenkmal für seinen König, dauerhafter als jener Triumphbogen. So entstand sein berühmtes Büchlein über „Worte und Thaten König Alfonso's“. Zum zweiten Male gab Panormita damit den Anstoss zur Belebung einer besonderen Literaturgattung, und wir sollen die Aufgabe deshalb nicht niedriger schätzen, weil Panormita sie spielend löste. Es gehörte eigentlich nur ein glücklicher Gedanke des gewandten Epigrammatikers dazu, nun auch einmal Prosaepigramme zu schreiben, und in der Form der knappen, oft überraschend gewendeten Erzählungen, wie man sie für die niedere Gattung des Lebens, Facetien u. dgl., bisher angewandt, die edelsten Züge eines bedeutenden Lebens wiederzugeben. Die graziöse Unordnung selbst, in der dieselben zusammengestellt sind, erhöht die Wirkung. Eben im Grossen wie im Kleinen soll sich immer derselbe vollkommene Mensch und König darstellen. Für den Heroencultus, die herrschende Leidenschaft des Jahrhunderts, war im Grunde diese Schreibweise eine willkommenere Form als die auf hohem Cothurn einherschreitende Geschichts-Darstellung. In den immer erneuten und begehrten Auf-

lagen des Büchleins hat man später wohl ähnliche Züge aus dem Leben anderer Herrscher, etwa Ludwigs XII., Kaiser Maximilians, beigefügt, und damit deutlich kundgegeben, dass man König Alfonso, wie er hier dargestellt war, gleichsam zum Maasstab jedes echten Renaissance-Fürsten machte.

Weitere wissenschaftliche Thätigkeit verschmähte Panormita. Der Plautuscommentar, den er in Pavia begonnen, blieb in Palermo liegen. Auch hier suchte der leichtlebige Mann lieber anzuregen als selber zu schaffen. In jenem Freundeskreis, den er zugleich für die humanistischen Studien und für eine heitere Lebensbetrachtung gewonnen hatte, seiner „Akademie“, hatte er es zum Gesetz gemacht, dass jedesmal auch ein grammatischer Vortrag gehalten werde. Wie gering wäre die Summe dieses Genusslebens, rechneten wir nicht die Anregung hinzu, die dieser Mann spielend den anderen gab. Aber Pontans Dialog Antonius giebt die Rechtfertigung für die Existenz einer Natur wie sie Panormita war. Eben eines solchen Gelehrten, der zugleich Adliger, Höfling und wenigstens halber Landsmann war, bedurfte es, um die neue Bildung in Neapel heimisch zu machen, in jenem Neapel, das ihm, als er hierher kam, weder einen Cäsar noch einen Livius, weder einen Terenz noch Lucrez liefern konnte, und das bei seinem Tode eine Humanistenstadt so gut wie jede andere in Italien geworden war.

Noch in einer andern Rolle war Panormita für Alfonso und Neapel unentbehrlich: als literarischer Vermittler. Seine Correspondenz war, da es sich in ihr nicht um gelehrte Stoffe handelte, zwar nicht sehr lebhaft, aber doch sehr ausgebreitet. Mit den Mailänder Freunden blieb er in dauerndem Verkehr. Filelfo hatte sich schon 1432 an ihn gewandt und angefragt, ob im ruhigen Mailand nicht ein bequemes Unterkommen für ihn sei; seitdem finden sich immer wieder Briefe an ihn, und da Panormita auch im Briefschreiben faul war, erhielt er von dem reizbaren, eitlen Mann auch wohl einmal einen Drohbrief. Da es Filelfo's Grundsatz war, mit Niemandem es zu verderben, der freigebig war, und keine Aussicht auf eine Anstellung zu verscherzen, mit der er seinen jeweiligen

Brodherrn zu Gehaltserhöhungen drängen konnte [1]), so blieb er mit Panormita, mit Inigo Davalos und mit Alfonso selber in beständigem innigem Gefühlsaustausch, stellte eine Besingung der Thaten des Königs in Aussicht, bereitete lange auf seine Ankunft vor und auf die Neuigkeiten, die er mitbringen werde. Diese waren seine Satiren, die er dann wie ein Schauspieler vor versammeltem Hofe recitirte oder beinahe aufführte. Zugleich aber stellte er sich auch mit König René, dem Feinde Alfonso's, gut, bei dem er seinen Sohn Giovan Maria untergebracht hatte [2]). Besonders eng war Panormita's Verhältnis zu den ferraresischen Gelehrten. Die alte Freundschaft mit Guarino blieb gewahrt, mit Tito Strozzi wurden Gedichte und Briefe gewechselt.[3]) Am innigsten waren die Beziehungen zu seinem sizilischen Landsmann Aurispa; wenn dieser in seiner bequemen Art und bei seiner bekannten Bücher-Manie versprochene Werke, wie das Leben Homers, das Alfonso noch im Lager vor Gaëta begehrte, nicht rechtzeitig schickte, konnte zwar Panormita entsetzlich grob werden, aber hinterher meinte er: Sizilianer dürften einander solche Dinge nicht übel nehmen, sie seien nun einmal ein redefertiges Völkchen *(dicacula gens)*. Aurispa erhielt von Alfonso ebenfalls eine Pension auf sizilianische Einkünfte angewiesen, und gern hätte ihn Panormita ganz nach Neapel gezogen. Auf einer Gesandtschaftsreise nach Venedig, bei der er eine seiner vielbewunderten Prunkreden hielt, hatte sich Panormita auch mit den dortigen, dem Getriebe des literarischen Marktes ferner stehenden Gelehrten befreundet. Er veranlasste Franz Barbaro, seine Briefe zu sammeln und König Alfonso zu widmen, was dann aber erst der Sohn des zuvor Verstorbenen that. Dieser jüngere Barbaro hat dann einen grossen Theil seines Lebens in Neapel zugebracht und dort ist auch sein Sohn

[1]) So benützte er seine Reise nach Neapel 1453 zu Erpressungen bei Franz Sforza resp. dessen Minister Cicco Simoneta.

[2]) Brief an René 26./11. 1450.

[3]) Carmina (Cod. Neap. V, E. 51) T. Strozzio poëtae de levitate Nemesis. Briefe an ihn in dem Sammelband von Humanistenbriefen Cod. Vatic. 3370 mit Nachrichten über Aurispa's Familie.

Ermolao erwachsen, sodass diesen berühmtesten Träger des Namens Barbaro bisweilen die Neapolitaner Humanisten, denen er stets eng befreundet blieb, den venetianischen streitig gemacht haben.

Am meisten bemüht musste Panormita sein, die guten Beziehungen zu dem Florentiner Kreise aufrecht zu halten. Poggio hatte ihm zwar noch einmal über den Hermaphroditus einen groben Brief geschrieben, aber das störte die Freundschaft auf die Dauer nicht, Poggio legte auf Panormita's Urtheil grossen Werth, sie standen in einer Art Lobesassecuranz, und der Freund sprach sich auch über die Alfonso gewidmete Cyropädie-Uebersetzung gegen ihn selbst wie gegen Aurispa überschwänglich genug aus. Um so wüthender wurde der Florentiner, als der Lohn durch irgend welche Verzögerung länger, als erwartet war, ausblieb. Selbst Poggio hat kaum zum zweiten Mal ein gleiches Wuthgeheul erhoben, wie damals über Alfonsos Undankbarkeit und Beschränktheit in seinen Briefen an Panormita und Facius. Als der König schwach genug war, ihm dennoch ein reichliches Geldgeschenk zu senden, entschuldigte er sich ganz frech: Er wolle die Verspätung auf die wichtigen Regierungsgeschäfte schieben, zumal ihn der neapolitanische Gesandte ermahnt habe, immer Alfonso direct um seine Wünsche zu bitten. Er sei auch gar nicht um den Werth seiner Arbeit, die ja allseitig anerkannt worden, besorgt gewesen, als vielmehr darum, dass Alfonso in den Mund schlechter Leute kommen könne.[1])

Auch für ehrenvollere Aufträge war Panormita der Vermittler. Manetti sandte zuerst ihm die Schrift über die Menschenwürde, um sie dem König zu übergeben, und Enea Silvio war es recht verdriesslich, dass ein Arrhian in Vergerio's Uebersetzung nicht zuerst in seine Hände, sondern direct in die Alfonso's gelangt sei.[2])

Auch mit dem Haupt der Florentiner Gelehrten-Republik, mit Cosimo Medici, ergaben sich, schon ehe die politischen

[1]) Epp. Spicil. Rom. I, No. 8.

[2]) Aen. Sylv. epp. No. 407.

Feindseligkeiten beigelegt waren, wissenschaftliche Beziehungen. Alfonso hatte damals die Aengstlichen ausgelacht, welche ihn warnten, in einem von Cosimo übersandten Livius zu lesen, da er vergiftet sein könnte; jetzt widmete Panormita, wie einst den Hermaphroditus, so auch die Lobschrift auf Alfonso dem Medici.[1])

Panormita hatte seine eigene Stellung am Hofe bald dadurch verstärkt, dass er auch andere Humanisten heranzog. Zuerst hatte sich wiederum der unstäte Porcello an ihn und Alfonso angedrängt. Er durfte sogar die Begrüssungsrede für den neuvermählten Kaiser Friedrich in Neapel halten, nachdem Panormita die seine schon in Rom bei der Krönung vorgetragen. Auch ein Secretariat erhielt der fahrende Poët, aber der Auftrag, Kriegsberichte zu liefern, scheint auch der letzte gewesen zu sein, den er erhielt.

Ein Mann von ganz anderer Bildung war derjenige, welchen nun wirklich Alfonso sich zum Hofhistoriographen erkor, der Genuese Facius. Die Italiener der Renaissance waren immer gern bereit, die verächtlichen Reden der Alten über die „Ligurer" zu wiederholen, und in der That war in dem von wilden Parteikämpfen zerrütteten Genua die Pflege der Wissenschaften weiter zurückgeblieben als irgendwo sonst in Italien, aber völlig gefehlt hat sie auch hier mit nichten. Die Stadt, welche einst zuerst im Mittelalter eine in grossem, würdigen Sinne ausgeführte Local-Geschichtschreibung durch die Historikerfamilie der Caffaro gefunden, war wenigstens für die Geschichtschreibung auch jetzt kein ungünstiger Boden. Das 15. Jahrhundert dürfte kaum eine bedeutendere Leistung aufzuweisen haben als das Geschichtswerk des Bracellius. An Sachlichkeit den Commentaren des Simoneta ebenbürtig, ohne falschen Prunk, ist es doch in einem reineren, durchsichtigen Styl geschrieben, der noch in Leo's X. Zeit das Lob des

[1]) Auch Peter Medici hat P. noch später eine lange Elegie gewidmet, in der er ein Heldengedicht aus der Zeitgeschichte in Aussicht stellt, wohl die versprochene Besingung Ferrante's.

Jovius erhielt; und wenn Facius von ihm, seinem Landsmann, erzählt, dass seine unbestechliche Redlichkeit im Amt eines Staatssecretairs ihn über die Parteien erhoben, – was gewiss in Genua schwerer war als irgend sonst —, so lebt diese Lauterkeit der Gesinnung auch in seinem Werke. Und an Bracellius schloss sich der tüchtige Senarega, an diesen im nächstfolgenden Jahrhundert der glänzende Stylist Folieta an. Auch war das Volk trotz aller Verwilderung und Haltlosigkeit nicht gefühllos für echte moralische Grösse. Sehr schön schildert Facius, wie der grosse Patriot und Feldherr Spinola, aus unverschuldeter Gefangenschaft heimkehrend, von dem gesammten Volk gleich einem Triumphator in sein Haus geleitet wurde. Es waren auch hier Keime genug vorhanden, die dann unter der milden Herrschaft des Andrea Doria, freilich als die Renaissance schon im Sinken war, überraschend schnell aufblühten. In die Reihe genuesischer Historiker gehört auch jener Bartolomäus Facius. Er war an der Grenze Toskanas in Spezzia geboren aus niedrigem Stande. Von der gebildetsten Familie in Genua, den Spinola, war er als Lehrer im Haus aufgenommen worden; mit ihrer Unterstützung, scheint es, hatte er sich, durch Panormita empfohlen, unter Guarino ausgebildet. Mit der Gläubigkeit des Adepten hing er an diesem, seinem geistigen Vater; dass Valla, der doch mit Guarino immer ein gutes Verhältnis wahrte, in der philologischen Untersuchung der lateinischen Sprache über ihn hinausging, schien Facius wie ein Sacrileg. Im Hause der Spinola erhielt er denn auch die Anregung zur Geschichtschreibung. Die Kämpfe seiner Heimath mit den Venetianern beschrieb er zuerst und widmete das Buch seinen Beschützern. Das Interesse, mit dem der Handelsstaat Genua die französischen Kriege der Zeit verfolgte, veranlasste ihn, auch dem Ursprung dieser nachzugehen. Ein drittes Werk, in dem er Genuas Kriege mit den Spaniern beschrieben hätte, soll er Valla zu Folge unterdrückt haben, als er in Alfonso's Dienste trat. Doch hat er auch später den Genuesen nicht verleugnet, und Alfonso's Sinnesart erlaubte es ihm, nicht ohne patriotischen Stolz die Kämpfe seiner Heimath mit seinen Helden darzustellen.

Er war einer genuesischen Gesandtschaft an den König als oratorisches Mitglied beigegeben, als er diesen kennen lernte und durch den alten Freund Panormita in seine Dienste gezogen wurde. Hier nun traf sein Ehrgeiz sehr bald mit dem des weit überlegenen Lorenzo Valla zusammen. In seiner ersten neapolitanischen Schrift, die er Alfonso widmete, hatte er die Lieblingsfrage der Popular-Philosophie, über das Glück des menschlichen Lebens, in der üblichen Gesprächsform behandelt, indem er eine Lebenssphäre nach der andern durchging und die Summe von Glück oder Unglück, das sich in jeder finde, abwog. Der Gegenstand war fast derselbe wie der Valla's in den Büchern über die Lust, aber die Entscheidung fiel gerade nach der entgegengesetzten Seite hin aus. Vor Allem war aber Valla's Werk ausgezeichnet durch eine vorzügliche Vertheilung der Rollen. Der Meister der scharfen Dialektik, der in der Prägnanz der Worte auch ihre Eleganz suchte, zeigte sich auch als der Meister des belebten Gespräches. Solche Vorzüge vermisste der feine Geschmack der Florentiner bei Facius. Sein Guarino — meinte man — habe gar zu leichte Arbeit mit der Widerlegung seiner Gegner, und Facius' nachträgliche Rechtfertigung: Guarino spreche mit dem Ansehen des älteren Lehrers zu jungen Leuten, fiel sehr schwach aus.

Und nun kam Valla, der unverbesserliche Schulmeister, mit seinen Randglossen zu den Livius-Emendationen der anderen Humanisten und mit kritischen grammatischen Bemerkungen in die literarischen Gesellschaften Alfonso's; und wenn der König selber sich diese Unterbrechungen unzweifelhaft gern gefallen liess, für Panormita und Facius waren sie um so lästiger. Mit Panormita hatte sich Valla bereits überworfen anlässlich der Epigramme, die für die allegorischen Figuren der Tugenden an der *porta Capuana* und für die Statue der schlafenden Parthenope bestimmt waren. Panormita wollte auf diesem seinem eigensten Gebiet durchaus keinen Nebenbuhler dulden, und dass Valla zum mindesten den Charakter des monumentalen Epigramms zu treffen wusste, beweist die Aufschrift, die er für das letzte imposante Werk der neapo-

litanischen Gothik, das Grabmal des Sergianni Caraccioli, dichtete. Bald aber handelte es sich um weit Grösseres, um die beneidetste Aufgabe: Geschichtschreiber des Königs zu sein. Zum Geschichtschreiber, wie ihn die Renaissance begehrte, der mit blühender Rede die Thaten verschönern und im Ausmalen anschaulicher Bilder mit dem Dichter wetteifern sollte, war ein durchaus kritischer Kopf wie Valla zwar gar nicht geeignet, aber diese Erwägung stellt er selber nicht an. Flüchtig schrieb er ein Leben Ferdinands von Aragonien, des Vaters Alfonso's, hin, das als Probestück gelten sollte, und das sich durch einen Vertrauensmissbrauch seine beiden Gegner hinterrücks verschafften. Da war es nun für Facius eine Freude, bei dem Manne, der alle grossen Geister der Vor- und Mitwelt schulmeisterte, selber Flüchtigkeitsfehler aufzustöbern, und da Facius, wie er einmal an einen genuesischen Freund schreibt, sich ängstlich hütete, ein „barbarisches" Buch in die Hand zu nehmen, um nicht angesteckt zu werden, so schien es ihm für einen Humanisten wie Valla eine unerhörte Barbarei, dass er die Kämpfe des spanischen Königs mit den Mauren denen eines Orlando und Rinaldo an die Seite gestellt hatte. Der zwerghaft kleine, vertrocknete Facius galt im Uebrigen für einen bescheidenen, ja schüchternen Mann; im Verkehr mit dem König bedurfte er immer etwas der Protection des gewandten Panormita, aber im literarischen Streit zeigte sich erst recht seine reizbare Humanisten-Natur. Vor dem König selbst brach zwischen den Nebenbuhlern der widerlichste Zank aus und setzte sich nun im Invectiven-Kampfe fort. Facius begann. Schon in Genua hatte er sich in dieser Literaturgattung erprobt, es herrscht bei ihm nicht sowohl die Wollust im Schimpfen wie bei Poggio, als vielmehr eine kleinliche, verknitterte Nörgelei, während Valla auch hier hochfahrend, mit einer souveränen Unverschämtheit, die unwillkürlich in's Burleske umschlägt, auftritt. Doch ist immerhin der Eindruck, den Valla macht, der günstigere, weil er sowohl Poggio wie Facius gegenüber der Angegriffene ist. Da wurde nun aller literarische Klatsch vom Neapolitaner Hofe an's Tageslicht gezerrt, und es bleibt nur eins zu bewundern: die

unerschütterliche Liebenswürdigkeit, mit der Alfonso sich durch diese kleine Welt hadernder Gelehrter bewegte, und das Zartgefühl, mit dem er zu entscheiden wusste, ohne zu verletzen. Diese Tugend ihres Heros war den Humanisten aber nahezu unverständlich. Noch mehr als Facius galt Panormita der Hass Valla's. Jenen betrachtet er nur als eine Puppe, einen Thoren, der sich in den Kampf hat vorschieben lassen, damit der ironische Panormita das Vergnügen habe zuzusehen, wie sich die beiden Gegner zerfleischen. Aber dieses Vergnügen wenigstens solle ihm nicht zu Theil werden, meint er; Valla droht, ihn mit eigenen Händen herabzureissen von dem Zuschauerraum in die Arena, und thut dies denn auch in ausgiebiger Weise.

Soweit sich der Streit um grammatische Fragen dreht, ist er zwar kleinlich, aber hat doch einigen Inhalt; ganz unerträglich wird er nur, wo mit Gehässigkeit allerlei persönliche Verhältnisse durchgehechelt werden. Wie weit ging doch die Verblendung der Humanisten, dass sie Valla sogar seine Erfahrungen mit der Inquisition nicht nur zum Vorwurf machten, sondern auch nach Möglichkeit aufbauschten! Da hatte Valla wenigstens Recht, dass einem Panormita ein solches Verhalten wenig zieme, ihm, dessen Hermaphrodit auf so und so viel Scheiterhaufen gebrannt, und der sich im devoten Neapel in Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit gegen die kirchlichen Formen gefiel. Panormita seinerseits dichtete nun wieder einige schmähende Epigramme, schrieb an Valla's erbittertsten Gegner Poggio wüthende Briefe und wandelte den Namen seines jetzigen Gegners, wo er in seinen Briefen ihn früher gelobt hatte, in ein höhnendes Gaudentius Vanius um. Auch der wüste Porcello erhob sich mit dichterischen Invectiven gegen Valla, auf welche dieser gar nicht antwortete, gewiss nicht, wie später Poggio meinte, weil er den Kampf mit der Muse scheute, sondern weil ihm dieser Gegner nicht der Mühe werth schien.

Unter solchen Auspicien schrieb nun Facius des Königs Leben, denn ihm war schliesslich doch als dem unzweifelhaft geeigneteren der Auftrag zu Theil geworden. Er lieferte ein

wohldurchdachtes und gefeiltes Werk in 10 Büchern. Sein Stoff führte ihn nach Spanien und Afrika, nach der Provence und selbst zu den englisch-französischen Kriegen; ihm hat er es zu danken, wenn er nicht dem Princip anderer humanistischer Geschichtschreiber zu huldigen brauchte: kleine Dinge durch den Schmuck der Worte gross zu machen. Alfonso war entzückt, wenn Facius ihm eine lebhafte Schilderung, etwa die eines gelungenen Sturmes, vorlas, und in der That ist die oft vollendete Anschaulichkeit, mit der die Ereignisse und ihr Schauplatz vorgeführt werden, der Hauptvorzug des Buches. Zu psychologischer Schilderung werden kaum Anläufe gemacht; es waltet aber eine verständige Mässigung, die höchstens einmal gegenüber einem so verruchten Menschen wie dem geistlichen Condottieren und Parteigänger, dem Patriarchen Vitelleschi, ausser Acht gelassen wird.

Nach Beendigung dieses Werkes schrieb Facius noch ein Schriftchen über die berühmten Männer seiner Zeit, in dem zwar nach Gebühr die Humanisten — Poëten und Redner — voran und Feldherren und Fürsten als die würdigsten am Schluss stehen, in dem aber auch Juristen, Theologen und Künstler ihren Platz finden. Während die Notizen über die Gelehrten sehr dürftig sind, zeigen jene über Maler und Bildhauer eine besondere Wärme. In welchem Maasse kam doch die Bewunderung des Publikums dem Streben der gleichzeitigen Künstler: Naturwahrheit durch Ergründung der Perspective und des menschlichen Körpers zu erzielen, entgegen! Es ist freilich die Naturwahrheit im Sinne des Johann van Eyk, der ihm schlechthin als der grösste Maler gilt, dessen Bilder auch Alfonso als seine grösste Kostbarkeit verehrte, welche Facius besonders anstaunt; aber auch Donatello, „der Mann, der lebende Züge zu meisseln und am Nächsten an den Ruhm der Alten gekommen zu sein scheint“, und Ghiberti weiss er zu rühmen, sowie den unter den Malern, welcher unter allen, die noch nicht Masaccio's Einfluss erfahren, am meisten Natürlichkeit und Schönheit zu verbinden weiss, Gentile da Fabriano. Es ist anzuerkennen, dass Facius seinen Todfeind Valla hier, ohne ein Wort des Lobes oder Tadels

hinzuzusetzen, nur mit Aufzählung seiner Leistungen in die Reihe einordnet. Bald nachher starb er fast gleichzeitig mit Valla im Jahre 1457 noch vor König Alfonso.

Den grössten Gelehrten, den der König angezogen hatte, eben Lorenzo Valla, können wir doch nur als Gast in Neapel betrachten, mögen auch mehrere seiner bedeutendsten Werke hier entstanden sein.[1]) Unter Talenten, die wenig über das Mittelmaass hinausgingen, wie wir sie in der Mehrzahl der Humanisten zu sehen haben, steht er da als ein Denker, der eine neue Bahn bricht auf jedem Gebiet, das er wissenschaftlich in Angriff nimmt oder auch nur streift. Auch seinem Charakter fehlt es nicht an Unabhängigkeit; das müssen wir zugeben, wenn wir nur etwas die Unterschiede der Zeiten im Auge behalten. Seine Vertheidigungsschrift an Papst Eugen mag immerhin ein Rückzug sein, aber ein so offener und muthiger, wie ihn sicherlich kein Humanist wieder gewagt hätte. Kein Grundsatz, den er vertreten, wird verleugnet und nur über die „gefälschte Schenkung Constantins" ein Schleier gezogen. Aber Valla hatte einen Fehler, den man bedeutenden Leuten am allerwenigsten verzeiht: er glaubte immer der Herold des eigenen Ruhmes sein und dabei allen anderen Leuten ihre Dummheit recht deutlich zu Gemüthe führen zu müssen. Und dieser Mann, der an kritischer Schärfe unübertroffen war, besass keine Spur von Tact, ja nicht den gewöhnlichsten Sinn dafür, wenn er sich lächerlich machte. Dafür bieten seine Invectiven auf jeder Seite Beispiele. Der beste Komiker hätte einen Menschen, der so zu sagen auf alles hereinfällt, nicht drastischer schildern können, als Valla es mit sich selber thut. Weil ihn sein Schwager mit seiner Keuschheit neckt, schafft er sich eine Geliebte an und erzeugt in 2 Jahren 3 Kinder.

[1]) Ueber Valla haben Zumpt, Vahlen, Voigt, Monrad vortrefflich gehandelt, erschöpft aber ist die Bedeutung dieses Mannes von ihnen keineswegs. Ueber seine Stellung in der Philosophie ist noch so gut wie gar nichts, über die in der Theologie nur Unvollständiges gesagt. Ich denke womöglich bald eine Monographie über Valla dieser Schrift nachfolgen zu lassen.

Dann wollte er sie gerne heirathen, erzählt er ganz treuherzig, aber sie mochte ihn nicht. Wenn ihn einige lustige Officiere, die sich gern einen Spass machen wollten, ermunterten, sich mit einem Bock in ein Duell einzulassen, so ist er sofort bereit, u. s. w. Auf die Schilderung, die Facius von ihm entwirft, wie er mit zurückgeworfenem Nacken, aufgeblasenen Nüstern und tönender Stimme einherstolzirt, ist er ganz stolz und acceptirt sie dankend. Von den Lästerreden, die ihm Poggio anhängt, klingen daher auch manche recht glaublich, Alfonso dürfte ihn in der That ausgelacht haben, wenn er für eine Tracht Prügel, mit der ihm ein Hofmann seine Witze bezahlt hatte, vom König Genugthuung verlangte.

Seinen Zeitgenossen und mehr noch der nächsten Generation kann man das eine aber allerdings verargen, dass sie über dieser lächerlichen Aussenseite die Bedeutung des Mannes fast ganz übersah, und dass sie schliesslich nur ein Verdienst, das sich dem lateinischen Stylisten tagtäglich fühlbar machte, und auch das nur halb widerwillig, anerkannte: die Untersuchungen über die Eleganz des lateinischen Styls, das Buch, von dem die neuere Behandlung der Grammatik datirt. Das aber, was Valla's unsterbliches Verdienst ist, die Verbindung von Sach- und Wortkritik, deren schweres Geschütz alsbald gegen alle unbeglaubigte Tradition gerichtet wurde, erregte Entsetzen. Da hatte man keine andere Erklärung zur Hand als eben Neid, als den herostratischen Dünkel, der keinen grossen Namen dulden will. Dass der Curiale Jovius über den Verfasser der „Schenkung Constantin's“ und der „Mönchsgelübde“ so urtheilte, nimmt uns nicht Wunder, aber auch Pontan verhält sich nicht anders, obwohl er in jungen Jahren trotz seiner Freundschaft für Panormita Valla sehr verehrt hatte. Durch ihn ist uns das Wort aufbewahrt, das übrigens Valla, namentlich wenn ihm der Wein die Zunge gelöst, ganz wohl hätte sagen können: „Er habe auch gegen Christus noch Pfeile.“ Nichts aber ist charakteristischer als die Bedenklichkeit des Erasmus, ehe er Valla's Observationen zum neuen Testament veröffentlichte, diese trockenen, aus solider Handschriftenvergleichung gewonnenen Text-Verbesserungen. Nur

auf langes Zureden that er es, dann freilich auch mit einer Vorrede, die bis auf den heutigen Tag das beste ist, was man über Valla gesagt hat.

Nun ist ja freilich Valla's Kritik oft geistreicher als genau [1]), aber eins ist ihr immer nachzurühmen: sie trifft den springenden Punkt. Das gilt schon von der Jugendschrift über die Lust, die in ihrem negativen Theil eine vorzügliche Vernichtung der phrasenhaften Tugend ist, mit der sich der Humanismus nach dem Vorbild der Stoa zu bekleiden wusste, und deren dramatischer Charakter doch bedeutend die libertinistischen Partien mildert. Das gilt in höherem Sinne von der Schrift über die Schenkung Constantin's, die in ihrem untersuchenden Theil ein Muster historischer Kritik ist und in ihrem declamatorischen nicht nur die eigenen politisch-religiösen Ansichten des Verfassers geschickt entwickelt, sondern auch lebensvoll die Alternativen, die sich bei einer etwaigen Schenkung ergeben haben würden, vorführt. [2]) Ueber die in den philologischen Untersuchungen geübte Kritik fühle ich mich nicht competent zu urtheilen; aber darauf möchte ich hier hinweisen, dass die dialektischen Untersuchungen Valla's durchaus nicht unfruchtbar sind, wie man wohl gemeint hat. Sehr viele Einwürfe gegen die aristotelische Logik mögen eine unberechtigte Reaction des Grammatikers gegen die abstracten Kategorien des Philosophen sein, aber sehr oft bewahrt doch auch der Genius der Sprache diesen seinen Kenner vor vielen Spitzfindigkeiten, in die sich das abstracte Denken verrennt Das Unternehmen, aus dem Bau der Sprache den Bau der Logik zu erläutern, das, wie wir jetzt wissen, dem Verfahren des Aristoteles gar nicht so fern steht, als man damals meinte, war jedenfalls ein kühner Griff, mag auch der Gewinn mehr auf Seiten der Sprachphilosophie als auf Seiten der Denklehre liegen. [3])

[1]) cf. auch hier die trefflich geführte Untersuchung Monrad's.

[2]) Gegenüber dem abfälligen Urtheil Voigt's vgl. die treffliche Analyse Vahlen's in seinem Vortrag über Valla.

[3]) Diese Bemerkung genügt wohl, um den Hass des Hegelianers Prantl gegen Valla zu erklären.

Von den Bemerkungen zum neuen Testament hat Erasmus gerühmt, dass aus diesen Kleinigkeiten grosse Folgerungen erwachsen; und wer sich die Mühe nimmt, diese meist winzigen Verbesserungen zu verfolgen, der wird sich dieses Urtheil vollständig aneignen. Zunächst — und das will innerhalb des Katholicismus etwas sagen — ergiebt sich an unzähligen Stellen die Flüchtigkeit und die Verschönerungssucht der Vulgata; die Versuche, den Antheil des Hieronymus an der Gesammtübersetzung zu bestimmen, sind wohlgelungen. Sind auch eigentlich dogmatisch wichtige Stellen von Valla nicht angerührt worden, so war es doch schon ein kühnes Unterfangen, zu beweisen, dass selbst das Vaterunser und der englische Gruss Uebersetzungsfehler enthalten. Andererseits hat allerdings Valla nirgends so wenig Sachkritik walten lassen als hier. Deshalb ist er auch von den Fehlern einer einseitig philologischen Behandlung nicht frei, und sein Versuch, die Widersprüche der verschiedenen Erzählungen in der Bibel — es handelt sich speciell um die Bekehrung Pauli — durch kühne Textverbesserungen aus der Welt zu schaffen, ist ein warnendes Beispiel für alle Conjectural-Philologen.

Diese Schriften Valla's haben erst in der Hand der deutschen Humanisten und Reformatoren ihre Wirkung erlangt. Erasmus, Hutten, Luther verbinden sich zur Wiederbelebung und zum Ruhme Valla's. Luther hat sich von seinem Charakter keine rechte Vorstellung gemacht, sonst hätte er schwerlich den „theuren Mann" als einen Ueberrest aus der Zeit des ersten Christenthums bezeichnet, aber er konnte ihm aufrichtig danken, denn Valla hat ihm eine Ueberzeugung gegeben, die Luther selber aus seinen Studien nicht erwerben konnte, die Ueberzeugung, dass die Ansprüche der päpstlichen Gewalt auf erdichteten Grundlagen beruhen, dass die eigentliche Stütze der Kirche, die Tradition, vor der Kritik nicht Stand halte.

In Neapel war Valla der Aufenthalt durch den Streit mit den übrigen Humanisten verleidet, er folgte den glänzenden Anerbietungen des grossen Humanisten-Gönners Nicolaus V. nach Rom, zur nicht geringen Verwunderung seines Freundes Philelphus; ein früher Tod hat ihn davor bewahrt, später

nochmals jene ernstere Bekanntschaft mit der Inquisition zu machen, von der der protestantische Historiker des Humanismus G. Voigt, beinahe bedauert, dass sie nicht noch ernsthafter gewesen ist, dass die im Besitz der Welt von Alters her befindlichen, und daher doch wohl auch seiner würdigen Mächte nicht rechtzeitig die sonst gewohnte Strenge geübt haben gegen das verwegene, und daher doch wohl auch frivole Rütteln an ihrer Autorität.

König Alfonso hatte Valla niemals seine Gunst entzogen, er empfing sogar nochmals seinen Besuch in Neapel und trug ihm dabei nach der Uebersetzung des Thukydides noch die des Herodot auf. Nach dem Tode Valla's sandten seine Erben das unvollendete Werk in die königliche Bibliothek.[1])

Noch weniger als Valla können wir den grossen Florentiner Gelehrten Gianozzo Manetti, deshalb weil er sein Leben in Neapel beschlossen, den Neapolitaner Humanisten beizählen.[2]) So wie ihn uns sein Freund Vespasiano Bisticci gezeichnet hat, wird er, der stolze und unabhängige Bürger und Staatsmann, politisch ein Gegner der Medici und von ihnen verfolgt, geistig das Ideal eines Dilettanten, der um seiner eigenen Ausbildung willen lernt und darüber zum vielseitigsten Gelehrten wird, immer eine der Charakter-Figuren der Renaissance bleiben; aber eine solche Gestalt gehört in das republikanische Florenz, nicht in das monarchische Neapel. Als Gesandter war Manetti viel mit Alfonso in Berührung gekommen in diplomatischen Angelegenheiten wie bei Festlichkeiten; er hatte nach Bürgerpflicht auch gegen den König, seinen Freund, in politischen Aufträgen gewirkt, wenn jener der Feind seiner Vaterstadt war; aber er hatte kein Hehl daraus gemacht, dass er nicht gesonnen war, über dem politischen Gegensatz

[1]) Brief Pontan's. Sammlung Arditi.

[2]) Ich benutze hier ausser den bekannten *Commentari* des Vespasiano mehrere ungedruckte Abhandlungen, Reden, Briefe und einen Gesandtschaftsbericht M.'s in der Laurentiana Plut. 63, cd. 30. Plut. 90, cdd. 52. 56. 29. 30. 89. Plut. 43, cd. 17. cf. im Uebrigen Voigt I 326 ff. und 500 ff., vor Allem aber die einzelnen Bemerkungen Burckhardt's.

die geistige Gemeinschaft zu vergessen. Wie er ihm früher ein sehr fein geschriebenes Leben des Sokrates gewidmet, so sandte er ihm im Kriege selbst ein Schriftchen über einen Lieblingsgegenstand der Humanisten, die Menschenwürde, zu der ihm eine Unterhaltung mit Alfonso die Anregung gegeben. Diese Widmung musste in der Stadt der Bildung den Anhaltepunkt für seine Verbannung abgeben.[1])

Wie ihn Alfonso dann empfing, als er von der Curie in Privatangelegenheiten zu ihm eilte, wie er ihn festhielt und ihm eine Stellung bereitete, reicher als die eines anderen Humanisten und doch nicht deren Neid ausgesetzt, das hat Vespasiano anmuthig wie ein kleines Drama geschildert. Es war ein stolzes Gefühl für den König, dem Manne, der ihm in guten und bösen Tagen so oft als Vertreter seiner Vaterstadt entgegengetreten war, nun, als ihn die Heimath von sich stiess, eine so glänzende Stellung zu verschaffen, wie sie seinem Talente gebührte. Unabhängig von dem literarischen Gezänk, wie er es von je gewesen war, blieb Manetti auch jetzt, und selbst Valla erkannte ihn in dieser Stellung an, protestirte aber auch dagegen, dass Poggio diesem Manne einen gegen ihn gerichteten Tadel in den Mund gelegt habe. Von den Werken, die Manetti in diesen letzten fruchtbaren Jahren seines Lebens (1455 — 59) geschrieben, ist keine Spur erhalten. Wir wissen nicht, ob die Uebersetzung der Psalmen und des neuen Testaments, die dieser fromme Christ unternahm, nicht auch die Wege grammatischer Kritik wandelte, die Valla eingeschlagen hatte. Ein umfassendes Buch über „das Erdbeben“ ist wohl geradezu auf Alfonso's Wunsch geschrieben worden bei Anlass jenes grossen Erdbebens, über das Manetti auch einen italienischen Brief an seinen Freund Vespasiano geschrieben hat. Es ist verloren gegangen und

[1]) Die Vermuthung Voigts, dass die commercielle Begünstigung durch A. auch etwas beigetragen hat, ist wahrscheinlich. Die Verbannung war übrigens zuerst freiwillig. M. sucht durch sie dem Ruin seines Vermögens, das man durch willkürlichen Steueransatz zu Grunde richten wollte, auszuweichen.

ebenso scheint das von ihm begonnene Leben Alfonso's verschwunden zu sein.

Manetti hat auf seine Zeitgenossen zweifellos mehr gewirkt durch seine Persönlichkeit, als durch seine Schriften. Durch diese legte er lebendiges Zeugnis dafür ab, was die wissenschaftliche Bildung aus dem schlichten Kaufmann zu machen vermag. Dass sein Denken durch den bürgerlichen Beruf immer stark gefärbt blieb, zeigen vor allem seine religiösen Ansichten: Gottes Weltordnung erschien ihm wie ein grosses Handlungshaus mit vielen Commis. Unter seinen Schriften aber findet sich nichts eigentlich Bedeutendes. Die Lebensbeschreibungen des Sokrates und Seneca sind für jene Zeit recht brauchbare, fleissige Werkchen, aber ohne Kritik; ja Manetti macht sogar offen Front gegen eigentliche philologische Kritik. Unnütze Fragen, wie die, ob Seneca der Philosoph und Seneca der Tragöde eine und dieselbe Person seien, erklärt er den „Literaturprofessoren" zu überlassen, über die er sich nicht verächtlich genug aussprechen kann. Sein anziehendstes Buch, die Lebensbeschreibungen der drei Dichter Dante, Petrarca, Boccaccio, hat er als Erholungsarbeit nach ernsteren Studien[1]) geschrieben. Hier ist er nun wieder ganz Florentiner. Es ärgert ihn, dass diese grossen Männer zwar dem ungelehrten Volk als die höchsten Dichter erscheinen, dass aber die Gelehrten sie für nichts achten und ihre Schriften höchstens des Lachens und Scherzens halber einmal in die Hand nehmen, und es ärgert ihn auch, dass sein Vorgänger Filippo Villani ihre Bilder wie in einen Winkel gemalt, sie mit Theologen, Juristen, Aerzten und Malern, als ob sie Bettler seien, zusammengestellt habe. Darnach ist man auf ein reichlich Maass humanistischer Idealisirung gefasst, aber wenigstens in der wichtigsten dieser Biographien, der Dante's, wird man damit verschont, bei Petrarca macht sie sich mehr geltend.[2])

[1]) Zumal nach Beendigung eines encyclopädischen biographischen Werkes von Erschaffung der Welt ab, von dem sich ebenfalls nichts erhalten.

[2]) Der Vergleich Dante's mit Sokrates ist freilich nicht sehr glücklich durchgeführt. Bekanntlich ist es durch M.'s Lebensbeschreibung gelungen,

Ein Nebenwerk ist auch die schöne Geschichte von Pistoja, als Denkmal italienischer Bürgergesinnung in ihrer Vereinigung mit wissenschaftlicher Bildung unschätzbar. Von den Werken, die Manetti und seinen Zeitgenossen als die wichtigsten schienen, der Vertheidigung des Christenthums gegen die Juden und den Uebersetzungen, ist wiederum jede Spur verloren.

Dagegen sind uns viele jener Reden erhalten, durch die Manetti die höchsten Wirkungen erzielte, wie denn Vespasiano's Berichte über dieselben uns diese interessante Seite der Renaissance-Gesellschaft, ihr Entzücken über das gesprochene Wort, erst recht enthüllen. Sie sind von sehr ungleichem Werth, die Leichenrede für Leonardo Bruni vorvortrefflich und für das Verständnis des Humanismus höchst bedeutend. Andere, wie jene beiden, die die grösste Bewunderung erlangten, die Beglückwünschungsrede für Nicolaus V, die Rede vor Alfonso bei der Hochzeit Ferrante's, sind inhaltreich, wenn auch für unsern Geschmack unerträglich breit, andere aber vollends unleidlich.[1]) Auch als Redner in der Muttersprache lernen wir ihn kennen durch zwei Ansprachen, die er an die Prioren von Florenz gelegentlich seiner Wahl zum Gonfalionere hielt, beide dem Lobe der Gerechtigkeit geweiht. Hier herrscht eine mehr scholastische Eintheilung, und dem Geschmack seines Publikums entsprechend lässt er die Bibelsprüche die antiken Beispiele überwiegen.

Welcher Unterschied aber, wenn wir nach diesen um der Form willen geschriebenen Reden seinen Gesandtschaftsbericht zur Hand nehmen, als er in Venedig 1448 bemüht war, eine Liga gegen Alfonso, „den Barbarenkönig, der Italien verschlingen will", zu Stande zu bringen. Auch hier sind alle

das Jugendbild Dante's von Giotto im Bargello zu identificiren. — Petrarca wird von M. wie eine Art Heiliger betrachtet. Allen Ernstes wird mitgetheilt, dass viele meinten, er sei beständig keusch geblieben, und dies wird auch in vieler Hinsicht als glaublich befunden. Es ist M. besonders darum zu thun, aus P.'s Briefen nachzuweisen, welche Stellung gleich der erste Humanist eingenommen.

[1]) So die Rede an Alfonso „de pace confirmanda".

Reden mitgetheilt; aber keine unter ihnen, die nicht diplomatisch ausgezeichnet ist! Für die politische Virtuosität der Florentiner schon im Beginn der Renaissancezeit giebt es wohl wenige so charakteristische Zeugnisse.

Noch vor Alfonso starb die Mehrzahl der Männer, die er um sich versammelt hatte. Die neue Regierung hob Leute empor, die bisher in zweiter Reihe gestanden hatten. König Ferrante selber besass kaum irgend eine andere Aehnlichkeit mit seinem Vater als Tapferkeit und Standhaftigkeit. Von allem, was sonst Alfonso's Charakter auszeichnete, zeigte der Ferrante's das Gegentheil. Gerade so wie in jenem Offenheit, edler Freimuth, Hochsinn, der keinen dauernden Groll kennt, so waren in diesem lauernde Versteckheit, Heuchelei, unauslöschliche Rachgier, die mit Behagen ihre Früchte langsam reifen sieht, die hervorstechenden Züge. Die Freigebigkeit übte dieser kalte Rechner wenigstens nicht als Selbstzweck, und keine Spur weist darauf hin, dass es ihm je darum zu thun gewesen, den Lebensgenuss zu adeln. Aber ebenso wenig besass er die Fehler seines Vaters Wir haben gesehen, wie stetig er auf die Concentration der Verwaltung seines Königreiches bedacht war, und durch zur Schau getragenen Hochmuth hat er sicherlich nie den Beherrscher eines italienischen Staates verletzt; die ausgesuchteste Höflichkeit herrscht in seinen Instructionen und Briefen. Kurz, er besass viele Tugenden des Regenten, wenige des Menschen.

Suchen wir uns diesen complicirten Charakter noch genauer in seiner Zusammensetzung zu vergegenwärtigen. Ferrante war persönlich tapfer und ausdauernd. Wenn Pontan die Geschichte seines Kampfes um den Thron nach des Vaters Tode schilderte, so war das freilich nicht ein Bild des genialen, königlichen Glücksritters, wie es Facius gezeichnet hatte; es waren allzu viel kleinliche und dürftige Momente zu schildern. Ferrante war ein abhängiger Mann; aber gerade das gab doch wieder seinem Kampf ein eigenes Interesse: er hatte kein nationales Königthum, sondern nur ein paar mattherzige Freunde im Rücken. Wie er ungebeugt durch Abfall und Verrath sich durchkämpfte, mit einer Klugheit, die nie an-

stiess, nie verletzte und sich auch nicht allzu viel vergab, blieb den Zeitgenossen ein merkwürdiges Schauspiel. Sein persönliches Schicksal interessirte und auf sein persönliches Eingreifen kam alles an; zu schildern, wie er sich, zu vertraulichem Zwiegespräch geladen, des verrätherischen Ueberfalls seines Schwagers Rossano erwehrte, strengten der alte Panormita und Pontan ihre Federn an, und diese Scene liess sich Sannazar auf die Wände seiner Villa malen. In der That hatten Ferrante und seine gleichgesinnte Gattin in diesem Krieg einen dauernden Ruhmesanspruch errungen. Aber die feige Art, das Schicksal am gefährlichsten Punkt zu corrigiren mit Dolch und Gift, blickt doch schon in dem kaum noch zweideutigen Tode des Herzogs von Tarent hindurch, dessen lachender Erbe der König ward. Und bald nachdem der Friede gesichert, erfolgt der erste heimtückische Racheact, die Ermordung des Piccinino, jenes übermüthigen Condottieren, den besonders Alfonso gross gemacht, der sich zum Dank am Sohne die Sporen hatte verdienen wollen, und der jetzt als Gast bei dem scheinbar versöhnten Ferrante einkehrte. Eine Mittheilung, in classischem Styl geschrieben, ward an die befreundeten Höfe versandt [1]), die von den Umtrieben Piccinino's und seinem „zufälligen“ Tode redete; ihre richtige Kritik findet sie in der kühlen Bemerkung Simoneta's: „Franz Sforza habe die Nachricht vom Tode Piccinino's gern geglaubt, die von seiner Todesart weniger.“ [2])

Und von diesem Augenblick an ist es stets der Weg der List, der heimlichen Intrigue, der Verschwörung, den Ferrante in seiner inneren wie seiner äusseren Politik einschlägt, sind es diese Mittel, auf die er sich verlässt, und die ihn schliesslich doch überall verhasst machen. Nur im entscheidenden Augenblicke, wie damals, als die Türken 1484 Otranto nahmen, weiss er wieder den kaltblütigen Muth zu bewähren.

Nach der Sitte jener Zeit hatte Ferrante neben seinen legitimen Söhnen eine ganze Reihe von Bastarden. Als er

[1]) Abgedruckt im Archivio storico Ital. 15 p. 180.

[2]) Simoneta, lib. XXX.

zum ersten Mal, und zwar kurz vor seiner Verheirathung, mit der Schwester seines Hauscaplans eine Tochter erzeugt hatte, ward das freudige Ereignis durch ein Hoffest unter Betheiligung der fremden Gesandten von Alfonso gefeiert. Deshalb dürfen wir weder im Vater noch im Sohne einen Wüstling sehen. Wie abgestumpft aber an diesem Hofe das sittliche Gefühl war, zeigt doch, dass Masuccio die frivolen Abenteuer des Prinzen von Calabrien nicht nur erzählen, sondern auch unter ungemessenen Lobsprüchen der eigenen Gemahlin desselben widmen durfte. Für den Bastard auf dem Throne musste es Grundsatz sein, die Ehe zu verachten. Als Papst Pius II. sich für seine Erbansprüche erklärt hatte, dankte er ihm vor Allem für die schöne Rede über Legitimität: der Papst habe es enthüllt, dass auch spanische und französische Könige Bastarde gewesen, ebenso Herkules, Romulus, Alexander(!), Salomo und viele andere, welche die Menschheit mit Götterwürde ehre. Nicht die Geburt mache den wahren König, sondern Geisteshoheit, Mässigung, Bildung, Milde und endlich der Gehorsam gegen den Papst, den Statthalter Christi.[1]) Von jener blinden Wollust aber, wie sie so viele Tyrannengeschlechter Italiens jede Rücksicht vergessen liess, waren die Aragonesen weit entfernt.

Und ebenso wenig kann man Ferrante nutzlose Grausamkeit vorwerfen; selbst die grauenhafte Hinrichtung Coppola's und Petrucci's sollte zunächst als Mittel der Einschüchterung dienen, und der König war während derselben abwesend von Neapel, gewiss absichtlich.[2]) Seine Rachgier aber wollte doch schwelgen, wenn nicht im Blut, so im Behagen der Quälerei. Mit Entsetzen betrachtete Pontan die satanische Freude, wie er kicherte und sich die Hände rieb, wenn er an die wohlverwahrten Gefangenen in seinem Kerker dachte, die er in peinigender Ungewissheit über das ihnen verhängte Schicksal liess.[3])

[1]) Ant. Panormita, Epistolarum quintum volumen M. S. Vat. 3371.

[2]) Lib. instructionum p. 17.

[3]) De immanitate. Dass die verstorbenen Gefangenen im Todtengewölbe als Mumien in ihren Kleidern aufbewahrt wurden, wird man

Die kühle Zweckberechnung herrschte bei Ferrante in allen Entschlüssen, auch da, wo dieselbe den eigenen Räthen nicht mehr durchsichtig war; denn vor diesen hielt er die entscheidenden Entschlüsse, die plötzlichen Gewaltthaten, geheim. In solchen Augenblicken erschien er selbst seinen Vertrauten, wie Pontan, als eine dämonische Natur, die man gewähren lassen müsse, und doch waren gerade jene vernichtenden Schläge mit kaltem Blut ausgedacht und von langer Hand her vorbereitet. Ausser Cäsar Borgia hat kein Italiener in der Praxis so sehr Macchiavelli's Theorie vorweg genommen, wie Ferrante. Dann wusste derselbe Pontan doch die hochsinnige Art des Königs zu rühmen, mit der er in allen untergeordneten Fragen sich dem Urtheil seiner Minister unterwarf. Jedenfalls war jene unberechenbare Regierungsweise Alfonso's, der um einer Laune willen den bestentworfenen Plan verwarf und dann doch im Ganzen die Weisung erliess, seine Befehle und Gunsterweisungen nur mit Discretion zu behandeln, ein für allemal beendet. Dass er auch in wichtigen Dingen der Stimme der Vernunft und nicht blos dem Trieb zugänglich war, zeigt die berühmte Reise Lorenzo Medici's zu ihm, der das Leben des Florentiner Machthabers eben noch mit geheimen Mordanschlägen bedroht hatte.

Unter günstigen Verhältnissen hätte diese consequente Zweckberechnung von der Mit- und Nachwelt Weisheit genannt werden mögen, so aber, wie die Welt war, in die der König sich gestellt sah, musste er durch sie zum ausgemachten Heuchler werden. Bei jeder Maassregel, bei jedem Wort von ihm ist es unmöglich zu entscheiden, ob er sie ernst meinte, ob er sie als Maske benutzte. Wenn Ferante einen Ritterorden stiftete mit verclausulirtem Ceremoniell[1]), wenn in diesem ein Cultus

dagegen Ferrante kaum als besondere Unmenschlichkeit auslegen dürfen. Diese unästhetische Art der Bestattung bewahrt bis heute für den Neapolitaner viel Anziehendes, und lässt ihm derartige Grabgewölbe sogar als erbauliche Sehenswürdigkeit erscheinen.

[1]) Dasselbe mitgetheilt gelegentlich der Aufnahme Ludovico Moro's im liber instructionum p. 97 ff.

der Ehre getrieben wurde, und der Wahlspruch *Malo mori quam foedari* lautete, so war das doch offenbar nichts als wohlberechnete Anlehnung an das spanische und französisch-burgundische Hofwesen. Und dürfte man wirklich in den schönen Worten seiner Instructionen und Briefe eine Entlastung für seine Thaten suchen? [1]) Gerade in den Schreiben, die den wichtigsten Jahren, denen der Baronenverschwörung 1485 — 87, entstammen, giebt sich gegen die Absicht der wahre Charakter des berechnenden Heuchlers kund [2]): Längst ist das Verderben des alten Staatssecretairs Petrucci bei Ferrante beschlossene Sache, aber derselbe erscheint noch immer als der Vertraute des Königs, muss die Briefe schreiben, in denen die Anschläge derselben Barone den fremden Mächten enthüllt werden, als deren Mitschuldigen man ihn beargwohnt — und dies nur, um ihn ganz sicher zu machen, bis der Friede mit dem Papst geschlossen ist, und auf ihn und Coppola der Streich der Rache mit einem Male niederfallen kann. [3]) Auf die grausame Hinrichtung folgt ein hastiger Eifer, sich der im Auslande stehenden Kapitalien Coppola's zu bemächtigen. [3]) Nun beginnt ein neues Spiel der Heuchelei. Der geflüchtete Herzog von Salerno soll wieder in's Land gelockt werden, Ferrante giebt sich den Anschein, den Kindern der bereits umgekommenen Gegner alle Würden bewahren zu wollen, die Ergebung von Baronenstädten an die Krone wird abgelehnt, der König scheint nur an den Türkenkrieg zu denken und kündigt dem Grossmeister der Johanniter an: „Niemals haben wir in unserm Reiche so friedlich geherrscht.“ [4]) Und wirklich schläfert er den Argwohn der Barone ein, die noch kurz zuvor sich wieder vereinigt hatten; es gelingt ihm wiederum der so oft in der Geschichte Süd-

[1]) Dies scheint mir L. Geiger zu thun in der Anmerkung zu Burckhardt, Cultur der Renaissance I.

[2]) Gesammelt im liber instructionum.

[3]) Am 8. Aug. 1486 unterzeichnet Petrucci zum letzten Mal, am 13. wird er verhaftet.

[4]) ibid. p. 112 und sonst.

[5]) ibid. p. 114.

italiens gespielte Streich, dessen man sich sogar von dem edlen Alfonso hatte versehen wollen, den Ferrante schon oft, und gerade in den letzten Jahren an dem Camponeschi von Aquila, an Petrucci und Coppola mit Erfolg, geübt hatte: Die zu friedlicher Versöhnung geladenen Barone kommen, werden verhaftet und verschwinden auf immer. — Durch diese Briefe werden einzelne Daten Caraccioli's und Porzio's berichtigt, aber das von jenen gezeichnete Bild wird nicht verwischt, sondern eher verschärft. [1])

In der grossen Sammlung seiner Depeschen [2]) aus den letzten Lebensjahren erscheint dann freilich der greise König unermüdlich, um die Gefahren abzuwenden, die über sein Reich und Italien hereinbrechen, er ist der Einzige, der noch an der guten Ueberlieferung festhält, dass keine Intervention fremder Mächte in Italien zu dulden sei; aber es ist eben auch leicht für den Bedrohten, Mässigung zu predigen und Warnungen auszusprechen.

Neben dieser fortlaufenden Reihe von Tagesberichten aus der Canzlei könnten wir unmöglich die psychologische Schilderung Caraccioli's entbehren, dies erschütternde Bild der auf unsittlichen Grundlagen unsicher aufgebauten Gewaltherrschaft: wie dem ergrauten Meister der Berechnung seine Verstandesschärfe jetzt nur noch dazu hilft, klarer als jeder andere die Gefahr vorherzusehen, bis die mit äusserster Anstrengung bewahrte Selbstbeherrschung zusammenbricht und wie seine zur Hälfte gleichgiltige, zur Hälfte feindselige Um-

1) So wäre nach Porzio's Darstellung erst geraume Zeit nach dem Frieden mit Innocenz VIII. die Katastrophe Petrucci's erfolgt; die Depeschen zeigen aber, dass der Schlag sofort erfolgte, als er möglich wurde.

2) Codice Aragonese ed. Trinchera 3 vol. Die würdige Sprache, die trefflichen Grundsätze, die klugen Beobachtungen, welche sämmtliche Depeschen auszeichnen, geben den höchsten Begriff von der neapolitanischen Diplomatie, aber sie lassen doch nicht vergessen, was vorausgegangen. In Wahrheit konnte doch F. am wenigsten sich auf einen Satz berufen, wie II 2 p. 399: vada el mondo como vole, perche in fine el honorevole e lo honesto resta nel suo firmo et debito loco.

gebung mit kaltem Blut die Zeichen dieses moralischen Zusammenbruches beobachtet.[1])

Ob nun Ferrante von jeher so gewesen, ob er erst durch den bald offenen, bald versteckten Kampf mit den Baronen zu einem solchen versteckten Heuchler geworden, das lässt sich schwer entscheiden. Pontan, sein Minister und Geschichtschreiber, der ihm im Ganzen doch günstig gesinnt ist, meint das erstere; und wirklich ist die Lage des Bastards, der, zum Erben erklärt, am Hofe des lebenslustigen Vaters, inmitten rauschender Lebenslust, allein an die Gefahren der Zukunft denken muss, wohl geeignet, die Grundlagen zu einem solchen Charakter zu legen; ausgebildet und verschärft hat ihn aber sicherlich erst die Nothwendigkeit des Existenzkampfes. Ferrante war in allen diesen Punkten vielleicht nicht schlimmer als sein Vetter und Schwager Ferdinand der Katholische, der grösste Heuchler und Realpolitiker jener Zeit. Aber die Umstände gestatteten ihm nicht, die seltenste Frucht der Heuchelei zu brechen: Güte zu erheucheln. Er hatte zu oft zu vorübergehenden Zwecken heucheln und den Schein hinterher selber grausam zerstören müssen, als dass dies möglich gewesen wäre.

Unter einem solchen Mann mussten sich auch die Aufgaben der Humanisten, die bisher durchaus durch ihr Verhältnis zum König bestimmt waren, von Grund aus ändern. Männer, die ihm selber das Alterthum vermittelten, begehrte Ferrante nicht, und eine Verherrlichung bei der Nachwelt bedurfte er einstweilen nicht; um so mehr hatte er geschickte Diplomaten und Verwaltungsmänner nöthig. Davon aber war auch er durchdrungen, dass die beste Vorbildung für solche die humanistische sei. Ausser in Florenz sind in Neapel die Humanisten am meisten herbeigezogen worden zu den höchsten Staatsämtern. Petrucci, der von 1458 — 85 die Politik leitete, war Schüler und Verehrer Valla's; inmitten der schwierigsten und gefährlichsten Geschäfte fand er immer noch Zeit, Cicero und Livius zu lesen[2]), Pontan, bis zum Sturz Alfonso's II. sein

[1]) Tr. Caraccioli, d. variet. fortunae.

[2]) Briefe Panormita's an ihn, aus den Jahren 1456 — 62.

Nachfolger, war nur um seiner literarischen Bedeutung willen vom Anfang der Regierung Ferrante's an mit wichtigen Verwaltungsstellen betraut worden, auch Albinus und Chariteus, die Secretaire der letzten Aragonesen, waren schriftstellerisch thätige Humanisten, und der bedeutendste unter den zu Gesandtschaften verwandten Diplomaten, Marino Tomacelli, gehört ebenfalls dem Kreis der Akademiker an, obwohl er nichts geschrieben zu haben scheint. So rasch fanden die Verfasser der Prunkreden den Uebergang zur wirklich staatsmännischen Wirksamkeit.

Selbst von dem alten Panormita gilt dies. Zwar wollte ihm die neue Thätigkeit gar nicht recht gefallen, er dachte manchmal melancholisch daran, sich in seine Heimath Sicilien oder nach Spanien zurückzuziehen, zwischen die diplomatischen Schreiben an Papst Pius II. mischte er genug persönliche in dem alten cordialen Tone, um sich nach Rom berufen zu lassen; aber er war doch zu fest mit Neapel verwachsen, als dass er sich hätte von ihm trennen mögen, und sein päpstlicher Gönner liess ihn trösten: wenn der König Geld habe, werde er auch wieder dankbar sein. Und Panormita war wirklich zum ersten Mal in seinem Leben fleissig; ein grosser Theil der diplomatischen Correspondenz Ferrante's in der Kriegszeit stammt aus seiner Feder; auch seine privaten Beziehungen wusste er diesen Zwecken dienstbar zu machen. Im Kriegsrath war, wie schon in Alfonso's Zeit, seine Stimme einflussreich; er konnte sich darauf berufen, dass er von Anfang an unter Zustimmung der Officiere, aber entgegen den anderen Diplomaten, den richtigen Weg: sofortige Kriegserklärung an den zweideutigen Herzog von Tarent, angegeben habe. Zwar blieb er dem Kriegsschauplatze selber fern, verschanzte sich hinter die Aufsicht über die Erziehung des Prinzen von Calabrien, der so wie so zu „calabrischer Rohheit“ neige, wenn er einen Auftrag ausserhalb Neapels übernehmen sollte[1]), und

[1]) Auch die *oratio ad Pium II. in concilio Mantuano* scheint nicht an Ort und Stelle gehalten, sondern von P. in Ferrante's Auftrag übersandt worden zu sein.

erst als der Sieg entschieden war, beneidete er seine jungen Freunde Pontan und Compater, dass sie an der Theilung des goldenen Vliesses unmittelbar Theil nehmen könnten. Aber auch in der Hauptstadt war sein Amt sorgenvoll genug. Er war nun seit langem das älteste Mitglied der *Sommaria*, der höchsten Regierungsbehörde; mehr Verantwortlichkeit, als ihm lieb war, ruhte auf seinen Schultern, wenn er die Königin berathen, dem entfernten Könige Meldungen machen, immer neue Truppen mit wenig Geld ausrüsten, die meuternde Flottenmannschaft besänftigen, in allen diesen Dingen für seine Collegen das Wort führen musste und schliesslich zum Dank nur immer dringende Worte, manchmal auch Vorwürfe wegen Langsamkeit von dem König und Petrucci, „seinem Jupiter und dessen Mercur“, zu hören bekam. Die Antwort blieb er freilich niemals schuldig, und er fühlte, dass er als Humanist über den Parteien stehen könne, wenn er auch als Diplomat einer derselben dienen musste. Auch der Gegenkönig Ferrante's, Johann von Calabrien, hatte sich an ihn, den berühmten — und einflussreichen — Mann gewandt, hatte ihn aufgefordert, in seinen Dienst zu treten und ihn um das Büchlein über Alfonso gebeten. Panormita wollte höflich antworten, den Krieg mit dem des Pyrrhus und der Römer vergleichen; Ferrante deutete ihm aber an, dass er eine solche Correspondenz nicht wünsche, und Panormita musste das Buch ohne Begleitschreiben senden.

Als der Krieg siegreich beendet war, hoffte Panormita eine Belohnung, wie sie Alfonso zu geben pflegte; er war Anfangs sehr unzufrieden, als sie ausblieb; er schrieb an Theodor Gaza: er werde noch, wie Philelphus es gethan, wider die habgierigen Fürsten schreiben, denn andere Zeiten forderten andere Sitten; den Beichtvater Ferrante's ermahnte er, seinem Herrn nur recht einzuschärfen, dass er seinen Sieg wahrhaftig nicht sich selber verdanke, und der König erhielt von ihm ein Schriftstück nach dem anderen, in dem die Grobheit des Humanisten glücklich mit der des alten Geheimraths gepaart war. Er muss aber bald zufrieden gestellt worden sein: jetzt trug er sich mit der Absicht, die Thaten des Sohnes

ebenso wie einst die des Vaters zu verherrlichen; als Vorarbeit sammelte er die Briefe, die er in des Königs Dienst geschrieben, und widmete sie dem Erzbischof Caraffa mit einer Entschuldigung, dass Ferrante durch seine Feder hin und wieder etwas zu demüthig zu sprechen scheine, wie es eben den Zeiten gemäss gewesen sei, und dass er aus Höflichkeit gegen die angeredeten Fürsten nicht immer die reine Classicität des Ausdrucks habe wahren können.

Seine letzten Briefe und Pontan's seinem Andenken geweihter Dialog Antonius zeigen Panormita wieder in dem behaglichen Genuss des Daseins, als Mäcen der jüngeren Leute und schalkhaften Beobachter der Menschen. Ein Brief an Pontan, in dem ein tugendpredigender Mönch, der unter dem Bilde des wahren, bedürfnislosen Weisen sich selber darstellt, persiflirt wird, ist ein Meisterstück leichtlebiger Ironie. Auf dem Sterbebette flackerte noch einmal das längst entschlummerte Dichtertalent auf: in einem wehmüthigen Epigramm nahm er Abschied von der Muse, forderte sie auf sich einem anderen Dichter zuzuwenden, der die Thaten der Könige und der Liebe besinge, ihn rufe jetzt der Vater der Schöpfung in seine ewige Wohnung. Die unverwüstliche Genussfreudigkeit war Panormita treu geblieben bis zum letzten Athemzug.

Den Erben hatte er schon bei Lebzeiten gehabt in dem Manne, der für den Humanismus unter Ferrante ebenso charakteristisch werden sollte, wie Panormita es für den unter Alfonso gewesen war: Jovianus Pontanus. Schon ist uns sein Name als der des besten, vielseitigsten Beobachters der Gesellschaft überall begegnet, schon haben wir sein Verhältnis zur Natur, zum Volk, und seine religiöse Entwickelung kennen gelernt; überall erschien er als der Typus seines Standes und seiner Zeit; hier sollen nur noch die Züge zusammengefasst werden, die sein Bild vollständig machen[1]).

[1]) Von Pontan existiren zwei ausführliche Biographien: Colangelo, Vita di Giovanni Pontano, Napoli 1826, und Tallarigo, Giovanni Pontano

Auch Pontan war ein Ausländer, aus einem Städtchen der Romagna, Cerreto, gebürtig; er stammte aus einer Familie, die sich schon früher durch literarische Begabung ausgezeichnet haben muss[1]), die aber nach romagnolischer Sitte durch Blutfehden mit anderen Geschlechtern tief zerrüttet war. Seine Jugend umschwebten düstere Erinnerungen; er weiss zu erzählen von seiner Ahne, dem Opfer einer der oft versuchten, immer vergeblichen Aussöhnungen durch Wechselheirathen: sie war von den eigenen Brüdern in einem Thurm verbrannt worden, da sie ihnen nicht ihre Kinder zur Ermordung ausliefern wollte. Seine eigene Mutter hatte ihn aus dem Parteienzwist, in dem sein Vater gefallen war, mit Mühe nach Perugia geflüchtet; von dieser und der Grossmutter war er dort erzogen worden; wie sie in weiblicher Art den Ehrgeiz des begabten Knaben anzufeuern wussten, mit Anecdoten und kleinen Lehren seine Phantasie beschäftigten, das zergliederte er noch in alten Tagen mit Laune, als er seine letzte bedeutende Schrift über das „Gespräch" schrieb. Der Familiensinn, der sich bei Pontan zwischen aller Verherrlichung des frivolen Lebensgenusses immer wieder geltend macht, ward so in frühester Jugend in ihn gelegt. Von seinen Lehrern in Perugia weiss er wenig Gutes zu berichten, offenbar hat ihm seine natürliche Begabung mehr geholfen als der Unterricht. Die Rückkehr in die Heimath war ihm versperrt, und so in der Hoffnung auf sein gutes Glück begab er sich an den neuen Musenhof Alfonso's, um sich den Männern der Wissenschaft dort bekannt zu machen. Arm und krank kam er in Neapel an (1447 ungefähr), er wäre kläglich zu Grunde gegangen, hätte sich nicht ein alter Zahlmeister des Königs seiner angenommen. Wiederhergestellt, machte er sich mit Panormita bekannt, um dessenwillen er wohl besonders gekommen war, und der ihn wie jedes aufstrebende

e i suoi tempi, Napoli 1874. Eine Anzahl wichtiger Briefe, die Tallarigo nicht gekannt hat, lieferte mir die Sammlung Arditi.

[1]) Nach Facius, d. vir. illustr. s. Pontanus.

Talent freundlich begrüsste, ihn auch leidlich unterbrachte. Bei einer Gesandtschaftsreise nach Florenz nahm ihn Panormita mit; damals lernte er, in den tonangebenden literarischen Kreisen eingeführt, auch Cosimo Medici kennen, der ihm zuerst eine bedeutende Zukunft geweissagt haben soll. Mit den älteren Humanisten, vor Allem aber mit seinem Gönner Panormita, hatte Pontan freilich wenig gemein; eiserner Fleiss war die Grundlage seines Wesens. Er musste ihm dazu dienen, die Lücken seiner Ausbildung auszufüllen während der Mussestunden, die ihm ein beschwerliches Amt bei einem spanischen Minister Alfonso's übrig liess; zugleich sammelte er schon die angesehensten Männer der Stadt zur Lectüre der Dichter und Historiker um sich. Nachdem Valla Neapel verlassen hatte, den Pontan vorher noch selber gehört hatte, war er gewissermassen in seine Stelle getreten. Die humanistische Bildung war Mode geworden und Panormita war zwar der Mann dazu, anzuregen, aber zum geduldigen Lehren nicht geeignet. Schon konnte in jenen Jahren Facius den jüngeren Freund unter die berühmten Dichter aufnehmen, deren Lob er schrieb; schon hatte er sich nicht nur als glücklicher Nachahmer Catull's bewährt, sondern auch das grosse astrologische Lehrgedicht begonnen, das ihn sein ganzes Mannesalter hindurch begleitete, und bei der Sammlung seiner „campanischen Briefe“ dachte Panormita schon vor Allem an sein Urtheil. In den Kreis des Königs selber war er noch nicht getreten; jetzt hörte auch dieser von ihm, machte ihn zum Erzieher seines Neffen Johann von Navarra, und auch in dieser Stellung hatte Pontan reichlich Gelegenheit, sein diplomatisches Talent an den hartköpfigen, stolzen Spaniern der Umgebung des Prinzen, die vornehm genug auf den Humanisten herabsahen, zu schulen und zu bewähren. Der Tod Alfonso's enthob ihn dieser Pflicht und führte ihm andere Aufgaben zu. Er begleitete den König und dessen allmächtigen Secretair Petrucci in den Krieg als einer der ersten Schreiber. Bald war er unentbehrlich geworden; und wenn er bisher den königlichen Schreiben nur die Form gegeben, so ward er nun zu Aufträgen verwandt, die „Verstand und Beredtsamkeit“ fordern.

Wie sehr er aber in dem wechselvollen Kriegsleben seinen Blick in's Leben geschult, das zeigen die meisterhaften Schilderungen einzelner Ereignisse in seiner Geschichte eben dieses Krieges. Schon war auch seine Stellung auf dem literarischen Gebiet eine ausgeprägte; mit entschiedener Wegwerfung behandelte er gerade jene Richtung, die noch eben, und namentlich bei Alfonso alles gegolten: die Uebersetzungsthätigkeit. Man hatte ihn um eine Beglaubigung einer Abschrift von Valla's Herodotübersetzung gebeten; er antwortete: er thue es ungern, und nur, um, was an ihm liege, den Ruhm dieses grössten Gelehrten zu erheben, den er bei Lebzeiten geliebt, nach seinem Tode beweint habe. Seine Ansicht über das ganze Uebersetzen sei aber bekannt: besser brächte jeder sein eigenes Werk als ein fremdes. Cicero würde es sich energisch verbitten, wenn jemand seinen Redner plötzlich zum Griechen machte, und die Griechen würden es ihrerseits auch thun". [1])

Ein solcher Standpunkt ergab sich von selbst, sobald das Griechische Gemeingut der Gebildeten geworden war. Dass Pontan diese Sprache beherrschte, namentlich auch seinen, über alles verehrten Aristoteles in der Ursprache kannte, zeigen alle seine Schriften; um so energischer aber verfolgte er das Ziel, lateinischer Humanist zu sein; die übertreibenden Verehrer des Griechischen traf namentlich im Dialog Antonius, dem Programm seiner Akademie, unerschöpflicher Spott; das Edict der Schonung vor ihren Angriffen, das er dort scherzhaft einem Herold in den Mund legt, hatte er wohl am wenigsten nöthig.

Pontan's öffentliche Laufbahn und seine literarische unterstützten sich gegenseitig. Auf häufigen Gesandtschaftsreisen ward er mit den wichtigsten Fachgenossen bekannt. Wenn ihn als Aristoteliker von den Florentinern immerhin eine Schranke trennte, so ward dafür in Ober-Italien ein völliger Cultus mit ihm, namentlich in seinem Alter, getrieben. Das

[1]) Brief an Petrus Salvator Valla und Johannes Ferrarius vom 1. Januar 1460.

Lieblingsgebiet Pontan's blieb Rom. Hier kannte er die Verhältnisse genauer als jeder andere. In der gefährlichsten Krisis des Reiches gelang es ihm, beim Beginn der Baronenverschwörung Innocenz VIII. für sich zu gewinnen. „Pontan's Treue stehe ihm höher als die des Königs", hatte der Papst hierbei erklärt; und so oft das Verhältnis sich zu lockern drohte, sehen wir auch Pontan seinen Ministerposten verlassen, nach Rom eilen, neue Heirathspläne mit den Nepoten verabreden, und alles in's Gleiche bringen. Auch als Pontan's Gönner Innocenz gestorben und Alexander VI. an seine Stelle getreten war, ist alsbald Pontan wieder in Rom, die Sachlage zu erkunden. Es ist für Ferrante charakteristisch, dass er seinem ersten Minister gern einen Aufpasser nachsandte, aber auch für Pontan, dass er seinem Herrn ganz schonungslos die Wahrheit sagte, selbst einen kräftigen Fluch nicht unterdrückte, wo er Zaudern an unrechter Stelle bemerkte. Zwischen den diplomatischen Sorgen fand er dann doch immer noch die Zeit, die Alterthümer zu besuchen, seinen Begleitern Vorlesungen über dieselben zu halten; das Bild, das er von seinem guten Humor auf solchen Geschäftsreisen giebt, können wir als treu annehmen.[1])

Bedeutender aber war doch seine Thätigkeit in Neapel selbst, seitdem er durch den Sturz Petrucci's in das Amt des Staatssecretairs gekommen war. Alle Fäden der Verwaltung und Diplomatie liefen in seiner Hand zusammen, als *alter ego* des Königs hatte der Secretair zu gelten. Es ist deshalb aus den Depeschen, die insgesammt Pontan's Gegenzeichnung tragen, nicht zu ersehen, welchen Antheil er, welchen der König an den einzelnen Entschlüssen hatte. Es war dieser Vertrauensposten das gefährlichste Amt; Petrus de Vineis und Petrucci's Schicksal musste ihrem Nachfolger vor Augen schweben. Als Ferrante Pontan zu diesem Posten erhob, trug er selber Bedenken, denn es war bekannt, dass der Herzog von Calabrien ihm feindlich gesinnt war. Dieser rohe Soldat

[1]) Asinus Dialogus und de magnificentia Einleitung.

trug zwar nach aussen gegen den berühmten Humanisten eine gemachte Verehrung zur Schau, erklärte sogar eine Statue desselben als sein kostbarstes Besitzthum, im Grunde mochte er aber keinen Mann von selbständiger geistiger Bedeutung neben sich leiden. Zwar einen Humanisten bedurfte auch er als Geheimschreiber und Lobredner; es war aber der dürftigste Geist in der gesammten Schaar, die sich um Pontan drängte, den er wählte: Johannes Albinus. In erbärmlichen Versen sang dieser seinen Herrn an[1]), und in nicht viel besserer Prosa beschrieb er dessen Thaten gegen Türken und aufständische Barone in einem frivolen Buche, das aber der Anerkennung mancher politischen Historiker sicher ist, da es seine Quellen, die Briefe Alfonso's und Ferrante's, hinten anfügt. Wenn Pontan einmal Albinus ein Gedichtchen zusandte, verband er es gewiss mit einem Seitenhiebe auf den geizigen Herzog, seinen Gönner.

Damals, als Ferrante zweifelte, entgegnete Pontan freimüthig: er besitze eine Schutzwehr gegen die Abneigung des Herzogs in seiner Armuth. Aber so richtig der Ausspruch war, so wenig wusste ihm Pontan immer treu zu bleiben. Gewiss war es für Petrucci verhängnisvoll geworden, dass er und seine Söhne in die Reihe der Barone hatten eintreten wollen; Fürstenthümer und Grafschaften waren für geschäftskundige, formgewandte Humanisten doch eine zu stattliche Belohnung! Aber Pontan konnte es nicht recht verschmerzen, dass er nicht in dieselbe Bahn einlenken sollte wie sein Vorgänger. Es bleibt ein merkwürdiges Zeugnis für die Ungebundenheit der Rede, wie sie dem Humanisten in jedem Amt und jeder Lebenslage zustand, dass Pontan unmittelbar nach seiner Erhebung zum ersten Posten im Staate die bitterste Satire gegen denselben Thronerben schreiben durfte, der soeben seinem Vorgänger ein grausiges Ende bereitet hatte.

In dieser, dem Dialog *Asinus*, macht mit einer uns etwas unbe-

[1]) In der Sammlung Arditi. Uebrigens nennt selbst Sannazar in der herrlichen Elegie, in der er die Akademie mustert, Albinus, „den Sänger seines Herrn", mit unter der Schaar.

haglichen Selbstironie Pontan sich selber zum Gegenstand des Spottes. Nach einer köstlichen Schilderung des neapolitanischen Strassenlebens und seiner Gesandtschaftsreisen erfahren wir aus dem Munde der Freunde, Sannazar und anderer, dass die Anstrengungen den alten Herrn um den Verstand gebracht haben, so dass er einem Esel seine Zuneigung und Sorge allein zuwende. Sie beschliessen, ihn zu belauschen; und nachdem sie Zeugen einer widerlichen, noch dazu im Zusammenhang zwecklosen, Scene gewesen sind, in der Pontan mit seinem Theilbauer noch einen anderen Theilvertrag, nämlich um dessen Frau, abschliesst, wird der Esel vorgeführt, der mit Schmeicheln und Zureden und liebevollem Tadel durchaus zum Mustergeschöpf erzogen werden soll. Da die Eselsnatur doch immer durchbricht und sich zuletzt dem Erzieher sehr schmerzlich bemerkbar macht, wird dieser endlich seines Irrthums überführt. Die Satire war sehr durchsichtig auf den Prinzen von Calabrien gemünzt, und sie ward unzweifelhaft sofort Gemeingut der geistreichen Kreise der Hauptstadt.

So stellte denn Pontan seine ganze grosse Verstandes-Capacität in den Dienst einer Sache, der er nur mit halbem Herzen angehörte; mit Scheu blickte er auf den König, mit Furcht auf den Prinzen; aber wenigstens eine Idee vertrat er: die des Gleichgewichtes in Italien; ihr hat der Mann, der zuerst und geistvoller als alle Nachfolger die nothwendige Mannigfaltigkeit der Staaten der Halbinsel dargestellt hat, unbedingt gehuldigt.

Da brach die Aragonesen-Herrschaft, die er so lange gestützt hatte, jäh zusammen; und der Tyrann, der sie mit Blut zu kitten gedacht hatte, Alfonso II., liess seinen Thron feig im Stich. Neapel jubelte dem vermeintlichen Befreier entgegen, wie ihm gleich bethört Florenz entgegen gejubelt hatte. Hatten die Aragonesen sich wirklich solche Verdienste um den alten Minister und Gelehrten erworben, dass er um jeden Preis sein Schicksal dem ihrigen verbinden musste? Nach allem, was vorhergegangen war, konnte Pontan selber nicht dieser Ueberzeugung sein. Und wie einst Johann von Calabrien Antonius Panormita, so suchte jetzt Karl VIII. Pontan zu

gewinnen, denn ein Name wie dieser hatte reellen Klang; die Bitten der Bürgerschaft kamen hinzu — Pontan machte sich zum Herold des Ruhmes eben jenes Mannes, dessen Kommen er Jahre lang mit allen Mitteln umsichtiger Staatskunst zu vereiteln gesucht hatte. Er übergab Karl VIII. die Schlüssel der Königsburg, des Castello nuovo, und hielt im Namen der Stadt die feierliche Begrüssungsrede im Dom, bei der es ohne Verunglimpfung der Aragonesen nicht abging.

Anmerkung. Die neapolitanischen Biographen Pontan's bestreiten diese kritische Thatsache im Leben Pontan's mit viel Ausführlichkeit. Colangelo, der sie im Leben Sannazar's noch selber zugegeben, mit Ruhe, Tallarigo, wie gewöhnlich, mit Heftigkeit. Sie nehmen an, dass alles Erfindung und nur aus Guicciardini geflossen sei. Aber zunächst erwähnt die Uebergabe der Schlüssel der Notar Giacomo ausdrücklich wie eine auffallende Thatsache, dann spricht auch Jovius, freilich nicht an den Stellen, wo man es erwarten dürfte, in den Historien und im Elogium Pontan's, sondern in dem Elogium Sannazar's, genau wie Guiccardini davon, dass er die Gunst der Aragonesen durch die Lobrede auf Karl VIII. verloren habe. Unzweifelhaft wird aber die Thatsache durch den Briefwechsel Pontan's selber. Colangelo kannte das Bruchstück eines Briefes an Franz Caraccioli (nicht an Puderico, wie er meint), in dem Pontan sein Verschulden eingesteht; aber da ihm Michele Arditi, der bedeutendste Sammler auf diesem Gebiet, auf seine Frage nicht antwortete, glaubte er sich berechtigt, den Brief für apokryph zu erklären. Arditi schwieg, weil er seine umfassenden Sammlungen selber verwerthen wollte. Eben aus ihnen theile ich dieses wichtige Stück, Pontan's Entschuldigungsbrief, mit und gebe im Text einen Auszug aus Fr. Caraccioli's Antwort: „*Saepe et non immerito sane, Francisce amicorum optime, eximia qua polles urbanitate amice efflagitasti, quaenam honesta et plausibilis ratio reddi posset, ut me excusatum redderes de maxima ingratitudinis nota, quam mihi nebulones et malevoli impingunt ob solemniter laudatum Francorum regem Aragoniae gentis infensissimum. Fateor rem esse perdifficilem praesenti reipublicae statu mihi excusatorem aut adjuvatorem parare, nam faventibus Diis Neapolitanum regnum ad legitimos principes restitutum est, omnibus pars victrix placet et haud immerito. Francorum enim crudelitas et nimia cupiditas ac petulantia ab omnibus Vatiniano odio prosequitur. Omittendum tamen non est Terentianum illud:*

Facile omnes cum valemus recta consilia aegrotis damus
Tu si hic sis, aliter sentias.

In turbidis namque ac periculosissimis illis temporibus, dum Aragonensium res desperatae omnes erant, necessitas ingruebat, ut pro propria,

Unterdess bereiteten sich die Ereignisse vor, die binnen Kurzem die Aragonesen auf den Thron zurückführen sollten; und es war nur natürlich, dass Pontan in seine Stellung nicht zurückkehrte, aber auch dass Hof und Adel in Neapel ihn als willkommenen Sündenbock ansahen, auf dessen Haupt man die Schuld des allgemeinen Wankelmuths werfen konnte. Thörichte Geschichten wurden in Umlauf gesetzt, als ob Pontan von allem Unheil allein Ursache sei. Es lag dem 70jährigen Mann natürlich viel daran, wieder zu Ehren angenommen zu werden. Auf Aufforderung des Franz Caraccioli, des Dichters, setzte er ein Rechtfertigungsschreiben auf, das freilich so bitter lautete, dass es wenigstens in den Augen des Fürstenhauses, das er seinerseits noch immer der Undankbarkeit anklagte, ihn nicht entschuldigen konnte.

Franz Caraccioli's Antwort lautete denn auch sehr behutsam. Er lobte den alten Freund wegen der echt philosophischen Gesinnung, die ihn ein den Wissenschaften geweihtes Leben jedem anderen vorziehen lasse. Es seien am

amicorum et civitatis salute laudarem probaremque omnia quae vituperare et contradicere inutile et periculosum erat. Non vero hoc ita dico, ut factum mihi placeat, si mutare queam; sponte certe hoc non admisi sed invitus, ut civium votis assequerer. Nec Francorum partibus devotus ab eis honores ac fortunas unquam aucupavi, nec de mea erga Aragonenses reges gratitudine ac benevolentia sanus nemo dubitare potest. Tempus enim omne meum eorum commodis expendendum curavi. Etsi inanis gloriola mihi non dedeceret: regnum eorum augustiorem litteris et studiis ex eis reddidi, et si me aliquando conquerendum audivistis, hoc humanitati tribuendum. Et pol! inanes et injusti questus mei non fuere; Ferdinandus enim Petruciorum gentem immensis donis et beneficiis ornavit, titulos auxit atque ex obscuritate sua ad sidera usque evexit, quae postea ingrata et rebellis in maximum discrimen regnum suum constituit. Mihi vero praeter honores et modicam fortunam, quam labores et litterae meae protulerunt, parum certe ex regia liberalitate accessit. Praesens vero modica ac privata mea fortuna quietis ac studiis amicissima cum aulicis honoribus non facile commutanda est. Haec namque mihi seni jam corpore animoque imbecilli carissima est, amicorum dulci consuetudine ac mellitis doctisque colloquiis recreor et maxime gaudeo, sat in civilibus undis versatus procul nunc a negotiis potentiorum limina vito ac superis, mihi amicisque vivo et mortem securo et sibi conscio animo exspecto. Vale amicorum optime et Jovianum tuum ama.

Hof schlimme Zeiten; seit der göttliche Alfonso II. geschieden, sei für die Tüchtigkeit kein Platz; Wissenschaften und Gelehrte würden gehasst, verachtet, verfolgt. Bei seinem Verhalten gegen Karl VIII. gebe er persönlich Pontan Recht; er wisse ja, dass man ihn beinahe gezwungen habe zu jenem verhängnisvollen Schritt; aber viele angesehene Leute urtheilten doch auch nicht so, sondern behaupteten: Pontan hätte, wie einst Papinian, alles, selbst den Tod, muthig dulden müssen, ehe er den Feind der aragonesischen Könige hätte loben sollen. Der Trost: die Fürsten seien trotzdem von seinen Verdiensten fest überzeugt, schleppt mattherzig hinterdrein.

Die guten Tage für die Literaten kehrten wieder, als der milde, feingebildete Federigo König wurde, aber dem alten Pontan lachte diese Sonne nicht mehr. Wohl gab er sich den Anschein, als ob er nie in seiner Treue gegen das Königshaus gewankt habe, sprach von dem verhängnisvollen Zug Karl's VIII. und fügte in seine *Bajanae* ein Gedichtchen ein, worin Bajae jubelt, weil es von seinem König Federigo besucht wird, aber seine wahre Stimmung spricht sich besser in dem Brief aus, den er 1499 an Baptista Mantuanus schrieb: „Was den Rest meines Lebens anbetrifft, so will ich nicht darüber klagen, obwohl mir Ehren, Aemter, Kinder entrissen sind, mit höchstem Unrecht und Unverschämtheit; aber mag das Geschick sein Recht gegen mich gebrauchen, ich will auch das meine gebrauchen: Niemals soll es mich zur Klage bringen.“ [1])

Als dann auch König Federigo der Arglist seines spanischen Oheims Ferdinand zum Opfer fiel, bewunderte und pries Pontan zwar den treuen Sannazar, der seinem Herrn in die Verbannung folgte, er selber aber suchte sich sofort Consalvo von Cordoba zu nähern. Als der jetzt fast Achtzigjährige dem Feldherrn, der über das Glück erhaben sei, seine Schrift über die Fortuna widmete, machte er ihn zugleich aufmerksam auf die Vertrauensstellung, die er bei den früheren Königen eingenommen hatte; er wäre gern bereit gewesen,

[1]) Bei Colangelo p. 188.

dieselbe von Neuem zu bekleiden.[1]) Auch hätte ihm Kraft und Fleiss hierzu sicherlich nicht gefehlt, seine Schriften aus dieser Zeit sind minder gefeilt, aber nicht minder scharfsinnig und vielseitig als die früheren.

Thätigkeit war für diesen Mann Leben; auch seine philosophische Bedeutung als Theoretiker des vielgestaltigen Lebens seiner Zeit wäre nicht verständlich, hätte er nicht praktisch eingegriffen in alle die Verhältnisse, welche er schildert. Aber persönliche Hingebung von dem zugewanderten, weltbürgerlichen Humanisten, dem die Freude an der Arbeit noch dazu durch die Furcht verkümmert worden war, lässt sich nicht erwarten.

Niemals hingegen war die Stellung erschüttert worden, die Pontan als das Haupt der gebildeten Kreise Neapels einnahm. Auch die eifrig aragonesisch gesinnten Freunde meinten: in diesen höchst schwierigen Zeiten müsse man die Fehler der Freunde schonen, und wenn Pontan später den Verkehr mit solchen, die ihn in dem kritischen Zeitpunkt Preis gegeben, seinerseits auch auf Bitten der Nächststehenden nicht wieder aufnehmen wollte, war er der Zustimmung der Freunde sicher.[2]) So wenig Aquaviva trotz seiner angiovinischen Stellung und seiner zweideutigen Politik die Liebe eines Sannazar einbüsste, so wenig auch Pontan. Der Humanist und der Baron waren nicht mit dem Maass zu messen wie andere Sterbliche.

Diese Stellung hatte Pontan selber ererbt von Panormita, und die Formen, welche jener dem geselligen Verkehr der Neapolitaner Gelehrten gegeben, die Mischung von heiterer Volks- und Lebensbeobachtung und von wissenschaftlicher Debatte, blieben gewahrt. Doch hatte es von Anfang an dieser Vereinigung auch nicht an einer festen Gestalt gefehlt; der Gedanke einer Wiederbelebung der Akademie war hier zuerst entstanden; sah man doch Platon in seinen Gesprächen —

[1]) Dass diese Vorrede blosse Höflichkeitsbezeugung sei, kann ich mich nicht überreden.

[2]) Verschiedene Briefe in der Sammlung Arditi.

man denke an den Protagoras, das Gastmahl und den Euthydemus — eine verwandte Richtung einschlagen. Der Gedanke erfreute sich der Zustimmung und Förderung Alfonso's I.[1]) Auch weiterhin nahm die Vereinigung eine Art officieller Stellung ein, zumal von der Universität der Humanismus ausgeschlossen blieb. So wandte sich der jüngere Alfonso bei der Hochzeit seiner Schwester mit Matthias Corvinus an Pontan: seine Akademie möge entsprechend ihrer Redekunst die Hochzeit in Prosa und Versen verherrlichen und mit einem guten Omen einweihen, dabei möge man einmal das Gesetz der Akademie ausser Acht lassen, das von Königen und Fürsten nur wenig, aber dann gut, zu schreiben festsetzt.[2])

Dieses sehr heilsame Gesetz hat den Akademikern in der süditalienischen Despotie eine ähnliche Freiheit bewahrt, wie sie die florentinischen Studiengenossen unter der bürgerlichen Tyrannei der Medici besassen. Ferrante sind von einheimischen Humanisten überhaupt keine Werke gewidmet worden. Aufträge für dichterische Verschönerung fürstlicher Vermählungsfeierlichkeiten sind den Dichtern zu allen Zeiten genehm gewesen; und selten sind sie erfüllt worden, wie es hier geschah in dem herrlichen Epithalamium, das Altilius für Isabella d'Aragona und Johann Galleazzo von Mailand dichtete, dem anerkannten Meisterwerk dieser Gattung. Die Liebschaften Alfonso's II. hat Pontan freilich besungen, und zwar recht cynisch, aber in derselben Weise, wie diejenigen seiner Freunde: Der Prinz von Calabrien erscheint eben auch nur im Strudel des lüsternen Sinnenlebens der Bäder von Bajae, wie andere mehr.

[1]) Ich gebe das entscheidende, bisher unbekannte Schreiben aus Cod. Vatic. 3372 p. 109: Martorellus Antonio suavissimo s. Negocium, quod mihi de academia conficienda commiseras regi benefactori nostro plane explicavi illudque sibi (!) ut talem principem decet gratum jocundumque fuit atque id omnino efficere statuit, neque id sumptibus ecclesiae, ut tu narraveras, sed suis ipsius, ut tota hujus academiae gloria se solum atque alium attineret neminem, quare adventum tuum exspectamus, ut negocium hoc, quod inter arandum seminasti, expleri possit.

[2]) Sammlung Arditi.

Und in amtlicher Eigenschaft hat Pontan nur ein wissenschaftliches Unternehmen geleitet: Das grosse Kartenwerk über das Königreich.[1])

Darin unterscheidet sich der Humanismus unter Ferrante von Grund aus von dem Humanismus unter Alfonso I. Jener hing ganz und gar von der Person des Fürsten ab, dieser fand seinen Schwerpunkt durchaus in sich selber. Sobald er am Staatsleben Theil nahm, ward der Poet Beamter. Unter Federigo zwar wurde wiederum das persönliche Verhältnis des Fürsten zum Dichter das Wichtigere; Sannazaro aber, der unabhängige Edelmann, war nicht sowohl der Diener als der Freund seines Herrn, und es kam die Zeit, da er wiedererstatten konnte, was er empfangen.

Nicht durch ihr Verhältnis zum Königshaus, nicht durch eine Art öffentlicher Anerkennung, aber auch nicht durch eigentlich gelehrte Aufgaben, die sie sich gesetzt hätte, sondern durch persönliche Freundschaft ward die Akademie Pontan's zusammengehalten, eine Freundschaft, die noch bedeutend dadurch erhöht wurde, dass man sich als eine Genossenschaft von überlegener Bildung in einer wesentlich anders gearteten Welt fühlte. Wie eine Kämpferschaar, aufgeboten gegen die Barbarei, welche die Manen der Vorzeit schände und die kastalische Quelle trübe, mustert Sannazaro die Akademiker. Auch gegen classisch-gelehrte Gegner hielt man zusammen. Die Grammatiker, also die eigentlichen Lehrer der Jugend, standen der Akademie feindlich gegenüber. Das ist leicht begreiflich, denn es war eben nicht Gelehrsamkeit, sondern in erster Linie die Wiederbelebung des antiken Lebensinhalts, was in Pontan's Akademie getrieben wurde. Aus dieser Combination heiterer Lebensbeobachtung und ernsten Studiums der antiken Formen ergab sich eine staunenswerthe Leichtigkeit in der Behandlung der mannigfaltigsten Stoffe. Fast war es nöthiger, ein Mann des praktischen Lebens zu sein, als ein Gelehrter, um diesem Kreise anzugehören. Die Vorbildung jener Sedilen, die in ihm eine Hauptrolle spielten: Compater,

[1]) Siehe darüber Colangelo.

Pudericus wird nicht regelmässiger gewesen sein, als die ihres Standesgenossen Tristan Caraccioli; aber sie alle athmeten dieselbe geistige Athmosphäre, wie ein Pontan und Sannazar.

Die Pedanterie der Grammatiker, die auch ihrerseits an den humanistischen Geschäftsleuten allerlei zu mäkeln hatten, ist für Pontan eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit: Im Nachen des Charon üben sie ihre Silbenstechereien und gerathen sich in die Haare, dem Suppatius auf seiner Reise durch Italien drohen ihre Fäuste, sobald er sich in sprachlichen Dingen eine eigene Meinung erlaubt, und eine Seelenwanderung, bei der ihre Gemüther immer noch bissiger werden, wird ihnen zugeschrieben; die Präceptoren seiner eigenen Jugend behandelt Pontan nicht besser, als Horaz einst die seinigen, und es war ein Hauptvergnügen für die ganze gelehrte Gesellschaft, wenn sie beim Abendspaziergang an der Chiaja einen Disput von zweien ihrer streitfertigen Gegner über Wortformen und dergleichen belauschen konnte.

Selbstverständlich wurden bei diesem mehr komischen als ernsthaften Streit Ausnahmen statuirt. Die Humanisten hatten doch zu viel mit der Pädagogik zu thun, sie wurden zu oft verwendet zum Erzieheramt der Prinzen und Fürstensöhne — Altilius, Calentius, Pontan selber nahmen zeitweise solche Stellung ein — als dass sich ein wirklicher Gegensatz hätte herausbilden können. Und die kindliche Ehrfurcht gegen den Mann, der ihn die ersten Pfade lateinischer Wissenschaft gewiesen, einen sonst unbekannten Grammatiker Lucius Crassus, ist einer der hervorstechenden und liebenswürdigsten Züge im Charakter Sannazar's.[1])

An der Fehde, die einige der Freunde, die griechischen Mitglieder und Sannazar, mit Politian führten, nahm die Mehrzahl der Akademiker keinen Antheil; ja, als nun ein Schüler Politian's, Franz Pucci, unmittelbar nach Neapel die Philologie

[1]) An ihn ist die schöne Anfangselegie des 1. Buchs gerichtet. Im *Asinus* legt Pontan Sannazar einen warm empfundenen Nachruf an den alten Schulmeister in den Mund.

seines Meisters mit allen Ansprüchen auf geistige Ueberlegenheit trug, wussten die Neapolitaner bald ein freundliches Verhältnis zu ihm zu finden und ihn ihrer Genossenschaft zu verbinden. So erscheint er in den Dialogen Pontan's, und bei der feierlichsten Gelegenheit, der Bestattung König Ferrante's, fiel ihm die officielle Prunkrede im Sta. Chiara zu.[1])

Für eine solche Vereinigung, wie sie diese Akademie darstellt, war die persönliche Freundschaft ein noch wichtigeres Band als die gemeinsamen Studien. Es ist nicht ein besonderer Vorzug des Kreises, in dem Lorenzo Medici mit der anerkannten Ueberlegenheit des bedeutendsten Geistes und der stillschweigend gefühlten des Staatsoberhauptes herrschte, dass in ihm jene Gehässigkeiten, Eifersüchteleien und offenen Invectiven nicht aufkamen, die den Verkehr der früheren Humanisten so unerquicklich gemacht hatten; man hatte offenbar überhaupt den Geschmack an dieser scharf gepfefferten Speise verloren. Fehlte es auch nicht an Angriffen von Stadt zu Stadt, von einer Genossenschaft zur anderen, so wollte man doch im eigenen Hause Ruhe haben. Wie in Florenz, wie im Rom Leo's X., so sehen wir auch in der neapolitanischen Akademie die Humanisten einträchtig leben, und eine Verschmelzung von freundschaftlicher Geselligkeit mit literarischer Debatte ist für sie Lebensbedürfnis.

In dieses Treiben führen uns die Anfangs-Erzählungen der einzelnen Bücher bei Alexandro ein. Hübsch ist da geschildert die Geburtstagsfeier bei Pontan, wo über der Lectüre des Sueton das Abendessen verbrennt, die heiteren ländlichen Mahle bei Sannazar und der Festschmaus zu Ehren des zum Bischofe erhobenen Altilius. Auch die Mehrzahl der unter den Akademikern gewechselten Billete[2]) bezieht sich auf solche Festlichkeiten; der melancholische Sannazaro soll wohl einmal aus seiner idyllischen Einsamkeit hervorgelockt werden durch die Beschreibung eines solchen lustigen Mahles,

[1]) Tr. Caraccioli, de funere Ferdinandi. Sammlung Arditi, dort auch Pucci's Briefe.

[2]) In der Sammlung Arditi.

bei dem der witzige Compater einen schwadronirenden Griechen abgeführt, indem er seiner Behauptung: Rom sei griechische Colonie und von Odysseus erbaut, kaltblütig die eben so wahrscheinliche entgegengestellt hat: Odysseus und Aeneas und verschiedene andere Helden seien vielmehr Neapolitaner gewesen. Zumal in den kleinen Gedichten Pontan's und Sannazar's finden diese Verhältnisse ihren dichterischen Nachklang. Bei ihren Lebzeiten widmet Pontan den Freunden für ihre nach Renaissanceart zuvor bestellten Grabmäler Inschriften. Sannazar, als er im fernen Frankreich die Nachricht vom Tode Compater's erhält, singt ihm einen warm empfundenen Nachruf und tröstet sich damit, dass in eben jener Epigrammensammlung des Meisters dem geschiedenen Freunde ein Denkmal errichtet werden wird. Lebensvoller aber sind die schalkhaften Hendekasyllaben, mit denen jeder einzelne dieser Freunde nach und nach in das leichtfertige Badeleben von Bajae hereingezogen wird. Diese frivolen Schilderungen aus dem Reiche der Königin Venus verletzen durchaus nicht so wie die Gedichtchen Panormita's, denen sie an Lüsternheit und Nacktheit völlig gleichkommen; die Reize des Gelegenheitsgedichtes, das des Scherzes auch einmal zu viel geben darf, das durch feine, wenn auch halb versteckte Charakteristik der Individualitäten anzieht, überwiegen den Ekel an der immer in demselben engen Kreise sich bewegenden, immer mit denselben Bildern tändelnden, sinnlichen Begehrlichkeit bei Weitem. In Sannazar's Elegien, in denen uns gleichsam der feinste Blüthenduft der Renaissancezeit, verdichtet in dem Krystallgefäss seiner Distichen, geboten wird, leben auf's Innigste mit einander verschmolzen dreierlei Empfindungen: die Treue gegen den königlichen Herrn, die Liebe zu edlen Frauen, die Freundschaft zu gleichgesinnten Männern; aber auch die Treue und die Liebe sind nach dem Bilde der innigen Seelenfreundschaft geformt; sie allein ist die Atmosphäre, in der dieser hohe und reine Geist athmet.

Und dasselbe wie für die Empfindung bedeutet dieser Freundeskreis für das Gedankenleben. Gewiss können wir die Frage bejahen, ob uns die Dialoge der Renaissancezeit

glaubhaft machen dürfen, dass die Hervorbringung der höchsten Gedanken eine gemeinsame, nicht wie in der Gegenwart eine einsame gewesen sei. Denn warum hätte man — bis hinauf zu den Höhen abstracter Speculation und mathematischer Demonstration, auf denen sich Giordano Bruno und Gallilei bewegen —, eben immer für den Ausdruck der besten Gedanken die dialektische Entwicklung anstatt des deductiven Beweises gewählt, wenn nicht die Debatte das Problem entwickelt und gelöst hätte, wenn nicht unwillkürlich jeder abschliessende Gedankenprocess sich ihrer Formen bemächtigt hätte?

Auch unter diesem Gesichtspunkt betrachtet tritt die Neapolitaner Akademie ebenbürtig neben die Florentiner. Wir kennen bereits den Hintergrund der Dialoge Pontan's, die Schilderungen des Volkslebens; wir wissen, dass die Beobachtung desselben eng zusammenhängt mit den höheren Zielen, die sich der Freundeskreis setzte; hier möge nur betont werden, dass auch die wissenschaftlich bedeutendsten Gedanken, die Pontan ausgesprochen hat, diesen Dialogen angehören, und dass die Methode, in der dieselben entwickelt werden, unvergleichlich höher steht als der schematische Gang der Bestimmung der Grenzbegriffe, die Einschränkungen, die der Subsumtionen und Erweiterungen, wie er in den theoretischen Schriften inne gehalten wird. Diese Dialoge, den frühesten Charon ausgenommen[1]), geben sich selber nur als Abbilder akademischer Debatten und Vorträge; und mag auch jedes einzelne Wörtchen in ihnen Pontan allein zu eigen gehören, im Ganzen sind sie doch wieder eine getreue Spiegelung des literarischen Lebens von Neapel.

Hier stehen sie uns alle genau in ihrer Eigenart geschildert vor Augen, wie sie die getreue Schaar des Altmeisters bilden, wie sie sich im Bauch des trojanischen Pferdes zusammendrängten, — so meinte man scherzend im übrigen Italien. Neben Pontan die drei, denen der Ruhm selbständiger Geister zukommt: Sannazar, der Mann, dessen Herzens-Lauterkeit so unantastbar ist, dass er, ohne damit eitel zu erscheinen, den

[1]) Der sich noch unmittelbar auch in der Form an Lucian anlehnt.

Namen Sincerus auch vor der Oeffentlichkeit behalten durfte, Tristan Caraccioli, der herbe Kämpfer mit sich selbst und mit den Verhältnissen, Galateo, der geistsprudelnde, verwegene, allseitige, der dann doch mit Behagen im kleinsten Kreise sich zurecht findet.

Um sie herum die abhängigeren Naturen, keiner von ihnen aber doch ein blos empfangender Geist, — ein jeder giebt, und das oft reichlich! Marullus der Grieche, dem hier in der Pflege lateinischer Dichtkunst eine neue Heimath aufgegangen, und die beiden heimischen Dichter, Elisius Calentius und Altilius; dieser, unerschöpflich in Versen, theilt mit seinem Lehrer Pontan die Fähigkeit, alles, was er berührt, in ein Gedicht zu verwandeln, aber es mangelt ihm die Vollendung der Form; jener sparsam im Dichten, ohne behende Phantasie, feilt jedes Gedicht zum Miniatur-Kunstwerk aus.[1] Aus den Reihen der Barone sind zwei echte Vertreter des Standes: Aquaviva und Cavaniglia, Herzog von Troja, ein freigebiger Mäcen, entsendet. Zu ihnen tritt, aber mehr den Hofkreisen angehörig, Franz Caraccioli, den die in der Akademie gewonnene Anregung zur italienischen Dichtung führt, andere Barone haben Interesse an diesem Treiben und nehmen zeitweise Theil daran, Caracciolis, Pescaras, Sanseverinen.

Die Hauptmasse der Freunde entstammt den Seggi. Den Vorrang des Alters hat hier Junianus Majus, der neben dem Traumdeuten die verständige Thätigkeit der Popularisirung der humanistischen Bildung treibt. Auf Petrucci's Aufforderung und mit Unterstützung des Königs schreibt er ein lexikalisch-grammatisches Compendium[2]), und benutzt als der erste Neapolitaner „die fast unglaubliche Erfindung der betriebsamen Deutschen", den Druck. Zu Pontan blickt er als dem Meister der Grammatik, wegen seiner Schrift über die Aspiration, auf und zugleich als dem mustergiltigen Philosophen,

[1]) Ausser seinem berühmten Epithalam und einigen kleineren Gedichten, in der Brouckhusischen Ausgabe Sannazar's finden sich in der Sammlung Arditi mehrere höchst anmuthige Liebesgedichte und Epigramme.

[2]) De priscorum proprietate verborum.

dessen Methode er genau in seiner Schrift über die Majestät folgt. Die beiden nächsten Freunde Pontan's, Pudericus und Compater (mit seinem eigentlichen Namen Gallino, seinen akademischen Namen erhielt er zum Scherz als „der allgemeine Gevatter") haben keine Schriften als einzelne Briefe hinterlassen, als geistvolle und humoristische Kritiker waren sie den productiveren Köpfen unentbehrlich; der Diplomat Marino Tomacelli, der alte Mitarbeiter Pontan's, dem dieser mehrere seiner Schriften gewidmet, gehört demselben Kreise und derselben Generation an, endlich Aelius Marchesius, der, wie wir sahen, scharfe Kritik an seinem eigenen Stande übte. Unter den jüngeren, den Zeitgenossen Sannazar's, ist Hieronymus Carbo Sedile, ein begabter Schüler Pontan's, der nach dem Tode des Meisters die Verbindung von Poesie und Popularphilosophie vertrat, und dem von minder begabten Genossen, Vopiscus, Pätus, Niphus, eine überschwängliche Verehrung zu Theil wurde, ferner Janus Anysius, namentlich als Epigrammatiker fruchtbar. An der Spitze steht in jener späteren Zeit Summonte, ein Liebling Pontan's, der uns in den ihm gewidmeten Gedichten noch als eleganter junger Mann entgegentritt, dem später eine besondere Geschicklichkeit, junge Männer anzuziehen und sie für Bildungs-Interessen zu erwärmen, nachgerühmt wird. In jener Zeit ist es besonders die philologische Thätigkeit an den Schriften Pontan's und bald auch Sannazar's, welche die Freunde beschäftigt. Es ist die Thätigkeit eines Epigonengeschlechtes, das sich selber abhängig fühlt von Leistungen, die es in seiner Jugend hat entstehen sehen. Aber es ist die liebenswürdigste Pietät, die in Summonte's Briefen spricht und die ihren schönsten Wiederhall gefunden hat in der Elegie, welche Sannazar aus Frankreich an Summonte richtete, als er die Werke Pontan's sammelte und die vortreffliche aldinische Edition derselben vorbereitete. Bleibt es auch unbestreitbar, dass die späteren Werke Pontan's nicht alle gleichwerthig waren, so wird es doch nur durch diese umfassende Publikation möglich, den gesammten Gedankenkreis des vielseitigsten unter den Humanisten sich zu vergegenwärtigen.

Rechnen wir hinzu, dass Sicilien, die Heimath Panormita's, auch jetzt noch einen bedeutenden Mann, Pietro Gravina, in diesen Kreis sandte. Seine Epigramme sind freilich nicht hervorragend[1]), und das Heldengedicht, in dem er Gonsalvo's von Cordoba Thaten feierte, ist nicht einmal auf die Nachwelt gekommen, aber wie so oft bei den Humanisten der Fall war, wirkte er durch seine Persönlichkeit mehr als durch seine Schriften. Den Eindruck, den er machte, mögen wir aus der Schilderung ersehen, die Giovio von ihm giebt: „Ueberaus reich hatte ihn die Natur begabt, ausser der Kraft eines ausgezeichneten Talents besass er auch die vollendete Würde eines stattlichen und anmuthigen Leibes, vor allem eine ganz einzige Festigkeit und Gewandtheit, wie er denn im Ballspiel bis zur staunenerregenden Virtuosität geübt war, in der Fechtkunst und den Waffen des Reiterkampfes Ruhm unter Soldaten erhielt, und sehr oft mit unglaublicher Ausdauer schwamm. Durch diese Uebungen hatte er seinen Körper so gestählt, dass er von keiner irgendwie ernsteren Krankheit befallen wurde und mit einer völlig unversehrten Jugendfrische beinahe bis in's höchste Alter gelangte. Sein Tisch war sparsam besetzt, aber immer mit Anmuth. Wein vom Vesuv und von Sorrent schätzte er, aber er trank ihn immer mit Nüchternheit und mässig. Er liebte eine ruhige Lebensart, die von allen Sorgen und Streitereien befreit sein sollte, und erfreute sich vor Allem an der heiteren und zartsinnigen Geselligkeit strebsamer Jünglinge; denn seine Gemüthsanlage war offen, freimüthig, höchst verbindlich, der Schmuck des Körpers glänzend und kostbar, da er sich einer in Wellen fallenden Toga bediente, und mit einem breiten, zottigen Seidenhut sein silbergraues Haar schmückte."

Es ist das ein Typus, der uns öfters im Italien der Renaissance entgegentritt, der des Daseins-Virtuosen[2]), für den die mannigfaltige Ausbildung seiner Individualität Selbstzweck ist, die Thätigkeit Nebensache; wie denn auch Gravina am glänzendsten als Gelegenheitsdichter war, einen Theil

[1]) Obwohl sie nach Jovius Sannazar gelobt haben soll.

[2]) Wie ihn J. Burckhardt im 2. Buch glänzend geschildert hat.

seiner Werke selber vernichtete und der Rest nur durch die Sorgfalt jüngerer Freunde aufbewahrt wurde. So war er auch als Redner zwar viel bewundert, nahm aber für sich selber nichts als das Lob des Vortrags in Anspruch. Der Gegenstand seines besten Gedichtes selber stimmt zu dieser Beanlagung des Dichters: es waren die Freuden des sorrentinischen Landaufenthaltes, die er zierlich besang. Männer dieser Art waren es, im Hinblick auf die Castiglione das Idealbild des Hofmannes entwarf, denn zum Wesen eines solchen Mannes gehörte das Verhältnis zu den Grossen, die ihn zu schätzen und zu beschäftigen wussten. Als Hofmann der Aragonesen, der jedes Fest durch seine Dichtungen verschönte, ward er zuerst mit Pontan bekannt, dann war er der Günstling Gonsalvo's und nach dessen Abberufung schloss er sich sofort an Pompeo Colonna an. Der einzige Zug in Gravina's Wesen, der für uns die Harmonie desselben stören könnte, ist — dass er Priester war.

Alle diese Männer hatten Pontan's Einfluss erfahren, in ihrer aller geistigem Leben spielt das Verhältnis zu ihm die Hauptrolle; nicht ein Wort der Bemängelung, des Kaltsinnes ist aus dem Munde eines von ihnen überliefert, eine so kühle und ironische Natur wie Antonio Galateo war von einer fast leidenschaftlichen Zärtlichkeit zu ihm erfüllt,[1]) und Sannazar konnte am Schluss der herrlichen Elegie, in der er des Meisters vielseitige Thätigkeit zusammenfasst, der gemeinsamen Empfindung den vollgiltigen Ausdruck leihen in dem Jubelruf:

Umbrien, nicht für dich erwarte die Palme des Sieges!
Nein, mein Vaterland ist's, dem er sie einzig erwarb!

Die allgemeine Forderung, dass man die Thätigkeit des einzelnen Menschen zusammenhalten soll mit seinen Verhältnissen, mit seiner Umgebung, kommt Niemand so zu Gute wie den Humanisten. Pontan, als einsamer Denker und Dichter betrachtet, würde nur ein mittleres Interesse erwecken; Pontan, der rastlose Minister, der Verfasser der geist-

[1]) Einige seiner Briefe über P. bei Colangelo, andere und Gedichte auf P.'s Tod in der Sammlung Arditi.

vollen diplomatischen Denkschriften des *Codice Aragonese* und zugleich das Haupt der Academie, der ironische Beobachter der Menschen, der unermüdliche Spender wissenschaftlicher Anregung an alle, die in seinen Kreis treten, lässt auch die Werke, die er inmitten solcher Thätigkeit und in Beziehung auf dieselbe schuf, in anderem Lichte erscheinen. Eins vor Allem verbindet diese wissenschaftliche Thätigkeit mit seiner politisch praktischen: Der Staatsmann wollte seine Arbeit nicht nur leisten, sondern auch mit der Reflexion durchdringen; er suchte zu seiner Praxis eine Theorie. Im 16. Jahrhundert sind alle diese Ueberlegungen wie in einem Brennspiegel zusammengedrängt in den Werken Macchiavelli's, im 15. tauchen sie nur wie vereinzelte Lichtstrahlen hie und da auf, aber wir erkennen ihr Vorhandensein und ihre Wichtigkeit.

Auch hier steht Pontan an der Spitze der Zeitgenossen. Er hat in jüngeren Jahren eine Unterweisung über den Fürsten geschrieben, die nicht als philosophische Entwicklung, sondern als eine Rede an seinen Schüler Alfonso den Jüngeren bei Gelegenheit seiner Grossjährigkeitserklärung gedacht ist, die deshalb auch das rhetorische Gewand nicht ganz abgestreift hat. Aber wenn auch das alte humanistische Fürstenideal, wie es eben erst in Panormita's „Worten und Thaten Alfonso's" seinen classischen Ausdruck erhalten hatte, hin und wieder durchblickt, zu Grunde liegt doch eine ganz andere, liegt die staatsmännische Auffassung. Das Büchlein erregte bei den Genossen, namentlich bei Galateo, die höchste Bewunderung, und es verdiente dieselbe in der That.

Die intellectuelle Ausbildung des Fürsten ist und bleibt für diesen Hauptsache, das ist der durchgehende Gedanke, den Pontan vertritt. Sich selber treu bleiben und um dies zu können, den Geist den richtigen Vorschriften unterwerfen, ist das Mittel, auch den höchsten Anforderungen zu genügen. Wer andere beherrscht, muss völlig frei von Leidenschaften sein; der Zorn verhindert richtiges Beobachten, Hass treibt zur Unbilligkeit, Liebe trübt das Urtheil, Begier reisst zur Gewaltthätigkeit hin, Schmerz stachelt zur Rache, Neid schafft

völlige Verblendung. Was die einzelnen Tugenden anlangt, so werden Gerechtigkeit und namentlich Frömmigkeit nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen ihres Nutzens für die Volksmeinung gefordert. Nur Gerechtigkeit lässt das Volk die Königsherrschaft mit ruhigem Gemüth ertragen; der Fürst hat stets selbst die Initiative zu ergreifen, und die Strafen so einzurichten, dass sie nicht gegen den Menschen sondern gegen das Verbrechen gerichtet erscheinen. Strenge und Milde aber ist auch bei der Rechtsprechung nach den Umständen abzumessen; einiges ist eher zu verzeihen als zu bestrafen, über anderes ist hinwegzusehen, als ob man es nicht bemerkt habe, und die Ahndung ist auf eine andere Zeit zu verschieben.

Unter den Tugenden, welche der Fürst wirklich besitzen muss, nimmt die Selbstbeherrschung, die für Pontan mit der fatalistischen Scheu vor dem Glückswechsel zusammenfällt, den ersten Platz ein. Auch sie ist durch Belehrung, durch das Studium der Weisheit, erst zu erwerben. Dies ist es denn auch, was vorzüglich den Fürsten dem Gelehrten zuführen soll, wie er es am Beispiel seines Grossvaters sehen könne. Hier muss Pontan eindringlich reden, denn die Abneigung des Prinzen gegen die gelehrte Bildung und deren Vertreter war schon damals offenkundig. Die Verächter der Wissenschaften, die sich auf die Laster der Gelehrten berufen, vergessen, dass solche ebenso in den anderen Ständen vorhanden seien, dass sie bei dem Gelehrten nur durch den Gegensatz zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung sich bemerkbarer machen. Hingegen beruft er sich auch auf die Weltmacht, die der Gelehrtenstand bereits erhalten, die am klarsten erhelle aus der Macht, welche die Kirche aus seiner Unterstützung ziehe.

An die Studien schliessen sich die des Fürsten würdigen Erholungen: Scherzreden mit Freunden, Musik, Schauspiel, Ballspiel, Reiten, Jagd; die bildende Kunst fehlt; sie hatte bei dem Neapolitaner weder beim Ernst noch beim Scherz bisher eine Stelle.

Eine höchst ernste Sache ist für den Fürsten die Stellung zu seinem Hof, seiner näheren Umgebung; hier soll er wirkliche Liebe geniessen und besitzen, schon seiner eigenen Sicherheit wegen. Er wird sie aber nur durch eigene Liebe erwerben, die sich vor allem durch Freigebigkeit, die jedoch nie in gedankenlose Gewöhnung ausarten darf, kund giebt. Entsetzlich wird das Leben eines Fürsten, wenn er durch Grausamkeit seine Umgebung eingeschüchtert hat; die Beispiele der antiken Tyrannen müssen hier dem Humanisten zu einem schaurigen Gemälde dienen, zu dem der neapolitanische Hof wohl selber die Farben hätte geben können. Vor Allem ist die Schmeichelei, da sie das Urtheil des Fürsten trübt, und der Ehrgeiz, da er dem Höfling eine selbständige Bedeutung im Volke zu erlangen treibt, rücksichtslos vom Hofe zu verbannen. Immer muss der Fürst gegen den Hof grössere Nachsicht, als er sonst pflege, walten lassen, denn der Hof ist der Ausgangspunkt aller üblen Nachrede. Pontan giebt seinem Zöglinge einige Unterweisung, wie er hier die Anlagen und Affecte der Einzelnen berücksichtigen müsse, und warnt ihn vor dem gewöhnlichen Laster der Könige, sich mit unbedeutenden Leuten zu umgeben, weil ihnen die bedeutenden unbequem sind. Im Gegentheil hat der Fürst immer die Tüchtigkeit an seinen Hof zu ziehen, aber doch soll er dieselbe erst durch sein Beispiel ausbilden. Sehr richtig sage das Sprichwort: wie der Fürst ist, sieht man am Hofe.

Die Verwaltungsmaximen, wie Beförderung des Gewerbefleisses durch Aussetzung von Preisen, durften von Pontan viel kürzer behandelt werden, als der persönliche Verkehr mit Unterthanen, Beamten, Gesandten. Bei den letzteren fordert Pontan vom Fürsten: Vollständige Kenntnis ihrer Aufträge schon vor der Audienz, ebenso Kenntnis ihres Talentes, ihrer Lebensweise, Beschäftigungen, Ansichten, ihrer Parteistellung, Stimmung und Redefertigkeit, des Charakters und der Bestrebungen ihrer Nationen.

Bei der Audienz hat der Fürst äusserstes Entgegenkommen zu zeigen, beim Mahle aber unter dem Scheine harmloser Fröhlichkeit den Gesandten nach Möglichkeit auszuhorchen.

Dabei soll er, ohne ihn zu bestechen, doch immer seinen persönlichen Vortheil fördern und ihn zum Schluss mit noch grösseren Versprechungen entlassen.

Um aus den Unterthanen richtig die Beamten wählen zu können, muss der Fürst eine möglichst grosse Personalkenntnis sich aneignen; Pontan bedauert beinahe, dass in den Staaten seiner Zeit es dem Monarchen nicht mehr möglich sei, jeden Unterthanen kennen zu lernen. Niemals darf der Fürst von seinen Beamten abhängig werden; um sich eine Meinung selbst bilden zu können, bedarf er der Vielseitigkeit, er muss viel lesen, viele Referate entgegennehmen, nie darf er einen einzelnen Günstling zwischen sich und das Volk oder den Hof treten lassen. „Wer wenig Fehler in der Verwaltung machen will, bedarf sehr vieler Augen und Ohren."

Das Betragen des Fürsten soll die Majestät sein. Auch sie beruht auf der Selbsterkenntnis, auf der beständigen Erinnerung an die Fürstenrolle, die man spiele, was eine stete Würde und Festigkeit hervorbringe. Verschlossenheit und Vorsicht im Reden, wenig tadeln, fast niemals schelten, mit Würde loben, vor allem den Zorn dämpfen, mit einem Worte: „niemals die Linie überschreiten", darin äusert sich die Majestät, dadurch erweckt sie die Bewunderung, ihre nothwendige Begleiterin. Aber dies Betragen bedarf einer Ergänzung hinsichtlich des öffentlichen Auftretens: die Leutseligkeit; selbst wo der Fürst einen Wunsch verweigert, soll er es mit freundlicher Belehrung thun.

Demgemäss wird auch das äussere Betragen des Fürsten — von seinen Unterhaltungen war schon die Rede — zum Gegenstand theoretischer Ueberlegung gemacht. Jede Art Abhärtung ist nicht nur empfehlenswerth, sondern geradezu nothwendig für ihn. Alle seine Bewegungen sollen schön und maassvoll sein; selbst das laute Lachen und das Zurückschütteln des Hauptes, das mehr dem wiehernden Pferd als dem Menschen zukommt, sind zu verbannen. Besondere Sorgfalt ist dem Ausdruck des Auges zuzuwenden, die Selbstbeherrschung, diese Haupttugend des Fürsten, wird sich vor Allem in ihm abspiegeln. In noch höherem Maasse gilt das von

der Rede; mit Miene und Geberde vereinigt, ist sie der Ausdruck der Stimmung. Sanft, fliessend, einfach soll sie im Gespräch sein; wenn sie eines höheren Schwunges bedarf, treffen oder drohen soll, so muss sie sich von Zorn und Zank fern halten und immer die Majestät wahren. Nicht ohne Grund warnt Pontan den Halb-Spanier, der gern beim Pöbel und namentlich bei den Soldaten Popularität suchte: plebejische Redensarten seien schmutzig und lächerlich, ausländische gefielen zwar bisweilen durch ihre Neuheit, brächten aber doch dem, der sich an sie gewöhne, Tadel, militärische besässen etwas Trotziges und Unliebliches. Auch die Stimme, als Organ der Rede, muss methodisch ausgebildet werden zum hellen und anmuthigen, aber nicht singenden oder lispelnden Klang, so dass sie jedem Wechsel der Affecte alsbald den geziemenden Ton verleiht.

Eine wichtige Ueberlegung gilt auch der Tracht, mit der der Fürst seine Gestalt erhöhen, eventuell auch ihre Fehler verdecken soll. Die Kleidung muss Ort und Zeit angemessen sein und der Humanist bedauert lebhaft, dass der Unterschied der Berufsarten in der Tracht fast völlig verwischt sei — hierdurch ist auch dem Fürsten die Möglichkeit sich ästhetisch geltend zu machen beschränkt. Zwischen weibischem Schmuck und gesuchter Rauhheit der Barbaren — langem Bart u. dgl. — ist die Mitte zu halten; vom Auslande möge man das Gute entlehnen, aber die Herrschaft der rasch wechselnden französischen Moden will Pontan nicht gefallen, immer hat vor allen Nationen die italienische auf Würde gehalten. Im Uebrigen darf in der Pracht der Kleidung der Fürst über das dem Privatmann gebührende Maass hinausgehen.

So wenig systematisch alle diese Punkte vorgebracht und aneinander gereiht werden, so vollständig geben sie doch ein Bild von dem, was man in jener Zeit von einem Fürsten erwartete, und besonders der Grundfehler des 15. Jahrhunderts, die Ueberschätzung der Form, tritt uns deutlich entgegen. Pontan erklärt es für besonders nothwendig, eine Theorie des äusseren Betragens des Fürsten methodisch aufzubauen, und nur seine vielfachen Beschäftigungen hielten ihn ab, diese

selbst auszuführen. Aber auch der Vorzug jenes Jahrhunderts, der mit jener Schwäche eng zusammenhängt, erhellt: die vielseitige, rationelle Ausbildung, die sich jeder Mensch geben muss, der etwas gelten will, wird vor allem auch vom Fürsten verlangt.

Tiefer reichen Pontan's Reflexionen da, wo er das Verhalten der verschiedenen Beamten und der Unterthanen überhaupt betrachtet, in seiner Schrift über den Gehorsam. Originalität wird man von seiner Staatslehre nicht verlangen dürfen; sie geht getreu in den Bahnen des Aristoteles und der eine Fortschritt: zur Erklärung des Staatszusammenhanges sich auf den Organismus des menschlichen Körpers zu beziehen, war auch schon lange vor Pontan gemacht worden; erst wo er die thatsächlichen Verhältnisse der Gegenwart zusammenstellt, wird er lehrreich. Freilich ist es ein frommer Wunsch, wenn er in der Herrschaft des Fürsten nur eine Verkörperung des Gesetzes sehen will und das Fundament einer Monarchie in der persönlichen Liebe zum König findet; auch schleppt der Seufzer über die in jeder Art von Untreue und Ungehorsam bewanderten Barone, die nur ihre Macht ausdehnen wollen, hinterher. Für die eigentlichen Beamten ist die genaue Befolgung der Instruction, die auch immer das nöthige Detail enthalten werde, die Hauptsache. Dabei ist jedoch stets auf den Zweck derselben zu achten, und wo es, wie z. B. bei der Steuererhebung, nur darauf ankommt, den Nutzen des Fiscus, jedoch mit Bewahrung des Anstands, zu wahren, darf und soll der Beamte auch gegen die Instruction handeln.(!) Ganz verboten ist ihm nur deren willkürliche Auslegung, denn der Gehorsam muss offen und ohne Hinterthüren geleistet werden. Seiner Abneigung gegen ein fiscalisches Wirthschaftssystem, einer Monopolisirung des Verkaufs der wichtigsten Consumtionsgegenstände, giebt er offen Ausdruck. Er betrachtet als den hauptsächlichen Ausbildner desselben König Robert; aber auch die allgemeine Verachtung, welche die Finanzbeamten Alfonso's traf, scheint ihm nur billig; besonders wo ein solches System den Baronen zur Aussaugung ihrer Unterthanen dient, gilt es ihm als verwerflich. Dornenvoller ist noch das Amt der

Räthe; auch ein geringer Fehltritt kann hier den Kopf kosten, wie er ziemlich kühl lange vor Petrucci's Sturz auseinandersetzt. Zwei Dinge sind ihnen von Nöthen, Verschwiegenheit und Tact.[1]) Es ist eine falsche Meinung, dass Fürsten die Wahrheit nicht vertragen können; man muss sie ihnen nur richtig sagen. Hierzu bedürfen die Räthe eine immer nüchterne, vernunftgemässe Betrachtungsweise der Dinge, von jeder Regung des Gemüths müssen sie frei sein; allerhöchstens dürfen sie etwas Mitleid fühlen, und bei Bedrängnissen müssen sie das Achtbare hinter den Nutzen zurückstellen. Es fällt dem Humanisten schwer, nach mancherlei Windungen zu bekennen: auch tüchtig zu lügen müsse ein Rath verstehen, namentlich den Truppen gegenüber, mit deren Unbotmässigkeit man sonst nie fertig werde. Pontan verfügte in dieser Hinsicht über reiche persönliche Erfahrungen.

Der Rath muss selbständig neben dem Fürsten stehen, der Gesandte aber hängt von diesem ganz ab, denn er vertritt seine Person. Filippo Maria hatte die Abhängigkeit so weit getrieben, dass er nicht einmal Instructionen, sondern tägliche Verhaltungsmaassregeln gegeben. Um so wünschenswerther ist es, dass der Fürst hier selber eine richtige Einsicht habe, und dem Botschafter die nöthige Freiheit lasse. Für die Vorgesetzten der Provinzen liegt dagegen die Gefahr einer zu grossen Selbständigkeit sehr nahe; jedoch sie bedürfen bei Ausführung der Befehle eine discretionäre Gewalt; sie müssen dieselben oft eine Zeit lang bei Seite schieben, wenn sie von ihnen Schaden fürchten, oder auch wenn sie eine baldige Sinnesänderung des Fürsten erwarten dürfen. Ihre wichtigste Thätigkeit wird immer die Rechtsprechung sein. Noch entschiedener als in der Schrift über den Fürsten rückt Pontan hier die Justiz in die Reihe der Verwaltungsmittel. Die oberste Richtschnur bleibt der Wille des Königs und der höchsten Behörde, dies redende Gesetz bewahrt den Vorrang vor dem geschriebenen, denn oft ist, was vom Privatstandpunkt gerecht wäre, unter dem Gesichtspunkt des gemeinen

[1]) Pontan giebt das italienische destrezza ohne weiteres durch rectitudo wieder.

Nutzens unbillig, ausserdem ist nicht alles in Gesetzen begriffen und bisweilen gehen die Zeitumstände den Gesetzen zuvor. In zweiter Linie sind die Particularrechte und einzelnen Gewohnheiten der Landschaften zu berücksichtigen, nur als Aushilfe hat das gemeine römische Recht zu dienen.

Pontan verhehlt sich nicht, dass er mit solchen Ansichten Anstoss erregen werde bei jenen Tugendphilosophen, die, um über die Sitten der Menschen zu räsonniren, erst die Stirne kraus ziehen. Mögen sie schelten! Er aber will sich nur als Mensch bekennen, der in der menschlichen Gesellschaft und im Staate lebt, der nicht die menschlichen Handlungen für sich allein, sondern nach Zeit, Ort, Persönlichkeit, Beruf abwägt, der sich nicht mit der Gegenwart begnügt, wenn sie nicht auch auf die Zukunft Rücksicht nimmt, der auch von der Tugend verlangt, dass sie sanft, anmuthig, zeitgemäss sei, dass sie bisweilen auch von der Heerstrasse abweichen und Seitenwege einschlagen dürfe, dass sie nicht nur sich, sondern auch noch viele andere private und öffentliche Rücksichten im Auge behalte; denn ihm gilt die Tugend nicht als Tyrann, sondern als ein guter Familienvater.

Man wird in diesen Auseinandersetzungen über Staat und Tugend eine nicht unwichtige Vorstufe zu der Betrachtungsweise Macchiavelli's sehen, die das Gute und Böse wesentlich nach dem Vortheil des Staates abmisst. Der Humanismus selber, sobald er seinen Vertreter in das praktische Staatsleben führte, machte den ersten Riss in den stoischen Tugendmantel, mit dem er sich bisher so gern bekleidet hatte.

Von Seiten der Unterthanen verlangt Pontan den geduldigsten Gehorsam gegenüber den Obrigkeiten. Diese sind nicht nur die Bewahrer der Gesetze, sondern es ist auch ihr eigentliches Amt, die Gesetze zu schreiben und wiederum abzuschaffen — eine für den Italiener charakteristische Ansicht — darum ist es höchstes Lob eines guten Bürgers, der Obrigkeit zu gehorchen, Ungehorsam gegen sie ist die Quelle aller Uebel. Eine Revolution ist immer etwas Schlimmes. Ungerechtigkeit der Obrigkeit ist eine Krankheit, die gemeinhin nicht durch gewaltsame Medicamente, sondern durch die Zeit geheilt wird.

Einer eigentlichen Tyrannis ist freilich bei Zeiten entgegen zu treten; man sieht es an der römischen Geschichte, wie die Schwierigkeit sie auszurotten immer wächst, sobald sie einmal Wurzel geschlagen. Sehen wir ab von diesem Zugeständnis an den obligaten Tyrannenhass, so haben wir völlig den Standpunkt des Beamten, dessen ganzes Sinnen dahin geht, in diesem unterwühlten Staat dauernd friedliche Zustände herzustellen. Und solche Ansichten entsprachen den neapolitanischen Verhältnissen besser als die kühnen Gedanken, die der Neuerer Lorenzo Valla über ein unverlierbares Recht des Volkes sich selbst zu bestimmen, über die Thorheit einer Verjährung unrechtmässiger Herrschaft unter dem Schutze Alfonso's, freilich nur gegen die weltliche Macht des Papstes, ausgesprochen hatte.

Am nächsten berührt sich mit Pontan's staatsphilosophischen Untersuchungen seine historische Darstellung des Krieges, welchen Ferrante in den ersten Jahren seiner Regierung zu führen hatte. Das Werk war ursprünglich zu Ehren des Königs angelegt; so wie es jetzt vor uns liegt, ist es aber erst gegen das Ende des Jahrhunderts von Pontan überarbeitet und den Freunden stückweise mitgetheilt worden.[1]) Die Anschaulichkeit der Schilderung ist dadurch nicht beeinträchtigt, die Unabhängigkeit aber sehr gefördert worden. Als dramatisches Gemälde der Zustände und Ereignisse haben diese sechs Bücher Geschichten in der humanistischen Literatur nicht ihres Gleichen; auch tritt das rhetorische Element, das bei Facius eine so grosse Rolle spielt, hier völlig zurück.[2])

Der sentenziöse Styl des Sallust schwebt Pontan als Muster vor; die wechselseitige Durchdringung von Reflexion und Darstellung hat er ihm glücklich abgelernt, aber auch den weiten Blick, mit dem die einzelne Episode eingereiht wird in den grossen, weltgeschichtlichen Zusammenhang. Pontan's Einleitung, in der er nach einem in aller Kürze inhaltreichen Ueberblick über Italiens Vorgeschichte eine Schilderung des glücklichen Zustandes Italiens bei Alfonso's Tod giebt, und in der

[1]) Brief P.'s an Baptista Mantuanus 1499. Colangelo, Beilagen.

[2]) Die eingestreuten Reden dienen natürlich, um die Reflexionen des Geschichtschreibers selber dem Leser zu vermitteln.

er die Eigenart der wichtigeren Einzelstaaten treffend charakterisirt, ward epochemachend. Eins der berühmtesten Prachtstücke italienischer Geschichtschreibung, die Einleitung Guicciardini's, ist ihr Zug um Zug nachgebildet. Auch hier zeigt es sich, wie die kunstvoll componirende, an der Reflexion des Alterthums geschulte Historik des Humanismus den Uebergang bilden musste von der behaglichen italienischen Chronistik früherer Zeit zu der staatsmännischen National-Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts.

Freilich schätzt der heutige Geschichtschreiber gerade die Eigenschaften, die den Zeitgenossen Pontan's alles galten, sehr wenig. Eine übersichtliche, mit gesundem Urtheil abgefasste Stoffsammlung, „Commentarien", wie sie Simoneta gab, ist ihm viel willkommener, als dieses geistreich abgemessene, in jedem Zuge überlegte Meisterwerk der Form, zumal da Simoneta an der diplomatisch entscheidenden Stelle sass. Schade nur, dass mit dem Bilde der Ereignisse noch durchaus nicht ein Bild der Zeit gegeben ist. Wer ein solches zu entwerfen sucht, wer den Baron und den Condottieren, das Landvolk in den Bergen, die streitbaren Bürger der Abruzzen und die Massen der Hauptstadt, wer auch die Fürsten und Staatsmänner nicht nur im Cabinet und auf dem Schlachtfeld, sondern in ihrem Verhältnis zu diesen Factoren der Gesellschaft sehen will, der wird sich doch besser an Pontan wenden. Uebrigens fällt auch bei Abwägung der von Pontan richtiger oder vollständiger überlieferten Ereignisse die Rechnung gar nicht so ungünstig für ihn aus, als man denkt.

Wie genau der humanistische Historiker die eigene Gedankenarbeit belauschte, wie sehr er beim Schaffen von der theoretischen Ueberlegung abhängig war, zeigt sich vielleicht nirgend klarer als darin, dass Pontan zu gleicher Zeit mit der Geschichte des neapolitanischen Krieges eine Abhandlung über „die Gesetze der Geschichtschreibung" ausarbeitete. Dieselbe bildet einen Theil seines Dialogs Actius. Er ist sich der Grösse und Wichtigkeit seiner Aufgabe bewusst: über Grammatik, Rhetorik, Poesie giebt es Schriftsteller, aber nicht über Geschichte. Deren Theorie wird nun entwickelt durch

die Vergleichung mit den nächst verwandten Künsten, Poesie und Beredtsamkeit. Mit der Poesie hat sie gemeisam, dass sie aus einer Mischung von Beschreibung und Reflexion besteht *(demonstrativum et deliberativum)*; beide heben das Ausserordentliche, das unerwartete Eingreifen des Schicksals am liebsten hervor, beide wollen anschaulich schildern und dadurch sowohl die Affecte erregen als auch belehren und nützen, beide wollen die erzählten Dinge verherrlichen und verewigen, beide wollen mit der Natur wetteifern durch Nachahmung ihrer Mannigfaltigkeit, beide bedienen sich hierbei vielfach derselben Mittel: der Umschreibungen und Abschweifungen. In der Auswahl der Worte, in der genauen und anmuthigen Gruppirung der Thatsachen ist ebenso die Aehnlichkeit unverkennbar. Freilich zeigen sich hierbei auch die hauptsächlichsten Unterschiede: die Geschichte hat sich nur an die beglaubigte Thatsache zu halten, die Poesie erfindet, oft sogar das Unglaubliche, die Geschichte hat die wirkliche Reihenfolge der Ereignisse innezuhalten, die Poesie darf oft in der Mitte anfangen und nach Belieben vor- und rückwärts gehen.

Sehr geistvoll werden nun Livius und Sallust auf diese Ansicht hin gemustert; es wird gezeigt, wie ihre Prosa bisweilen in metrische Formen übergeht, besonders aber wird das poetische Element in ihrer Schilderung durch Gegenüberstellung virgilischer Stellen erläutert. Auch hier soll Sallust's, des vollendeten Historikers, Ueberlegenheit nachgewiesen werden. Somit wäre denn die These bewiesen: dass die Geschichte eine Poesie in Prosa sei. Zwar erklärt Cicero, Dichter und Redner müssten verschiedenen Stylarten nachfolgen. Aber doch spricht auch sein Tadel gegen die älteren schmucklosen Annalisten dafür, dass Historiker und Dichter gleicherweise, ähnlich wie der Maler die Farben, die charakteristischen kleinen Nebenumstände zu beachten haben.

Vom Styl des Redners entfernt sich der Geschichtschreiber vor Allem durch den verschiedenen Zweck, denn jener hat nicht die Ermittelung der Wahrheit, sondern die Ueberredung im Auge. Der Historiker soll nie zum Advocaten

werden, sondern immer wie ein Richter über den Parteien stehen, was sich namentlich in der Beurtheilung der Personen zeigen wird.

So ergiebt sich als der wahre Styl der Geschichtschreibung eine ruhige, sanfte, gleichmässig einherschreitende Redeweise, nicht so gedrängt, dass sie mager und matt scheine, nicht so weitläufig, dass die Rede gleichsam geschwollen sei; der Ausdruck soll nicht springen und stottern, aber auch nicht weibisch und kokett, sondern männlich und würdig auftreten. Kürze, die viele Dinge mit wenigen Worten umschliesst, Schnelligkeit, die durch Zusammenfassung, ja Häufung zugleich von Dingen und Worten die Erzählung zur höchsten Lebendigkeit steigert, möge man von Sallust lernen.

In dieser Weise werden alle einzelnen Theile einer Geschichtserzählung nach ihren formalen Bedingungen erörtert und für das Ganze die Forderung eines organischen Zusammenhanges aufgestellt, „auf dass, wie in einem einzigen Körper, alle Ursachen und Wirkungen sich mit einander verknüpfen und verflechten.“ Da alles von Ursachen und Absichten abhängt, ist diesen am Beginn jeder Erzählung der höchste Fleiss zuzuwenden; namentlich müssen die verschiedenen Ansichten und Bestrebungen der Parteien vor den Ereignissen selber dargestellt werden. Unmittelbar vor denselben sollen die Factoren, von denen der Erfolg abhängt, zur Besprechung gelangen: die Charaktere der Führer, die Hilfsmittel und Streitkräfte der Staaten, auch die Prophezeiungen und Vorzeichen — ein Opfer an die Classicität der Darstellung, denn ob der Schriftsteller daran glaube oder nicht, meint Pontan, bleibe sich gleich.

Sogar in der Schilderung des Krieges treten für Pontan die Ereignisse merklich zurück gegen die Umstände, bei deren Erörterung die Reflexion freieren Spielraum hat: der Ursprung der Völker, die Anfänge der Städte, um die es sich handelt, ihre Gesetze, Sitten, Bestrebungen nehmen hier den breitesten Raum ein. Das dramatische Interesse wird auch hier wesentlich durch Schilderung der Nebenumstände, durch den rechtzeitigen Ausblick auf andere, räumlich entfernte

Ereignisse, und durch die Betonung der Zufälligkeiten, welche die Pläne durchkreuzen, erreicht.

Das Lieblingsthema des humanistischen Geschichtschreibers bleibt aber die gesprochene Rede: Das Wort bewegt den Geist und lenkt ihn nach seinem Belieben, deshalb soll überall, wo entscheidende Entschlüsse gefasst werden, der Historiker reden lassen. „Reden bringen erst die Seele in die Darstellung.“ Auf wirklich gesprochene Worte braucht man hier nicht zu sehen, um so mehr aber auf die Wahrscheinlichkeit nach Ort, Zeit, Sachlage, vor Allem auf die psychologische Wahrheit. Die besten Reden sind solche, in denen Wort und That zusammenfallen, und hierdurch die höchste dramatische Anschaulichkeit erzielt wird. Bei aller Bewunderung der Sallustischen Diction erkennt Pontan doch deutlich ihre Schwäche. Nie nehme Sallust Rücksicht auf die Eigenart der Zuhörer, vor denen er reden lasse. Ob im Senat, vor dem Volk, vor dem Heere gesprochen wird, immer bringt er seine knappen Sentenzen, seine scharfsinnigen Antithesen, gleichviel ob sie passen oder nicht.

Wenn nun schon durch das Componiren vorgeblicher Reden der Subjectivität des Historikers Thür und Thor geöffnet ist, so wird von Pontan noch geradezu verlangt, dass er lobe, verdamme, herabsetze, bemitleide, dass er über menschlichen Glückswechsel bald lache, bald klage. So erst wird der Historiker zum Beschützer der Tugend, zum mahnenden Lehrer der Weisheit, so erst wird die Geschichtschreibung die Meisterin des menschlichen Lebens und der Welt. Ja! so weit ähnelt der Geschichtschreiber dem Dichter, dass er auch das Nicht-Geschehene und Nicht-Ueberlieferte, wenn es nur der Zeit, der Sachlage, der Person entspricht, unbedenklich erfinden darf. — Er wird zu dieser Bemerkung durch Livius' schöne Schilderung von Hannibal's Abschied aus Italien geführt, für die sich freilich so leicht keine Quelle verbürgen konnte.

Und der Sachinhalt der Geschichte? — würden wir fragen. Ist die Form der Darstellung so völlig unabhängig von ihm, dass man Regeln aufstellen kann, die für die Historie der alten Aegypter ebenso gut passen, wie für die jeweilige Gegen-

wart? Pontan hat einen hohen Begriff von den Gegenständen der Geschichtschreibung, aber seine theoretische Zergliederung lässt sie bei Seite; er begnügt sich, sie in einer emphatischen Lobrede des Historikers aufzuzählen. Denn ihm zu Folge wären diesem Künstler nur noch die Gesetzgeber ebenbürtig; jene geben die Vorschriften des Lebens, dieser die Beispiele. Der Geschichtschreiber ist der Herold der Unsterblichkeit, der Verkünder des Guten und Bösen, er lehrt allein die wahre Lebensweisheit, Geduld und Festigkeit im Missgeschick, Selbstbeherrschung und Sanftmuth im Glück, denn er zeigt, dass nichts Neues dem Menschen begegnen kann, dass er auf jeden Wechselfall des Geschicks, weil ein solcher schon dagewesen, auch gerüstet sein muss. Und die Geschichte zeigt noch mehr: den stetigen Entwicklungsgang der Menschheit, die Anfänge der Religion, das Fortschreiten zur Gesetzgebung, zur Naturwissenschaft, zur Kunst, zur Philosophie, die Wege, wie sich der Mensch den Göttern nicht nur angenehm, sondern auch ähnlich macht.

Dass es möglich sei, durch Untersuchung des Inhalts der Geschichte noch andere Gesetze dieser Wissenschaft aufzustellen als die ihrer formalen Behandlung, dies Unternehmen, wie es wenig später Macchiavelli wagte, ist in der Gedankenwelt des Humanisten noch nicht aufgegangen. Aber gerade jene selbstgewählte Beschränkung seiner Theorie lässt uns wieder Pontan als den Repräsentanten seines Standes erscheinen: die künstlerische Formgebung, die auf theoretischer Ergründung der Form beruht, macht den „Poeten-Humanisten“ aus; das Programm der „Poesie“, wie es einst Boccaccio im Hinblick auf Petrarca's Wirksamkeit aufgestellt, war noch nicht überlebt.

In der Darstellung einer buntbewegten Zeit besteht Pontan's Verdienst als Historiker, in der Reflexion über die Erscheinungen des Lebens sein Verdienst als Philosoph. Dadurch tritt er ergänzend zu den Florentinern, die an der Nachfolge Plato's eine Metaphysik bildeten, in der die Anschauungen einer durchaus künstlerischen Zeit über die höchsten Fragen ihren adäquaten Ausdruck fanden. Pontan's

metaphysische Schriften erwecken nur dadurch Interesse, dass nach und nach die verschiedensten Standpunkte zur Sprache gebracht werden; auch seine moralisch-psychologischen sind ein erschöpfendes Bild aller Regungen, Strömungen, Strebungen, aller individuellen Entwicklung, die sich in dem merkwürdigen Jahrhundert der Entstehung der Neuzeit zusammendrängen. Und da es ein hohes Ziel der Philosophie ist, solche Mannigfaltigkeit einheitlichen Gesichtspunkten zu unterwerfen, hat Pontan seiner Zeit und der Nachwelt Genüge gethan. Auch werden wir sehen, dass er von der traditionellen Schwäche humanistischer Moralphilosophen, der pathetischen Rhetorik, weiter entfernt ist als jene Nachfolger, die durch Giordano Bruno's Spott unsterblich geworden sind.

Das versteht sich von selbst, dass auch Pontan einen Meister des Alterthums bedurfte, den er in alter Klarheit wiederzubeleben, auf dessen Grundlagen er fortzubauen dachte. Diese seine philosophische Bibel hiess: Aristoteles' Nikomachische Ethik. Aber nicht minder heftig als die übrigen Humanisten wendet er sich gegen die anderen Peripatetiker seiner Zeit, die Scholastiker, gegen die sich nun schon so lange der Vorwurf erhoben hatte, dass sie nicht einmal ihren eigenen Abgott, Aristoteles, verstünden. Als Leute, die trockene, dürftige, unangenehme Erörterungen verfolgen, die sie entweder nur selber oder noch wenige ihnen ähnliche Menschen lesen, charakterisirt Pontan die Scholastiker. Er dagegen will, dass weder die Philosophie schmucklos noch die Beredtsamkeit inhaltslos sei; er will hier wie überall die Natur nachahmen, die auch bei Erzeugung ihrer Geschöpfe höchste Rücksicht auf Schmuck und Zier nimmt, er will in der Philosophie die beiden auszeichnenden Eigenschaften des Menschen, Vernunft und Rede, zur Einheit bringen.[1])

Dass er mit diesem Bestreben sich in derselben Bahn bewege, wie die römischen Popularphilosophen, sagt er sich sehr wohl; er will neben dem Schmuck der Rede auch die Anwendung auf's praktische Leben von Cicero, die

[1]) De obedientia. Einleitung.

Ausstattung mit Beispielen von Seneca entnehmen, aber doch schärfer als diese die Entwickelung der Begriffe eben nach Aristoteles verfolgen. Er möchte die Vorzüge der drei grössten Moralphilosophen in seinen Werken mit einander verbinden.[1]) Mehr noch trennt ihn von den durch das stoische Tugendideal beeinflussten römischen Rhetoren seine Auffassung der menschlichen Natur. Heftig polemisirt er gegen Cicero: „die Affecte seien nicht Krankheiten des Geistes, sondern im Gegentheil die ersten Elemente der Tugenden. Vor allem Handeln müsse der Affect zuvorgehen; durch die Erregung der Sinne gelange er gleichsam durch Fenster in den Geist, dort bemächtige sich seiner die Vernunft, beruhige und lenke ihn." Und zwar ist der allem zu Grunde liegende Affect die Selbsterhaltung; dieser spricht sich nach zwei Seiten aus, als Angst und Begehren (*timor* und *appetitio*). Tritt zur Angst das Bestreben, sich dem Uebel zu entziehen, so entsteht die Furcht; tritt zum Begehren die Hoffnung auf ein Gut, so erwächst das Vertrauen. Aus denselben Quellen fliessen dann Liebe und Hass.

Die Tugenden aber sind der Ausdruck dieser Affecte, „sofern sie durch die Vernunft bestimmt werden."[2]) Dass eine so rein sensualistische Auffassung der Ethik direct aus dem Epicuräismus herstammt, will Pontan allerdings nicht Wort haben. Solche Versuche einer mechanischen Erklärung des menschlichen Geisteslebens sind Ansätze, die einstweilen noch ohne Bedeutung waren; aber sie sind auch Vorläufer für die grossen Theorien, welche das 17. Jahrhundert, die Zeit der mechanischen Welterklärung, hervorbrachte.

Die Thätigkeit der Vernunft hat nun, wie es Pontan bei Aristoteles fand, im Einhalten der Mittelstrasse zwischen den Extremen zu bestehen. Es ist merkwürdig, dass ein Moralprincip, das wir bei seinem ersten Auftreten in der griechischen Philosophie als einen Rückschritt betrachten müssen, ja geradezu als ein Zeichen dafür, dass der hohe Schwung des

[1]) De immanitate.

[2]) De fortitudine c. 2.

griechischen Geistesfluges zu ermatten anfing, dass dies Mittelmässigkeits-Dogma in der Renaissance eine ganz neue Bedeutung gewann, und dass die entscheidende Eigenart des italienischen Wesens in ihm zum Ausdruck gelangte. Denn hier bedeutet es nichts anderes, als dass in einer von entgegengesetzten leidenschaftlichen Antrieben wildbewegten Zeit die rationelle Ueberlegung, die Ergründung des Zusammenhanges der Dinge den Menschen den richtigen Weg einzuschlagen lehrt, und dass sie überall, im Leben der Einzelnen wie in dem der Staaten, in Wissenschaft und Kunst ihre Triumphe feiert. Das Mittelmaass ist der Harmonie nahe verwandt. Pontan hat in seiner Hauptschrift, — die freilich nicht zugleich seine beste ist, da die Abhängigkeit von Aristoteles in keiner anderen so weit geht, — dieses rationelle Ueberlegen, die Klugheit, dargestellt, „die Führerin und Meisterin aller moralischen Tugenden, die allem Handeln erst die Vernunft mittheilt, diese Tochter des Intellects, deren Aufgabe es ist, bei jeder Handlung zu messen, zu wägen und alles zugleich zu beachten, vor dem Handeln die Unternehmung, im Handeln auf jeder Stufe das Nützliche und Unnütze, die beständig noch während der Entwicklung der Dinge wählt und entscheidet."[1]) Er unterscheidet den klugen Mann von anderen, giebt ihm den Vorzug vor den Gelehrten, als deren Musterbild Valla erscheint, vor dem Künstler, dessen Thätigkeit doch nur in Werken der Hand befangen ist, ja selbst vor dem Weisen, wenn er so kindlich unpraktisch ist, wie Theodor Gaza.[2]) Es ist eine verzeihliche Eitelkeit des alten Ministers, wenn er auseinandersetzt: das Wesen der Klugheit bestehe im Finden richtigen Rathes, und wenn er durchblicken lässt, dass alte Staatsmänner diesem Menschheitsideal am nächsten kommen.

Dieses am Ende seines Lebens von Pontan geschriebene Buch war bestimmt, das Grundprincip zu entwickeln, das bereits in allen früheren Werken befolgt war. Gewiss nicht von Anfang an hat Pontan das Ziel verfolgt, die Gesammtheit der

[1]) De prudentia I c. 1,/I c. 16.

[2]) Im Buch III.

Tugenden nach und nach zu behandeln und so ein ähnlich umfassendes, seiner Zeit entsprechendes Werk herzustellen, wie es Aristoteles' Ethik gewesen war. Erst in seinen späteren Schriften betont er wiederholt diesen inneren Zusammenhang; und in der That liegen sie jetzt in einem fast lückenlosen System uns vor: die Klugheit, der Gehorsam, die Tapferkeit, die Ehre und der Hochsinn, mit allen ihren Unterabtheilungen, ferner die ganze Reihe der Tugenden des geselligen Lebens haben ihre Würdigung erhalten. Damit die psychologische Vollständigkeit erreicht werde, werden auch die Laster, zwischen denen keine Tugend den Mittelweg bildet, die vielmehr im Thierisch-Unmenschlichen ihren Grund finden, behandelt, — nur ein charakteristischer Mangel fällt auf: Die Gerechtigkeit hat keine besondere Schrift geweiht erhalten, sondern muss sich hin und wieder mit ein paar Complimenten[1], dass sie die Tugend sei, welche die menschliche Gesellschaft zusammen halte, und ähnlichen, abfinden lassen. Die frühesten philosophischen Schriften, die Pontan schon selber bald nach ihrer Abfassung hat drucken lassen, behandeln den Gehorsam und die Tapferkeit. Sie sind Programmschriften. Hier finden wir Pontan's Erklärungen gegen die Scholastiker und gegen einseitige Moralisten, in ihnen auch die besten principiellen Erörterungen über das Entstehen der Tugenden und der Laster, die ihm, wie der Mehrzahl der Alten, als ein Abweichen von der Natur gelten.

In ihnen zeigt sich am Glänzendsten, wie diese Methode angewendet werden kann auf die Menschen und Zustände der Gegenwart. In der Schrift über den Gehorsam bebegegnen wir seiner Theorie über die Stellung des Unterthanen überhaupt, der Beamten insbesondere, hier jene früher erwähnte Erörterung über den Gehorsam der Sklaven, die ihn zur schärfsten Verurtheilung der Sklaverei führt. Hier giebt er aber auch seine Theorie der Familie, die in diesen Zusammenhang von Klugheitsregeln eingefügt ist: der kindliche

[1] So im Beginn der Schrift de magnanimitate und von lib. II, de obedientia.

Gehorsam ist freilich eine Pflicht der Wiedervergeltung, muss immer von wahrer Liebe ausgehen und von ihr begleitet werden, aber bestimmt und geregelt wird auch er von der obersten Richtschnur der Thaten: der Klugheit. „Es scheint mir der Hauptthei| des Gehorsams zu sein, des Vaters Eigenart zu kennen.“ Ein Gehorsam, dem etwas Furcht beigemischt ist, hat nur für die Kinderjahre seine Berechtigung, ein solcher, der den Nutzen berechnet, ist jederzeit widerlich.

Diese liebevolle, aber wohl überlegte und deshalb freiwillige Unterordnung macht es häufig geradezu nöthig, dass der Sohn den Vater übersieht, seine Fehler durchschaut und sie durch Geduld, durch Schweigen, durch Zuvorkommen unschädlich macht. Der Mutter gegenüber hat ein solch wohlberechnetes Verhalten noch mehr Statt, denn ihr ist man durchaus nicht denselben Gehorsam wie dem Vater schuldig; da aber alle Weiber reizbar sind, und auf den äusseren Schein sehen, so muss eben der Sohn sich diese Schwäche zu Nutze machen und durch äusserstes Zuvorkommen in Kleinigkeiten den Schein unbedingten Gehorsams festhalten.

Demgemäss zieht der Humanist auch die Grenzen des kindlichen Gehorsams enger, als es wohl den Neapolitaner Verhältnissen entsprach. Zwar lobt er einzelne Acte kindlicher Aufopferung sehr, erklärt aber geradezu: die natürlichen Rechte haben den Vorrang vor den elterlichen. So verwirft er vor Allem einen widernatürlichen Gehorsam in der Frage: ob Ehe, ob Ehelosigkeit? die bekanntlich immer das Kriterium dafür war, ob der Familiensinn oder ob das individuelle Bewusstsein überwiegt.

Echt neapolitanisch dagegen sind Pontan's Reflexionen über die Ehe. Von jener Selbständigkeit, die man in den gebildeten Theilen Italiens den Frauen einräumte, nimmt er doch nur Notiz als von einer Ausnahme von der sonst geltenden Regel. Florenz und Genua lobe man um ihrer Familientüchtigkeit willen besonders; dort überlässt, so erzählt er, der Mann den ganzen Haushalt der Frau, die vieles sogar ohne Wissen des Mannes besorgt, er aber verlangt vielmehr, dass die Frau genau der Richtschnur folge, die ihr der Mann für die

Haushaltung angegeben. Gegen die in Neapel, zumal in den Häusern der Grossen, einreissende Sitte, dass die Frau in Musse und Weichlichkeit ihre Tage ohne Arbeit hinbringe, erklärt er sich auf's heftigste. Die Frau soll Arbeit und Gefahren mit dem Mann theilen, aber immer in völliger Unterordnung unter dessen Willen, dessen Launen. Gehorsam der Frau erweckt erst die rechte Liebe des Mannes. Und wie weit geht diese Unterordnung! Auf das eigene Haus beschränkt, soll sich die Frau weder um den Umgang ihres Mannes, noch um dessen Handlungen mehr bekümmern, als ihr derselbe mitzutheilen für gut findet; sie soll sogar manches, was im Hause geschieht, nicht bemerken und selbst über Liebesverhältnisse des Mannes zu den Mägden nöthigenfalls hinwegsehen! Wie tief stehen diese Anschauungen des Philosophen unter denen florentinischer und venetianischer Bürger, die vom Hauswesen und der Stellung der Frauen Kunde gegeben haben. Und trotzdem ist Pontan unter allen Humanisten derjenige, welchem die Ehe am meisten Stoff zur Dichtung gegeben hat, freilich auch der, welcher gelegentlich das eigene Haus am unzartesten ironisirt.

In der Schrift über die Tapferkeit, die Pontan dem jüngeren Alfonso bei seiner siegreichen Rückkehr von Otranto 1485 widmete, macht es ihm einige Verlegenheit, wie er die allgemeine Forderung, dass die Tugend um ihrer selbst willen geübt werden müsse, in Einklang bringen soll mit der unbestreitbaren Thatsache, dass selbst der „Heros" sie um des Ruhmes willen übt, vollends der gewöhnliche „im wohl eingerichteten Staate" lebende Mensch um der Ehre willen, um des Ansehens und Einflusses im Staate. Bedeutender ist der Abschnitt über die private Tapferkeit, die von dem Menschen, namentlich aber von dem Staatsmann, für den er recht eigentlich schreiben will, überall gefordert wird; denn sein Leben ist eine ununterbrochene Kette von Ereignissen, in denen er Tapferkeit bewähren muss. Dieses Buch ist für uns ein merkwürdiges Bekenntnis der Unsicherheit, die in der Renaissancezeit das Dasein eines jeden, der über die Masse hervorragte,

bedrohte, an die vor Allem die Schaaren aus ihrer Heimath Verbannter, wie man sie in jeder volkreichen Stadt antraf, erinnerten.[1])

Ein Problem war in dieser Schrift angeregt, aber nicht gelöst, welches dieser Zeit näher lag, als jedes andere. Unter allen Empfindungen, welche die Menschen der Renaissance bewegten, sind zwei, denen nur im bedingten Sinne der Name Tugend zukommen dürfte, die mächtigsten gewesen, der Wunsch nach Ruhm, das Gefühl für Ehre. Mindestens zehn Jahre nachdem er die Schrift über die Tapferkeit beendet, in der gedrücktesten, bedrohtesten Zeit seines Lebens, nach der Rückkehr Ferrante's II., unternahm es Pontan, diese Eigenschaften zu untersuchen in der glänzendsten, beredtesten und wärmsten Abhandlung, die er je geschrieben, den zwei Büchern über den Hochsinn. Er hätte kein Mensch der Renaissance sein müssen, wenn nicht diese Untersuchung sich für ihn zur Ideal-Schilderung des vollkommenen Mannes gestaltet hätte, aber auch dafür ist uns das Buch ein Zeugnis, dass die wissenschaftliche Arbeit stark genug war, um Pontan über das Missgeschick zu erheben. Schon in Aristoteles' Ethik ist die Schilderung der *μεγαλοψυχία* unstreitig die gelungenste Partie, sie bot Pontan einen festen Anhalt, aber nirgends schaltet er doch so frei mit dem ihm überlieferten Stoff, ja er ist stolz darauf, dass er hier selbständiger sei als in jeder anderen Schrift und unabhängig die Untersuchung weiterführe. Oft hat man geglaubt: Aristoteles habe jene Schilderung unmittelbar im Hinblick auf Alexander gegeben; von Pontan ist es sicher, dass er bei der seinigen philosophisch hat zergliedern wollen, was er als Triebfeder der vollkommensten Menschen in seiner Umgebung wirksam sah. Auf die Beziehung der Schrift zum Gedankenkreise der Barone ward schon früher hingewiesen.

Ehre oder Ruhm[2]) ist das höchste der bürgerlichen Güter, und sie ist der Stoff des Handelns für die Hochsinnigen.

[1]) Ueber diese de fortit. II, c. 4.

[2]) Vom eigentlichen Nachruhm ist in der Schrift weniger die Rede als von der Ehre, die dem Lebenden zu Theil wird, aber jener ist eben nichts anderes, als eine Fortsetzung dieser.

Verknüpft sich mit der Ehre Ehrfurcht, dann wird sie Majestät, jene Eigenschaft, die den Göttern, Königen und grossen Männern zukommt. Der Ruhm kann zwar nicht selber eine Tugend sein, aber er ist unzertrennlicher Begleiter des Strebens nach Tugend, gleichsam das Feldzeichen derer, die um sie kämpfen; denn auch die Tugend setzt alles daran, hervorzuragen, sichtbar zu sein, auf der höchsten Stufe erblickt zu werden, und dadurch Andere zur Nachzufolge anzufeuern. Ja, genau besehen, strebt auch der Hochsinnige nach der Ehre gar nicht um ihrer selbst willen, sondern nur deshalb, weil sie das höchstmögliche Ziel ist. So ist denn das Streben nach Ehre für den, der aus der Dunkelheit des Privatlebens in die Oeffentlichkeit tritt, die Folge seiner edlen Natur; je edler, um so ruhmbegieriger wird er auch sein. Die Anzahl solcher Menschen, „deren Streben und ganzes Denken und ganzes Sorgen auf die höchsten und kühnsten Dinge geht", wird freilich gering sein.

Ehe Pontan sich anschickt, die Charakterzüge eines solchen Mannes zu schildern, muss er sich erst mit einigen Forderungen der landläufigen Ethik auseinandersetzen. Zunächst scheint es mit dem Einhalten des Mittelmaasses bei einer Charakteranlage, die immer nach dem Höchsten greift, übel bestellt zu sein. Pontan weiss diesen Zweifel elegant zu lösen: Nicht in den Zielen, die der Hochsinnige sich setzt, darf dies Mittelmaass liegen, sondern in seiner Selbsterkenntnis; er erstrebt die Ehre, weil er die richtige Ueberzeugung besitzt, dass er derselben würdig sei; das unterscheidet ihn von dem Aufgeblasenen ebenso, wie von dem Kleinmüthigen. Von dieser letzten Sorte Menschen entwirft Pontan ein groteskes Genrebild: der Kleinmuth gilt ihm als eine Verkrüppelung des Geistes und ist ihm daher noch mehr zuwider als die Aufgeblasenheit, obwohl er zugiebt, dass er minder gemeingefährlich sei als diese.

Das Bewusstsein seiner geistigen Ueberlegenheit bildet die Vollendung des hochsinnigen Charakters; zu ihm ist die Naturanlage durch methodische Erziehung auszubilden. Nur im Staatsleben ist Ehre zu erlangen, also ist die Betheiligung

an demselben für den Hochsinnigen Nothwendigkeit. Zwar ist seine Stellung zum Volk und zur Volksmeinung ein heikler Punkt, dessen Behandlung dem einzelnen Fall überlassen werden muss: Einerseits ist nämlich der Hochsinnige eine aristokratische Natur; — Demagogie, die dem Volk ihre Verdienste auskramt und um seine Gunst buhlt, ist nur Sache des Aufgeblasenen, während der Hochsinnige, als abgesagter Feind aller Ostentation und alles lauten Lobes, eine seiner würdige Majestät bewahrt, von der Menge sich entfernt hält und um keinen Preis ihren Gerüchten und ihrem Gerede sich Preis giebt; vollends die Wahrheit soll er mit Eifer vertreten, fest und offen in seinen Meinungen auch gegen das Volk sein. Andererseits aber dient er doch wieder dem Volk, und das Wohlwollen seiner Mitbürger ist sein Ziel; er darf es sich nicht verscherzen; eine Verachtung der öffentlichen Meinung, wie die der Stoiker, würde geradezu entnervend sein, und wenn er bei der Vertheidigung der Wahrheit auch Feindschaften und selbst dem Tode sich unterziehen muss, so darf er doch nie den Hass des Volkes auf sich laden.

Diese Regeln jedoch stehen unter einer höchsten: der hochsinnige Mann muss jederzeit frei und unabhängig sein, denn nichts Knechtisches kann hoch sein, und der allein ist wahrhaft frei, der Niemandes Herrschaft über sich fühlt. Nur den Gesetzen darf er sich unterordnen, und auch dies eigentlich blos deshalb, weil er ein guter Mann ist; thut er es, so gehorcht er den Göttern und vor allem sich selber. Der äusseren Freiheit hat die innere, die von Leidenschaften, zu entsprechen, mehr noch aus ästhetischen als aus moralischen Gründen, denn die Schönheit und Anmuth hat die Richtschnur seiner Handlungen zu bilden, und deshalb muss er auch von allen Tugenden das Schönste, Anmuthigste, Höchste besitzen; deshalb muss er sich selbst bei Vertretung der Wahrheit aller Zanksucht und Heftigkeit enthalten. Den Gedanken, dass das Edle das Gute ist, sofern es schön ist, hat Pontan nicht geradezu ausgesprochen, aber er liegt seiner Erörterung zu Grunde. Alle Verstellung, alles Heucheln deutet auf Furcht, und muss dem hochsinnigen Mann als etwas Kleinliches fremd

sein, dagegen ziemt ihm Schonung und Vergeben eben wieder wegen ihrer Schönheit. Die Tapferkeit des Hochsinnigen steht jener mittelalterlichen Abenteurerlust sehr nahe, die in nur wenig veränderter Gestalt von Neuem im italienischen Epos ihre Verherrlichung fand. Der Hochgesinnte bewundert nur das Seltenste und sucht es auf, also verschmäht er kleine Gefahren und geht nur den grossen, seiner würdigen nach, weil nur in ihnen seine Grösse voll und geziemend zu Tage treten kann. Er darf das aber auch unverzagt thun, denn wer alles ausser der Ehre verachtet, muss von höchstem Selbstvertrauen beseelt sein.

Vom Glück ist der Hochsinnige unabhängig, die Ehre kommt immer nur seiner Tüchtigkeit, nicht seinen Glücksgütern zu; aber wie der Edelstein durch die goldene Fassung, so wird doch auch die Tüchtigkeit durch jene Mitgift des Geschicks gehoben. Dadurch wird aber nicht ausgeschlossen, dass sein Hochsinn, der dann oft der Menge als Stolz gilt, sich erst in voller Würde zeigt, wenn sich das Glück von ihm abwendet.

Die grösste Sorgfalt wendet Pontan auf die Schilderung des äusseren Betragens des von ihm gefeierten Helden. Hier berührt sich diese Schrift mit einer Gruppe von Abhandlungen, die noch näher zu charakterisiren ist. Freigebig muss der Hochsinnige gegen möglichst viele sein, und hierbei darf er ausnahmsweise einmal nicht den Ruhm, sondern nur das Bewusstsein seiner eigenen edlen Handlungsweise als Lohn betrachten — das Eingeständnis, dass ihm Ehre auch wider Willen daraus erwächst, folgt allerdings sofort. Um geben zu können, muss der Hochsinnige ein guter Haushalter sein, denn die Rolle des Empfangenden oder gar des Bittenden ziemt ihm eigentlich gar nicht, so oft er sie hat annehmen müssen, soll er sich alsbald durch eine weitgehende Freigebigkeit wieder von ihr losmachen. Mit Geld ist der Hochsinnige freigebig, mit Lob um so weniger. Wie könnte er auch! Ist doch nur Weniges grösser als er, also für ihn bewundernswerth, meint Pontan. Des Eigenlobes aber enthält er sich ganz. Sein Benehmen muss nach den

Ständen wechseln, mit denen er verkehrt: überbietender Wetteifer mit Reichen und Mächtigen, Mässigung, die doch immer durchblicken lassen muss, dass man am Hohen und Erhabenen allein wahre Freude hat, mit den Leuten des Mittelstandes, und was den sehr einzuschränkenden Verkehr mit dem Volk anlangt, so soll er sich der Dichter erinnern, die oft davon singen, dass auch die Götter bisweilen vom Himmel auf die Erde herabsteigen; darum soll der Hochsinnige manchmal von seiner Person, niemals aber von seiner Gesinnung absehen.

Sein Betragen verlangt Würde; eine volle und tiefe Stimme, eine muthige, überlegende Beredtsamkeit, aber um Gotteswillen kein Strom rednerischer Phrasen, ein gemessener Gang haben hier zusammen zu wirken. Einen besonderen Werth legt überhaupt der Hochsinnige auf seine äussere Erscheinung. Nicht als ob er das nöthig hätte, aber „bedürfen doch auch die Götter nicht zur Erhöhung ihres Ansehens des Glanzes der Tempel, und dennoch giebt man ihnen denselben. Darum mag der Hochsinnige im Schmuck des Körpers, und in Einrichtung des Haushaltes sich selber gewähren, was auch den Göttern gewährt wird.“ In welcher Weise dies geschehen kann, durch Anlage von Villen, Gärten, Sammlungen fremder Thiere, hat Pontan hier nur angedeutet, in anderen Schriften aber genauer ausgeführt.

So weit erkennen wir in dieser Schrift eine Apotheose — das Wort sagt hier nicht zu viel — des vornehmen, unabhängigen, ruhmbegierigen Mannes, der sein Leben gestalten kann nach freier Willkür zum Inbegriff alles Hohen, der in seiner Thätigkeit ebenso wie in seinen Genüssen nach den seltensten Früchten greifen darf; und wir mögen diese Doctrin mit Tristan Caraccioli's Unterweisung für den Marchese von Atella vergleichen, um zu erkennen, wie weit die Theorie der Wirklichkeit entsprach. Aber das Alterthum hatte noch ein anderes Ideal des Hochsinns überliefert: Das des freiwilligen Verschmähens der Ehre. Pontan erkennt es an; aber er bestreitet, dass es Werth habe, wenn es aus mangelnder Selbsterkenntnis oder aus Unkenntnis des Wesens der Ehre oder

gar aus einem thörichten Menschenhass hervorgeht; auch die Beispiele christlicher Martyrer und Asketen, meint er, seien nicht hierher zu rechnen, da diese überhaupt nicht irdische Güter, sondern himmlische im Auge gehabt. Dennoch giebt es ein wahrhaft hochsinniges Entsagen, das einem edlen, selbstbewussten und völlig ruhigen Geist entspringen kann, eine Gesinnung, wie sie am vollkommensten ausgesprochen ist von Horaz in seiner Epistel „*nil admirari*" und vollkommen geübt von den Spartiaten bei Thermopylä. Bei dieser Art Hochsinn ist alles aufgegangen in dem Gefühl für Freiheit, in einem Unabhängigkeitssinn, der nicht einmal den Zwang des Staatsamtes dulden möchte [1]). Aber eben um ihres Verschmähens willen folgt auch ihnen die Ehre, gerade so wie denen, die ihr Leben an dieselbe setzen.

Befremdet stehen wir jetzt einer solchen Weltanschauung gegenüber, welche die That, und die Grossthat vor allem, nicht nach ihrer Wirkung auf das Allgemeine, sondern nach ihrem ästhetischen Werth für den Handelnden abmisst; aber wir wissen, dass in dieser Gesinnung Grösse und Unheil der italienischen Renaissancezeit eingeschlossen war. Dieser vermessene Individualismus, diese Vergötterung des seiner selbst bewussten Menschen, diese Berechnung aller inneren und äusseren Mittel, mit denen er wirken will, aber auch jene grosse Leidenschaft, die diese Welt von Virtuosen doch niemals ausarten liess, die Ruhmessehnsucht, sie haben keine tiefere Begründung erhalten, als in Pontan's Schrift über den Hochsinn. Und es hat unser Philosoph die innere Verwandtschaft dieser Gesinnung mit jener nicht minder stolzen Entsagung nachgewiesen, die bisweilen das sich selbst genügende Individuum die Aussenwelt abzustossen lehrte.

Pontan's philosophische Methode brachte es mit sich, dass er, bald nachdem er dies sein Idealbild des vollkommenen

[1]) Das passt zwar sehr gut auf Horaz's pessimistische Epistel, diese verbitterte Bankerotterklärung der antiken Welt, um so schlechter aber auf die Spartiaten. Für die Grösse der schlichten Pflichterfüllung fehlt dem Humanisten das Organ des Verständnisses, wenn er sie auch ahnt.

Mannes gezeichnet hatte, auch den Gegenpol aufsuchte, jene Laster, die überhaupt nicht im Missbrauch der Vernunft, sondern geradezu im Aufgeben des menschlichen Wesens beruhen. Für die Schilderung des Scheusslichen hat ihm die Zergliederung des Tyrannen-Charakters, wie er sie bei seinem griechischen Meister fand, die stärksten Farben geben müssen; aber auch zum Tyrannengemälde fügt er als Italiener den Zug einer wüsten, grässlichen Wollust; wie denn überhaupt die Quelle des Thierisch-Scheusslichen der Blutdurst einerseits, die dumpfe geschlechtliche Begier andererseits ist, denen man als Neben-Klasse noch viehische Völlerei zurechnen kann. Es sind dieselben Kategorien von Sündern, die Dante in den unteren Kreisen der Hölle zusammendrängt, welche uns hier begegnen, und die Beispiele fliessen gleicher Weise aus der Zeitgeschichte reichlich zu.

Worin Pontan's eigentliche Bedeutung als Philosoph bestand, zeigen aber vielleicht am besten die Schriften, in denen er es unternahm, die Eigenschaften zu schildern, welche beim Verwenden des Geldes, beim Ausgeben in Frage kommen: Freigebigkeit, Gefälligkeit, Pracht im Vollführen grosser Werke, Glanz in der Einrichtung der eigenen Häuslichkeit, und die Kunst der Geselligkeit.[1]) Die Reflexion in ihnen ist schwach, die aristotelische Eintheilung oft lästig, aber die Fülle des Lebens, die getreue Wiedergabe der Zeitanschauungen macht sie zu einer unerschöpflichen Fundgrube für den Culturhistoriker. Ist es doch schon charakteristisch, dass der Mann, der als Minister lange Zeit an der Spitze eines der bestgeordneten Staatswesen gestanden, gar nicht daran denkt, dass man auch die andere Seite des Güterlebens, den Erwerb und die Vertheilung, zum Gegenstand psychologischer Untersuchung machen könne. Während er eine die feinsten Nuancen erfassende Theorie des Spendens und Verwendens, also des individuellen Verhaltens, giebt, begnügt er sich, um den Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erklären, mit der optimistischen

[1]) De liberalitate, de beneficentia, de magnificentia, de splendore, de conviventia.

Bemerkung: „die Natur in ihrer Liebe für die Mannigfaltigkeit habe es auch bei den Menschen so weise eingerichtet, dass jeder Beruf, bis zu den verachtetsten und schmutzigsten hinab, seine Liebhaber finde. Selbst der Cloakenreiniger treibe sein Geschäft mit Vergnügen“. Glückliches Neapel! Alles Erwerben, alle Sparsamkeit ist nur gerechtfertigt, weil es die Mittel gewährt zum Geben.

Um eine Tugend zu sein, muss aber die Freigebigkeit mit rationeller Ueberlegung, mit Auswahl, geübt werden: so sehr die Pracht des Gottesdienstes zu fördern ist, so thöricht ist doch das Zusammenscharren von Geld und Gut, um die Kirche damit zu bereichern, so unbedingt erforderlich die Freigebigkeit gegen die Gelehrten, die eigentlich als die grössten Wohlthäter der Menschheit an der Spitze der Freigebigen, nicht unter den Empfangenden ihren Platz haben, so verwerflich die Begünstigung von Gauklern und Spassmachern. Nur bei der Freigebigkeit gegen die Armen, die dem weichen Gemüth des menschenfreundlichen Mannes besonders nahe liegen muss, ist sich Pontan über das einzuhaltende Maass nicht recht klar. Er freut sich sogar darüber, welchen guten Erfolg die Einrichtung des Findelhauses in Neapel hat: 900 Kinder werden in ihm bereits erzogen und erhalten sogar noch eine Ausstattung. Doch das ist ein Punkt, in dem, Dank der 1000jährigen Misserziehung durch die Kirche, fast alle Italiener unzurechnungsfähig sind. Im Geben selber ist der höchste Werth auf die Anmuth zu legen; wir sahen schon, wie die einzelnen Züge derselben geradezu an Alfonso's des Grossen Wesen abgelesen und mit antiken Beispielen reichlich ausgestattet waren.

Die Gefälligkeit[1]) bezieht sich ausser auf Geld und Geldeswerth auch auf Dienstleistungen. Sie ist der Gerechtigkeit nahe verwandt. Es ist nur Gerechtigkeit, sich als Schuldner der Mitbürger und Mitmenschen zu betrachten und ihnen zu dienen; der Gefällige thut dasselbe, aber nicht aus Pflicht, sondern im Wunsche, Jedermann beizustehen. Dem hingegen,

[1]) So ist *beneficentia* in Pontan's Sinne am ersten zu übersetzen.

was man gewöhnlich bei Fürsten Milde nennt, was aber gewöhnlich nur ein Beugen der Gerechtigkeit sei, ist er entschieden abgeneigt.

Viel tiefer in die Gesinnung der Renaissance lässt die Abhandlung „*de magnificentia*“ blicken. Denn wenn auch die wahnwitzigen Ausschreitungen der Sucht, etwas Grosses zu schaffen, die in der Renaissance wie im Alterthum sich finden, von Pontan getadelt werden, so sind doch seine eigenen Forderungen nahezu bis an die Grenze des Vernünftigen geschraubt. Der Freigebige will Nutzen schaffen, der Grosses Unternehmende gewöhnlich nur Vergnügen, entweder für Andere oder auch nur für sich. Anfangs geht Pontan so weit, zu behaupten: die Absicht des Nutzens ist unverträglich mit dem Hochstreben, denn dieses muss, wie jede Tugend, ihr Ziel in sich selber finden. „Der Grossartige vollführt Grosses, weil es an sich schön ist, weil es würdig, weil es edel ist; er ist damit allein zufrieden, dass er Grosses geleistet, und bei der Vollführung sich anmuthig benommen hat.“ Die prächtigste Flotte für Kriegszwecke ist in solchem Sinne nichts Grossartiges, eine Prunkflotte dagegen, wie die des Antonius und der Cleopatra, ist es. Diesen Standpunkt kann nun allerdings Pontan nicht dauernd behaupten, und weiterhin giebt er zu, dass nicht nur Säulenhallen, Gärten und Paläste, sondern auch nützliche Werke, wie Strassen, Brücken und Wasserleitungen, ja sogar Canalisirungen unter jenen Begriff fallen. Und zwar sieht er sich zu dieser Erweiterung gerade durch den Hinblick auf das römische Alterthum gedrängt, dessen gewaltige Bauten grossentheils Nutzbauten waren. Dass überhaupt diese Gesinnung durch die Betrachtung des Alterthums und mehr noch seiner Ruinen als seiner Schriftsteller hervorgerufen wurde, dafür ist dieses Buch ein redendes Zeugnis. Mit richtigem Blick hat aber Pontan erkannt, dass auch im Mittelalter mindestens 2 Männer solche Gesinnung gehegt: Carl der Grosse und Friedrich II. In seiner eigenen Zeit giebt er ohne Zaudern die Palme Cosimo Medici: „Er hat die Grossartigkeit der Alten in Erbauung von Tempeln und Villen, in der Gründung von Bibliotheken nicht blos

nachgeahmt, sondern er hat, wie mir scheint, zuerst die Sitte wieder belebt, Privat-Reichthum zum öffentlichen Wohl und zum Schmuck des Vaterlandes zu verwenden; ihn nachzuahmen bemühen sich jetzt viele, obwohl minder Wohlhabende.“ Nächst Cosimo ist natürlich wieder Alfonso zu nennen, dann die Päpste mit Ausnahme des Spaniers Calixtus, des „Narren von Narren gewählt“, der die kostbare Bibliothek Nicolaus V. in wenigen Tagen zerstreut habe.

Unter den Werken, an denen sich Grossartigkeit kundgeben kann, stehen die Bauten voran; an sie schliessen sich sofort die Feste, deren einzelne Arten mit viel Sachkenntnis besprochen werden; durch alle Gattungen bis zum Halten prächtiger Hunde, Pferde und fremder Thiere, entgeht dem Beobachter nichts, was dem, der es treibt, Würde zubringt. Mit dem verschwenderischen Ausgeben allein ist es aber nicht gethan; denn das ist eben das schwierige Problem für den Grossartigen, zugleich die abwägende Ueberlegung, die von aller Tugend unzertrennlich ist, zu behalten und die Kosten zu vergessen. Darum ist gerade bei dieser Tugend die Naturanlage besonders wichtig.

Die Grossartigkeit wendet sich nach Aussen; die Gabe, die eigene Umgebung, häusliche Einrichtung, Pflege und Schmuck des Körpers schön zu gestalten, bezeichnet Pontan als Glanz.[1]) Und da die Renaissance wenigstens in dieser einen Sphäre des Lebens uns noch immer Muster ist, hat auch ihre Theorie noch Reiz. Viele und mannigfaltige Geräthe, unter denen die Prunkgefässe, die entweder durch ihre Form oder ihren Stoff ausgezeichnet sind, auf dem Schenktisch zur Schau gestellt werden, Teppiche, Vorhänge mit Edelsteinen gestickt, Sessel mit eingelegter Elfenbeinarbeit, Statuen, Gemälde, kostbare Gläser, geschnitzte Kästen, alles das soll geschmackvoll aufgestellt werden. Dabei ist die Bestimmung jedes einzelnen Zimmers in Obacht zu nehmen: „Eins geziemt dem Festsaal, ein anderes dem Boudoir“; die grössten Prachtstücke sind für Festtage im Hintergrund zu behalten.

[1]) De splendore.

Der glänzenden Einrichtung des Hauses muss natürlich auch eine schmucke Dienerschaft und ein gutbesetzter Pferde- und Hundestall entsprechen. Gastfreiheit ist dem „Glänzenden“ schon deshalb nöthig, weil er sein Haus bewundern lassen muss; aber er soll dasselbe überhaupt wie eine Scheuer betrachten, aus der er bei festlichen Gelegenheiten Freunden, Kirchen, dem Volk selber mit seinen Vorräthen beispringen kann. Das antike Musterbild, da ein solches die Renaissance überall bedarf, ist hier Lucullus; aber nach dem, was Pontan von König Alfonso erzählt, der zur Zier seines Hauses Frankreich der Gobelins, Syrien der Edelsteine fast beraubt habe, stand der Nacheifrer dem Alten völlig gleich. Bei den Jagden zu Ehren Kaiser Friedrich III. schmückte er mitten im Wald ein Lustlager auf's Reichste aus, und umgab einen der kreisrunden Seen bei Pozzuoli ganz mit Teppichen und Buffets, die mit Guirlanden und Stoffen drapirt waren.

Auch für die Villa verlangt Pontan durchaus städtische Einrichtung, aller ländliche Geschmack ist zu verbannen, wer auf's Land geht, soll nicht vom Licht in die Finsternis zu wandern scheinen. Gerade auf dem Lande muss man stets gerüstet sein auf zahlreichen Besuch. Zu dessen Unterhaltung ist nicht nur ein reichhaltiger Jagdapparat, sondern auch Sammlungen fremder lebender Thiere, Heerden von Pfauen, Fasanen, Perlhühnern bestimmt. Aus demselben Grunde ziemen dem Garten ausländische, ausgezeichnete Bäume, anmuthig angeordnet, und Figurenwerk aus Myrthen, Orangen, Bux und Rosmarin. Aller Nutzen, wie ihn ein sparsamer Familienvater vom Garten verlangt, ist aus einer solchen Prunkanlage zu verbannen. Darnach ist der Garten also fast wie ein Festsaal decorirt, und ein Hauptzweck desselben ist auch, als Raum für sommerliche Mahle zu dienen.

Den Abschluss für diese Encyklopädie des Lebensgenusses hat die Theorie der Geselligkeit zu bilden.[1]) Gemeinsamkeit der Studien und Gemeinsamkeit des Mahles sind die schönsten

[1]) De conviventia liber.

Bande, durch welche die Natur den Menschen an den Menschen knüpft; der ersteren gebührt der Vorrang; aber die zweite ist doch allgemeiner, sie macht auch dem Ungebildeten das Leben anmuthig. Diesen flüchtigsten Genuss des Lebens hat nun Pontan sehr hübsch in die Fesseln der Theorie geschlagen. Das einfache Familienmahl mit wenigen Gästen, das Hochzeitsmahl, das Prunkmahl der Fürsten, die Volksspeisung fordern jede ihre eigene Betrachtung. Für das Prunkmahl z. B. ist anmuthige landschaftliche Umgebung erwünscht, Musik erforderlich, Schauspiel und Concert schliessen sich passend unmittelbar an. Wie der Dichter auf den letzten Act des Schauspiels, so muss der Wirth auf den Nachtisch den entscheidenden Nachdruck legen. Hierbei gestattet jetzt die Erfindung des Zuckers die mannigfachsten und prächtigsten Schaugerichte. Im Einzelnen hat der Tact und die Phantasie des Gastgebers freien Spielraum; das Ueberraschende macht immer Eindruck, wie etwa bei dem Mahl, das der Abt von Farfa dem durchreisenden Ferrante gab: auf allen Plätzen und Strassen des Städtchens waren geschmückte Tische aufgerichtet, dazu noch eine grosse Bude mit allerlei Lebensmitteln, vor der königlichen Wohnung war eine Jagdtrophäe aus allen Arten Wild geschichtet.

In der Auswahl der Genossen hat der Tact sich selbstverständlich am meisten zu bewähren; an das Lob, das man der französischen Geselligkeit damals zu spenden anfing, will Pontan noch nicht so recht glauben; das Höchste hat auch hier Alfonso mit seinen literarischen Gartenfesten geleistet.

So vielseitig die Betrachtung der Elemente des Lebensgenusses in der hier charakterisirten Schriftengruppe ist, macht sich doch ein Mangel bemerkbar, der darauf hindeutet, dass in Neapel der Renaissance-Cultur ein wichtiger Factor fehlte, die einheimische Kunst. Wo sollte man eine Würdigung derselben eher erwarten als in diesen Schriften, die uns doch die Gesinnung enthüllen, aus welcher die Kunstblüthe Italiens hervorgegangen ist? Aber gerade hier schweigt Pontan völlig; und wie wenig er sich um die Fortschritte der Kunst kümmerte, beweist eine Aufzählung berühmter Künstler, die er im Jahre

1500 gab[1]), es sind noch immer: Giotto, Gentile von Fabriano, Johann van Eyk und Donatello. Und doch hatte Ferrante in der Zeit, als Pontan an der Spitze der Geschäfte stand, den bedeutendsten florentinischen Bildhauern in Neapel Beschäftigung gegeben.

Auf Verherrlichung durch die Kunst verzichtete aber auch in Neapel der Humanist nicht. Das Oratorium, das sich Pontan als Familienheiligthum erbaute, ward schon erwähnt. Sein Bild von einem sonst unbekannten Maler Tutiano, das er nach Mantua als Geschenk gesandt hatte, genoss dort eine fast abgöttische Verehrung. Als dann der Modanese Mazzoni in Monte Oliveto die Thongruppe der Grablegung aufstellte, nahm er für die Gestalten der Heiligen neben den Fürsten und einigen Hofleuten auch die Humanisten zum Modell. Der Tadel, den Aegidius den Freunden gegenüber aussprach: es sei schimpflich, Heiliges und Profanes zu vermengen, berührte sie wenig; denn er hätte nicht nur dieses derb-realistische Werk, sondern die gesammte Kunstentwicklung seit Donatello und Masaccio treffen müssen.[2]) Summonte machte bei der Publikation des philosophischen Nachlasses Pontan's es seinen Mitbürgern zur Pflicht, den grossen Mann, der ihre Heimath verherrlicht habe, durch ein öffentliches Standbild zu ehren, doch war unter der spanischen Herrschaft die Zeit für die Erfüllung solcher Wünsche schon vorbei.

Höchst spärlich finden wir Anerkennung der bildenden Kunst auch bei den übrigen neapolitanischen Humanisten. Sannazar, gerade der am meisten malerische unter den Dichtern der Renaissance, schildert nur einmal beiläufig sein Landhaus, in dessen Mitte ein Saal mit historischen Gemälden zum Preise der aragonesischen Könige sich befindet[3]); die Kunstleidenschaft im Zerrbild des Dilettantismus aber hat er lustig verspottet in einem geizigen Alten, der nur für ein kostbares Grab spart, das er sich bei Lebzeiten errichtet, alle Reste

[1]) De prudentia III, 9.

[2]) Sammlung Arditi.

[3]) Eleg. III, 3.

des Alterthums durchstöbert und alle Architekten stört.[1]) Unter den Kunstwerken Neapels hat er nur jenes besungen, das uns das Ausklingen der Gothik zeigt: das Grabmal des Königs Ladislaus[2]). Merkwürdig dagegen ist es, dass in dem entlegenen Winkel Italiens, den Galateo's rege Thätigkeit erfüllte, eine der bekanntesten Künstlersagen entstand, die binnen Kurzem von einem unberühmten Maler in Lecce auf das glänzendste Genie, Leonardo da Vinci, übertragen wurde: nämlich dass der Künstler an der Darstellung des Judaskopfes im Abendmahl verzweifelt habe[3]).

Nur in lockerem Zusammenhang mit seinen übrigen philosophischen Arbeiten steht das Werk, das Pontan als 73jähriger Greis im Jahre 1499 begann, das über die Rede. Inmitten der Kriegsstürme, während Franzosen und Spanier sich um die Beute des unglücklichen Landes rissen, dessen Schicksale Pontan einst geleitet hatte, schrieb er es, besorgt um Eigenthum und Leben. Gerade darum aber, so erklärt er, wolle er seinen und seiner Leser Geist vom Schmerze zum Scherze wenden; nicht zu Thränen, sondern zum Lachen lade er ein. Die Gesinnung eines Patrioten ist das gerade nicht; aber als das Zeugnis einer wahrhaft unverwüstlichen Geisteskraft darf uns die Schrift dennoch gelten. Die Schärfe der Charakterschilderung, die leichte Combination ist hier ververeinigt mit einem behaglichen, redseligen Humor, der sonst zwar Pontan's Dialogen, aber nicht seinen philosophischen

[1]) Epigr. I, 41,

[2]) Epigr. I, 4.

[3]) Das Epigramm Galateo's lautet:

In Antonium Brivium pictorem Sallentinum.

Expressit tabulam Brivius; spectatur in illa
Christus cum sociis et bene splendet opus.
Omnia mirifice respondent legibus artis.
At Judae effigies discolor una viget.
Cur vero hanc ipsam clarus non perficit auctor?
In mentem sceleris venit et abstinuit.

Das späte Epigramm, das man unter Michel Angelo's unvollendete Brutusbüste gesetzt hat, ist diesem nachgebildet.

Büchern eigen ist. Und er hat mit dieser Schrift in der That ein neues Gebiet für die psychologische Reflexion erobert. Unbefriedigt von den Untersuchungen der Alten, die nur die Rhetorik, die Kunstrede, betrachten, will er — die Anerkennung vorausgeschickt, dass das Wort im Munde des Redners die höchste Macht übe — doch nur über die gewöhnliche Rede handeln, wie sie im freundschaftlichen und Geschäfts-Verkehr, im täglichen Gespräch, in der Familie und im bürgerlichen Leben gebraucht wird. Und er weiss, dass nur so betrachtet die Rede erscheint als das, was sie ist, als das Werkzeug der Vernunft und die Vermittlerin des menschlichen Verkehrs, also als das Band der menschlichen Gesellschaft. Da findet er denn zwei Grundeigenschaften, von denen alle anderen Vorzüge der Rede abhängen, und in deren Mangel alle Untugenden derselben wurzeln: Wahrheit und Anmuth. In einer Zeit, der die schöne Form der Rede, das *bel parlare*, über Alles ging, wird die Anmuth ausführlicher behandelt. Die Charaktere des Scherzenden, des Witzigen, des Heiteren, des Launigen, des gefälligen Erzählers, des schmeichelnd Zärtlichen, und wie alle die feinen Nuancen heissen, für die unsere Sprache und unser Volk, das auf Anmuth wenigstens beim männlichen Geschlecht nicht besonderen Werth legt, kein Wort hat, werden höchst feinsinnig geschildert. In der Urbanität, die ausserdem noch eine humane Handlungsweise einschliesst, vereinigt sich die Mehrzahl dieser liebenswürdigen Eigenschaften. „Mit Scherz und anmuthigen Aussprüchen sucht der urbane Mann nach der Arbeit Erholung; mit Salz würzt er die Rede und mischt Liebenswürdigkeit hinzu; er wählt seine Worte passend, treffend, knapp; er verbindet damit, wo es nöthig ist, eine Miene und Gesten, wie sie bei Erzählung von Geschichtchen, von lustigen, scherzhaften Dingen am Platze sind; so beschwichtigt er die Sorgen, lindert die Mühen; aber immer hält er die Grenzen des Anstandes ein, wie sie ihm seine Person, sein Amt, sein Alter, seine Stellung vorschreiben, und ebenso das ästhetische Maass, das ihn von der Breite in Wort und Scherz zurückhält. Ueberhaupt sieht er sehr genau darauf, dass er nicht etwa, während er Andere zum Lachen

anregt, selbst Gegenstand der Lächerlichkeit werde, und besser für die Gasse, als für einen Zuhörerkreis angesehener, edler Männer zu passen scheine.“ Es ist diese Schilderung des überlegenen Gesellschafters ein interessantes Seitenstück zu jener des überlegenen Helden in der Schrift über den Hochsinn. Und dass Pontan auch hierbei die Muster in seiner Umgebung fand, bezeugt seine Charakterschilderung Galateo's, den er als den liebenswürdigsten unter seinen Genossen bezeichnet.

Lernen wir hier die Lichtseiten einer verfeinerten gesellschaftlichen Cultur kennen, so werden auch deren Schattenseiten nicht verhehlt, sobald Pontan zum anderen Erfordernis, zur Wahrhaftigkeit, gelangt, einer Tugend, die übrigens auch er sich nicht rauh denken mag, von der er vielmehr ebenfalls Anmuth und Schmuck verlangt, wie diese auch die Natur, die ewigwahre, ihren Werken mitgiebt. Sämmtliche unerquickliche Daseinsformen, wie sie jede Culturwelt erzeugt, und wie sie durch den gemeinsamen Zug der Unwahrhaftigkeit verbunden werden, müssen sich auf Herz und Nieren prüfen lassen, von den unschädlichen, den Anmaassenden, Aufschneidern und Lügnern an zu eigentlichen Krankheitserscheinungen des Gemüths, den Aufhetzern, die die Lust an Händeln und Aufruhr vorwärts treibt, und den noch tiefer stehenden Ohrenbläsern, die mit ihrem Verhetzen nicht einmal grossen Bewegungen, sondern nur gutem Essen und freundlichen Mienen nachgehen. Mit besonderer Sorgfalt wird dann die grosse Genossenschaft der Heuchler behandelt. Das unumwundene, in jener Zeit oft wiederholte Geständnis, dass sich selten jemand von diesem Laster völlig frei halte, leitet eine Schilderung der verschiedenen Klassen von Verstellung ein, wie sie drastischer nicht gegeben werden kann. Namentlich für die religiöse Heuchelei, die mit Unduldsamkeit gepaart ist, giebt seine neapolitanische Erfahrung Pontan reiche Beispiele an die Hand, sei doch neuerdings sogar der grösste politische Heuchler, König Ferrante, in dieser Kunst von den Päpsten weit übertroffen worden.

In der zweiten Hälfte des Buches versucht Pontan auf

empirischen Wege, durch Zergliederung einer überaus grossen Anzahl trefflich erzählter Witze, das Wesen des Witzes und seine verschiedene Anwendung zu bestimmen. In der Renaissancezeit ist die Betrachtung des Lebens von seiner lächerlichen Seite eine natürliche Folge der freien Stellung des ausgebildeten Individuums der Welt gegenüber und zugleich ein Gegengewicht gegen den hochgespannten Idealismus in der Auffassung der Vergangenheit und der eigenen Ziele. Die Tonleiter des Spottes vom wohlwollenden Humor bis zur schneidenden Satyre in allen Klangfarben hören wir überall im Leben und Literatur der Renaissance, mag sie nun einer pessimistischen Weltauffassung, wie es gewöhnlich in Deutschland der Fall, oder einer optimistischen, wie in Italien, zum Ausdruck verhelfen. Ihr reinstes Ausklingen hat sie freilich erst am Ende dieser Epoche gefunden, in der letzten und reichsten Blüthe, welche die Renaissancezeit getrieben hat: in Shakespeare's Dramen. Zwar vermissen wir auch in Pontan's wenig gefeilter Schrift viel, aber sie ist doch als einziger Versuch einer Theorie für eine der wichtigsten Zeitrichtungen überaus wichtig. Wir sehen aus ihr vor Allem, welche Rolle dem Witz in seinen verschiedensten Formen zugetheilt ward. Der feine Humor des Hofmanns und der rohe Hohn der Gasse, der die Würze des Unanständigen oder Ekelhaften nicht leicht entbehren kann, das politische Schlagwort, in dem sich die Akademiker, Cariteo voran, stark zeigten, der tolle Schwank und die feinere Burla, die Novelle, der Pontan's Bewunderung besonders gehört, die Thierfabel, das Ammenmärchen, das zur Mandoline gesungene Couplet, endlich der Wortwitz, der die Steigerung zum Witzgefecht besonders nahe legt, sie alle kommen zur Behandlung.

Auch beschränkt sich Pontan nicht auf Italien und das Alterthum. Es ist sein besonderes Verdienst, das Wesen des spanischen Witzes geistvoll erörtert zu haben, schon ehe derselbe in der Literatur eine glänzende Vertretung fand. Mit Eifer besteht Pontan darauf, dass trotz des Plötzlichen, Unerwarteten, welches allem Witz eigen ist, doch eine Theorie desselben möglich sei, die Schlüsse müssten ja auch

im Augenblick gebildet werden, und doch gebe es eine Wissenschaft der Logik. Ja, ebenso wie die Logik entschieden dazu beiträgt, die Naturanlage des scharfen Schliessens auszubilden, so ist es auch mit der Theorie des Witzes der Fall; auch hier darf man oft von einer eigentlichen Kunst d. h. von einem auf theoretischer Grundlage beruhenden Können reden. Auch hat Pontan durch theoretisch vorgefasste Meinungen sich nirgends den Blick für das Richtige verdunkeln lassen; man müsste denn gerade dahin zählen, dass er es für eine beinahe unerlässliche Bedingung erklärt, dass der Witzige selber einen trockenen Ernst bewahre. Das würde eine der charakteristischen Arten des italienischen Humors, den des Buffone, geradezu ausschliessen; doch fordert Pontan andererseits als echter Südländer dramatische Haltung in Ausdruck, Stimme und Gesten. Die ausgelassene Lustigkeit, die den germanischen Völkern nahe liegt, und die einst auch in der antiken Literatur ihre Rolle gespielt, kennt auch Pontan, aber doch nur an ihrer ältesten Heimstätte, den Weinlesefestlichkeiten der Landbevölkerung.

Pontan ging in diesen letzten Schriften, wie auch sämmtliche zeitgenössischen Kritiker wohl bemerkten, oft in die Breite und wurde den Gesetzen des Ausdrucks nicht immer gerecht. Er konnte freilich nicht mehr den Entschuldigungsgrund für sich ansprechen, den ihm der wohlmeinende Gyraldus zugestand, dass er durch rastlose Geschäftsthätigkeit in Kriegs- und Friedenszeiten in Anspruch genommen worden sei. Aber auch das ist eine Rechtfertigung, dass der unermüdliche Greis nur noch daran denken mochte, den ganzen Inhalt seines reichen Geisteslebens der Nachwelt zu überliefern und dabei bisweilen die formelle Durchbildung ausser Acht liess. Jedenfalls hat Gyraldus Recht, wenn er fortfährt: „Wer hat mehr, wer hat gelehrter und zierlicher geschrieben? Wessen Composition ist vollständiger, klarer, gewählter? Mag sein Ruhm in unserer Zeit auch einige wenig billige Beurtheiler finden, so werde ich diesen doch kein Zugeständnis machen, ehe sie selbst Besseres als er leisten, oder solche Leistungen anderer mir aufweisen. Ich gestehe, bis auf diesen Tag solche

Leistungen nicht gesehen zu haben." Speciell über Politian und Baptista Mantuanus stellt er ihn hoch. Wenn dann weiterhin Gyraldus doch meint, Sadolet und Bembo kämen Pontan gleich, so mag das für die Formgewandtheit und den feinen ästhetischen Sinn der beiden passen, an Weite des Gesichtskreises und an Schöpferkraft steht Pontan aber sicherlich über ihnen, die doch schon halb und halb Epigonen sind.

Der Ruhm bei den Zeitgenossen war jedoch Pontan, dem Dichter, noch gewisser als Pontan dem Philosophen. Jovius spricht dies als die Meinung der Mehrzahl und auch als die eigene aus. Dass Pontan die humanistische Poesie erst zur vollen Blüthe gebracht, zuerst den Wohllaut der Alten erreicht habe, ist eine ziemlich übereinstimmende Ansicht; auch ein Florentiner, der wie wenig andere zur Entscheidung berechtigt war, Varchi, gesteht ihm diesen Ruhm zu. Der einzige Raphael von Volterra, der ihn übrigens auch als den ersten zeitgenössischen Dichter ehrt, meint doch: seine Gedichte zeigten mehr Kunst als Talent, etwa wie unter den Alten die des Silius.

In den Augen der meisten Beurtheiler hat gerade diese Ausstellung wenig Gewicht gehabt, ja man könnte es im Sinne jener Zeit als ein besonderes Verdienst Pontan's betrachten, dass seine Nachahmung des antiken Wohllauts auf gründlicher Untersuchung der Vorzüge seiner Muster beruhte. Wie er dieselbe anstellte, hat er in einer ausführlichen Auseinandersetzung, die er Sannazar in den Mund legt, mitgetheilt. Sein Ideal von Formvollendung ist die Tonmalerei, vermöge deren der Vers genau den jeweiligen, durch den Inhalt bedingten Affect widerspiegelt. So rühmt er sich z. B. selber um äusserst lahmer Verse willen, die die Mattigkeit malen sollen. Die Zerlegung des Wohllauts in seine Elemente, die Betrachtung des Accents, der Cäsur, der Silbenanzahl und ihr Verhältnis zu den Versarten, der verschiedenen Arten der Alliteration u. s. w. sind nicht ohne Geist; und diese Betonung des musikalischen Elements in der Metrik traf fast überall den richtigen Punkt.

So schulmässig verfuhr Pontan, so sehr war ihm in der Dichtkunst die Form Hauptsache! Wenn nun trotzdem Frische

der Darstellung und Mannigfaltigkeit origineller Stoffe in seinen Dichtungen noch jetzt anziehen, so ist das die beste Beglaubigung seiner Dichternatur. Schon kennen wir die grössere Anzahl seiner Werke: Das astronomische Lehrgedicht, das durch die einzelnen, oft höchst lieblichen, oft — wie in der Schilderung des Thrones Gottes und der Weltschöpfung, aber auch der Diatribe gegen den Aberglauben — wahrhaft erhabenen Scenen anzieht, mögen wir auch seinen ästhetischen Gesammtwerth als Weltbild gering schätzen [1]; die Hesperidengärten, diese *Georgica* der Renaissance, das sonnige Bild süditalienischen Landlebens; die *Lepidina,* diesen unnachahmlichen Lobgesang auf die Schönheit des Golfs von Neapel; die Eklogen, wenigstens zum Theil realistischer Art; die *Bajanae,* diese graziös frivolen Geschenke an gute Freunde und Bekannte, die kecken Schilderungen eines üppigen Badelebens; die Epigramme, die er eben jenen Freunden als Grabschriften gewidmet; die Ansätze zu einem Heldengedicht, zu dem ihn die Strassen-Rhapsoden anregen und endlich die Versuche, auch für christliche Stoffe das antike Gewand zurechtzuschneiden.

Zunächst fällt auf, dass Pontan keine eigentliche dichterische Entwicklung hat. Seine frühesten und spätesten Gedichte haben dieselben Vorzüge, dieselben Mängel. Die *Urania,* das göttliche Gedicht, in dem er sich zu den Sternen aufgeschwungen, wie es Jovius nennt, hat er am Beginn seiner Laufbahn angefangen, es hat ihn durch sein thatenreiches Mannesalter begleitet; die Lepidina und die Hesperiden, Gedichte, die in der Schönheit der Schilderung der Urania ebenbürtig sind, sie in harmonischer Anordnung des Stoffes aber weit übertreffen, entstammen seinem hohen Greisenalter; die frühesten Nachahmungen Catull's, die zwischen neckischer Liebeslust und burlesken Scheltreden auf glückliche

[1]) Dass Pontan's Muse, wie Tallarigo meint, auch wo er von den himmlischen Räumen singt, die Liebeslust sei, passt doch nur auf die eine von T. mit Recht Ariost verglichene Schilderung des Kreises der Venus.

Nebenbuhler wechseln, unterscheiden sich nicht im Geringsten von den bajanischen Hendekasyllaben. Sie alle zeigen dieselbe Formgewandtheit.

Ein wirkliches Epos hat Pontan so wenig als irgend ein neulateinischer Dichter geschaffen. Seine Nachahmungen der lyrischen Versmaasse der Alten sind elegant, einige Hymnen, an die Nacht, an den Amor, die Sonne besitzen höheren Schwung; berühmter noch waren die, selbstverständlich durch Theokrit angeregten Oden, in denen der tölpelhafte Polyphem seine Liebesklagen an die spröde Meergöttin Galatea singt. (Eines der Gedichte, welches den gewaltsam erzwungenen Triumph des Cyklopen berichtet, könnte, wie man neuerdings vermuthet hat, die Anregung zu Raphael's Bild gegeben haben. Es fehlt aber in mehreren Ausgaben.)

Pontan's eigentliche Stärke liegt in der Behandlung der elegischen Versmaasse und der Jamben. Als Epigrammatiker war er allgemein anerkannt, nachdem seiner, übrigens recht süsslichen, Grabschrift des Pomponius Laetus der Preis unter vielen ähnlichen zuerkannt worden war. Jedoch ist er auf diesem Gebiete von seinem Freunde Sannazar weit übertroffen worden. Den Jambus hingegen hat Niemand unter den Neulateinern so graziös zu bilden verstanden. Vollends unerschöpflich ist er in Elegien; dieser Form, welche der reflectirten Empfindung am besten dient, hat er eine Reihe von Stimmungsbildern anvertraut, wetteifernd mit Sannazar. Das mythologische Element, verknüpft mit landschaftlichen Eindrücken, ist stark vertreten, auch eine heroische Epistel nach Ovid's Vorbild findet sich einmal, weitaus die grösste Anzahl sind der Liebe geweiht. Der scherzend leichtfertige Ton ist den jambischen Versmaassen überlaassen; in den Elegien finden wir die ganze Scala trotziger, zweifelnder, hinschmelzender, träumerischer Stimmungen, und vor Allem eine Gluth des sinnlichen Genusses, wie man sie von dem Sänger des lüsternen Spielens in den Hendekasyllaben nicht erwarten sollte. Auch in diesem Punkte stehen die Liebeselegien des Greises hinter denen des Jünglings nicht zurück. Die letzte Sammlung (*Eridanorum libri II)*, in der die Liebschaft mit der Ferra-

resin Stella die Hauptsache ist [1]), zeigt genau wie die früheren echte, feurige Leidenschaft; und die im höchsten Greisenalter von dem nahezu 80jährigen, von Sorgen und Gefahren umlagerten Pontan an Mark Anton Sabellico, den venetianischen Geschichtschreiber, gerichtete Elegie ist ein Bild von Thatenstolz und Thatenlust, von Liebeskraft und Liebessehnsucht und von jener Stimmung, die seit Tibull die Elegiker besonders geliebt, von Schwelgen im Träumen, dass sie sich den höchsten Kunstwerken neulateinischer Poesie anreiht.

So könnten wir nachgerade verwundert sein, mitten unter diesen Kundgebungen wandelbarer Leidenschaft fast in gleicher Anzahl Verherrlichungen des Familienlebens zu finden; ja, wenn man bei Pontan wie bei allen erotischen Dichtern bisweilen Grund hat, an der Echtheit seiner Liederlichkeit zu zweifeln, so sind diese Gedichte „über die eheliche Liebe“ von unverfälschtem Gepräge und lassen die innerste Herzensmeinung ihres Sängers erkennen. Noch mehr: auch in jenen Werken, die der freien Liebe gewidmet sind, begegnen uns jene Klänge, in den *Bajanae* üppig kosend, in den *Eridani* als wehmüthig-schwärmerische Erinnerung an die Verstorbene. Die Zusammenstellung ist seltsam, aber jener Zeit entsprechend; ganz naiv rühmt auch Sannazar bei seiner Verherrlichung Pontan's, dass jenen zweideutigen Schönen, Fannia, Stella u. a. m. die Unsterblichkeit gesichert sei, und preist ihn zugleich als den Sänger treuer Gattenliebe. So nun, wie uns jene Gedichte vorliegen, sind sie die vollendetste Darstellung des Familienlebens, die uns die Renaissancezeit überhaupt gegeben [2]), von einer hingebenden Zärtlichkeit, die ihre Geheimnisse für unseren Geschmack nur zu deutlich ausplaudert. Zwar bot die schönste Elegie des Properz immerhin für diese dichterische Verklärung des Familienlebens einen Anhaltepunkt, doch ist Pontan im Wesentlichen selbständig: Das Glück des jungen Gatten, die Ungeduld, wenn er hinaus muss in den Krieg, die Regeln der Töchter-

[1]) Auch einige der cynischen jambischen Gedichte sind ihr geweiht.

[2]) Es ist ein Irrthum von L. Geiger, dass sich Pontan über Untreue seiner Gemahlin beklage. Wo in Pontan's Gedichten von Untreue die Rede ist, beziehen sie sich auf Damen, in deren Beruf dieselbe lag.

erziehung, die er aus der Ferne der Gattin giebt, das Frohlocken über den Friedensschluss und die Rückkehr zu seinem geliebten Landgut, jenem so oft von ihm besungenen Antignano, auch wohl einmal der Aerger des sparsamen Hausvaters über den Weiberputz, das ist in classischen Distichen mit einer Naivetät, Wärme und Lebhaftigkeit sonder Gleichen erzählt. Zum Schluss erhalten wir noch die Epithalamien der Töchter, prächtige, feurige Brautlieder, nur dass es uns etwas befremdlich ist, dass gerade der Vater der Braut dieselben verfasst hat. Eins aber ist in diesen Gedichten recht eigentlich der Mittelpunkt: der kleine Sohn und Stammhalter. Es ist doch immerhin eines der anmuthigsten Bilder jener Zeit, wie der keineswegs jugendliche Vater — Pontan hatte erst in höheren Jahren geheirathet, und zwar, wie Tristan Caraccioli berichtet, eigentlich nur, um den Aerger eines Junggesellen-Haushalts los zu sein — an der Wiege des Knaben sitzt, der Amme die Schlummerlieder und die Kinderfabeln abhorcht, und wie er sie zusammt dem Geplauder des Bambino haarklein mit all' den unvermeidlichen Natürlichkeiten der Kinderstube in tadellose Hexameter bringt.

Wer aber zweifeln möchte, ob die lateinische Kunst-Dichtung auch tiefe, herzerschütternde Weisen finden konnte, der lese alle jene Gedichte, die dem Andenken Ariadna's geweiht sind.[1]) Die süsse Wehmuth der Erinnerung, das Glück des täuschenden Traumes, das Aufbrechen alter Wunden, die man geheilt glaubte, leben in ihnen. In solchen Elegien, wo er gleichsam in der Gegenwart des Schattens der Geliebten um den vorzeitigen Tod des Sohnes klagt, oder wo er die vaterlose Enkelin vor sich spielen sieht, tritt uns ein mächtiges, wahres Gefühl entgegen, und wir vergessen völlig, dass seine Form eine fremde, entlehnte ist. Seit langem besass die italienische Literatur diesen Gefühlsinhalt, aber Pontan erwarb ihn für die humanistische Dichtung. Das sind die Gesänge, an denen sich Sannazar geschult hat; den schönsten, die klagende Idylle Meliseus, hat er sogar in's Italienicshe übertragen und an den Schluss der Arkadia gestellt.

[1]) Vgl. auch das über die Hesperiden Gesagte.

Das Familienleben, das sich in diesen Gedichten abspiegelt, ist besser als die Theorie der Ehe, die Pontan entworfen hatte, und wir mögen ihm gern die humanistische Redseligkeit verzeihen, die den Schleier lüftet von dem, was jedes Menschen eigenstes Eigenthum ist. Aber leider hat Pontan sich nicht damit begnügt, seine Familie dichterisch zu verklären, er hat sie auch ironisch geschildert. Ich meine die Scene des Dialoges Antonius, in der die versammelten Freunde das Söhnchen Lucius aushorchen, was der Vater und die Mutter zu Hause machen. Wohl ist es von unwiderstehlicher Komik, wenn das *enfant terrible* ausplaudert, wie die eifersüchtige Mutter mit dem unerschütterlich geduldigen, leise Beschwörungs-Formeln murmelnden Vater schmählt um seiner — Reisebekanntschaften willen, wenn es vollends ihre Beichte erlauscht, in der sie dem Priester die Sünden — ihres Mannes bekennt, aber Pontan hätte sich hier wohl an seine eigene Regel halten mögen: dass die Komik nie auf Kosten des Erzählers selbst erreicht werden dürfe.

Wir erkennen hier denselben Mann, der noch als Greis sich von Herzen gern in ein Witzgefecht auf offener Gasse einliess, und dieser Act der Selbstironie ist noch lange nicht der schlimmste, den er sich zu Schulden hat kommen lassen [1]. Immerhin mögen wir einen Mann glücklich schätzen, der Laune genug besitzt, sich so köstlich über sich selbst zu moquiren, wenn er als alter Herr in die galanten Kreise der Jugend geräth, wie es Pontan in seinen *Bajanae* thut. [2])

So gilt es denn von diesem merkwürdigen Manne, dass

[1]) Siehe oben über den Dialog *Asinus*.

[2]) Auch in der Selbstironie fand er (resp. Catull) den Nachahmer in Elisius Calentius, wie für die Verherrlichung des Familienlebens. Beides verträgt sich auch bei diesem ganz vortrefflich, und als er mit Prinz Federigo nach Burgund und Frankreich kommt, entsetzt sich der in Italien keineswegs besonders tugendhafte Dichter vor der Sittenlosigkeit jener Völker, namentlich vor ihrem herzlosen, oberflächlichen Familienleben und ihrer Gleichgiltigkeit gegen Ehebruch. Findet doch selbst Tristan Caraccioli eine Art Stumpfheit sittlichen Gefühls der Franzosen darin, dass die Sitte dem Manne die Tödtung der ehebrecherischen Frau verwehrt! (Caracc., de variet. fort. bei Gelegenheit des Gambatesa).

er auch im Geniessen, und zumal im Lieben vielseitiger war, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Mit vollem Rechte kann er sich hierbei jene Entschuldigung aneignen, die Jakob Burckhardt für die vom Höchsten zum Tiefsten schwankende Erotik der Renaissance gegeben hat: „Es ist nicht durchaus rühmlich, aber es ist eine Thatsache, dass in dem modernen gebildeten Menschen die Gefühle auf verschiedenen Stufen zugleich nicht nur stillschweigend vorhanden sind, sondern auch zur bewussten, ja nach Umständen künstlerischen Darstellung kommen. Erst der moderne Mensch ist wie der antike auch in dieser Beziehung ein Mikrokosmus, was der mittelalterliche nicht war und nicht sein konnte.“ [1])

Und wie könnten wir, wollten wir nicht dies harmonische Charakterbild zerstören, wünschen, dass ihm die Züge der Selbstironie und des politischen Schwankens fehlten!

Menschlich erfreulicher sind freilich jene Naturen, die in engerem Kreise, unter normaleren Bedingungen erwachsen, ihr Talent und ihren Charakter zugleich ausgebildet haben, die zwar weder zum vielseitigen, geistigen Schaffen, noch zum thatkräftigen Handeln berufen sind, die aber in dem Gebiet, das sie beherrschen, das Vollkommene leisten und in den einfachen Forderungen des Lebens, die an sie herantreten, sich unerschütterlich bewähren. Eine solche Natur war Sannazaro. Auch für jene Bescheidenheit, mit der er alle Aufforderungen ablehnte zu Werken, die er seiner Begabung fremd fühlte, gab es antike Vorbilder; nur dass die Humanisten ihnen bis dahin wenig nachgeeifert hatten. Er war nur Dichter, und selbst in der Anzahl und Mannigfaltigkeit der poetischen Leistungen erreicht er Pontan nicht; aber er war Dichter durch und durch: kein Wort, das ihm nicht von Herzen käme, das auf dem Umweg durch den beobachtenden, feilenden Verstand das Geringste an Wärme verloren hätte. Seine Gedichte lassen unschwer erkennen, dass er an ihnen besserte, und oft nach vielen Jahren noch Zusätze machte [2]), aber auch dass er das Wesentliche, die Grundstimmung immer festhielt. Wir haben ihn

[1]) C. d. R. II S. 212.

[2]) So die Elegie an Pontan I, 9, die vor 1490 begonnen sein muss

als Epiker, als Sänger des Fischerlebens und der neapolitanischen Landschaft, als politischen Epigrammatiker kennen gelernt, in der Freundschaft, der Liebe, dem Königsdienst gleich edel und unabhängig. Die überreiche Belohnung, die ihm Venedig für das Epigramm zukommen liess, in dem er die Stadt des Neptun über die des Juppiter, Rom, stellt, zeigt die Schätzung, die man dem Epigramm, als dem „concentrirten Ausdruck des Ruhmes" zukommen liess[1]) und lässt den Einfluss ahnen, welchen Sannazar's politische Gedichte übten. Von keinem Misston wird seine reine Liebe getrübt; in weicher Melancholie, die sich den Träumen über verlornes Glück gern hingiebt, schwelgt sie am liebsten und klingt aus mit edler Resignation. Sie reiht ihn ebenbürtig an die anderen grossen italienischen Sänger, deren Liebesleben denselben unerschöpflichen Inhalt gehabt hat. „Wie im Dichten so im Grabe Virgil der nächste", sagt das Epigramm Bembo's in dem Kirchlein an der Mergelline; in unseren Augen ist es ein höheres Lob, wenn wir ihn unter allen Neueren Dante am meisten verwandt finden, so weit zwischen einem Talent mittleren Ranges und einem weltumfassenden Genie Aehnlichkeit bestehen kann. Ist es doch ausser Dante ihm allein in der Renaissance gelungen, die Ideale der christlichen Religion auch zu Idealen der Dichtkunst umzuschmelzen, hat er doch wie jener in diesem einen Werk sein Lebenswerk gesehen. Und er wie der grosse Florentiner hat neben Gesängen einer schwärmerischen Liebe, die ihren Gegenstand zuletzt nur noch als ein verklärtes Bild des Jenseits verehrt, die scharfen Waffen der politischen Satire geschwungen und den schneidenden Gegensatz zwischen einer verrotteten Gesellschaft und dem eigenen sittlichen Wollen schonungslos aufgedeckt. Vor Allem: ihm wie Dante ist die Vollkraft der Dichtung erst durch den Ernst des Lebens gegeben worden, als der Schmerz der Verbannung, die für beide sittliche Pflicht war, grausam

und dann bis zu Pontan's letzten Schriften fortgeführt worden ist, so die an König Federigo III., welche ganz gegen die ursprüngliche Anlage zuletzt Verbannung und Tod des unglücklichen Fürsten bringt.

[1]) Burckhardt C. D. R.

in ihr träumerisches Dichterleben schnitt. Und auch bei Sannazar war es nicht nur die persönliche Treue gegen seinen Herrn und Wohlthäter, nicht nur der Groll über den unwürdigen Abfall, der ihn König Federigo's Exil theilen liess; es ist etwas von dem stolzen Idealismus des Florentiners in ihm: kann er nicht fechten für die Idee des heimischen Königthums, so will er für sie dulden und singen; so kann er die Ehre seiner Heimath retten. Auch Pontan hat das gefühlt und in dem herrlichen Abschiedslied an Neapel, das er dem scheidenden Sannazar in den Mund legt, ausgedrückt. Die Gesänge, die jener in Frankreich[1]), das ihm nur ein ödes Barbarenland scheint, dichtete, besitzen das, was der neulateinischen Poesie sonst überall fehlt, selbst in den leidenschaftlichsten Liebesklagen fehlt: den Inhalt eines grossen Schmerzes. Und nicht in den Lobgedichten, mit dem er sich der lästigen Pflicht, die Thaten der Könige zu besingen, einst entledigt hatte[2]), nicht in den Hymnen mit antiker Scenerie, in denen er den freigebigen Fürsten huldigt, nicht in dem behaglich zutraulichen Verkehr mit seinem königlichen Freund, sondern in jenen bald trauernden, bald unmuthigen Gesängen, die das Schicksal des schmählich Gestürzten und Gefangenen ihm eingab, hat der Aragonese eine wahre dichterische Verherrlichung erhalten.

Sannazaro kehrte in die Heimath zurück, an dem Strand der Mergelline stellte er Kapelle und Fest seines Gentilheiligen her, wie er es in der Fremde ersehnt hatte[3]), und wieder begann er jenes Dichterleben voll Freundschaft, Liebe und Naturschwärmerei; aber aus seiner idyllischen Einsamkeit sandte der Dichter auch immer von Neuem scharfe Pfeile in das sittenlose Treiben auf dem politischen Markte. Auch dem französischen Sieger musste er, der Verarmte, sich wohl einmal nähern, aber welche Bittschrift ist es, die er an den Statthalter Pierre de Rochefort richtet! Vergebens sucht er etliche Verse hindurch den Ton conventioneller Schmeichelei

[1]) Als echter Humanist war er dort doch sofort auch bemüht, Handschriften der Classiker zu sammeln und zu retten.

[2]) Eleg. II, 1. Epigr. I, 37.

[3]) Epigr. II, 67.

einzuhalten, da überkommt ihn der Grimm über diese unwürdige Lage und bricht kaum gedämpft durch. Nicht Gnade will er, sondern Gerechtigkeit. Und aufbrausend schildert er das Loos der Vertriebenen, Beraubten, denen ihre höchste Zier, die Treue gegen ihren König, zum Verbrechen gerechnet wird.[1]) Noch setzt er Italiens Hoffnung auf Venedig, das er höher als einer seiner eingeborenen Dichter gepriesen hat, diesen einzigen Schirm des Vaterlandes gegen die Barbarei.[2]) Auch diese Hoffnung schwand. Aber immer noch glaubte er an die Befreiung der Heimath, immer noch an die Rückkehr seines Königshauses. Nach Spanien sendet er an den in freier Haft gehaltenen Sohn Federigo's die Ermunterung: noch sei er sein König, die Zierde des Vaterlandes, die Hoffnung eines so grossen Geschlechtes. Keine Felsenmauern der Pyrenäen, keine Mauern spanischer Städte sollen ihn aufhalten, der Heimath zuzueilen. Dann komme die Zeit, in der er, Sannazaro, wieder singen werde, wie die fremden Könige seinem Speer erliegen, wie ihm das Scepter der Heimath wiedergegeben ist: und welcher Heimath! Den alten Hüter der Meeresgeschöpfe, den Proteus, lässt er noch einmal das Lob Neapels singen, wie er ihn das Lob der Geburt der Jungfrau hatte singen lassen. Von den Mythen und Sagen, die überreich an diesen Bergen, Klippen und Grotten haften, eilt er zu den grossen Erinnerungen des Alterthums, zu den hohen Dichtergestalten dieses Landes, Virgil und Pontan, und schliesst mit dem Loos des unglücklichen Federigo, dem der Freund den Scheidegruss zuruft:

„Süss in der Heimath zu ruh'n! doch jede Erde ist Grabmal."

Aber die Zeit der Selbständigkeit Neapels war vorüber und es war ihr Schwanengesang, den Sannazaro anstimmte!

[1]) Scilicet est crimen duram contemnere mortem!
Scilicet est reges crimen amare suos!

[2]) Ich nehme an, dass auch die Venedig preisende Stelle in der pontischen Lebensbeschreibung Federigo's El. III 1 erst damals entstanden ist. Die politische Gesinnung des letzten Aragonesen drückt sie nicht aus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachträge.

Zu Seite 62 ff.

Mein werther Freund Professor K. J. Neumann in Strassburg schreibt mir nach Einsicht der Aushängebogen:

Die Anknüpfung des Michaels-Mythos und -Cultes an locale Gottesdienste in Kolossai und Laodikeia ist mir sehr wahrscheinlich. Genauere Auskunft giebt uns Strabon XII, 8, 15—20, C. 577—580. Die ganze Gegend um Apameia, Kibotos, Laodikeia, Karura, die sogenannte *κατακεκαυμένη*, ist den Erdbeben sehr ausgesetzt und wird davon viel geschädigt. Dem entsprechend wird in Apameia Poseidon als Erderschütterer verehrt (Strabon XII, 8, 18, C. 579). Apameia, gegründet durch Antiochus I., Soter, durch Versetzung der Bewohner von Kelainai, war grösste Handelsstadt Asiens nach Ephesos, also sehr griechisch. Daher erklärt sich auch die griechische Benennung Poseidon für den offenbar einheimischen, kleinasiatischen Gott. Nun berichtet uns weiter Strabon XII, 8, 20, C. 590 von einem berühmten Heiligthum, gelegen zwischen Laodikeia und Karura. Es ist ein Heiligthum des Men Karoy; daselbst war zur Zeit Strabon's eine grosse medicinische Schule, und dies darum, weil hier heisse Quellen sprudelten, die durch ein Erdbeben, ein Wunder des beleidigten Gottes, plötzlich entstanden waren. Der Tempel dieses Men Karoy lag zwischen Karura und Laodikeia, also wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe des späteren Michaelsheiligthums. Ueber diese Quellen handelt auch Athenaios II, 17 p. 43 a.

Meine Ansicht geht nun dahin, dass der Michaelscult von Laodikeia und Kolossai weiter nichts ist, als der übernommene Cultus des phrygischen Gottes Men Karoy, dessen Wesen die Griechen durch die Gleichsetzung mit Poseidon und Asklepios hätten wiedergeben können und zu Apameia durch die mit Poseidon wirklich wiedergegeben haben.

Derselbe macht mich zu Seite 110 aufmerksam, dass ein Einfluss des Michaels-Mythos auf jenen des heiligen Georg nicht anzunehmen sei, indem A. v. Gutschmid in den Berichten der k. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften nachgewiesen hat, dass jener durchweg dem Mithrasdienst entnommen ist.

Zu Seite 453.

Ueber „Aegidius und die Pontanianer“ findet sich im letzten Band des Archivio storico Napoletano IX, p. 430–452 ein Aufsatz Fiorentino's, in dem ein Theil der Briefe veröffentlicht wird, auf die sich auch meine Darstellung stützt. Andere dagegen, wie der Brief des Aegidius an Pontan über die Inschriften am Oratorium, der an Sannazaro über dessen geistliches Epos und Aegidius' eigene Eklogen, der des Gravina an Aegidius über die grosse Neapolitaner Disputation, sind Fiorentino entgangen. Ich trage aus seinem Aufsatz nach, dass Ae. ähnlich wie Pico seine platonisirende Philosophie durch die Kabbala zu erweitern trachtete und über einen Angriff, der gegen ihn deshalb aus Neapel erfolgte, sich sehr gereizt aussprach.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Hirschberg, Bote a. d. Riesengebirge.

Verlag von **Wilhelm Koebner** in Breslau.

Politische und religiöse Volksbewegungen
vor der Reformation

von

Dr. Eberhard Gothein.

Preis 3 Mark.

Geschichte Roms
während des

Verfalles der Republik.

Aus Neumann's Nachlasse herausgegeben

von

E. Gothein und **G. Faltin.**

Zwei Bände. — Preis 19 Mark

Carmina Burana.
Lateinische und deutsche Lieder und Gedichte

einer Handschrift des XIII. Jahrhunderts

herausgegeben von

J. A. SCHMELLER.

Zweite unveränderte Auflage.

Preis 8 Mark.

Die Deutschen Opfergebräuche
bei Ackerbau und Viehzucht.

Ein Beitrag zur

Deutschen Mythologie und Alterthumskunde

von

Dr. Ulrich Jahn.

Preis 9 Mark.

Hirschberg, Bote a. d. Riesengebirge.

Robert Ketterer
31. Mai 1994
Buchbinderei

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gothein, Eberhard,

Die Culturentwicklung Süd-Italiens in Einzel-Darstellungen

Breslau 1886

Ital. 197 pm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11631639-2